Le Flâneur

Reiseskizzen

(die Ostseeprovinzen, Deutschland und die Schweiz).

St. Petersburg.

1888.

Bibliotheca
Universitatis
Tartuensis
1933: 999.
5696

Buchdruckerei von A. Mutschnik, Liteynaja, 32.

Inhalt.

Vorwort. Seite

I. Abschied von Petersburg 7

II. Von Petersburg nach Riga 15

III. In den Ostseeprovinzen.

I. Riga 33
II. Im Eisenbahnwaggon 50
III. Reval 57
IV. Hapsal 61
V. Am finnischen Meerbusen 68
VI. Eine phantastische Flußfahrt 84
VII. Ueber die Grenze 90

IV. Deutschland.

I. Berlin 96
II. Von Berlin nach Kissingen 118
III. Bad Kissingen 134
IV. Ein Ausflug nach Würzburg 169

V. In der Schweiz.

I. Von Kissingen nach Basel 148
II. Basel 183
III. Von Basel nach Luzern 188
IV. Luzern 192
V. Auf dem Vierwaldstättersee 197
VI. Auf dem Rigi 208
VII. Eine Nacht auf Rigi-Culm 212
VIII. Von Luzern nach Brienz 223
IX. Interlaken 236
X. Auf dem St. Beatenberge 246
XI. Bern 252

Seite

VI. Deutschland.

I. Frankfurt am Main 260
II. Heidelberg 271
III. Norderney 280
IV. Ein Tag auf Helgoland 330
V. Bremen 359
VI. Hamburg 379

VII. Schlußwort 416

Vorwort.

Nachstehende Reiseskizzen sind die Früchte einiger in die russischen Ostseeprovinzen, Deutschland und die Schweiz unternommenen Sommerausflüge. Ich entschloß mich, diese Excursionen anzutreten, um zeitweilig einer Geist und Körper aufreibenden journalistischen Thätigkeit zu entgehen. Doch konnte ich nicht umhin, die während meiner Reisen empfangenen Eindrücke zu sammeln und sie hiemit dem geneigten Leser darzubieten.

Ich bringe in nachstehenden Skizzen nur Selbsterlebtes; gebe bloß das wieder, was ich wirklich gesehn und empfunden, ohne mich dabei von irgend welchen persönlichen Sympathieen oder Antipathieen beeinflussen zu lassen. Kastengeist war mir stets eben so fremd, als mir Racenhaß und Glaubensunduldsamkeit fernlagen.

Wenn ich jedoch, trotz meinem festen Entschlusse — mich damit zu begnügen, einfacher Beobachter zu bleiben und strenge Neutralität zu wahren — dieser mir selbst vorgeschriebenen Handlungsweise manchmal untreu werde und mich vom objectiven Gebiete auf's subjective begebe, so erklärt sich diese Abweichung einfach dadurch, daß es oft unmöglich ist, sich passiv zu verhalten; daß man wider seinen Willen durch die Ereignisse, die man bespricht, durch die Menschen, zu denen man in Beziehung tritt, durch die Fragen, die ganz unabhängig von eigenem Willen angeregt werden — hingerissen wird, an dem sich vor unseren Augen vollziehenden Kampfe des Lebens, an dem ewigen Kampfe um's Dasein Theil zu nehmen; sich in's dichteste Gewühl zu stürzen und, zu der einen oder andern Frage Stellung nehmend, momentan die Rolle eines, wenn auch nicht theilnahmlosen, so doch unparteiischen und bloß beobachtenden Zuschauers aufzugeben.

Durch diesen unwillkührlichen Drang, der bei einem jeden denkenden und fühlenden Menschen doch höchst natürlich ist, erklären sich manche Widersprüche zwischen Wort und That. Beim besten Willen kann man sich nicht immer passiv verhalten, denn das Leben ist nun einmal ein Kampf, an dem ein jeder

Mensch Antheil nehmen muß, wenn er Anrecht auf diesen Namen haben will. Da hilft kein Entschluß, passiver Beobachter zu bleiben, strikte Neutralität bewahren zu wollen.

„Ich bin ein Mensch und so glaube ich, daß nichts was den Menschen betrifft, mir fremd bleiben kann." Diese bemerkenswerthen Worte einer der handelnden Personen in dem Lustspiel des Eurypides (welches den etwas seltsam klingenden, schwer auszusprechenden Titel Ἑαυτοντιμωρούμενος — der Selbstpeiniger — trägt) erklären die Unmöglichkeit für einen denkenden fühlenden Menschen mit verschränkten Armen unthätig den sich vor seinen Augen vollziehenden Ereignissen zuzusehen.

Das Leben ist nun einmal ein Kampf und bereitet daher auch einem Jeden, der in dasselbe tritt, herbe Enttäuschungen, gar manche schwere Niederlage. In diesem Kampfe um's Dasein macht sich leider größtentheils das höchst bedauerliche Bestreben bemerkbar, die im Laufe der Zeit großgezogenen theueren Culturideale zu vernichten und es bedarf einer großen Festigkeit und Ueberzeugungskraft, um aus diesem erbitterten Kampfe als Sieger hervorzugehn, oder mindestens einen Succès d'estime davonzutragen.

Doch was muß geschehen, um zu siegen? Was beginnen, um nicht zu unterliegen?

Ein bekannter Gelehrter giebt uns Antwort auf diese wichtigen Fragen.

Der Lehrer des internationalen Rechts an der Petersburger Universität, Professor Martens, wandte sich bei Eröffnung seiner Vorlesungen im vorigen Jahre an seine Zuhörer mit folgenden Worten, die eine Antwort auf obengestellte Fragen enthalten:

„Allein ein unerschütterlicher Glaube an den definitiven Sieg unserer moralischen Ideale, wie sie sich durch das Culturleben unserer Heimath und aller andern Völker ausgearbeitet haben, kann uns als Rettungsanker dienen. Allein unverbrüchliche Treue diesen Idealen und stets beharrliche Vertheidigung des Rechts und der Gerechtigkeit überall, wo es auch sei, können und müssen als Leitstern auf dem schwierigen Lebenspfade dienen."

Soweit der Lehrer des internationalen Rechts, mit dessen Worten man nicht umhin kann zu sympathisiren, seine vollständige Uebereinstimmung auszusprechen.

Der Kampf um's Dasein ist im Grunde genommen ein Duell zwischen Aufklärung und Ignoranz, welches an die mythologische Fabel vom Kampfe des Herkules (des Vertreters der physischen Kraft) mit dem Riesen Antäus, dem Sohne der Gäa (Erde), gemahnt. Die Kräfte des letzteren erschlafften nicht, sondern erneuerten sich stets, sobald es ihm nur gelang die Mutter Erde zu berühren. Die Wissenschaft,— das ist die Erde, die uns im Kampfe mit der rohen physischen Gewalt stählt und Kraft verleiht. Denn die Wissenschaft lehrt uns die Wahrheit und Gerechtigkeit lieben, lehrt uns unsere Ideale, den kostbarsten Schatz, den der Mensch besitzt, bewahren. Darum muß das Augenmerk

eines jeden darauf gerichtet sein, seine Ideale, so lange es nur möglich ist, zu conserviren, da dieselben uns vor geistiger Verknöcherung behüten, das Herz warm erhalten, die Pulse hochschlagen machen, uns zum Guten anspornen, das Schöne und Edle lieben machen, mit einem Worte, die Quintessenz des Lebens bilden, ohne welche man nicht mehr lebt, sondern bloß vegetirt.

Denn sobald dem Menschen seine Ideale abhanden gekommen; sobald er den Glauben an deren definitiven Sieg verloren, erlischt sein Leitstern und tiefe Nacht umgiebt ihn. Sein Lebensnachen gleicht einem Schiffe, das auf sturmbewegter See dahinschwankt, ein Spiel des Windes und der Wogen, ohne Steuer und Segel, ohne Anker und Richtung. Wer seine Ideale bewahrt, wer überzeugungstreu, glaubensselig, hoffnungsvoll den Kampf mit dem Leben aufnimmt, der wird zuletzt den Sieg davontragen und wenn sich auch alle Mächte der Hölle gegen ihn verschwören. Wer seinen Idealen treu bleibt, der wird auch stets die Fahne der Wahrheit hoch halten, Recht und Gerechtigkeit überall opfermüthig vertheidigen und schützen und gegen die Lüge und die Ungerechtigkeit unerschrocken auftreten, resolut gegen sie die Offensive ergreifen. Und aus der zähen, consequenten Anhänglichkeit an die Ideale des Lebens schöpft man die für den Kampf um's Dasein nothwendige Kraft. Und wenn man ermattet, wenn die Kraft schwindet, die Arme erlahmen, der Muth sinkt und man verzweifelnd den Kampf aufgeben, feige das Schlachtfeld desertiren will, so genügt es gleich dem Riesen Antäus sich in Contact mit der trost- und hilfebringenden Mutter (der Wissenschaft) zu setzen, um sich neu belebt und gestärkt zu fühlen und den Kampf wieder aufzunehmen und erfolgreich durchzuführen.

Freilich geschieht es nicht selten, daß man in gar zu ungleichem hartem Strauß erliegt. Ein ähnliches Malheur passierte auch dem fabelhaften Riesen Antäus. Herkules hatte endlich errathen, woher der Gegner stets neue Kräfte schöpfte. Er hob ihn in die Lüfte, beraubte ihn der Möglichkeit durch den Contact mit der Mutter die ihn verlassende Kraft wieder herzustellen und erwürgte ihn. Darum sollen wir darauf achten, daß wir uns nicht unsere Ideale entreißen lassen, da wir sonst den schützenden, kräftigenden Boden unter uns verlieren und dann hilflos zu Grunde gehen müssen. Ebenso jedoch sollen wir auch in Bezug auf Vorurtheile handeln; wir sollen ihnen nicht gestatten Wurzel zu schlagen, sich üppig zu entwickeln, sich wucherisch auf Kosten nützlichen Gewächses zu verbreiten. Wir sollen diese Parasiten mit der Wurzel ausreißen und, eben so wie Herkules den Riesen Antäus in die Lüfte hob, um ihn daselbst zu erwürgen, so sollten wir dem Racenhader und den Glaubensvorurtheilen den Todesstoß geben, indem wir ihnen den Boden entziehen, aus welchem diese Wucherpflanzen stets neue Nahrung, Säfte und Kräfte ziehen.

Die Mission des Schriftstellers, des Journalisten besteht eben darin, die Rolle des Vorkämpfers zu übernehmen. Eine ebenso schwierige als undankbare Aufgabe. Man wandelt bekanntlich, wie der Dichter sagt, nicht ungestraft

unter Palmen. Ebensowenig geht man straflos aus, wenn man die dornige Laufbahn eines Journalisten betritt; wenn man Tag für Tag, ich könnte fast sagen Stunde für Stunde, bestrebt ist, die höchst undankbare Arbeit des Sisyphus zu übernehmen und auszuführen. Dieser sagenhafte Held des Alterthums, Sohn des Aeolus, Erbauers und Königs von Korinth, war ein berüchtigter Frevler (worin seine Verbrechen bestanden, dessen kann ich mich nicht mehr entsinnen, da es schon ziemlich lange her ist), der für seine zahllosen Unthaten verurtheilt wurde, in der Unterwelt einen schweren Stein einen steilen Berg hinauf zu wälzen, von welchem aber derselbe immer wieder herabrollte, so daß der unglückliche arme Sünder die Arbeit stets von neuem beginnen mußte. Daher nennt man auch Sisyphusarbeit eine jede Arbeit, die nie zum Ziele gebracht wird, die also zwecklos ist.

Die journalistische Beschäftigung ist die reine Sisyphusarbeit. Jeden Morgen beginnt man mit dem mühseligen, undankbaren Thun, den schweren Stein der Tagesfragen den steilen Berg des Lebens hinaufzuwälzen nnd nachdem man stöhnend und ächzend, vollkommen gerädert und unter der Last erliegend, diesen Frohndienst verrichtet und vermeint, am Abende von des Tages Mühe ausruhen zu können, so rollt der verfluchte Stein wieder herab und man muß die unselige Arbeit wieder von neuem beginnen, wobei einen sogar nicht einmal die Aussicht tröstet, daß diesem Treiben je ein Ende gesetzt werde und man sich sogar nicht an dem Gedanken schadlos halten kann, daß man ein Ziel erreicht, sich mindestens nützlich gemacht habe. Darin aber besteht das Betrübende, daß man immer mehr und mehr zu der Ueberzeugung kommt, daß im Grunde genommen, Alles vergebliche Mühe sei, daß man sich abhärmt und quält, ohne daß man anderen oder sich irgend welchen Nutzen bringt.

Bekanntlich kann man sich mit der schwersten Arbeit versöhnen und befreunden, wenn man nur überzeugt ist, daß dieselbe nützlich sei. Dostojewskij in seinen „Записки изъ мертваго дома“, (Memoiren aus dem Todtenhause), in welchen er das Leben der zu Zwangsarbeiten verurtheilten Sträflinge in Sibirien schildert, berichtet unter Anderem, daß die härteste Arbeit für ihn (wie auch für die anderen Sträflinge) gewesen sei, wenn er — aus Mangel an productiver Arbeit — gezwungen wurde, schwere Handverrichtungen auszuführen, die man nicht umhin konnte, als nutz- und zwecklos zu betrachten, z. B. das ziellose Schleppen von schweren Balken von einer Stelle zur anderen, was den Elenden auferlegt wurde, damit sie doch irgend eine Beschäftigung hätten und sich nicht dem Müßiggange hingäben. Wenn selbst verhärtete Verbrecher, каторжники, die doch dem Abschaum der Gesellschaft angehören, ihre Hefe bilden, eine ziellose Arbeit perhorresciren und weit schwerere, doch productive Beschäftigung herbeisehnen, wie muß der intelligente Mensch denken, der noch nicht zum Verbrecher herabgesunken ist?

Die Journalistik ist die reine Sisyphusarbeit und darum unterliegen die Jünger derselben so sehr dieser aufreibenden und doch ziellosen Beschäftigung.

Da schreibt man täglich schwerwiegende Leitartikel, in denen man politische Fragen löst, Allianzen bildet, Freundschaftsbündnisse zerstört oder fester kettet, kriegerische Ideen propagandirt oder friedliche Ansichten predigt, hetzt und intriguirt, lügt und verleumdet, erfindet und insinuirt; die Schicksale der Völker zu lenken, die Zukunft der Staaten zu bestimmen wähnt; das zu verbinden sucht, was durch die Natur bestimmt ist, getrennt zu sein; das zu trennen bestrebt ist, was vom Schicksal selbst als verbunden bestimmt scheint. Und der Journalist stolzirt auf seine Allmacht, bildet sich thörichter Weise ein, die Rolle des Fatums zu spielen, bläst sich wie ein Truthahn auf, breitet wohlgefällig gleich dem Pfau fächerartig seinen Schweif aus und bewundert dessen in Regenbogenfarben schillernde Zeichnungen; baut sich selbst Altäre, vor denen er gläubig kniet und sein eigenes Ich im Staube anbetet; bildet sich ein, so eine Art Vorsehung zu sein, die Alles lenkt und leitet, während er im Grunde genommen doch weiter nichts ist, als ein elender Sisyphus, ein Tagelöhner, der da zu schieben glaubt, während er in der That geschoben wird.

Da ist ein Feuilletonist, der die Gebresten der Menschheit mit scharfer Satyre geißelt; der die Schattenseiten hervorhebt, das Laster an den Pranger stellt und züchtigt; ein moderner Juvenal, welcher der Eitelkeit und Falschheit, der Bestechlichkeit und dem Wucher, der Hartherzigkeit und dem Egoismus, dem Geiz und der Verschwendung, der männlichen Habgier und der weiblichen Thorheit die heuchlerische Maske vom Gesichte reißt; den spitzbübischen Kaufmann, den feilen Beamten, den gewissenlosen Lieferanten, den räuberischen Banquier, den Wolf im Schafspelze, das sich in die Toga der Tugend hüllende Laster, den Geiz, der den Charakter der weisen Sparsamkeit annimmt und die Verschwendung, die da unter der Fahne der Generosität dahersegelt, in ihrer wahren Gestalt zeigt. Und wenn er alles dieses glücklich vollbracht; wenn er diese Alle bloßgestellt, entlarvt und noch viele andere dunkle Thaten an's Tageslicht gezogen und der schonungslosen Analyse der unbarmherzigen Kritik unterworfen; mit dem scharfen Scalpel in dem socialen Organismus herumgewühlt und die von Gangräne inficirten Theile auszuscheiden gesucht; wenn er der Gesellschaft einen Spiegel vorgehalten, worin sie ihr nicht sehr anmuthiges Conterfei in allen möglichen Stellungen erblickt — so wähnt der arme Wicht in seiner thörichten Verblendung, er habe weiß Gott welche Großthat vollbracht; bildet sich ein, der menschlichen Gesellschaft weiß der Himmel welche Dienste erwiesen zu haben; glaubt in seiner kindischen Verblendung, nicht nur ein Weltverbesserer, sondern so ein Stück Vorsehung auf Erden zu sein, während er im Grunde genommen nichts weiter ist, als ein armseliger Sisyphus, der mit seinen moralisirenden Feuilletons die Gesellschaft ebenso wenig reformirt, wie der andere mit seinen raisonnirenden Leitartikeln die Politik beherrscht, oder die Geschicke der Völker beeinflußt.

Das Bewußtsein, sein Lebelang bloß eine solche Sisyphusarbeit verrichtet zu haben, ist eben trostlos und nicht im Stande, schadlos zu halten für An-

strengungen, deren Zwecklosigkeit man anerkennen muß. Wenn die Nachwelt den Mimen keine Kränze flicht, so thuen das die Zeitgenossen noch weniger in Bezug auf die Journalisten. Und mit diesem Gedanken muß sich ein jeder Ritter von der Feder versöhnen und befreunden und, wenn es ihm gerade Spaß macht, dem ungeachtet fortfahren, den schweren Stein den steilen Berg hinaufzuwälzen.

Und trotz allem dem kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Presse ein wichtiger Factor im staatlichen und socialen Leben ist, daß das gedruckte Wort unzweifelhaft eine Macht repräsentirt, die nicht unterschätzt werden darf.

Leider jedoch ist die Presse nicht immer der an sie herantretend hohen Mission, der ihr zugefallenen verantwortlichen Aufgabe gewachsen und sie, die Alles kritisiren will und soll, ist selbst oft unter aller Kritik. Leider wird bei uns das gedruckte Wort nur gar zu häufig mißbraucht, daher es auch einen großen Theil seiner früheren Autorität eingebüßt hat: es wird zu niedrigen, egoistischen, habgierigen Zwecken benutzt, zu einem Werkzeuge herabgewürdigt, um dunkle Ziele zu erreichen, als Angel gebraucht, um ungestraft im Trüben fischen zu können.

Das gedruckte Wort soll nie zu Angriffen gegen die Person verwendet werden, sondern stets gegen die Sache gerichtet sein. Es soll offen Principien vertheidigen und aufrecht erhalten, nicht aber Individuen heimtückisch überfallen und zu Boden schlagen. Es soll nicht zum Ausgleichen persönlicher Rechnungen dienen, sondern stets nur das allgemeine Interesse vertheidigen; der Lüge den Boden entziehen und der Wahrheit zum Siege verhelfen; die Aufklärung schirmen und das Dunkel vertreiben; Spitzbuben entlarven und Biedermänner in Schutz nehmen; dem Laster die heuchlerische Maske vom Gesichte reißen und den definitiven Triumph der Tugend nach Kräften fördern; Liebe und Versöhnung predigen und Haß und Feindschaft ausrotten; das Princip religiöser und politischer Duldsamkeit verbreiten und Racen- und Glaubens-Intoleranz bekämpfen.

Das ist die hohe Aufgabe der redlichen Presse und wenn sie dieselbe erfüllt, so hat sie ihrem heiligen Berufe entsprochen, bildet in der That eine Macht, die viel Gutes schaffen, viel Böses verhindern kann.

Dieses Vorwort ist etwas länger ausgefallen, als ich ursprünglich beabsichtigt. Doch hielt ich es für nothwendig, diese einigen Auseinandersetzungen, die auch so eine Art von Glaubensbekenntniß enthalten, vorauszuschicken, um den Standpunkt klar zu machen, von welchem ich die Menschen betrachtete, denen ich auf meinen Reisen begegnete; die Ereignisse beurtheilte, die sich öfters vor meinen Augen abspielten.

Le Flâneur.

St. Petersburg, im April 1888.

I.

Abschied von Petersburg.

. . . . Durch das üppige Grün schimmerte das säulengetragene Dach des Tempels, der sich auf einer kleinen, mit dem Continente nur durch eine schmale Landzunge verbundenen Halbinsel stolz erhob und über die säuselnden Wipfel der ihn ehrfurchtsvoll umgebenden hundertjährigen Bäume hervorragte. Sechzehn schlanke weißglänzende Säulen trugen das grüne in eine Kuppel auslaufende Dach. Es herrschte auf der Halbinsel eine tiefe feierliche Stille, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch die, Dank der Entfernung bedeutend gedämpften, schmetternden Trompetenstöße aus der Ouverture Tschaikowskij's „1812", durch das melodische Glockengebimmel und die hinreißenden Töne der Marseillaise.

Ich war ganz allein. Es war ein herrlicher Sommerabend. Ueber mir wölbte sich der Horizont in wolkenloser durchsichtiger Lasurbläue und ich war ganz idyllisch-schwärmerisch gestimmt. Ich umschritt den runden Tempel und gelangte an den Eingang, zu dem einige Stufen führten. Ueber der kunstvoll geschnitzten Thüre, deren Flügel weit offen standen, schimmerte in großen goldenen Lettern die geheimnißvolle Aufschrift: „Любовь, почтеніе и благодарность посвятили" (Liebe, Achtung und Dankbarkeit haben gewidmet). Doch das „Was" und „Wem" blieb für mich ein Geheimniß, obwohl die scheidende Sonne zum Abschiede die goldene Inschrift zärtlich anschaute und liebevoll küßte, daß dieselbe hoch aufleuchtete vor Freude, gleichsam entzückt erröthend über die gewährte hohe Gunst.

„Liebe, Achtung und Dankbarkeit". Das sind gar schöne, schwerwiegende Worte, die leider letzthin viel von ihrer früheren Autorität, von ihrem ehemaligen guten Klange verloren haben. Die beseligende Liebe ist durch den unseligen Haß verdrängt, der sich überall eingeschlichen und die Rechte der Göttlichen usurpirt hat. Und während die Liebe die Menschheit mit gleichem warmem Gefühle umfaßte, ohne Unterschied des Stammes und der Confession, säete der Haß Feindschaft und Zwietracht, erzeugte Glaubenshader und Racenkampf. Und während die Liebe den Frieden verkündete und überall materiellen Wohlstand und geistiges Gedeihen verbreitete, proclamirte der Haß den Krieg, zerstörte das nationale Aufblühen, hemmte die geistige Entwickelung. Und so bekämpfen sich Haß und Liebe und leider muß man zugeben, daß der erstere gar öfter den Sieg davonträgt und die zu Tode getroffene Liebe unterliegt, jedoch ohne jemals an dem Gelingen ihrer göttlichen Mission zu verzweifeln.

Auch die Achtung ist bei uns tief gesunken und eine nicht mehr sehr gangbare Waare geworden. Man tritt die Achtung mit Füßen, die man dem Alter, dem Wissen, der Stellung, der Schwäche schuldet. Der Alles nivellirende Geist der Negi-

rung hat dem Gefühle der Achtung einen Todesstoß versetzt. Man kokettirt förmlich mit der Nichtachtung, die man Allem dem, was auf Achtung berechtigten Anspruch machen kann, entgegenträgt. Man brüstet sich geradezu damit, daß man den Eltern und Lehrern, dem Staate und seinen Institutionen, dem Gesetze und dessen Hütern die ihnen unzweifelhaft gebührende Achtung resolut versagt. Die Theorien der Negirungssucht haben tief Wurzel geschlagen, alle Gesellschaftsschichten inficirt. Man setzt ordentlich einen Stolz in der Geringschätzung, die man in Bezug auf Leute und Ideen kundthut, die dem Anscheine nach doch begründete Ansprüche hätten, daß man ihnen ganz andere Gefühle entgegentrüge. Es ist eine allgemeine sittliche Verwilderung, die immer mehr um sich greift und die besonders in der contemporären realistischen Literatur so prägnant zum Ausdruck kommt. Ehemals verherrlichte man die duftigen Blumen der Liebe, jetzt jedoch glorificirt man den Mist, auf welchem sie großgezogen worden. Man stöbert leider gar zu sehr im Miste, saugt nicht selten mit Wohlbehagen die demselben entsteigenden mephitischen Düfte ein, berauscht sich an deren penetrantem Aroma. Wahrlich eine seltsame Geschmacksrichtung, eine sonderbare Sinnenverwirrung!

Und die Dankbarkeit! Gerechter Himmel, wie wird doch dieses Gefühl von den Zeitgenossen mißachtet und in den Staub getreten! Nicht nur, daß man sich seiner Undankbarkeit nicht schämt, man brüstet sich gar damit, trägt sie offen zur Schau, gleichsam, als sei es etwas Ehrenvolles. Man entblödet sich nicht, diejenigen zu verspotten, die so weit hinter dem Zeitgeist zurückgeblieben sind, daß sie nicht nur nicht für das ihnen erwiesene Gute mit schnödem Undanke lohnen, sondern auch noch gar Erkenntlichkeit bewahren.

Dankbarkeit! Ein lächerliches Wort, das die neueste Schule ganz ignorirt. Man schuldet Niemand Dankbarkeit! Man negirt dieses Gefühl in Bezug auf Eltern,—die doch nur ihre Pflicht thuen, wenn sie uns den Lebenspfad ebnen; auf Lehrer, — die doch dafür bezahlt werden, daß sie uns einführen in den Tempel des Wissens, unser Herz bilden, unsern Geschmak läutern; gegenüber dem Staat, — der doch dazu da ist, uns zu schirmen, vor Ungemach zu bewahren und dafür Steuern und Abgaben erhebt; gegen die Wissenschaft, — die uns erleuchtet und dabei doch bloß ihre verdammte Schuldigkeit thut; gegen die Fortschritte der Neuzeit, — deren epochemachende Erfindungen man zur Verübung unerhörter Verbrechen mißbraucht. Ich bitte Sie, sprechen Sie nicht von Dankbarkeit, die ist schon längst abgeschafft und modert im Archivstaub neben der Liebe und der Achtung. Man hat sich redlich Mühe gegeben, alle diese drei Gefühle aus der Welt zu schaffen, da der Realismus sie nicht anerkennt. Die gesammte Culturwelt leidet darunter . . . .

Und von den scheidenden Sonnenstrahlen liebevoll geküßt, leuchten mir diese drei, jetzt so sehr in Mißcredit gerathenen Worte auf dem Fronton des einsamen Tempels, gleichsam tröstend, beruhigend, hoffnungerweckend entgegen. Und ich steige die wenigen Stufen, die zum Tempel führen, hinauf. Sie sind aus Quadersteinen zusammengefügt, doch die Macht der Vegetation und der Trieb des Lebens haben sich auch hier Bahn gebrochen, alle Hindernisse, die sich entgegenstellten, besiegt. Aus den Granitritzen drängen sich neugierig lauschend junge grüne Pflanzen hervor und das harte alte Gestein ist zur Wiege eines neuen jungen Lebens geworden. Und die junge blühende Schlingpflanze, die sich ihren Platz unter dem Sonnenlicht erobert, schmiegt sich neckisch-liebend an den altersgrauen Stein, der da grimmig dreinschaut und dem die scheidenden Strahlen des leuchtenden Tagesgestirns etwas Trauliches verleihen, gleichsam wie der Wiederschein des keimenden jungen Lebens, der auf einen dahinwelkenden Greis fällt.

Der Eingang zum Tempel war trotz den offenen Flügelthüren durch ein nicht sehr hohes Holzgitter gesperrt, welches durch ein rostiges Hängeschloß und eine ganz

verrostete Kette geschlossen war. Doch kaum war ich herangetreten, so fielen die rostigen Ringe der Kette, das Schloß klirrte und das Gitter öffnete sich von selbst. Ich trat ein.

Ein mit Ehrfurcht gemischter Schauer bemächtigte sich meiner, nachdem ich die Schwelle überschritten hatte und meine Schritte laut auf dem marmornen Fußboden wiederhallten, in dem weiten, hohen, kirchenartigen Raum ein schallendes Echo hervorriefen. Es war eine kreisförmige Halle von ungewöhnlicher Höhe, welche auch die Aehnlichkeit mit dem Schiff einer Kirche hervortreten ließ. Der weite, ganz leere Raum (mit Ausnahme einiger Bänke, die längs den Wänden dastanden) war fensterlos und ein gedämpftes Licht fiel vom Plafond, der in eine große Glaskuppel auslief. Es herrschte in der Halle ein mysteriöses Halbdunkel, so daß ich Anfangs fast nichts sah. Nachdem sich jedoch das Auge an dieses chiaro-oscuro gewohnt, bemerkte ich in einer Nische, dem Eingange gegenüber, eine hohe, ganz weiß gekleidete Frauengestalt von wunderbarer Schönheit und imponirender Würde. Es war eine Gestalt aus dem klassischen Alterthum: in malerischen Falten schlug sich das blendend weiße Peplum um das herrliche Ebenmaß des schlanken graziösen Gliederbaues. Das eine Ende des langen Gewandes hatte sie um den linken Arm geschlagen. Züchtig zog sie das klassische Kleid über die Brust zusammen, während die nackten Füße mit Sandalen bekleidet waren.

Ich war ganz verblüfft ob dieser wundersamen Erscheinung, die da aus der Nische heraustrat. Und die herrliche Göttergestalt sah mich lange und prüfend mit ihren großen, mandelförmig geschnittenen Augen an und ein leises Lächeln umspielte ihre vollen Lippen, als sie mich in reinstem unverfälschtem Altgriechisch, das mir gleich Sphärenmusik klang, anredete:

— Sei mir willkommen, o Fremdling, der Du mich in meiner Einsamkeit aufgesucht.

Und siehe da. Ohne mich irgend zu bedenken, erwiderte ich in elegantestem Idiom des alten Hellas, indem ich mich tief verneigte:

— Ich bin sehr glücklich, o Herrin, daß mich ein Zufall hieher geführt, wo mir beschieden war, die schönste und anmuthigste der Frauen zu sehen und zu begrüßen. Gestatte, daß ich Dir den Tribut meiner aufrichtigen Bewunderung zu Füßen lege.

Ich sprach das so fließend, als ob meine Wiege in der Akropolis gestanden, als ob ich in stetem Verkehr mit Homer gelebt. Eine hiesige hochgelahrte Zeitung machte neulich in Bezug auf mich die höchst überraschende Enthüllung, daß, wenn ich in Hitze gerathe, ich sofort lateinisch zu sprechen beginne und zwar ein recht fehlerhaftes Lateinisch. Jetzt machte ich an mir selbst die noch weit verblüffendere Entdeckung, daß, wenn ich in Verzückung gerathe, ich ein correctes Griechisch spreche. Ich muß mich also sorgfältigst enthalten in Hitze zu gerathen, um gewissen Pädagogen keinen Anstoß zu geben. Dahingegen ist mir der Zustand der Verzückung nicht nur gestattet, sondern sogar geboten, da er gewisse Lücken in meiner Bildung ausfüllt. Dank diesem Zustande der Verzückung sah ich auch eine auf einem Piedestale stehende griechische Statue für ein lebendes holdes Frauenbild an und verlieh demselben sogar die Sprache, welche ihm leider abging, was mir nicht wenig leid that, da ich mich mit der griechischen Göttin gewiß wohl sehr angenehm unterhalten hätte.

Ich schwärme durchaus nicht; denn dieser Tempel existirt in der That und Sie können sich ihn in Pawlowsk in dem herrlichen Park ansehen und sich auch überzeugen, daß ich die Schönheit und Majestät der daselbst thronenden Marmorgöttin durchaus nicht übertrieben habe.

Wenn man in Pawlowsk gewesen, so muß man nothwendigerweise auch Zarskoje besuchen, welches in der letzten Zeit sehr gewonnen und sich gleich einer Braut schmückt, die dem Besuche des Geliebten entgegensieht. Das „Kaiserliche Dorf" hat das schöne

Haupt mit einer strahlenden elektrischen Krone geschmückt, die da flimmert und funkelt und in den breiten schnurgeraden Straßen Tageshelle verbreitet. Mit anderen Worten, Zarskoje hat elektrische Beleuchtung bekommen und, um auf den Namen einer Vorstadt der Residenz noch gegründetere Ansprüche machen zu können, hat es sich auch eine Wasserleitung octroyirt, welche die Bewohner dieses idyllischen Dorfes mit dem köstlichen krystallhellen Inhalt der Duderhoffschen Hochquellen versorgen wird.

Dieses Geheimniß theilte mir eine Welle aus dem großen Teiche mit, dessen silberhelle Fläche ich in einem schmucken Boote durchschnitt. Hoch oben vom bewaldeten Bergesrücken blickten auf mich die eleganten und zugleich majestätischen Contouren des prächtigen, stolzen, gegenwärtig vereinsamten Kaiserschloßes herab. Links strahlte das mit seltsamen maurischen Arabesken verzierte goldene Dach einer türkischen Moschee, die sich gespenstisch aus den tiefen Fluthen zu erheben scheint. Nebenan ein schlankes zierliches Minaret, deßen vergoldetes Thürmchen hoch in die blaue Luft ragt. Und wahrlich mich wollte es schier bedünken, ich befände mich auf dem Bosporus und meine lebhafte Phantasie zauberte auf die Galerie des Minarets einen beturbanten Derwisch mit langen ihm bis zum grünen Gürtel in silbergrauen Wellen herabwallenden Barte hervor, der die Gläubigen zum Abendgebet rief, indem er mit näselnder, doch weit über die Waßerfläche dahinhallender Stimme die sacramentalen Worte verkündete: „La Allah il Allah w'Mohamed rasul Allah!".

Doch das gelbe Gemäuer mit der goldstrahlenden, in verschnörkelten mysteriösen Arabesken sich präsentirenden Kuppel, mit dem schlanken Minaret, das in die nordische Natur gleich einem Stück aus Tausend und einer Nacht hineingeschneit scheint, ist keine türkische Moschee, sondern ein orientalisches Bad.

Und mein Boot glitt die spiegelglatte Fläche des riesigen, sich in seltsamen Zickzack zwischen den mit üppigem Grün bekleideten Ufern hinschlängelnden Teiches dahin. Stolze blüthenweiße Schwäne mit graziös gebogenen schlanken Nacken ziehen die helle Waßerfläche daher und blicken mich mit ihren wißbegierig weit geöffneten glänzenden Augen an. Aufrichtig gestanden, weiß ich nicht warum man die Schwäne so sehr bewundert und worauf dieser Vogel eigentlich so stolz ist. Gehört er doch im Grunde genommen zu der großen Familie der dummen eitlen Gänse und haben die Schwäne nicht einmal das Verdienst, das ihre Vettern beanspruchen; nämlich durch ihr Geschnatter das Capitol gerettet zu haben.

Weit interessanter sind die verschiedenen antiken Gebäude und Denkmäler, die gleichsam mahnend, warnend aus der krystallhellen Fluth emporgestiegen sind; Ruinen einer grauen Vergangenheit, die sich überzeugen wollen, wie es die grüne Gegenwart treibt. Bald ist es ein tempelartiges Gebäude, in das man durch das Gitterthor hineinschauen kann, wobei man bei dem dort herschenden mysteriösen Halbdunkel erst mit genauer Noth den göttlichen Marmorleib eines schönen Riesenweibes gewahr wird, welches dem Beschauer verlockend zuwinkt. Da wieder bietet sich dem Blicke eine altergraue Marmorsäulenreihe dar; oder es erhebt sich ein, den Siegen des Grafen Orlow gewidmeter seltsamer Obelisk. Ich fühle mich in der That auf dem stillen See, wie in einem Zaubermärchen; indische, japanesische, chinesische, malayische, javanesische und dem ähnliche exotische Böte phantastischer Construktion schaukeln sich schweigend gravitätisch auf der Oberfläche und die hundertjährigen Bäume des prächtigen Parkes raunen mir eine gar seltsame Mär in's Ohr, so daß ich mich wirklich in ein Feenreich versetzt glaube.

Und ist es nicht gespenstisch, daß ich mich plötzlich auf einem der kleinen Dampfer befinde, welche die Verbindung zwischen der Stadt und ihren Inseln besorgen und der mit vollem Dampfe den mächtigen Newastrom dahingleitet, dichte schwarze Wolken ausstoßend, die hinter ihm gleich einem dunklen Schweif dahinziehen? Pustend, keuchend, ächzend, mit seinen eisernen Lungen schwer athmend eilt der Dampfer

dahin, von Zeit zu Zeit schrille Nothschreie der Verzweiflung, des Flehens ausstoßend, gleichsam sagend: Um Himmelswillen, haltet mich nicht auf; ich habe keine Zeit!

Seltsam genug ist es und ich merke es erst, als wir an der Apothekerinsel landen und der am Steuerruder stehende sehr ehrenwerthe Mr. William Gladstone mit Stentorstimme, jedoch in einem Russisch ziemlich zweifelhafter Reinheit, ausruft: Руки прочь!

Wie zum Teufel kommt denn der berühmte britische Expremier auf den Runeberg'schen Newadampfer und wem gilt dieses Mal sein peremptorisches „Hände weg", das er vor mehreren Jahren, als Oesterreich seine gierigen Hände nach Bosnien und der Herzegowina ausstreckte, der Habsburger Monarchie donnerd zurief?

Hands off! erschallte es von den Ufern der Themse, was jedoch die Oesterreicher nicht hinderte, die beiden türkischen Provinzen einstweilen zu occupiren, bis der rechte Moment gekommen sein wird, dieselben endgiltig zu annectiren und absorbiren. Es ist höchlichst zu bedauern, daß dieses „Hände weg!" nicht mehr Beachtung gefunden. Denn dieser Ausruf sollte in unserem Zeitalter, wo das geheiligte Eigenthumsprincip so wenig respectirt wird, öfters und kräftig wiederholt werden und müßte man die That dem Worte folgen lassen und tüchtig auf die diebischen gierigen Finger klopfen.

Hands off! sollte man diebischen Intendanten und spitzbübischen Lieferanten zurufen, die Völkerkriege als eine gute Gelegenheit betrachten, sich zu bereichern und welche die Vaterlandsvertheidiger darben lassen, nur von dem Wunsche beseelt, ihre eigenen Taschen zu füllen.

Hands off! würde ich allen Vampyren jeglicher Kategorie, allen Parasiten und Schmarotzern, Blutsaugern und Wucherern zurufen, die sich an den Volks-Organismus heften, um denselben auszusaugen; allen Hetären, welche unsere goldene Jugend und das silberne Alter materiell und moralisch zu Grunde richten, allen pflichtvergessenen Beamten, die bereit sind ihr Ehrgefühl, ihre Pflichttreue, ihr Rechtsbewußtsein dem Meistbietenden zu verkaufen.

Hands off! sollte allen Denjenigen zugerufen werden, die durch Wort und That die sociale Ordnung untergraben; den gewissenlosen, der Bestechlichkeit zugänglichen Journalisten; den käuflichen Theater-Recensenten und Reportern, die stets zu jeder niedrigen Handlung bereit sind; die in Profusion Loorbeeren ertheilen, wenn man diese letzthin so sehr in Mißkredit gerathene Waare bei ihnen erwirbt und zwar größtentheils zu einen lächerlich billigen Preise; die nicht anstehen, künstlerische Reputation und weibliche Ehre zu Grunde zu richten, falls man ihnen den Sündenlohn verweigert.

Hands off! sollte man allen Denjenigen zurufen, die einen verderblichen Einfluß auf die Jugend ausüben, die sie durch Schrift oder Bild demoralisiren, durch lüsternen Tanz und Gesang zu Grunde richten wollen; allen Denjenigen, die auf die Sinnlichkeit speculiren, auf die bestialischen Instincte, die in einem jeden Menschen ruhen; welche die brutalen Leidenschaften, die in uns schlummern, wach zu rufen, zu nähren und großzusäugen bestrebt sind.

Руки прочь! wiederholt Mr. William Gladstone und wie ich mich dem Steuerruder nähere, um dem berühmten Staatsmanne meine ungeheuchelte Freude und mein unendliches Erstaunen auszudrücken, ihn hier als Steuermann eines Newadampfers zu sehen, während er doch früher das Riesenschiff, genannt Großbritannien, durch Sturm und Wellen, durch Nacht und Graus glücklich zwischen der Scylla und Charybdis hindurchgesteuert, zerfließt die Erscheinung und anstatt des englischen Expremier sehe ich vor mir das breite, dumm grinsende Gesicht des finnischen Steuermanns, der in einem russischen Kauderwälsch den Passagieren wiederholt zuruft, sie mögen ihre Hände vom Borde des Dampfers nehmen, da sie sich sonst beim Anprallen des Schiffes an den Landungsplatz dieselben beschädigen können. Руки прочь!

Und da sehe ich mich plötzlich wieder wie durch Zauberkraft mitten in den Inselarchipel der Newa versetzt. Es ist eine der herrlichsten weißen Nächte, die Sie sich nur denken können. Eine transparente, lauwarme, wunderbare Nacht, recht wie für poetische Träumereien geschaffen. Eine Nacht, die eher einem von Liebes- und Wonneschauer durchglühten endlosen Tage gleicht, wie man ihn am Nordpol durchleben soll. Das Tagesgestirn hatte kaum Zeit gehabt herabzusteigen in das fluthenkalte Bett des finnischen Meerbusens; noch glühte im Westen das Purpurroth der Abendröthe, als sich bereits im Osten der äußerste Rand des Horizonts mit einem lieblichen zarten Rosenroth zu färben begann, das immer intensiver wurde, in dem Maße wie das Gegenüber zu verblassen anfing.

Es war eine Nacht, wie man sie schöner, ergreifender, weihevoller, erhabener, bezaubernder schwerlich irgend wo anders sehen kann. Ueber uns wölbten sich die hohen Gipfel der Bäume auf der Jelagininsel zu einer riesigen Smaragdkuppel, so daß man sich in einem Gotteshause wähnte. Und ist nicht die Natur der Tempel des Herrn, in welchem wir gläubig knieen und unser Gebet zum Schöpfer senden können? Und wahrlich, mir däuchte, ich befände mich in einer riesigen Kathedrale und durch die sich über meinem Haupte wölbende Smaragdkuppel des immensen Tempels blickten ungezählte glänzende Augensterne liebevoll und mit göttlichem Erbarmen auf mich elendes Menschenkind herab und es überkam mich ein Gefühl der Rührung und Wehmuth, der Andacht und Liebe und ich entblößte mein Haupt und die hohen Wipfel der Bäume neigten sich zärtlich zu mir herab und kühlten mir sorglich die glühende Stirn und die Nachtigall schmetterte ihr ewiges Liebeslied und verging schier vor Wonne und Sehnsucht.

Auf der Jelagininsel war es, einem der schönsten, reizendsten Punkte des Newaarchipels. Durch das dichte Laub der Bäume schimmerten die weißen Contouren des am jenseitigen Ufer gelegenen Palais, einem antiken Tempel nicht unähnlich, und die schlanken, das stolze Dach tragenden Säulen, die bei der geheimnißvollen nächtlichen Beleuchtung gleich eitel Silber glänzten, schienen sich wohlgefällig in der spiegelglatten Fläche der Newa zu reflektiren und zu bewundern. Tiefe Stille herrschte ringsumher, eine erhabene religiöse Stille; leise und verstohlen rauschten die Bäume, gleichsam als raunten sie sich zarte Geheimnisse zu und Philomele sang dazu ihr schönstes Lied, eine Hymne der Liebe. Und rechts und links ertönte der Schlag der Nachtigallen, so daß es mir schien, unzählige Liebespaare hätten sich hier an diesem traulichen lauschigen Plätzchen ein Rendezvous gegeben. Und immer schwellender ward diese Liebessymphonie, immer verlangender, immer sehnsuchtsvoller. Es war eines der herrlichsten Concerte, das uns die befiederten Bewohner des Waldes gaben und beim falben nächtlichen Licht waren die Gesichter der beiden mir gegenübersitzenden jungen hübschen Mädchen wie verklärt, ihre Augen leuchteten, das blonde Haar, das in langen dichten Flechten, gleich flüssigem Gold den Rücken herab hing, schien Funken zu sprühen, der jungfräuliche Busen wogte, die Macht Philomeles that sich kund; die Poesie, die Allmacht der Liebe errang einen glänzenden Sieg.

Wir waren unserer sechs in dem weiten comfortablen Landauer. Alle hielten wir den Athem an und lauschten gespannt der Entwickelung der Liebessymphonie der Nachtigallen, die stets schwärmerischer, stets hinreißender ward. Ich würde sicher auf den Flügeln der Harmonie der Unsterblichkeit zugeflogen sein, wenn ich diese herrliche Nachtcantate hätte auf dem Papier fixiren und sie als meine eigene Composition ausgeben können; hätte ich diese Symphonie der Liebe zu stenographiren vermocht, so würde ich die Welt mit einem Meisterwerke beschenkt und Anspruch auf unvergänglichen Ruhm erworben haben, mit dem selbst die berühmte Beethovensche Sonata quasi una fantasia nie und nimmermehr den Vergleich ausgehalten hätte. Das war jedoch blos ein schöner Traum, der sich nicht verwirklichen durfte.

Ermüdet schwiegen die befiederten Sänger der Jelagininsel und der Bann des Zaubers war gebrochen. . . . .

Sie werden mir leicht glauben, daß ich nicht verabsäumte auch dem herrlichen Peterhof eine Abschiedsvisite zu machen. Auf flinkem Dampfer eilte ich durch den Seekanal nach den Zaubergärten der Armida, wo ernste hohe Götterbilder goldig aufleuchten und Heroen einer längst entschwundenen Vergangenheit überall aufstoßen. Mächtige Fontainen schleudern ihre Wassermassen hoch in die blaue Luft und lassen dieselben in melodisch rieselnden Cascaden in Marmorbassins fallen, die riesige marmorne Treppe herabrieseln, und der sprühende Gischt der Wasser leuchtet in der strahlenden Sonne hoch auf, so daß sie die Form einer Cascade schimmernder Edelsteine annehmen, Garben von dunkelglühenden Rubinen, hellaufleuchtenden Diamanten, hoffnungverkündenden strahlenden Smaragden, bleichen sich in Liebessehnsucht vergehenden schimmernden Opalen und geheimnißvollen Saphiren bilden.

Es ist wahrlich ein zauberhafter Anblick, diese lange Reihe von goldstrahlenden Götter- und Heroenbildern; dazwischen der gewaltige Samson, der einem in purem Golde aufleuchtenden Löwen mit gewaltiger Faust den Rachen aufsperrt, aus welchem ein hoher Wasserstrahl sich in die Luft erhebt, um gleichsam klagend niederzufallen.

Und geheimnißvolle Ungeheuer speien Wassermassen aus und die Sonne beleuchtet dieses prächtige unvergleichliche farbenreiche Bild, mit dem die Spitze krönenden herrlichen, sich weit ausdehnenden Schlosse, mit seinen säulengetragenen Pagoden, deren goldene Kuppeln freudig schimmern, mit seinen riesigen Lorber-, Palmen- und Orangenbäumen und anderen Vertretern der üppigen tropischen Pflanzenwelt, mit seinen herrlichen Rasen, die immensen smaragdgrünen, mit den köstlichsten Blumen in den brennendsten Farben gestickten Sammetteppichen gleichen, mit seinem wundersamen, die Nerven anregenden Dufte. Man muß das gesehen haben, um die Schönheit dieses Stücks irdischen Paradies zu begreifen. Von der Höhe gesehen zwischen den goldenen ernsten Götterbildern und der üppigen Vegetation hindurch, sieht man die schimmernde Oberfläche des Meeres, das sich gleich einem unendlichen Spiegel ausbreitet.

Und das Plätschern der von der Marmortreppe herabrieselnden Wassermasse und die lieblichen Töne der in die Marmorbassins fallenden Cascaden bilden eine Musik, die eben so ergreifend als originell ist; seltsame bunte Drachen scheinen den Tact dazu zu schlagen, indem sie aus weitgeöffnetem Rachen Wassermassen speien und auf grauem Felsen breitet ein riesiger Adler seine gigantischen Fittiche aus, gleichsam zum Schutz aller dieser das Auge entzückenden Schönheiten. Man glaubt sich in's Märchenland versetzt und die im brennenden Schmelz erglänzenden Blumen scheinen mich mit klugen Augen sinnig anzusehen, mir Trostesworte zuzuflüstern, und die ernsten goldenen Götter und Heroen blicken mit erhabener Milde herab auf den armen Erdenwurm, und ein wolkenloser Himmel, an dem eine Junisonne in vollem Glanze erstrahlte, wölbte sich über meinem Haupte.

An die obere Gallerie gelehnt stand ein liebliches zartes Frauenbild und blickte sinnend in die Tiefe herab. Die Sonne küßte liebend die goldenen Locken und die weiße Stirne der holden Gestalt und ein leichter Zephyr spielte mit den malerischen Falten des weißen Cachemirkleides, mit den wallenden Straußfedern am eleganten spitzen Hütchen, auf dessen Spitze sich ein schimmernder exotischer Vogel zu wiegen und ein gar seltsames Lied zu zwitschern schien. War dem in der That so, oder däuchte es mir nur — ich lasse es dahingestellt sein.

Und gleichsam des Contrastes halber zu dieser ätherischen Lufterscheinung stand auf dem Altan des Schlosses ein feister Mohr in einer phantastisch bunten Livree. Der schneeweiße Turban, der das kohlschwarze Kraushaar umwand, stach grell von der Ebenholzfarbe des in fettem Glanze erstrahlenden Gesichts ab, das mit sei-

nen rollenden Augen und den spitzen, zwischen den aufgeworfenen Lippen blinkenden grausamen spitzen Zähnen einen gar unheimlichen Anblick bot. Es war zwar kein Apoll von Ebenholz, aber er paßte gerade in dieses Zauberbild, dieser schwarze Sohn des dunklen Continents, der in die entzückende Fernsicht des Meeres versunken war, die ihn vielleicht an seine afrikanische Heimath, an das Wüstenmeer gemahnte. Und ein riesiger Drache schlägt wüthend mit seinem glitzernden geringten Schweif um sich und dem dunklen Rachen entquillt statt schwarzen Gifts ein Strom krystallhellen Wassers. Und so wanderte ich den herrlichen Park entlang, der stets neue Schönheiten bot, und ich konnte mich lange nicht von diesem lieblichen Stück Erde trennen, welches durch Natur und Kunst in ein Paradies gewandelt.

Es ist ein traulicher Ort und kann ich Nervenkranken den Aufenthalt daselbst angelegentlichst empfehlen. Es wird Niemand in Abrede stellen wollen, daß wir Alle mehr oder weniger nervenkrank sind. Unser Zeitalter kann füglich das nervöse par exellence genannt werden; denn die gesammte Menschheit befindet sich in einem Zustande hochgradiger Erregung, der oft in krankhafte, abnorme Erscheinungen ausartet. Alle Schichten der Gesellschaft, jegliches Alter und beide Geschlechter werden davon ergriffen. Besonders sind von der Krankheit des Jahrhunderts Kinder und Weiber afficirt. Es genügt oft der kleinste Vorwand, um das physische Gleichgewicht zu stören und den Trieb der Selbstzerstörung zu fördern. Daher sehen wir auch die unendlich trostlose, früher fast nie dagewesene Erscheinung, daß Schulbuben Hand an sich legen, daß zarte, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen sich eine Kugel durchs Hirn jagen, Gift einnehmen, sich ins Wasser stürzen, einem mit voller Dampfkraft daherbrausenden Eisenbahnzug entgegeneilen und noch auf andere Weise das Leben desertiren.

Wir sind Alle mehr oder weniger psychisch krank. Vor unseren Augen vollziehen sich in bunter Reihenfolge so viele erschütternde Ereignisse; jeder Tag bringt so vieles aufregende Neue, daß unsere Erregung stets wächst und oft der leiseste Luftzug genügt, um die Leuchte des Verstandes unruhig aufflackern und dann erlöschen zu machen, so daß unser umnachteter Geist in tiefem Dunkel zurückbleibt. Wenn man dazu noch den steten Kampf ums Dasein, die stets steigenden Anforderungen der modernen Cultur und die in eben demselben Verhältniß sich vermindernde Möglichkeit, dieselben zu befriedigen; die wachsende Genußsucht und den sich stets vermehrenden Vergnügungsdurst hinzufügt; die Ueberbürdung der Jugend mit geistigen Arbeiten; die außergewöhnlichen, namenlosen Verbrechen, welche die gesammte Menschheit hochaufschauern machen; die wie im Kaleidoskop schnell abwechselnden politischen Ereignisse; der leidenschaftlich aufreizende Ton der Presse, die zahllosen Telegramme, die uns täglich, stündlich blitzesschnell auf das Genaueste von dem in Kenntniß setzen, was auf der Erde passirt: Wenn man Alles dieses zusammennimmt und noch dazu den Skepticismus und Pessimismus der Neuzeit, das Negiren einer jeglichen Autorität, die Abwesenheit des frommen kindlichen Glaubens und der freudigen Gotteszuversicht; die Alles zersetzende Sucht der Analyse und Kritik, die verderblichen Lehren des Atheismus und die zerstörenden Grundsätze des Communismus hinzufügt; wenn man sieht, wie unsere selbstberufenen Weltverbesserer, gleich Kindern, die das Spielzeug, das ihnen in die Hände fällt, grausam zerstören, sei es aus bestialischem Triebe, sei es aus Wißbegier, Alles zu vernichten suchen, was in ihre unfähigen verbrecherischen Hände geräth — so begreift man, warum in den Asylen für Geisteskranke es keine Freiplätze mehr giebt und warum die Manie des Selbstmords so entsetzliche Verwüstungen in den Reihen der Lebenden, besonders unter der Jugend, anrichtet; warum die Gefängnisse, die doch stets geschlossen, immer voll und die Kirchen, die stets offen stehen, leer sind.

II.

Von Petersburg nach Riga.

I.

Die Waggons waren schon überfüllt und noch immer strömten neue Märtyrer hinzu, die, ihre theuer erkauften Cartonwische hoch in der Hand haltend, nach Charon riefen, daß er auch ihnen die Möglichkeit gebe, Platz zu nehmen in dem Nachen, der da herüberfährt in bessere Gefilde. Charon mit der rothen Mütz auf dem Kopfe und den silbernen Achselklappen mußte manche persönlichen Injurien anhören. Doch trug er sein Schicksal gleichmüthig, an welches er dem Anscheine nach gewöhnt ist. Es wurden noch einige Waggons angekoppelt, so daß die Zahl derselben 23 überstieg — für eine Locomotive eine höchst stattliche Ziffer. Und die Locomotive schien auch von dieser Perspective gar nicht erbaut zu sein; denn sie pustete und heulte laut auf vor Verzweiflung und Grimm, als sie die lange Wagenreihe betrachtete, die sie nach sich schleppen sollte und sie protestirte energisch gegen diese Zumuthung. Dreiundzwanzig Waggons! das ist ja geradezu himmelschreiend! Giebt es denn keine humane Gesellschaft, die sich einer armen Locomotive annimmt und einer derartigen Quälerei ein Ziel setze? Wenn eine solche Gesellschaft nicht existirt, so sollte eine zum Schutze der Locomotiven geschaffen werden. Giebt es doch Thierschutzvereine. Inwiefern sind denn die Locomotiven schlechter als die Thiere?

Doch das Husten und Protestiren der armen Locomotive half gar nichts. Im Gegentheil, man koppelte noch einen Waggon an, da es sich herausstellte, daß es für die Passagiere der zweiten Klasse keinen Raum gab. Doch da es auch zufällig keinen Waggon zweiter Klasse gab, so war man gezwungen, uns einen Waggon erster Klasse zur Verfügung zu stellen. Dieser Waggon hatte einst unzweifelhaft bessere Zeiten gesehen, für den Augenblick jedoch sah er gar sehr trübselig aus. Der braune Sammetüberzug der Sitze war verschossen und stellenweise vom Zahne der Zeit berührt. Ein in der Mitte stehender aufgeschlagener Kartentisch sah mich geringschätzig und melancholisch an, als ich ihm gegenüber Platz nahm; er hatte bemerkt, daß ich kein eigentlicher Passagier der ersten Klasse war, sondern daß ich nur zufällig in diese aristo- und plutokratische Sphäre gerathen, und wähnte mir durch die Erinnerungen einer längst entschwundenen Vergangenheit zu imponiren:

„An meinem grünen Felde, vertraute mir im Flüstertone der L'hombretisch, saßen einst die schönsten Frauen und vornehmsten Herren und spielten Preference zu 50 Kopeken den Fisch. Tausende Rubel wurden an einem Abende während einer kurzen Fahrt verloren und gewonnen, denn gar oft ging man von der Preference zum „Stoß" (Pharao) über und ein Gardeoberst verlor sein ganzes Vermögen auf Ehrenwort und erschoß sich zwei Tage darauf. Das waren schöne Zeiten! Jetzt ist es anders geworden. Das Publicum ist kleinlicher geworden und hat man mir neulich sogar die Injurie

angethan, Wint zu $^1/_{50}$ Kopeken zu spielen! Horreur! Freilich waren es solche Passagiere, wie Sie, die nur durch ein blindes Ungefähr in einen Waggon erster Klasse gerathen, während sie bloß für die zweite bezahlten."

Diese Arroganz des L'hombretisches, der mit seinen Connexionen und Traditionen prahlte, sich mit seinen aristokratischen Bekanntschaften brüstete und verachtungsvoll auf Alles herabsah, was nicht blaublütig war, oder mindestens seine Angehörigkeit zur Plutokratie nicht mit einem bezahlten Billete erster Klasse documentiren konnte, verdroß mich ungemein, besonders da sie von einem Tisch bekundet wurde, der trotz seiner vornehmen Bekanntschaften doch aus nichts Anderem als Holz, Leim und Tuch bestand. Es ist nun einmal so bei Lakaien Sitte, sich mit dem tönenden Titel ihrer Herrschaften zu brüsten, gleichsam als gehöre derselbe ihnen selbst an und der Bediente eines Fürsten sieht mit Geringschätzung auf den Diener eines Grafen herab, während letzterer hingegen von der Höhe seiner Livree verachtungsvoll auf den Lakaien des Barons herabsieht. In Amerika stolzirt der Neger auf die weiße Hautfarbe seines Herrn und Gebieters und verachtet den Schwarzen, der einem Mulatten oder Mestizen dient. Die Menschheit ist nun einmal so kleinlich und erbärmlich. Kann man es also einem L'hombretisch verargen, wenn er so aufgeblasen thut?

Ein melancholisches Zirpen seitens des Oberschaffners, der sich gleich einer liebeskranken schwärmerischen Philomele geberdete: ein heiserer Aufschrei der Locomotive als Antwort; noch ein Zwitschern als Replik, noch ein Geheul der Wuth und Verzweiflung als Contrareplik und dann setzte sich der lange, melancholische, schwerfällige Zug seufzend, ächzend und stöhnend in Bewegung und durch das mit kalten großen Abschiedsthränen bedeckte Fenster des Waggons sah ich in nebelhafter Ferne die zahllosen Leichensteine auf dem Friedhofe, die trübselig uns nachschauten, jedoch dem Anscheine nach neidlos, resignirt, in vollem Bewußtsein, daß, trotzdem wir mit voller Dampfkraft dahineilten, wir dennoch nicht versäumen werden seinerzeit bei ihnen einzukehren...

Ich wendete mich von diesem wenig erhebenden Anblicke ab, um meine Reisegefährten im Waggon zu mustern.

Mir gegenüber am Fenster saß ein hochblonder Mann mit langem wallenden Bart, blauen Augen und einem höchst interessanten sympathischen Gesichte. Er trug ein sehr elegantes Reisecostüm und rauchte Cigaretten, deren Aroma höchst zweifelhaft war. Daß er ein unverfälschter Sohn Germaniens war, errieth ich auf den ersten Blick; bei näherer Bekanntschaft entpuppte er sich als ein höchst verständiger Mann mit nüchternen Ansichten über Politik und Finanzen, ein Holzhändler aus Hamburg, der mit Rußland ziemlich bedeutende Geschäfte macht, indem er den Wagenbauern Petersburgs und Moskaus die zum Bau von Equipagen nothwendigen Holzsorten liefert.

Mein deutsches vis-a-vis war von Rußland und den Russen sehr eingenommen; Land und Leute gefielen ihm ausnehmend gut; nur fand er, daß unsere Handelsgesetze sehr viel zu wünschen übrig lassen, daß unsere Rechtsbegriffe sehr vage sein; der Unterschied zwischen Mein und Dein wäre viel zu gering und in gewissen Beamtenkreisen sei man Bestechungen gar zu zugänglich; das Eigenthumsrecht werde gar zu wenig geschützt. Kaufmännische Redlichkeit sei ein geradezu nur ausnahmsweise anzutreffender Handelsartikel, was sich übrigens dadurch erkläre, daß die Nachfrage nach dieser Waare eine gar zu geringe wäre; an einen Krieg zwischen Rußland und Deutschland glaube er nicht—selbst auch nicht in der entferntesten Zukunft, da es durchaus keinen raisonablen Anlaß dazu gäbe und man außerdem beiderseits vollständig überzeugt sei, daß eine derartige Collision für beide Theile gleich verhängnißvoll wäre, sowohl für den Sieger, als für den Besiegten; Bismarck sei unzweifelhaft ein genialer Staatsmann, ja der genialste Staatsmann des Jahrhunderts, aber seine Zollpolitik, sowie überhaupt seine ökonomischen

weitgehenden Pläne könnten stark bemäkelt werden; Rußland müsse sich des Schutzzolls befleißigen und habe Deutschland gar keinen Grund, sich darüber zu beschweren.

Das ungefähr war der Inhalt meiner Unterredung mit dem deutschen Holzhändler. Doch war es kein Dialog, sondern eher ein Monolog, den mein sehr gesprächiger Nachbar hielt und dem ich mit großem Interesse zuhörte, nur zuweilen meine Bemerkungen einflechtend. Ich konnte nicht umhin, mich mit den Ansichten meines blonden vis-à-vis einverstanden zu erklären. Dieses that auch ein langer dürrer junger Mann mit kleinem schwarzen Schnurrbart und orientalischen Gesichtszügen, der bis dahin in das Lesen einer türkischen Zeitung vertieft gewesen (es war, wie ich nachher mich überzeugte, das Konstantinopoler officiöse Journal „Vakif"), wobei er zuweilen ein ziemlich voluminöses Wörterbuch consultirte, augenscheinlich die mangelnden Worte suchend. Dieser Herr, ein Grieche von Geburt, Candidat der orientalischen Sprachen, ist zeitweilig dem asiatischen Departement des Ministeriums des Aeußeren zucommandirt, bis sich die Stelle eines Dragomans in Konstantinopel oder Teheran vacant erweisen sollte. Er ist der türkischen, persischen und arabischen Sprache vollkommen mächtig, was mir um so mehr Respect einflößte, da ich von diesen drei Idiomen des Ostens auch nicht die geringste Idee habe. Mit großem Interesse verfolgte ich die krausen, wirren Zeichen der türkischen Schrift, die wie das Hebräische (und überhaupt alle orientalischen Sprachen) von der Rechten zur Linken geschrieben und gelesen wird. Gleich dem gelehrten Archäologen, der sinnend die Keilschrift betrachtet und das Räthsel entfernter Jahrhunderte zu lösen versucht, stand ich vor der türkischen Zeitung und schämte mich meiner Unwissenheit.

Der Grieche hatte unterdessen mit dem Germanen ein lebhaftes Gespräch angeknüpft, an welchem auch ein kleines Männchen mit großem schwarzen Barte, ein Gymnasiallehrer aus Moskau, sich betheiligte. Der Deutsche sprach von Holz; der Hellene — von Diplomatie und der Lehrer vom classischen Alterthum, von Cäsar's Gallischem Kriege und Xenephon's Anabasis, und wie wenig sich die gegenwärtige Jugend für die grammatischen Regeln des Lateinischen und Griechischen erwärme.

Aufrichtig gestanden, wundert mich letzteres durchaus nicht; das Gegentheil hätte mich eher in Staunen setzen können. Bei den classischen Studien in unseren Gymnasien vergißt man nur gar zu oft über die Form den Inhalt. Trockene grammatische Regeln werden höher gestellt, als die Großthaten der Helden einer ruhmreichen Periode. Ueber Declinationen und Conjugationen läßt man fast ganz den Zweck außer Auge, wegen dessen man doch eigentlich das classische Alterthum studirt.

Unser Ministerium der Volksaufklärung hat auch diesen Mangel eingesehen und ist, wie mir aus zuverlässiger Quelle mitgetheilt wird, zu dem Entschluß gekommen, eine Abänderung im gegenwärtigen Lehrsystem der alten Sprachen eintreten zu lassen. Man soll weniger Zeit auf die starren grammatischen Formen, dafür aber desto mehr auf den lebendigen Inhalt der unsterblichen griechischen und lateinischen Klassiker verwenden.

An Schlaf war gar nicht zu denken. Wir discourirten die ganze Nacht. Der deutsche Holzhändler hatte während dessen unsere ganze ökonomische Gesetzgebung einer radicalen Reform unterworfen und besonders ein Bankerottgesetz ausgearbeitet, das, nach seiner innersten Ueberzeugung, das vortrefflichste sei, was überhaupt auf der Welt existire und allen gegenwärtigen Mißbräuchen mit einem Schlage ein Ziel setzen und das gestörte Vertrauen und den schwankenden Credit wieder herstellen würde, und zwar auf einer soliden Basis, die keinen ferneren Schwankungen unterliegen und auch unseren Wechselcours stabil machen werde.

Bevor wir noch in Pskow ankamen, hatte es der Gymnasiallehrer dahin gebracht, daß die Schüler der niedersten Klassen den Homer und Herodot, Xenophon und Sophokles à livre ouvert lesen konnten und geläufig unter einander lateinisch und

griechisch conversirten. Und noch waren die Sandhügel von Dünaburg nicht sichtbar, als mein Candidat der orientalischen Sprachen sich aus einem simplen Dragoman in spe in einen ordentlichen Botschafter und bevollmächtigten Minister am Hofe des Kalifen und Schach zugleich verwandelt hatte, der resolut die orientalische Frage löste, die hohe Pforte erbrach, die Dardanellen ausfüllte, den Nachfolger des Khalifen eben so wie den Bruder der Sonne und Vetter des Mondes depossedirte, Indien durch einen Handstreich besetzte und die kleinen Kosakenpferde in den blauen Fluthen des heiligen Ganges tränkte, über welche Profanation die Lotosblumen melancholisch ihre schönen menschenähnlichen Häupter schüttelten und die Pagoden verzweifelt zusammenstürzten....

In Dünaburg, wo wir um 9 Uhr Morgens anlangten, ging die Trennung vor sich. Der Hamburger Kaufmann ging über Eydtkuhnen nach Berlin; der künftige Botschafter — über Bjelostok nach Odessa und der Gymnasiallehrer nach Wilna auf das Gut eines seiner Freunde. Nur ich Unglücklicher blieb in Dünaburg zurück, ein zweiter Robinson auf einem wüsten Eilande, mit der Aussicht jedoch nach acht Stunden erlöst zu werden, da mich der Zug der Riga-Dünaburger Bahn um 5 Uhr Nachmittags nach Riga entführen sollte.

Es hieß also acht Stunden in möglichst wenig tödtlicher Langeweile zubringen. Zuerst zog ich mein Frühstück, so weit es nur möglich war, in die Länge, trank meinen Kaffee gleich einem Türken während seines Keifs, rauchte meine Cigarre gleich einem sich am Opium berauschenden Chinesen — doch das Alles dauerte kaum anderthalb Stunden und es blieben nun noch dreihundert und neunzig Minuten übrig, die durchaus todtgeschlagen werden mußten, da sie sonst im Stande gewesen wären, mich zu tödten.

Zuerst beschäftigte ich mich damit, alle an den Wänden in Rahmen hängenden Anordnungen und Befehle des Ministeriums der Wegecommunicationen und der diversen Chefs zu lesen. Doch muß ich gestehen, daß diese Lectüre keine besonders anregende war: Dieses ist verboten, Jenes nicht erlaubt, für das Eine wird mit einer Strafe gedroht, für das Andere mit einer anderen Pön. In dieser officiellen Literatur ist nur von Pflichten des reisenden Publicums die Rede; von dessen Rechten wird gar nichts erwähnt. Schwamm drüber!

Noch weniger Genuß und Zerstreuung gewährte mir die Musterung des Buffets und der an demselben thronenden Hebe. Zwar waren beide reichlich mit diversen Naturgaben versehen, aber besonders Anziehendes hatte dieses Studium nicht. Die Buffetmamsell hatte eben so wenig Verlockendes, als die in verschiedenfarbigen prunkvollen Etiquetten prangende Flaschenbatterie, oder die zahlreiche Sakuska. Die Kellner waren auch nicht unterhaltend und mein guter Bekannte, der Inhaber des Restaurants, ein lebhafter Franzose (ehemaliger Mundkoch der Hochseligen Kaiserin Maria Alexandrowna) war gerade abwesend.

Wieder war eine Stunde dahingegangen und es blieben der Stunden noch viele. Da erleuchtete plötzlich eine Idee mein Gehirn, Heureka! rief ich mit Archimedes freudig aus. Eine Excursion nach der Stadt Dünaburg wird mich zerstreuen und die Zeit abkürzen.

Da gerade kein Automedon da war, so sah ich mich gezwungen, den Ausflug zu Fuß zu machen und ich begab mich unerschrocken auf den Weg, indem die Entfernung im Ganzen nur gegen drei Werst betrug.

Das Wetter war sehr schön und warm. Am wolkenlosen Horizonte leuchtete goldig strahlend die Pfingstsonne. In weiter Ferne zeichneten sich die Conturen der Dünaburger Festung in den blauen Lüften. Doch hatte ich meine Rechnung ohne den Wirth gemacht, indem ich geglaubt hatte die ganze Tour zu Fuß zurücklegen zu können. Der tiefe Sand, in den mein Fuß bis an die Knöchel versank, ermüdete mich bald und ich hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ich bereits außer Athem war.

Vor einem Kirchhofe machte ich Halt, um mich etwas zu verschnaufen. Die haben es gut da unten im kühlen Grunde, dachte ich bei mir, als ich mich am Fuße eines großen metallenen Kreuzes auf die Erde niederließ und die verschiedenen eisernen und steinernen Denkmäler irdischer Nichtigkeit betrachtete. Es war augenscheinlich ein alter Kirchhof, der gegenwärtig außer Cours gesetzt ist, denn die Inschriften auf den Grabsteinen datirten aus längst entschwundenen Zeiten, und es war doch schwerlich vorauszusetzen, daß seit jener entfernten Epoche Niemand aus der Dünaburger Bevölkerung das Zeitliche gesegnet und zu seinen Vätern versammelt worden. Eine kleine, hart am Eingang zu dem Todtenfelde befindliche Capelle ist auch eigenthümlicher Construction und verwittert.

Plötzlich bot sich meinen Augen etwas dar, was für meine matten Füße sehr erfreulich war. Ich erblickte einen Iswoschtschik und zwar ein Gefährt, das eine so frappante Aehnlichkeit mit einem Petersburger „Wjanka" hatte, daß ich mich für einen Augenblick beinahe von den sandigen Ufern der Düna plötzlich an die blühenden Gestade der Newa zurückversetzt glaubte. Die Droschke zeichnete sich durch eben denselben klassischen Schmutz aus, der die Majorität ihrer Petersburger Gefährtinnen charakterisirte bevor sie von der Hand wohlthätiger Reformen berührt worden, Dank welchem sie jetzt ein weit entsprechenderes Aussehen gewonnen haben, wenn gleich noch viel zu wünschen übrig bleibt, um das Ideal einer Miethdroschke zu verwirklichen.

Das Dünaburger Fuhrwerk war ein antideluvianisches und des Studiums eines Archäologen werth. Die eisernen Bestandtheile klapperten wie eine im Gange befindliche Mühle und schienen von separatistischen Gelüsten angehaucht zu sein, so daß man jeden Augenblick eines Zusammenbruches des Ganzen gewärtig sein konnte; die ungeschmierten rostigen Räder seufzten und stöhnten gleich der Seele eines Wucherers im Fegefeuer; der Gaul war mager und elend und gemahnte außerordentlich an die Rosinante Don Quichotte's; das halb aus Lederriemen, halb aus Stricken bestehende Spannzeug war ebenso trostlos, wie es bei den Iswoschtschiken Petersburgs zu sein pflegte; der mit einem ehemals vielleicht blau gewesenen Tuche bezogene Sitz ebenso schmierig.

Der einzige Unterschied jedoch bestand darin, daß auf dem Bock statt eines rechtgläubigen Russen in traditionellem blauen Armjak ein orthodoxer Jude in einem verschossenen Nankinröckcher saß, das ehemals gelb gewesen sein mochte. Es war ein junger Bursche mit echt semitischen, nicht unschönen Zügen, brennend schwarzen Augen und tiefdunklen Schmachtlocken, die ihm kokett die braune bartlose Wange entlang baumelten und bei jedem kühnen Satz des Rößleins, bei jeder krächzenden Umdrehung der Räder sich schlangenartig aufbäumten.

Ich rief den Fuhrmann an und wir wurden bald handelseinig. Für einen Rubel verpflichtete sich der jüdische Automedon, mir alle Sehens- und Denkwürdigkeiten Dünaburgs zu zeigen und mich dann zur gehörigen Zeit zurück auf den Bahnhof zu transportiren. Den projectirten Besuch der Festung lehnte ich jedoch dankend ab, da ich für dergleichen Institute — ausgenommen, wenn sie zu rein defensiven Zwecken dienen — keine besondere Sympathie empfinde.

Dünaburg, in dessen Herzen ich mich bald befand und zwar in der Pariser Straße, ist eine ziemlich miserable Kreisstadt, dem Anscheine nach vorzugsweise von Juden bewohnt. Denn der Kinder Israels in langen Kaftanen lungerten gar viele auf den Straßen umher, durch welche ich fuhr. Ab und zu standen ganze Gruppen derselben in eifrigem, durch heftige Gesticulationen commentirten Gespräch begriffen da. Dank dem hohen Festtage waren sämmtliche Buden und Magazine geschlossen. Alles sah ungewöhnlich salopp und verkommen aus, Leute und Häuser und Straßen; selbst die Natur hatte ein unsauberes Aussehen und die Felder waren in ein

schmutziges Grün gekleidet. An manchen Straßenecken sah ich langbärtige Juden mit ernsten Gesichtern (in welchen Noth und Alter tiefe Furchen gegraben), die melancholisch an einen Laternenpfosten gelehnt, vor sich ein Tischchen mit Eier- und Käsekuchen hatten, die sie feilboten. Der große ernste Jude und das kleine muntere Tischchen mit der luftigen Waare bildete einen höchst seltsamen, schmerzlich berührenden Contrast. Kleine zerlumpte Mädchen, barfuß mit zerzaustem Haar und frischen rosigen, unter einer dichten Kruste von Schmutz hervorleuchtenden hübschen munteren Kindergesichtchen verkauften abgekochte Eier und steinhartes Brod. Ich kaufte ein Brödchen und ein Ei und schenkte beides dem Kinde, welches vor Freuden ganz außer sich war und mich in entzückter Dankbarkeit mit seinen großen schwarzen, mandelförmig geschnittenen Augen ansah, ohne Worte finden zu können, seine glühende Erkentlichkeit auszudrücken. Ich bestand darauf, daß es das Geschenk sofort verzehre, und mit ihren kleinen weißen Zähnen, die zwischen den rothen vollen Lippen hervorleuchteten, biß die Kleine in das harte schwarze Brod, während sie mit den kleinen schmutzigen Händchen die Schaale des Eies zerschlug.

Dünaburg bot nichts Interessantes dar, doch hatte die Fahrt hin und zurück die lange Zeit beträchtlich abgekürzt, so daß, als ich zur Station zurückkam, ich nur Zeit hatte, zu Mittag zu speisen. Um vier Uhr kam der Zug der Riga-Dünaburger Eisenbahn, der uns nach der Dünaburger Station dieser Linie herüberführen sollte. Um von der einen Station Dünaburg auf die andere zu gelangen, muß man auf den Schienen hin- und herkreuzen. Und der Weg, der unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum fünf Minuten dauern würde, währte hier eine halbe Stunde, die man zu einem langweiligen Hin- und Herlaviren braucht, um ins rechte Geleise zu kommen. Freilich, wenn man von dem rechten Wege der Lebensbahn abgewichen, dauert es oft weit länger, bis man wieder auf die richtige Fährte gelangt. Trotzdem ist dieses Hin- und Herfahren von dreißig Minuten im höchsten Grade ennuyant. Bald heißt es: Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo! und das ersehnte Ziel, das man mit den Händen zu greifen wähnte, entschwindet den Blicken in Nacht und Dunkel. Dann gilt die Devise wieder: Immer langsam voran! Und so wird man sich während dieser ganzen Zeit nicht recht klar: Gehört man zur Fortschrittspartei, die nur vorwärts drängt in die dunkle Zukunft; oder ist man ein Glied der Reaction, die zurück möchte schreiten in die trübe Vergangenheit. Es ist rein des Teufels zu werden.

Die ganze Gegend von Petersburg bis Dünaburg ist sehr einförmig, eintönig. Stiefmütterlich hat die Natur Ingermanland und die anstoßenden Ländereien bedacht. Nur hier und da bietet sich manche Abwechselung dar: Die von Klewer in Farben auf Leinwand besungene Tanne, die von demselben Maler verherrlichte Birke mit der kalten, unfreundlichen Umgebung stoßen jeden Augenblick auf. Doch das, was sich auf der Leinwand sehr hübsch macht, bringt in der Natur einen schwermüthigen Eindruck hervor. Als Abwechselung dient von Zeit zu Zeit ein vor dem Wachthäuschen mit ihrem Besen stramm militärisch salutirendes Weib, das in der herbstlich düsteren Beleuchtung etwas Gespenstisches hat. Diese mit Besen bewaffneten, größtentheils „mittelalterlichen" Weiber in salopper Kleidung und mit wirrem Haar haben so etwas Hexenartiges an sich, so daß ich mich durchaus nicht gewundert hätte, wenn eine oder die andere von ihnen plötzlich den Besenstiel, mit dem sie salutirte, bestiegen, um auf demselben durch die Lüfte dahinzusausen und sich direct über Eydtkuhnen nach dem Blocksberg zu begeben behufs Theilnahme an dem daselbst stattfindenen Hexensabbath. Die trostlos öde Natur ringsum ist im Stande, dergleichen Aberrationen wachzurufen.

Von Dünaburg ab ändert sich die Scenerie wie mit einem Zauberschlage. Die deutsche Sprache wird vorherrschend; die Sauberkeit und Höflichkeit allerseits berührt außerordentlich angenehm ebenso wie die öffentliche Sicherheit. In Dünaburg warnte

man mich, mein Handgepäck ja nicht im Waggon zu lassen, da auf der Station viel nichtsnutziges Gesindel herumlungere, das nur auf Diebstahl ausgehe. Ueberhaupt „erfreut" sich die Stadt Dünaburg eines sehr schlechten Rufs in Bezug auf die Unantastbarkeit des Eigenthumsprincips. Der Diebe sind daselbst so viele, daß man eigentlich die ehrlichen Leute einsperren müßte, denn für die zahlreichen, daselbst das Pflaster unsicher machenden Hallunken giebt es in den Gefängnissen fast keinen Raum mehr. Die Zeitungen sind voll von Attentaten auf das Eigenthumsprincip in dieser Burg der Düna und es ist so weit gekommen, daß man es ordentlich für einen Schimpf hält, sich Bürger einer so übelbeleumdeten Stadt zu nennen und es würde mich gar nicht wundern, wenn mich Jemand auf meine durchaus nicht bös gemeinte Frage: „Sind Sie aus Dünaburg gebürtig?" wegen Verleumdung beim Friedensrichter belangen sollte.

Als ich mit dem zweiten Glockenschlage in den Waggon trat, fand ich denselben ziemlich gefüllt; doch besonders erregte meine Aufmerksamkeit eine Gruppe von vier Damen, die eine Abtheilung einnahm. Diese Damen spielen in den nachfolgenden hochdramatischen Scenen, denen ich beiwohnte, eine zu hervorragende Rolle, als daß ich ihnen nicht eine detaillirte Schilderung widmen sollte.

Es war fünf ein viertel Uhr Nachmittags, als sich der Zug in Bewegung setzte und wir mit einer Geschwindigkeit von 35 Werst pro Stunde aus Dünaburg nach Riga abdampften, und in demselben Augenblick begann das Drama, das mindestens zwanzig Personen zu Zeugen hatte und bei dessen Erinnerung noch jetzt, während ich die empfangenen Eindrücke niederschreibe, meine Seele hoch aufschauert. Die dramatische Handlung zog sich volle sechs Stunden hin, bis halb zwölf Uhr Nachts, wo wir in Riga anlangten.

II.

In meiner Kindheit war ich ein leidenschaftlicher Verehrer von Hoffmann und Poe und verschlang die phantastischen, oft bis zur Widerwärtigkeit verzerrten Erzählungen des deutschen und amerikanischen Schriftstellers mit einer unersättlichen Gier. Besonders machte auf mich die krankhafte Phantasie von Edgar Poe einen tiefen, bleibenden Eindruck. Bekanntlich wimmeln diese Erzählungen, sowie auch die Hoffmann's von verschiedenen furchtbaren Erscheinungen, entsetzlichen Begebenheiten, Gnomen, Gespenstern u. s. f. Doch das Genie des Deutschen und des Amerikaners macht diese fürchterliche Kost zu einer höchst verlockenden.

Ich las diese entsetzlichen, gräuelvollen Schilderungen verstohlen Nachts im Bette, wenn Alles rings umher schlief. Man kann sich leicht vorstellen, welch' einen Einfluß eine solche Lectüre auf den Geist eines zehnjährigen Kindes haben mußte. Heißhungrig verschlang ich die verbotene Frucht und fühlte eine mit Entsetzen gemischte Wonne beim Lesen dieser furchtbaren Scenen, dieser haarsträubenden, übernatürlichen Erscheinungen, in düstersten Farben von kunstfertiger Hand gemalt. Und je mehr ich mich in diese Lectüre vertiefte, je weiter ich mich in dieses Labyrinth des Fürchterlichen vorwagte, desto größer war die Verlockung, mit um so höherem wonnigen Schauer nahte ich mich dem geheimnißvollen Abgrunde und mußte dem furchtbaren Genuß nur dann entsagen, wenn das letzte Stümpfchen Licht, das ich mir auf irgend eine Weise annectirt hatte, noch ein Mal aufflackerte und zischend erlosch, was mich an den Seufzer einer abgeschiedenen Seele gemahnte, der Lectüre vollständig entsprach und das Gefühl des Gruselns noch erhöhte.

Selbstverständlich, daß ich lange darauf nicht einschlafen konnte. Krampfhaft

barg ich das fieberglühende Gesicht tief in das Kissen, zog die Bettdecke tief über den erhitzten Kopf, um die entsetzlichen Erscheinungen nicht zu sehen, welche die auf's Aeußerste erregte Phantasie jedoch heraufbeschwor. Und wenn ich endlich einschlief, so war das kein gesunder, erquickender Schlaf, sondern ein im höchsten Grade unruhiger, fieberhafter. Die entsetzlichen, erschütternden Episoden, die ich gelesen, zauberte der Traumgott mir kupplerisch wieder vor und webte auf diesem phantastischen Canevas noch weit fürchterlichere Gebilde. Ich kämpfte mit Riesen und Gnomen und erwachte gewöhnlich, in kaltem Angstschweiß gebadet, wenn der Kampf den Höhegrad erreicht hatte, wenn irgend ein Ungeheuer mit zahllosen, unendlich langen Armen mich an seine eisig kalte, ertödtende Brust schloß, seinen weiten Rachen öffnete, mich mit seinen glühenden Augen in Asche zu verwandlen drohte.

Natürlich, daß meine Gesundheit unter derartigen Verhältnissen furchtbar litt. Mein ohnehin schwacher Organismus ward ernstlich erschüttert und ich erkrankte. Der herbeigeholte Arzt erwies sich nicht nur als ein geschickter, erfahrener Aeskulap, sondern auch als ein verständiger, scharfsinniger Mensch. Er begriff sofort, daß die Ursache meines Leidens eine rein psychische war und, Dank geschickt gestellten Fragen, kam das Geheimniß zu Tage. Die für mich so verhängnißvollen Hoffmann'schen und Poe'schen Productionen wurden confiscirt und einem feierlichen Auto-da-fe übergeben; meine Lectüre wurde von nun an einer erbarmungslos strengen Controle unterworfen, die absoluteste Lichtdiät in Bezug auf mich angewandt und ich gesundete bald, körperlich und geistig.

Diese Erinnerungen meiner Kindheit stiegen vor mir plötzlich auf, als ich Zeuge der phantastischen dramatischen Scene ward, die sich im Waggon vor meinen Augen abspielte und die wirklich einer der tragischsten Productionen Hoffmann's oder Poe's entlehnt schien. Wie gesagt, saßen in einer Abtheilung des Waggons vier Damen. Die eine von ihnen war eine höchst würdig aussehende Matrone von ungefähr siebzig Jahren mit einem von silberweißem Haar umrahmtem Gesicht, dessen durch Sorgen und Kummer gegrabenen tiefen Furchen die Spuren einstiger Schönheit nicht zu verwischen vermögend waren. Es war ein sanftes, gutes, liebes Gesicht, von ein Paar treuherzig und milde blickenden Augen erleuchtet. Um den zahnlosen Mund spielte ein trauriges, schmerzliches Lächeln, das verkündete, daß die Matrone die Schattenseiten des Lebens kennen gelernt hatte. Sie war ganz in Schwarz gekleidet; doch die Einfachheit der Kleidung that dem würdevollen Aussehen durchaus keinen Abbruch und auf den ersten Blick sah man es der Greisin an, daß sie zu den höheren Gesellschaftskreisen gehörte.

Neben ihr saß eine Dame, die in ihrem ganzen Wesen so unverkennbar den Stempel der alten Jungfer trug, daß ich mich keinen Augenblick bedachte, sie dieser höchst ehrenwerthen, wenn auch nicht immer nach Gebühr gewürdigten Corporation beizuzählen. Alles an dieser Dame verrieth die alte Jungfer, die sich mit ihrem Schicksal jedoch noch nicht versöhnt hat, sich in ihre Bestimmung nicht finden will und kann; die allem Jugendlichen und Schönen einen unversöhnlichen Haß geweiht, weil die Natur ihr beides versagt, weil sie nie jung noch schön gewesen, weil es ihr selbst nicht vergönnt war, aus dem Becher des Lebens Genüsse zu schlürfen; die da besonders die gesammte Männerwelt mit ihrem Groll verfolgt, weil sie von derselben verschmäht und zu einem fruchtlosen Leben verurtheilt worden.

Ich will durchaus nicht in Abrede stellen, daß es alte Jungfern giebt, die ganz das Gegentheil von der oben geschilderten Gattung sind; die durchaus nicht durch die ihnen zu Theil gewordene Enttäuschung versauert und verbittert worden; die sich mit dem Gedanken versöhnt, ihr Lebensziel verfehlt zu haben; die durchaus nicht von Groll und Erbitterung überfließen — sondern im Gegentheil voll Liebe und Zärtlichkeit sind; die, gleichsam durch die Schätze von Gefühl und Zartsinn, die sie entfalten, den

sie verschmäht habenden Männern darthun wollen, was dieselben an ihnen verloren, da sie ein schmuckes Lärvchen einem edlen Gemüthe vorzogen; die, da sie selbst nicht Gattinnen und Mütter geworden, die ganze Menschheit mit ihrer Liebe umfassen.

Doch das sind leider nur vereinzelte Ausnahmen. Die Majorität der alten Jungfern gehört zu der oben definirten Categorie von Menschenkindern, von der ein vortrefflich erhaltenes Exemplar vor mir saß, mit dünnen zusammengekniffenen Lippen, hagerem verdrossenen Gesichte, kalten, theilnahmlosen grauen Augen, flacher, trockener Brust, gespreizter Haltung und augenscheinlicher Unzufriedenheit mit sich selbst und allen Anderen. Die löbliche alte Jungfer war in ein gar zu elegantes Reisecostum gekleidet; die Sarah-Bernhard-Handschuhe aus schwedischem hellbraunen Leder konnten den dürren Armen keine Fülle verleihen; das gar zu moderne, blumen- und federngeschmückte duftige Sommerhütchen, das augenscheinlich aus dem Atelier einer französischen Modistin ersten Ranges hervorgegangen, konnte die stark mit Silberfäden durchzogenen dunklen Haare nicht mit dem Zauber der Jugend umgeben. Kurz alle Toilettenbestrebungen — und Allah weiß, daß es an denen nicht mangelte — waren nicht im Stande, die bittere Wahrheit zu verhüllen, daß die „junge" Dame bereits ein halbes Säculum hinter sich habe und daß sie auf dieses verlebte halbe Jahrhundert nicht mit besonderem retrospectiven Entzücken zurückschaue. Trotz alledem war ihre Aehnlichkeit mit der würdevollen Greisin unverkennbar, wie man oft in einer auch noch so schlechten Copie den Pinsel des genialen Schöpfers des Originals nicht zu verkennen vermag.

Beiden gegenüber saß ein außerordentlich hübsches, blondes, junges Mädchen mit einem so lieblichen und anmuthigen Gesichte, daß man wahrlich nicht wußte, war es die Regelmäßigkeit der Züge, oder die dieselben belebende, sich scharf ausprägende Herzensgüte, welche diesem jugendlichen Geschöpfe einen ganz besonderen Liebreiz verlieh. Diese Herzensgüte sprach sich in dem freundlich strahlenden azurblauen Auge, in dem holdseligen Lächeln, das die vollen rothen Lippen theilte und zwei Reihen weißer kleiner Zähne durchschimmern ließ, in dem ganzen liebenswürdigen Wesen und der die ganze süße Gestalt umgebenden Anmuth aus. Ich will gerade nicht behaupten, daß die junge Dame eine vollendete Schönheit war: mancher Kenner weiblicher Schönheit würde sogar gewiß gar Manches an ihr auszusetzen gefunden haben. Aber es war trotz alledem ein so liebreizendes Geschöpf, daß man ihm seine lebhafteste Sympathie nicht versagen konnte. Das einfache schwarze Reisekleid zeichnete die anmuthigen Formen des elastischen Körpers; der kleine charakteristische Kopf war von dicken schweren, dunkelblonden Haarflechten umgeben.

Neben der hübschen Blondine saß ein anderes junges Mädchen, das sofort meine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Das war eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, wie ich einer solchen zum ersten — und hoffentlich auch zum letzten — Male in meinem Leben begegnet, und will ich es dem Leser sofort gestehen, daß eben dieses junge Mädchen die Heldin der nachstehenden dramatischen Scene ist.

Sie war kaum den Kinderschuhen entwachsen und höchstens siebzehn Jahre alt, fast noch ein Backfisch, schmächtig, hager, mit noch unentwickelten Formen und mageren Armen. Sie trug ein sehr hübsches blaues Sommerkleid, reich mit kostbaren Spitzen besetzt und ein luftiges elegantes Seidenmäntelchen lose um die schmalen Schultern geworfen. Doch das Charakteristischste an diesem Mädchen war der Kopf, dessen nachtschwarzes, ganz kurz geschorenes Haar dem Gesichte einen ungewöhnlich entschlossenen, männlichen, fast wilden Ausdruck verlieh.

Das Gesicht der jungen Dame war ein ganz eigenthümliches. Trotz der Regelmäßigkeit der Züge, des Ebenmaßes der einzelnen Theile, konnte ich dieses Gesicht weder hübsch, noch anziehend finden. Es war ein gewisses Etwas, das demselben einen ungewöhnlich strengen und harten Ausdruck mittheilte. Es war ein grausames

Gesicht, dem die spitzen weißen Zähne etwas Hyänenartiges verliehen. Die großen, schwarzen, durchdringenden und in ungewöhnlichem, fast fieberhaftem Glanze leuchtenden Augen befanden sich in voller Uebereinstimmung mit dem tückischen Gesichte, das eine unbeugsame Entschlossenheit verrieth, einen Charakter verkündete, der vor nichts zurückschreckt, sich vor nichts beugt, durch nichts beugen läßt. Für ein junges Mädchen in diesem zarten Alter war das ein gar seltsames, ungewöhnliches Gesicht und es kann daher Niemand Wunder nehmen, wenn es meine Aufmerksamkeit fesselte und ich die junge Dame mit großem Interesse betrachtete.

Das junge Mädchen schien zu bemerken, daß ich sie fixirte. Sie machte eine heftige Bewegung auf ihrem Sitze und wandte sich zu mir:

— Was haben Sie mich so anzuschauen, so starr anzugaffen? Haben Sie denn noch nie einen Menschen gesehen? Und wie kommen Sie überhaupt in diesen Waggon? Offiziere gehören in die dritte Klasse, Damen in die zweite und Generäle in die erste. Ich will noch zugeben, daß Kammerpagen (und auch nur denen, die sich beim Examen ausgezeichnet) das Betreten der zweiten Klasse zu gestatten sei; aber Pequins gehören nicht hierher. General-Adjutanten in die erste; Kammerpagen in die zweite Klasse! Wie kommen Sie hierher? Wer hat Ihnen den Eintritt gestattet?

Diese seltsame Anrede wurde mit ungemein tiefer und lauter, für ein so junges Mädchen höchst sonderbarer und ganz ungewöhnlicher Stimme gesprochen. Das junge Mädchen sprach sehr schnell und resolut in einem sehr eleganten Russisch, indem sie mich drohend, herausfordernd anblickte, gleichsam eine kategorische Antwort auf ihre seltsamen Fragen erwartend.

Der geneigte Leser wird es mir wohl glauben, wenn ich ihm sage, daß ich durch diese sonderbare Anrede seitens einer mir ganz unbekannten Dame vollständig außer Fassung gebracht wurde, um so mehr, da ich einsah, daß ich durch mein beharrliches Fixiren derselben die mir in so seltsamer Form ertheilte Rüge gewissermaßen verdient hatte. Dennoch fand ich den Ausfall der Dame für gar zu excentrisch, besonders verletzte mich die aus demselben hervorleuchtende Geringschätzung in Bezug auf meine Wenigkeit. Ich beeilte mich also mit geziemender Höflichkeit zu erwidern:

— Ich bitte gehorsamst um Entschuldidung, mein Fräulein, wenn ich Sie wider meinen Willen beleidigt haben sollte. Ich habe es sicherlich nicht beabsichtigt. Was aber Ihre Behauptung wegen meines illegalen Eintritts in den Waggon anbetrifft, so muß ich dagegen nachdrücklichst Verwahrung einlegen. Obgleich ich mich nicht mehr in dem glücklichen Alter befinde, wo man mit verzeihlichem Stolze die goldgestickten Schöße eines Kammerpagen trägt und sich durch dieselben berechtigt glaubt, auf die gesammte übrige Welt mit Geringschätzung herabzusehen; obwohl ich mich nie dem süßen Wahne hingeben kann, je General, geschweige denn General-Adjutant zu werden, so glaube ich mich nichts desto weniger berechtigt, diesen Waggon zu betreten, da ich dieses Recht durch Lösung einer Fahrkarte erkauft habe. Sollte Ihnen jedoch meine Gegenwart unangenehm sein, so ....

— Das sind Alles nur Phrasen, die einer jeglichen reellen Bedeutung bar sind, unterbrach mich ungeduldig das junge Mädchen, wobei ihre Stimme noch lauter, ihr Ton noch herrischer, ihr Auge noch drohender, ihre Mienen noch finsterer wurden (wozu die zusammengekniffenen schwarzen Augenbrauen nicht wenig beitrugen) und ich kann keine derartige Entschuldigung annehmen. Da Sie weder Kammerpage noch General-Adjutant sind, so machen Sie, daß Sie fortkommen. Allons! plus vite que ça! Zwingen Sie mich nicht, zu äußersten Maßregeln meine Zuflucht zu nehmen. Вонъ! Heraus!

Dieses höchst summarische Verfahren empörte mich. Das war schon keine Excentrität mehr, die ein Cavalier einer Dame nachsehen kann, sondern eine Grobheit sondergleichen, die nicht ungerügt bleiben durfte.

— Ich weiß nicht, erwiderte ich gereizt, was Sie berechtigt, mir gegenüber einen solchen Ton anzuschlagen, den ich nicht umhin kann, höchst unanständig zu finden. Ich muß Ihnen aber bemerken, daß wenn Sie so sehr vom Größenwahn inficirt sind, daß Sie nur Kammerpagen und Generaladjutanten Ihrer Gesellschaft für würdig halten, Sie sich einen Extrazug hätten bestellen und denselben mit den Ihnen genehmen Individuen besagter Kategorien füllen sollen, anstatt in einen gewöhnlichen Zug zu steigen, wo man Gefahr läuft, sich in einer sehr gemischten Gesellschaft zu befinden und mit Leuten zusammenzukommen, die nicht nur keine Generale, sondern sogar keine Adeligen sind.

— Ah! Sie raisonniren, anstatt daß Sie sich schon längst auf die Socken hätten machen sollen, schrie das junge Mädchen mit ungewöhnlich schriller Stimme, Sie wagen es, sich meinem Befehle zu widersetzen und diese heiligen Hallen durch Ihre unheilige Gegenwart zu verletzen, zu entweihen! Warte, mein Täubchen, ich werde dich zur Raison bringen!

Bevor ich noch den Sinn dieser Drohung begreifen konnte, erhielt ich einen heftigen Schlag in's Gesicht. Es war ein langer Damenhandschuh, den mir das junge Mädchen mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft in's Gesicht geschleudert hatte.

Ueber diese unerhörte Rohheit empört, sprang ich auf, um strenge Rechenschaft für diese mir angethane Insulte zu fordern, als sich plötzlich eine Hand auf meinen Arm legte und eine leise Stimme sprach:

— Um Jesu willen, haben Sie Nachsicht! Die Unglückliche ist wahnsinnig.

Es war die Greisin, die diese furchtbaren Worte gesprochen und die jetzt leise, aber nachdrücklich fortfuhr:

— Das unglückliche Kind ist wahnsinnig und der geringste Widerspruch treibt sie bis zur Raserei. Wir machten Ihnen Zeichen, daß Sie ihre Worte nicht beachten sollten, doch Sie verstanden uns nicht.

Wahnsinnig! Ja, bei Gott, wahnsinnig war das junge Wesen. Das hätte ich doch auf den ersten Blick, bei dem ersten Worte der Unglücklichen merken sollen. Der Wahnsinn sprach aus diesen dunklen, düster glühenden Augen, aus den Mundwinkeln, um welche ein fürchterliches Lächeln spielte, das die grausam zusammengebissenen spitzen weißen Zähne gewissermaßen herauszufordern schien, sich auf ein Opfer zu werfen und sich an dessen zuckendem Fleische zu ergötzen. Der Wahnsinn sprach aus diesen kurzgeschorenen Haaren, aus dem herrischen Tone der Stimme, aus den sich drohend blähenden Nüstern, aus den krampfhaft geballten Händen, aus den fortwährend zuckenden Armen, den fieberhaft scharrenden Füßen.

Wahnsinnig! Unglückliches Kind! Der Tag des Geistes in düstere Nacht verwandelt, die Leuchte erloschen, die uns als Wegweiser dient im Leben! Armes junges Mädchen! Und ich Kurzsichtiger, der ich mich mit der Bedauernswerthen beinahe in ein Wortgefecht eingelassen hätte!

Doch die Aufregung die sich der Unglücklichen bemächtigt, hatte sich noch lange nicht gelegt. Sie fuhr fort, mich mit glühenden Augen zu betrachten und Drohungen gegen mich auszustoßen. Sie sprach ungemein heftig und mit einer geradezu erstaunenswerthen Volubilität. Der Strom der Beredtsamkeit schien gar nicht versiegen zu wollen. Sie sprach in einem fort, größtentheils russisch, doch mischte sie französische, deutsche und englische Brocken ein, wie es in unserer fashionablen Gesellschaft bekanntlich so sehr Mode ist. Sie führte eine sehr gebildete Sprache und man sah und hörte es ihr an, daß sie zu den höheren Gesellschaftsschichten gehörte. Diese Voraussetzung ward in der Folge bestätigt und zwar durch die ehrwürdige Greisin, die sich als die Großmutter der Unglücklichen auswies.

— Offiziere gehören in die dritte Klasse, Damen in die zweite, Generale in die erste, fuhr indessen die unglückliche junge Dame zu extemporiren fort. Das wäre

doch geradezu unerhört, wenn sich plötzlich ein Unteroffizier in eine so distinguirte Gesellschaft drängte... Sieben Kisten und fünf Briefe sind eingetroffen und in keinem derselben findet sich die leiseste Andeutung darauf, daß der von den Zulus so meuchelmörderisch erschlagene einzige Sohn Napoleon's des Dritten wieder auferstanden sei, um der Tochter der Königin von Madagaskar die Hand zu reichen und hiermit ein Schwager des Sultans von Dahomey zu werden. Es ist geradezu lächerlich, daran zu denken! War doch der erste Page Niemand anders als Stepan Dmitrijewitsch und Diedrich, der Letzte im Gymnasium, wollte ihn ausstechen. Soll nicht das Blut bei dieser Idee in Wallung gerathen, daß der Adjutant sich soweit vergessen konnte, eine Apfeltorte in Gegenwart seines Chefs zu verzehren und demselben von der Straßburger Gänseleberpastete auch nicht einen Brocken nachzulassen. Steckt ihn in die Peter-Paulfestung, in die unterste Casematte, wo die Prinzessin Tarakanow den Tod durch Ratten und Wasser gefunden hat... Als ob es überhaupt eine Prinzessin Tarakanow gegeben hätte, als ob nicht Grigori Danilewski, der russische Walter Scott und James Cooper zugleich, diese Fabel erdacht um damit dem Kaiser von China zu schmeicheln, der, obgleich noch ein zehnjähriger Knabe, die Unverfrorenheit hatte, um die Hand von Turandot, die von Schiller dramatisirte Sagenprinzessin, anzuhalten, wobei er sich aber einen Korb holte, da er seinen Zopf nicht opfern wollte und er außerdem nicht vermögend war, die ihm aufgegebenen Räthsel zu lösen.... Que voulez-vous! Nicht ein Jeder kann so scharfsichtig sein, wie Peter Boborykin, der selbst das sieht, was gar nicht vorhanden ist, oder wie der Fürst Mestscherski, der Redacteur des „Graschdanin", der unstreitig einer der bedeutendsten Männer aller Zeiten ist und der unzweifelhaft das Capitol in Rom gerettet haben würde, wenn es nicht die Gänse lange vor ihm gethan hätten. Das war auch die Ansicht unseres Lehrers der Geschichte im Smolny-Kloster[1]), der da stets behauptete, daß die Cavallerieoffiziere die schmuckesten jungen Leute sind, vor denen sich jedoch die jungen Mädchen sehr in Acht nehmen sollen. Es ist geradezu lächerlich, so etwas zu behaupten; als ob die Artillerie mit ihren Mitrailleusen nicht noch gefährlicher wäre! Das wäre hübsch, wenn man sich vor jedem Offizier fürchten sollte! Offiziere gehören in die dritte Klasse und folglich haben Sie hier nichts zu schaffen. Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Diese Worte waren wieder an meine Adresse gerichtet und schien überhaupt meine Gegenwart der Unglücklichen unangenehm zu sein. Ich drückte mich in die Ecke.

— Beruhige Dich, Ljola[2]), sagte die Greisin und auf ein Zeichen brachte die alte Jungfer eine Flasche Wasser, mit deren Inhalt sie den Kopf der Kranken begoß. Das kühlende Wasser schien dem heißen Gehirn der Kranken wohl zu thun; sie ließ ruhig gewähren und während die Flüssigkeit Kopf und Gesicht überströmte, fuhr sie ununterbrochen zu sprechen fort.

— Die Fürstin Amelie ist geradezu lächerlich mit ihren Prätensionen! Ljola nennt sie mich, während ich doch Helena heiße; die schöne Helena, die von Offenbach in Musik gesetzte belle Helène, welche die Ursache eines so langen blutigen Krieges geworden, dem so viele Helden, so viele Städte zum Opfer gefallen. O, der Gedanke an den Verlust dieses Einen, Herrlichen, Strahlenden ist geradezu entsetzlich! Elende Mörder, was habt ihr gethan?!... Ihr habt das Licht auf dem Leuchtthurme ausgelöscht und der Schiffer irrt jetzt umher auf tosendem Meere, ein Spiel der Wogen, und das rettende Licht fehlt ihm, das ihm den Weg zum sicheren Hafen andeute. Und so wird der Unglückliche ein Opfer der entfesselten Elemente, wenn sich nicht eine mitleidsvolle Seele findet, die das rettende Licht wieder entzündet und den dunklen Weg erhellt. Wehe über euch Feiglinge, die Ihr das Edelste gemordet!

---

[1]) Eine aristokratische weibliche Erziehungsanstalt in Petersburg.

[2]) Ein russischer Kosename für Helena.

Schlagt ihnen Allen die Köpfe ab! Alle sollen sie zu Grunde gehen, vertilgt, vernichtet werden!... Und dieses unendliche Elend muß über uns kommen wegen eines kleinen weißen Hündchens; wegen eines Bolognesers, für den man 45 Rubel bezahlt, müssen wir Alle umkommen und mein armer Vater an der Spitze seiner Division den Märthyrertod finden! Dieser Gedanke ist gar zu entsetzlich. Er treibt mich zum Wahnsinn. O mein armer Vater, warum habe ich dich verlassen? Warum habe ich allen diesen heimtückischen Einflüsterungen Gehör gegeben? Jetzt bin ich dafür gestraft! Ich sehe dich, mein Theurer, von Kugeln durchbohrt, dein edles Herzblut vergießend und dieses entsetzliche Unglück, diese schauerliche Catastrophe vollzog sich wegen eines elenden weißen Hündchens, das mit 45 Rubel viel zu theuer bezahlt worden. O es ist entsetzlich, zu denken, welch eine geringfügige Ursache so schreckliche Wirkungen hervorgebracht! O mein Vater, mein armer Vater! Ich ertrage diese Qual nicht länger. Ich werde wahnsinnig!

Hier brach die Unglückliche in ein herzbrechendes Schluchzen aus. Alle drei Damen waren um sie beschäftigt, suchten sie zu beruhigen. Doch vergebens. Sie schluchzte verzweifelt und schrie:

— O mein armer Vater! Warum habe ich dich verlassen, daß du den Tod finden mußtest wegen eines kleinen weißen Hündchens!

— Aber beruhige dich doch, Ljoletschka, tröstete die Greisin, indem sie ihr die glühende Stirn und den flammenden Kopf mit kaltem Wasser benetzte und die Unglückliche nahe dem offenen Fenster zu halten versuchte, damit der eindringende Luftstrom sie kühle und erfrische. Papa ist ja wohl und munter und wird uns bald abholen.

— Mein armer Kopf brennt, mein Gehirn siedet. Es ist mir, als ob zehn Milliarden kleiner blauer Teufel mit spitzen Stahlhämmern bewaffnet darauf losschlagen, als sollte der ganze Erdball aus den Fugen gehen! Und dann dieses Panzerschiff, das mir da im Kopf herumfährt und in meinem Gehirn den Anker ausgeworfen hat! Sie haben mir das Hirn in geschmolzenes Blei verwandelt und das brennt sengend. O diese Qual! Rettung! Rettung!

Mit diesen Worten sprang die Unglückliche auf und stürzte auf's Fenster los, wo sie zu allgemeinem Entsetzen die Signalleine an sich zog und mit Gewalt daran riß. Glücklicherweise fuhren wir gerade in diesem Augenblicke in eine Station, sonst hätte dieser Incident schwere Folgen nach sich ziehen können. Nichtsdestoweniger stürzten der Oberconducteur und ein paar Schaffner in den Waggon, um die Ursache des Anziehens der Signalleine zu erfahren. Nachdem man ihnen dieselbe erklärt, begnügten sie sich, gegen eine Wiederholung zu warnen.

Ich nahm den Oberconducteur bei Seite und fragte ihn, wie er es erlaubt habe, eine Wahnsinnige im Waggon zu lassen, wo sie doch großes Unheil anrichten könnte. Er zuckte mit den Achseln und sagte, er könne dagegen nichts thun. Ich kenne die Eisenbahngesetze nicht, glaube aber, daß es einen Paragraphen giebt, der den Zugführer ermächtigt, Personen zu entfernen, die die Sicherheit der übrigen Passagiere bedrohen. Daß das unglückliche junge Mädchen eben zu dieser Kategorie gehöre, unterlag für mich keinem Zweifel und falls noch irgend welche Zweifel vorhanden gewesen wären, so sollten sie baldigst durch Thatsachen beseitigt werden. Die Reden der Wahnsinnigen wurden immer heftiger, immer erregter.

— Fort mit den Elenden! schrie sie gellend aus, während die Damen ihr geschäftig Wasser auf den Kopf gossen, seht dort den grausamen Sultan von Dahomey, an der Spitze seiner Amazonen, welche sich alle die linke Brust ausgeschnitten haben um bequemer den Bogen spannen, den Pfeil todtbringend in das Herz des Feindes senden zu können. Fort mit ihnen, wenngleich auch an der Spitze als Tambourmajor mit silberstrahlenden Epaulettes Sofja Michailowna reitet, unsere ehrwürdige Klassendame aus dem Institut, mit der Warze auf der rechten Wange und dem stattlichen

Schnurrbart, der die welke Oberlippe beschattet. O die infame Megäre, die mich so oft gequält, wie ich sie hasse, wie ich sie mit Füßen treten, zermalmen wollte, diese Hexe des Sfmolny, mit ihrer runden Hornbrille, ihrem gefalteten Gesicht, spitzem Kinn, falschen Zähnen, schwarzem Herzen und rother Nase, auf welcher unser Mathematiklehrer Iwan Petrowitsch sich festgesetzt hat und auf seinem kleinen Finger die Engländerin Miß White balancirt, die prüde ihre flatternden Röcke zusammenhält. O wie hasse ich euch Alle, den Sultan von Dahomey und den Inspector des Instituts, Sofja Michailowna und Iwan Petrowitsch, Miß White und Mademoiselle Bourgeois! Ihr Herzblut würde ich trinken und das der gesammten Cavallerie! Ich hasse und verachte euch! Nur Kammerpagen und General-Adjutanten halte ich hoch und möge Abdul-Medschid und sein Großvezier noch so sehr dagegen wüthen; möge auch der römische Papst die chinesische Kaiserin-Regentin heirathen und den Dalai-Lama an seine Stelle einsetzen— ich bleibe dabei, daß man Unrecht gehabt hat, der Armee die kriegerischen Helme zu nehmen und den Newski-Prospect mit elektrischem Lichte zu beleuchten, während der Generalgouverneur von Turkestan gezwungen ist, der ostindischen Regierung den Krieg zu erklären und Gordon-Pascha dem Lügenpropheten von Sudan die Haut abgezogen und sich daraus ein Paar Beinkleider zu seinem rothen Frack gemacht hat. Und an dem Allen bist du schuld, alte Hexe!

Mit diesen Worten warf sich die Unglückliche auf ihre Großmutter, riß ihr den Hut vom Kopfe und schleuderte denselben mit gellendem Lachen zum Fenster hinaus. Dann ergriff sie die Compressen und warf sie der liebreizenden Blondine an den Kopf und einen Augenblick darauf flog eine schwere Flasche in die Mitte des Waggons, dicht vorbei an einen weißhaarigen Mann, der erschreckt die Flucht ergriff.

Es trat ein Anfall von Raserei ein, der das Schlimmste befürchten ließ. Die Wahnsinnige wollte durchaus ihren Kopf an die Wand schmettern und da die vereinten Bemühungen der Passagiere dieses nicht gestatteten, so bemächtigte sich der Unglücklichen eine Tollwuth, die keine Grenzen kannte. Sie biß und schlug um sich und warf Alles, was ihr unter die Hände kam, durch's Fenster. Unter Anderen traf dieses Schicksal den Hut eines Herrn, eines angehenden Arztes, wie er sich, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, nannte, der die Wahnsinnige mit seinem Blick magnetisiren wollte. Ich kann nicht umhin, der Humanität Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche ihn bewog, den Kampf mit der Irren aufzunehmen, doch seine magnetische Kraft bewährte sich nicht. Die Unglückliche beruhigte sich durchaus nicht, sondern der Paroxismus ward immer stärker. Das junge schwache Mädchen entwickelte eine ungeheure Kraft, die ihr Niemand zugetraut hätte. Vier starke Männer, die den drei armen Frauen zu Hilfe kamen, konnten sie kaum bändigen. Sie riß blitzesschnell dem Arzt den Hut vom Kopfe und schleuderte ihn hohnlachend durch's Fenster. Was ihr unter die Hände kam, folgte denselben Weg, zuletzt auch der üppige Chignon der alten Jungfer, deren Verzweiflung keine Grenzen kannte, als sie dieser Zierde ihres Hinterkopfes verlustig ging; ebenso das Fichu der hübschen Blondine, die sich aber durch das Beißen und Kratzen, die Drohungen und Insulten der Wahnsinnigen gar nicht irre machen ließ, sondern gütig und geduldig den Samariterdienst vollzog, den sie so freudig übernommen.

Es war geradezu etwas Rührendes, Bezauberndes, dieses liebliche junge Mädchen zu sehen, das sich dem Dienste einer ihr ganz fremden Person hingab und freudig und unverdrossen eine Aufgabe übernahm und ausführte, die nach dem Obengeschilderten wahrlich gar keine leichte war. Aus dem Gespräche mit der greisen Großmutter der Wahnsinnigen erfuhr ich, daß die reizende Blondine eine ganz fremde Dame sei, die, durch den Anblick der Kranken gerührt, sich erboten hatte, den beiden Frauen hilfreiche Hand zu leisten. Und das blonde junge Mädchen leistete Ungewöhnliches. Da die Irre plötzlich von einem tiefen Hasse gegen ihre Großmutter und die alte

Jungfer (ihre Tante) ergriffen wurde, so durften sich diese beiden ihr gar nicht nahen, da sonst die Anfälle von Raserei noch stärker wurden und der Paroxismus geradezu den Höhegrad erreichte. In Folge dessen fiel die ganze Last auf die Schultern der Blondine, die, von einigen Herren assistirt, die Pflichten der barmherzigen Schwester mit einer bewundernswerthen Opferfreudigkeit ausführte. Ihr süßes Lächeln, ihre melodische Stimme schienen auf die Kranke einen merkwürdig beruhigenden Einfluß auszuüben, obgleich die Wuthanfälle sich von Zeit zu Zeit mit ungewohnter Heftigkeit erneuerten.

Da die Greisin und die alte Jungfer sich der Irren nicht mehr nahen durften, indem deren Paroxismus dann stieg, so traten sie auf die Plattform, um hier etwas frische Luft zu schöpfen und sich zu erholen. Ich folgte ihnen und da erfuhr ich die traurige Geschichte der Unglücklichen.

Frl. Helena B., die Tochter eines hochgestellten Militairs in S., genoß ihre Erziehung im Ssmolnyinstitut in Petersburg. Von frühester Jugend an war sie etwas excentrisch gewesen und mit den Jahren stieg die Excentricität, die aber mit einer ungewöhnlichen Begabung Hand in Hand ging. Sie hatte kaum ihr sechzehntes Jahr vollendet, als sie sich verliebte und zwar in eine ihrer ganz unwürdige Persönlichkeit. Ein mißlungener Entführungsversuch bewog den Vater, die Tochter zu sich zu nehmen. In Folge der erlittenen Enttäuschung, verfiel das junge Mädchen in ein heftiges Nervenfieber und als sie nach langer schwerer Krankheit genas, war der Geist umnachtet und die Finsterniß, die sich um den hellen Verstand der jungen Dame gelagert, wurde immer dichter, die Wuthanfälle immer häufiger, so daß es für gefährlich erachtet ward, sie zu Hause zu lassen, und auf Anrathen der Aerzte beschlossen wurde, sie an das baltische Seeufer in eine Wasserheilanstalt zu senden. Von einer hydropathischen Cur versprach man sich viel Gutes. In Gesellschaft ihrer Großmutter und Tante trat das unglückliche junge Mädchen die weite Reise an. Bis Dünaburg war ihr Zustand leidlich gewesen, doch von da, augenscheinlich unter dem Einfluß der sengenden Hitze und der ermüdenden Fahrt, wurde es der Aermsten bedeutend schlimmer und die Anfälle von Raserei wurden stets häufiger und drohender; die Anwendung kühlender Mittel, das Einflößen beruhigenden Medicamente erwies sich als vollständig erfolglos und die armen Frauen wünschten mit Sehnsucht Riga herbei, wo ihrer Angst und Noth, ihren Sorgen und ihrem Kummer doch einigermaßen abgeholfen werden würde.

Da drinnen im Waggon entwickelte sich während dessen das Drama immer mehr. Den Wuthanfällen folgten Momente vollständiger Prostration und Erschöpfung. Dann lag die Unglückliche keuchend und nach Athem ringend auf der Bank; die Brust hob sich krampfhaft und der ganze zarte Körper erbebte in convulsivischen Zuckungen. Doch dann schnellte sie plötzlich empor und wieder begann ein verzweifeltes Kämpfen und Ringen mit der Umgebung. Alles was sie an sich hatte, oder in den Bereich ihrer Hände kam, suchte sie in ungezähmter Wuth durch's Fenster zu schleudern, was ihr auch zuweilen gelang, da man ihre blitzesschnellen, katzenartigen Bewegungen nicht voraussehen konnte. Und dazwischen hörte sie nicht auf zu phantasiren und ihr fieberglühendes Hirn webte die heterogensten Gegenstände und Begriffe zu einem ebenso grotesken als entsetzlichen Bilde zusammen.

— Schnell laßt mir eine Locomotive mit Höllendampf heizen! rief sie mit gellender Stimme, wobei die in wildem Glanze unheilvoll aufleuchtenden Augen aus ihren Orbiten zu treten drohten, die Wangen in hektischer Röthe glühten und die weißen spitzen Zähne grausamer als je zwischen den halbgeöffneten, glühenden trockenen Lippen hindurchschimmerten. Setzt Beelzebub als Maschinisten und des Teufels Großmutter als Heizer; mögen zwei Gorodowois die Linie entlang laufen mit Revolvern und Cavalleriesäbeln bewaffnet, auf daß Ruhe und Ordnung erhalten

werde in dem Transporte der Verdammten.... O Himmel! welche Wuth empfinde ich bei dem Gedanken, daß die Reihefolge gestört werden könne; daß dem Großmogul nicht mit den seinem hohen Range gebührenden Ehrenbezeugungen begegnet werden möge und daß die Gorodowois nicht vor der Seele der Königin Pomare salutiren, wie es die militairische Disciplin vorschreibt.... Zwischen meinen Augenbrauen haben sich ein Paar diminutive Teufelchen festgesetzt, die mir fürchterliche Schmerzen verursachen. O befreiet mich von dieser Höllenqual, die selbst für den weißen Elephanten des Königs von Siam zu viel wäre und der man sogar einen Stanowoi-Pristaw nicht aussetzen würde!.. O habt Erbarmen mit mir, denn ich bin ja todt, kann mich nicht bewegen, nicht vertheidigen! Abscheuliches Gewürm nagt an mir, große entsetzliche Fledermäuse umschwirren mich. Es weht mich feuchte Grabeskälte an und da oben auf der Spitze des weißen Leichensteines sitzt Sofja Michailowna, betrachtet mich höhnisch durch ihre in schwarzes Horn gefaßte Brille, deren runde Gläser im fahlen Mondschein gar unheimlich funkeln und geheimnißvoll zwinkern, als seien sie Mitwisser eines schweren Verbrechens. O Sofja Michailowna, erbarmen Sie sich meiner! Befreien Sie mich von dem häßlichen Gewürm! Im Namen des Gekreuzigten flehe ich Sie an, vergessen Sie die Chicane, die ich Ihnen im Institute angethan, den mannigfachen Verdruß, den ich Ihnen verursacht. Seien Sie gut und milde, Sie abscheuliche Hexe, die auf einem Besenstiel durch die Nacht dahinsaust, um zum Blocksberg zu kommen. Verfluchte deutsche Megäre! Sie „sprechen-Sie-deutsch". Sie wollen mir nicht helfen, weil ich die goldene Chiffre beanspruchte, weil der türkische Sultan Ihre welke Hand ausgeschlagen und der Schach-in-Schach mich zu seiner Braut erkoren. Fort mit Sofja Michailowna und ihrem sauberen Cumpan Iwan Petrowitsch, der so viel von Geschichte versteht, als ein Kameel in der Wüste Sahara von poudre-de-riz!... Steckt sie beide an einen Bratspieß, den ihr fleißig umdrehen müßt, damit sie gar werden, da sie im Leben ganz ungenießbar waren. Begießt sie von Zeit zu Zeit mit Brühe. Schürt das Feuer an! Hurtiger!... O wie es mich brennt! Gleich glühender Lava fließt es durch meine Adern. Pompeji und Herculanum, die durch eine Eruption des Aetna von der Erde verschwunden, sind in meinem Innern auferstanden. Grabet nur nach und ihr werdet unermeßliche Schätze finden, etruskische Vasen und einen köstlichen Pomadetopf aus dem Rusanowschen Parfümeriemagazin im Gostinoi Dwor.... Cavallerie voran! Muthig zur Attake! Sfergei Petrowitsch, Sie sind doch ein tapferer Soldat, retten Sie den Topf! Er ist so gebrechlich wie mein Kopf, der in Scherben zu gehen droht.... Doch das mögen Sie wissen und ich bitte Sie dringend, es der ganzen Welt zu verkünden: falls er wirklich todt ist, so vernichte ich Alles; ich hebe die Welt aus ihren Fugen; zerre die Sonne herab in den ewigen Pfuhl der Verdammniß; zerreiße den Mond in Myriaden Stücke; zerstampfe die Sterne zu einem Brei und lege sie dann als Pflaster auf die Wunden des geliebten Mannes. Nacht soll sein rings umher, wenn sein herrliches Auge nicht mehr leuchtet! Zu Grunde möge Alles gehen, sobald er nicht mehr da ist; selbst den prächtigen Palazzo des Fürsten Muruſi auf dem Liteini-Prospelt, Ecke der Panteleimonskaja, werde ich zerstören; keinen Stein auf dem anderen lassen! Alle sollen dafür büßen, daß man mich verspottet und elend gemacht! Eine ganze Welt will ich in Thränen sehen und alle Pensionärinnen des Smolnyinstituts sollen Thränen vergießen, die ihnen der Dwornik mit einem in russischem Stil buntgestickten Handtuch abwischen soll.... Doch wer trocknet die brennenden Thränen, die meine Wangen durchfurchen, unverwüstliche Spuren zurücklassend? Wer kühlt den brennenden Schmerz, der mein Inneres durchwühlt, der mit spitzer Klaue sich in mein Herz schlägt und gierig mir das Blut aussaugt. O welche Schmerzen! Welche Qualen! Und das Alles soll ich, ein schwaches Mädchen ertragen. Warum mir allein diese entsetzliche Strafe? Warum gingen Olga und Sonja straflos aus?... Und dieser Arzt mit dem Schmeer-

bauch, auf dem so viele goldene Breloques an einer langen schweren Kette baumelten! Wie komisch war er in seiner Gravität, als er mir den Puls fühlte! Ich hätte ihn mit Wonne erwürgen mögen, so abscheulich sah er aus, als er mir starr in's Auge sah und behauptete, meine Pupille sei gar zu sehr erweitert, das käme wahrscheinlich von einem übermäßigen Gebrauch von Belladonna her. Belladonna! O Satan, ich erwürge dich, Teuflischeres konntest Du nicht ersinnen! Da nimm sie hin!

Bei diesen Worten schleuderte die Unglückliche, bevor man sie noch daran hindern konnte, ihre Seidenmantille durchs Fenster und wollte sich selbst durch die Oeffnung zwängen. Mit großer Mühe gelang es, sie zurückzuhalten. Dieser neue Wuthausbruch war entsetzlicher, als alle vorhergehenden und ein großer Theil der Passagiere verließ eiligst den Waggon, der auf so unerwartete Weise zur Scene einer so erschütternden dramatischen Episode geworden war. Ich blieb, gleichwie gebannt von den Zauber der Wahnsinnigen. Es war für mich ein hochinteressanter Gegenstand der Beobachtung, obgleich mir, während ich mehrere der Hallucinationen der Wahnsinnigen in mein Notizbuch niederschrieb, manche Gegenstände, als Compressen, feuchte Schnupftücher und ein niedliches Damennecessaire an den Kopf flogen; obgleich ich während der sechs Stunden manche Derbheiten zu hören bekam.

— Sie sind ein Narr! schrie sie mit einem Male auf, als ob sie sich an etwas erinnerte, was sie vergessen, wobei sie mich mit einem verächtlichen Lächeln ansah. Obgleich ich kein Wort der Erwiderung auf dieses schmeichelhafte Epithet wagte, rief sie heftig und in herrischem Tone aus: Schweigen Sie! Ich dulde keine Raisonnements. Anstatt hier herumzulungern und zu schwatzen und die kostbare Zeit zu vergeuden, thäten Sie besser, wenn Sie den nothleidenden Bauern zu Hilfe eilten und das gestörte Gleichgewicht der Isaakskirche herstellten, da dadurch dem europäischen Frieden eine ernste Gefahr erwächst und alle die blödsinnigen Notizen, die Sie da mit Bleistift in Ihr Büchlein eintragen, die eminente Gefahr nicht abwenden können. Mit Blut muß man schreiben! Man muß sein Schwert in den rothen Lebenssaft tauchen! Blut und Eisen, wie Bismark sagte, der beides in vollem Maße gebraucht. Besteigen Sie schleunigst die Spitze des Admiralitätsthurmes, setzen Sie sich in das oben angebrachte Schiff und segeln Sie unverzüglich nach dem Yacht-Club auf der Jelagininsel und sagen Sie den Mitgliedern, sie mögen die Popowka, die bei ihnen vor Anker liegt, ausrüsten und den Sioux-Indianern im Kampfe mit Klapperschlangen und Orangutangs beistehen.

Und so arbeitete dieses arme wirre Gehirn an stets neuen, mehr grotesken Combinationen und unzählig waren die phantastischen Bilder, die sie unermüdlich den Augen und Ohren der im Waggon Befindlichen vorführte. Mit Ausnahme der wenigen Momente von Erschöpfung, die nach einem jeden Wuthausbruch eintraten, sprach sie in einem fort. Der Stoff mangelte nie; er wurde immer wilder und verworrener, immer phantastischer und unverständlicher. Aber sie sprach ununterbrochen und stets mit außerordentlicher Heftigkeit und lauter herrischer Stimme. Zuweilen war der berührte Gegenstand ein poetischer; dann wurde das wilde Gesicht sanfter, verlor von der ihm sonst innewohnenden Grausamkeit; die Sprache ward innig, herzlich, einschmeichlend; das düstere Auge entwölkte sich und das junge Mädchen schien für einen Augenblick von geradezu überraschender Schönheit. Doch dauerte es nur wenige Momente; — dann umzog sich wieder der Horizont mit drohenden Wolken, man hörte ein dumpfes Grollen, das Gewitter nahte und kam auch bald zum Ausbruch.

Je mehr die Sonne sich neigte, desto wilder und stürmischer wurden die Hallucinationen, desto verworrener die Reden, desto ungeberdiger benahm sich die Unglückliche. Doch kaum war das leuchtende Tagesgestirn entschwunden, kaum hatte sich der goldige Wiederschein verloren, mit dem die Sonne beim Abschiede die Erde beschenkt, als sich die Wuthausbrüche legten und die Kranke ruhiger wurde, obwohl sie ihren

Redefluß bis Riga nicht unterbrach. Sie gestattete der Großmutter und der Tante, sich ihr zu nähern. Kurz, es trat eine relative Ruhe ein, nur unterbrochen durch den unaufhaltbaren Monolog der Irren, welche auf den Zwischenstationen das auf dem Perron versammelte Publicum haranguirte und oft mit bitteren, besonders die deutsche Nationalität berührenden Spottreden überschüttete.

Diese Scene, deren Zuschauer ich während mehr als sechs Stunden gewesen war, hatte mich entsetzlich nervös gemacht. Ich glaube, wenn ich noch länger in dieser Gesellschaft geblieben, ich vielleicht von der Irren angesteckt worden wäre. Ich fühlte schon ohnehin, wie es mir im Gehirn wirbelte.

Endlich gegen 11½ Uhr Nachts kamen wir in Riga an. Ich verabschiedete mich von den Damen, denen ich glücklichen Erfolg in ihrer schweren Mission wünschte; drückte der liebreizenden Blondine meine Bewunderung aus für die Sanftmuth und Geduld, mit welcher sie die so hohe Aufgabe einer barmherzigen Schwester ausgefüllt, wofür mir das schöne Mädchen mit einem entzückenden Lächeln dankte.

Als ich einige Minuten darauf mich in einem comfortabel eingerichteten Zimmer des Hotel de Comerce befand, dankte ich dem Himmel, daß er mich behütet und mir das Bischen Verstand erhalten, das er mir bescheert und dessen man in solcher Gesellschaft leicht verlustig gehen kann.

Denn wahrlich, es gehört nicht viel dazu, um die leuchtende Sonne des Verstandes erlöschen und das Dunkel des Wahnwitzes herrschen zu machen. In unserem ultranervösen Zeitalter vollzieht sich der Schritt aus der geistigen Helle in das geistige Dunkel weit schneller als man überhaupt glaubt. Und der Mensch soll sich mit seiner raffinirten Cultur nicht allzusehr brüsten. Denn es ist constatirt, daß je höher die Civilisation, desto leichter geräth das physische Gleichgewicht in ein höchst bedenkliches Schwanken.

Die geistige Sonne, die unser Lebenspfad erhellt, ist nur gar zu sehr der Gefahr der Verdunklung ausgesetzt. Uebrigens soll es auch mit dem die Welt erleuchtenden, erwärmenden und belebenden Tagesgestirn auch nicht sonderlich gut bestellt sein. Laut einer der neuesten astronomischen Hypothesen befindet sich der Urquell alles irdischen Lichtes, die strahlende Sonne, in einem höchst besorgnißerregenden Gesundheitszustande. Die leuchtende Göttin leidet an der Wassersucht, die da nicht nur ihre Wärmkraft zu beeinträchtigen droht, sondern sie sogar in einer nicht gar entfernten Zukunft in eine inerte gallertartige Masse auflösen soll.

Ein Gefühl der Bangigkeit überkommt mich bei dem Gedanken, daß es einst eine Zeit geben könne, wo die Sonne nicht mehr leuchten und die Erde zu Finsterniß und Kälte, Unfruchtbarkeit und Absterben verdammt sein wird; wo uns dann dasselbe Schicksal bedroht, das bereits den Mond betroffen, der einst auch ein von lebenden, athmenden und fühlenden Wesen bewohnter Körper war und jetzt vollständig abgestorben, verödet ist und sogar keine Atmosphäre um sich hat, so daß der Aufenthalt daselbst gerade keine besonderen Annehmlichkeiten bietet.

Und ein gleiches Schicksal erwartet uns mit dem Augenblicke, wo die Sonne ihre leuchtende und wärmende, belebende und ernährende Kraft verliert, wo sie in die vierte Periode, die des Absterbens, der vollständigen Erkaltung und des definitiven Auslöschens tritt. Glücklicherweise hat die Sonne während ihrer langen Laufbahn, trotz der Verschwendung ihrer Kräfte und Lichtstrahlen während des Frühlings und Sommers, dennoch während der Herbst- und Winterperiode (wo sie haushälterisch knickerisch das wieder einzubringen und zu ersparen suchte, was sie leichtfertig zu anderer Zeit verschwendet) einen so bedeutenden Vorrath an Licht und Wärme gesammelt, daß er noch für 5,000,000 Jahre reichen wird . . . .

III.

In den Ostseeprovinzen.

Riga.

I.

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert hatte ich die Heimath nicht besucht die ich fast als Kind verlassen, erst als gereifter Mann wiedersehen sollte. Aufrichtig gestanden, kam ich mit einigen Vorurtheilen in die Vaterstadt zurück. Ich hatte Riga verlassen, als es eingezwängt in Wälle, umgeben von Laufgräben, flankirt durch mittelalterliche graue Thore war, die dem Ganzen einen düsteren Anstrich verliehen. Ebenso eingezwängt in mittelalterlichen Vorurtheilen stellte ich mir die Bevölkerung vor. Ich hatte während eines langen Aufenthalts im Innern Rußlands und in Petersburg nicht nur die deutsche Sprache so ziemlich verlernt, sondern auch die Erinnerung an die deutsche Sitte der Heimath war verblaßt. Die Lectüre diverser baltischfeindlicher Schriften hatte nicht verfehlt einen tiefen Eindruck auf mich zu machen. Die baltischen Entgegnungen las ich selten, und wenn ich sie zufällig las, fand ich sie ebenso einseitig, ja noch einseitiger als die Anfälle. Dazu das Lesen der russischen Zeitungen und Journale, die sich insgesammt die Ostseeprovinzen zur Zielscheibe ihres ewigen billigen Spottes erwählt, zum Gegenstande ihrer beständigen erbitterten Ausfälle gemacht. Das alles zusammengenommen konnte seine Wirkung nicht verfehlen. Man sprach soviel von unerhörten Privilegien; von Rechten, die noch dem Mittelalter entspringen und trotzdem üppig in die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts hereingewuchert sind; von Schmarotzerpflanzen, die das gesunde Wachsthum des Volkes hindern und darum sorgfältig und unnachsichtlich ausgejätet werden müssen; von unerhörten, feudalen Begriffen entspringenden Mißbräuchen, die nicht genug gerügt und nicht schleunig genug beseitigt werden können; von einem Zunftwesen und Spießbürgerthum, von Adelsdünkel und Kastenwesen, die sich in schreiendem Mißverhältniß zu dem Alles nivellirenden Geiste unserer Zeit befinden, — daß ich unwillkürlich von diesen Gesinnungen inficirt wurde und die baltischen Zustände, wenn auch nicht mit unverhohlenem Hasse, so doch mit einer tüchtigen Dosis von Mißtrauen betrachtete.

Ein orientalisches Sprüchwort besagt: „Wenn zehn Personen behaupten, du seist betrunken, so glaube ihnen, trotzdem du dich auch noch so nüchtern fühlen mögest, und begieb dich zur Ruhe, um den auch nicht vorhandenen Rausch auszuschlafen."

Ich befand mich fast in derselben Lage. Dem Nüchternen wird Trunkenheit octroyirt. Dem Unbefangenen werden Vorurtheile eingeimpft. Wenn so viele begabte Männer behaupten, daß in den Ostseeprovinzen Alles faul, verrottet, vom Zahne des Mittelalters angefressen, vom anhaltenden Einflusse des Faustrechts zerrüttet sei, so blieb nichts Anderes übrig, als sich vor diesem Urtheile zu beugen und dessen Unfehlbarkeit in ehrfurchtsvollem Schweigen anzuerkennen.

So thaten es Viele. So that es theilweise auch ich, bis mich ein glücklicher Stern in die Ostseeprovinzen führte, wo ich, durch einen etwas längeren Aufenthalt in die Möglichkeit versetzt ward, nicht mehr mit fremden Augen zu sehen, mit fremden Ohren zu hören, mit fremden Herzen zu empfinden, ihnen sclavisch nachzubeten, unverständliche Litaneien nachzuleiern, als Echo von Klagen über nicht existirende Bedrückungen zu dienen, sondern, durch eigene Anschauung ein Urtheil bilden konnte über die Wirklichkeit, die freilich in gewissen Fällen nicht sehr rosig, jedenfalls jedoch weit von dem düsteren mittelalterlichen Colorit ist, das die Schwarz in Schwarz malenden Künstler an den Ufern der Newa, Moskwa und Jausa auftragen.

Ich fand eine hübsche, anmuthige Stadt vor, die mich durch ihre Sauberkeit frappirte, durch das üppige, sie umgebende Grün erfrischte. Da, wo noch vor etwa einem Vierteljahrhundert drohende Wälle an eine unheilschwangere, stets kriegsbereite Periode gemahnten, wo Festungsgräben an die bereits fehlenden Zugbrücken erinnerten, die von einem steten Auf-der-Hut-sein gegen einen lauernden Feind Zeugniß ablegten, erheben sich schattige Anlagen, prächtige Boulevards, durch ihre elegante und geschmackvolle Architektur überraschende Gebäude, von denen viele wahrlich auch der nordischen Palmyra zur Zierde gereichen könnten. Ich war durch den sich mir beim Verlassen des Hotel de Commerce darbietenden Anblick vollständig überrascht und wollte meinen Augen nicht trauen, daß diese schönen, an Berlin und Wien gemahnenden Stadttheile wirklich Riga gehörten, welche ich als eine alterthümliche, düstere Festung verlassen und als eine moderne, freie Stadt wiederfand. Mit den Wällen fielen auch so manche Vorurtheile, die noch das graue Alter den entfernten Nachkommen überlassen; mit den zugeschütteten Festungsgräben füllten sich auch die Tiefen, die Stand von Stand so lange getrennt. Die plutokratische „Stadt" hatte liebenswürdig die Bruderhand gereicht der aristokratischen Petersburger Vorstadt, der demokratischen Moskauer Vorburg, sich mit dem plebeischen Mitauschen Stadttheil durch eine grandiose Eisenbahnbrücke verbunden und dieses Fest der Verbrüderung der Stände, der Aufhebung des Kastengeistes durch prächtige Boulevards verewigt, durch geradezu großartige Parkanlagen, deren Bäume beredteres Zeugniß ablegen von Progreß, Humanität und Civilisation, als manche eherne Standbilder auf prächtigem Marmorsockel.

Und als ich mich auf eine Bank der prächtigen und zugleich traulichen Anlagen des Basteiboulevards niederließ und mit allen meinen Sinnen bestrebt war, den sich mir darbietenden lieblichen Anblick in meiner Erinnerung festzuhalten, da begrüßten mich die Bäume, die mit ihren grünen Wipfeln mir freundlich zunickten und mit ihrem traulichen Säuseln mir in's Ohr raunten:

— Sei uns gegrüßt, du verirrter Sohn, der du nach langer Abwesenheit, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder in unsere Mitte zurückgekehrt; du müder Wanderer, der du so viel die Welt durchstreift und ganz der Heimath vergessen. Ruhe dich aus in unserem Schatten. Wir wollen dir gern Kühlung zufächeln, die glühende Stirn erfrischen, das nach Ruhe dürstende Herz, die nach Erholung lechzende Seele befriedigen. Erhole dich, denn hier ist es gut sein.

Und milde und zart umsäuselten mich die hohen, sich liebevoll mir zuneigenden Wipfel der schlanken Bäume, die da emporgewachsen während meiner Abwesenheit, eine neue Generation, tolerant und human gesinnt, unbekannt mit den gehässigen

Traditionen einer entfernten Vergangenheit, fremd dem Kampfe der Racen und Religionen. Und ich dankte den Bäumen für das trauliche, liebevolle Willkomm, das sie mir geboten und ich bestieg den Basteiberg, der einzige an die früheren Erdwälle gemahnende Hügel, den man glücklicherweise nicht sammt den Befestigungen rasirt und von dessen Höhe sich eine hübsche Fernsicht auf die reizenden neuen Anlagen bietet.

Der Eindruck, den Riga auf mich beim ersten Augenblick der Erneuerung unserer Bekanntschaft hervorbrachte, war ein sehr günstiger und will ich offen gestehn, daß dieser wohlthuende Eindruck sich mit der Zeit verstärkte. Gleich dem alttestamentarischen Patriarchen, der die Hand zum Fluche erhob und statt dessen segnete, war ich mit unverhohlenem Mißtrauen gekommen, das aber baldigst ganz entgegengesetzten Gefühlen Platz machte.

Und es stiegen die Erinnerungen der Kindheit in mir auf und ich gedachte meines Schutzpatrons, an den ich mich stets gewandt hatte, wenn über mich, kleinen Gymnasiasten, die böse Zeit der schweren Noth kam. Und da erstand vor meinem Auge dieser mein Hort. Eine riesige buntgefärbte Gestalt, einen winzigen, reizenden, pausbäckigen, nur mit einem langen weißen Hemde bekleideten Knaben auf der linken Schulter und mit einer großen Laterne in der rechten Hand. Das ist der heilige Christoph an der Karlspforte, die ich jeden Morgen auf meinem Gange zur Schule passiren mußte. Die Legende des riesigen Christoph mit der großen Laterne in der Hand, wie er seit undenkbaren Jahren so dasteht, ist folgende:

Nahe der Karlspforte befand sich ehemals ein Flüßchen, über welches keine Brücke führte; auch keine Fähre vermittelte die Communication, sondern ein ungeschlachter Riese, Namens Christoph, der sich in einem naheliegenden Sandhügel eine Höhle am Ufer des Flusses gegraben, hatte diese Aufgabe übernommen und er trug die Leute auf ihren Wunsch durch das Wasser, wofür er eine gewisse, jedoch sehr mäßige Steuer erhob. In einer Nacht wurde der Riese durch ein lautes ängstliches Rufen aus seinem Schlafe erweckt. Da es stockfinster war, so zündete er seine Laterne an und als dieselbe die dunkle Nacht rings um ihn her erhellte, erblickte er am jenseitigen Ufer einen wunderholden Knaben, der da weinte und flehentlich bat, ihn herüberzuschaffen. Christoph, gutmüthig wie es alle starken Menschen sein sollen, watete sofort durch den Fluß, hob vorsichtig das liebliche Kind auf seine Schultern und brachte es in seine Höhle, wo er ihm ein Nachtlager anwies. Als der Riese am nächsten Morgen erwachte, war der Knabe verschwunden; an der Stelle aber, wo er geruht, lag ein großer Haufen Gold, welches Christoph in einer Tonne in seiner Höhle aufbewahrte, und nach seinem Tode wurde vermittelst dieses Geldes eine Stadt erbaut welche nach dem in die Düna mündenden, Rige genannten Flüßchen, Riga getauft wurde. Aus Dankbarkeit wurde dem Christoph ein Standbild errichtet mit dem Wunderknaben auf der linken Schulter und der Laterne in der rechten Hand.

Jeden Morgen, wenn ich an der Bildsäule Christoph's vorüberging, sah ich ihn bittend an: „Du hast vor vielen Hundert Jahren ein Kind über den Fluß getragen; hilf jetzt auch mir armem Kinde aus den Klauen des allzustrengen Lehrers; bewahre meine Hand vor der scharfen Kante seines Lineals, mein Ohr vor seinen gleich Zangen sie umklammernden knöchernen Fingern." Und Christoph nickte gutmüthig mit dem bärtigen Haupte und der Wunderknabe auf seiner Schulter lächelte mich holdselig an, flößte mir Muth und Vertrauen ein. Und freudiger, hoffnungsvoller ging ich in die Höhle des Löwen, d. h. in die Schule, und wenn ich nach Hause zurückkehrte und weder Hand noch Ohr irgend welche unangenehmen Abenteuer erlebt, so sandte ich beim Passiren der Karlspforte meinen beiden Beschützern dankbare Blicke zu, und der große ungeschlachte Riese grinste gar freundlich und der kleine holde Knabe lächelte mir gar lieblich zu und Beide schienen zu sagen: „Es freut uns sehr, daß unsere

Fürsprache dir armen Schelm geholfen. Thue jedoch deine Pflicht, dann brauchst du Niemand zu scheuen."

Dieser Schutzheilige existirt noch jetzt. Mein erster Besuch in Riga galt auch diesmal den beiden Beschützern meiner Kindheit, meinen ältesten und besten Freunden. Beide hatten sich gar nicht verändert; ein Vierteljahrhundert war spurlos an ihnen vorübergegangen. Christoph sah noch immer so anscheinend grimmig nnd doch so gutmüthig drein, sogar sein langer brauner Bart war noch von keinen Silberfäden durchzogen; seine Wangen noch immer so voll und rosig; seine Kleidung immer so buntscheckig (sie war letzthin, wie ich bemerkte, erneuert worden); der holde Knabe war noch immer so pausbäckig und sein langes weißes Hemd war augenscheinlich neulich ganz frisch gewaschen worden. Ich nickte ihnen vertraulich zu; doch thaten sie gar fremd. Sie erkannten mich nicht. Freilich hatte sich im Laufe der Jahre der unmündige Junge in einen gereiften Mann verwandelt. Ich rief ihnen meinen Namen zu, um ihr Gedächtniß zu wecken; doch hatten sie ihn ganz vergessen, oder nie gekannt — wie dem auch sei, sie blickten mich starr und vornehm an, sie kannten mich nicht mehr. Es that mir in der Seele weh.

II.

Ich machte einen Ausflug nach dem Kaiserlichen Garten, der sich am äußersten Ende der Stadt befindet.

Mit einem Gefühle religiöser Andacht und ehrfurchtsvoll das Haupt entblößend, trat ich in den riesigen Dom ein, dessen immense glitzernde smaragdgrüne Schwiebbogen sich zu einer unermeßlichen Höhe wölbten, von einer riesigen lasurblauen Kuppel gekrönt. Und die goldigen Sonnenstrahlen stahlen sich hinein, vorsichtig, scheu, gleichsam durch den erhabenen Anblick eingeschüchtert, ihr blendendes Licht dämpfend.

Eine weite, lange Lindenallee breitete sich vor mir aus, deren schlanke, dichtbelaubte Wipfel sich liebevoll säuselnd einander zuneigten und, unter dem Vorwande, sich etwas Geheimnißvolles gegenseitig ins Ohr zu raunen, bildeten sie eine riesige Blätterkuppel wie man sie sich majestätischer nicht vorstellen kann.

Und unweit von diesem Riesendom, den ein stetes mysteriöses Rauschen durchzog, sprang eine junge, dünne, etwas zur Schwindsucht hinneigende Fontaine, deren Wasserstrahlen, in Cascaden zurückfallend, in den Sonnenstrahlen hochaufleuchtete.

Der herrliche Park war ganz verödet und ich wendete meine Schritte dem berühmten historischen Baume zu, den der große russische Reformator vor mehr als anderthalb Jahrhunderten in den Schooß der mit so vielem Blute erworbenen Mutter-Erde gepflanzt. Dem großen Zaren war Riga an's Herz gewachsen; schon sein Vater Alexei Michailowitsch hatte diese Stadt 1656 vergeblich während mehr als zwei Monaten belagert. Peter der Große hatte, gleich seinem Vorgänger, die hohe Bedeutung von Riga erkannt und sich entschlossen, diese Stadt als ein schönes Juwel seiner Krone einzuverleiben. Am 4. Juli 1710 unterlag die Stadt nach einer langen, hartnäckigen, heldenmüthigen Vertheidigung, der selbst der Sieger seine Anerkennung nicht versagen konnte.

Elf Jahre später besuchte der große Kaiser Riga und pflanzte eigenhändig eine Ulme, um welche allmälig sich ein prächtiger Park heranbildete, der auch zufolge dessen der „Kaiserliche Garten" genannt wird. Es ist eine prächtige knorrige Ulme die im Laufe der 166 Jahre ihres Bestehens zu einem stattlichen, ehrfurchtgebietenden Baume herangewachsen ist, dessen weitverbreitete Aeste und Zweige reichlichen Schatten spenden. Unwillkürlich gemahnte mich der Anblick dieser Riesenulme an die Hünen-

gestalt des großen Zaren, der mit eiserner Hand ein Gigantenreich der westlichen Cultur einverleibte, Rußland in die Reihen der europäischen Großmächte einführte.

Ein unscheinbares, an mehreren Stellen verwittertes, rohes Holzgeländer umgiebt den historischen Patriarchen unter den Bäumen und zeugt von einer gar winzigen Pietät. Meiner Ansicht nach sollte dieses merkwürdige Denkmal von einem des Gegenstandes mehr würdigen Metallgitter umgeben sein. Ebenso bedürfte die an dem Baume angebrachte Inschrift einer etwas würdevolleren Form, die es geeigneter machte, erfolgreicher den Einflüssen der Witterung und dem Alles zerstörenden Zahne der Zeit zu widerstehen. Die unscheinbare, schmucklose Blechtafel, auf welcher auf schwarzem Grunde in weißer Schrift der Ursprung des Baumes constatirt wird, ist außerdem so hoch angebracht, daß die Inschrift für das unbewaffnete Auge schwer zu entziffern ist. Nach einiger Mühe gelang es mir jedoch und ich las folgendes:

„Peter der Große, der Gründer seines Kaiser-Reichs, pflanzte diesen Baum im Jahre 1721. Ein Jahrhundert ist seitdem entschwunden, und immer schattenreicher wölbten sich die Aeste dieses Stammes. Er gleicht dem Adler Rußlands, der segnend und gesegnet immer weiter seinen schützenden Fittig verbreitet."

Dann folgt in russischer Sprache:

„Императоръ Петръ Великій, основатель славы и благоденствія Россіи посадилъ собственными руками сіе древо 1721-го года. При благословенномъ же царствованіи Императора Александра I, Возстановителя Царствъ и спокойствія Европы память столѣтія посвящается сія надпись 1821-го года."

(Der Kaiser Peter der Große, der Gründer des Ruhms und des Wohlergehens Rußlands, pflanzte mit eigenen Händen diesen Baum im Jahre 1721. Während der gesegneten Regierung des Kaisers Alexander I, des Wiederherstellers der Reiche und der Ruhe Europas wird dem hundertjährigen Angedenken diese Aufschrift im Jahre 1821 geweiht.)

Nicht minder interessant ist das Denkmal, welches die Stadt Riga dem Kaiser Alexander I errichtet, der Europa von dem corsischen „Währwolf" befreit hatte. Es ist eine prächtige Granitsäule, auf deren Spitze sich ein Siegesengel erhebt, einen riesigen Loorbeerkranz hoch in der erhobenen Rechten. Das hübsche Denkmal befindet sich auf einem freien Platze, rechts das Schloß, links das Gouvernements-Gymnasium, geradeaus die Citadelle, die katholische Kirche u. s. w. Was das Schloß anbetrifft, so wurde dasselbe im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts erbaut und ist ein unansehnliches kasernenartiges Gebäude, das durchaus keinen Eindruck hervorbringt. Außerdem ist es in der neueren Zeit, besonders in den vierziger und sechziger Jahren, bedeutenden Umbauten unterzogen worden, so daß es seinen ursprünglichen Charakter so ziemlich verloren hat. Um das Andenken Walter von Plettenbergs zu ehren, der den von dem Bischof Albert, dem Gründer der Stadt Riga, gestifteten Orden der Schwertbrüder zwang, das von den Bürgern am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zerstörte Schloß wieder aufzubauen, ist über dem im Rundbogen überwölbten Thorgange, der aus dem äußeren in den inneren Schloßhof führt, das Bild Plettenbergs in kräftigem Hautrelief gearbeitet, in Lebensgröße aufrechtstehend und neben ihm das der Jungfrau Maria, stehend auf einer Mondsichel, umgeben von einem flammenden Strahlenkranz, das nackte Christuskind in den Armen, angebracht. Unter diesem wirklich bemerkenswerthen Kunstwerk befindet sich auf einer Steinplatte folgende Inschrift:

„O Mater Dei Memento Mej Wolter Plettenborch Mester to Lieflande Duschen Ordens Anno Dm MCCCCCXV.

Unter der Figur Plettenbergs befindet sich folgende Inschrift:

Her Wolter vanplettenberch mester to liflande dusches ordens ano 1515.

Die den Schloßplatz zierende, gegen 50 Fuß hohe, mit der geflügelten Siegesgöttin geschmückte Granitsäule ist von der Rigaschen Kaufmannschaft im Jahre 1817 errichtet worden und den Siegen der Jahre 1812/14 geweiht. Ein prächtiges Eisengitter umgiebt das auf einem Marmorsockel ruhende Denkmal. Oben auf den vier Ecken des Sockels befinden sich vier Bronzeadler. Die dem Schloß zugekehrte Seite trägt folgende Inschrift:

„Saeva nec saeculis unquam audita, grassante tyrannide quum jam ferrali saeviente bello, Europaea cognatio pene evanesceret. Alexander I. Ruth. Imp. Ne populorum commercia penites interciderent, mente et armis intercessit. Rigani Negociatores Publicae Libertatis adsertae mon. hoc aere collato P. P. Suavissimi principis nomen famamque, sincero lapide serio nepotibus commendaturi A. R. S. MDCCCXIV humanissimi imperii XIV".

Diese etwas gar zu langathmige lateinische Inschrift erlaube ich mir folgendermaßen deutsch wiederzugeben:

„Durch eine grausame, seit Jahrhunderten unerhörte Gewaltherrschaft, welche jedoch durch einen schrecklich wüthenden Krieg soeben gestürzt wurde, war die europäische Völkerverwandtschaft beinahe geschwunden. Damit die Beziehungen der Völker zu einander nicht ganz aufhören, trat Alexander I, Kaiser der Reussen, mit Geist und Waffen in die Schranken. Rigasche Kaufleute errichteten dieses Monument zu Ehren der Vertheidigung der öffentlichen Freiheit. Des mildesten Herrschers Namen und Ruhm sei durch den getreuen Stein entfernten Nachkommen überliefert. Im Jahre 1814, der humansten Herrschaft im Vierzehnten."

Herr, etwas dunkel ist der Rede Sinn, etwas schwülstig die Form, aber das ist nun schon einmal Sitte, daß man bei solchen Gelegenheiten nicht nur bombastisch mit den Nachkommen spricht, sondern zu ihnen in einer denselben zum großen Theil unverständlichen Sprache redet. Warum man die Inschriften auf den Denkmälern, die doch für die entfernten Nachkommen bestimmt sind, die die Erinnerung an hervorragende Personen oder Ereignisse verewigen sollen, gerade in einem der ungeheuren Majorität des Volkes unverständlichen Idiom verfaßt, ist mir stets unbegreiflich gewesen. Oder glaubte man, daß durch die jetzt Oberhand gewinnende classische Richtung eine Zeit kommen werde, wo das Lateinische dem Volke eben so geläufig sein werde, als die Muttersprache? Meiner Ansicht nach würde es viel zweckentsprechender sein, wenn die Inschriften auf dergleichen Denkmälern ausschließlich in der Landessprache wären, um den Lesern kein solches Kopfbrechen zu verursachen, als es bei mir der Fall war, da ich mich an die Uebersetzung der langathmigen, in goldener Schrift auf grüner Bronze befindlichen Inschrift der Alexandercolonne machte.

Auf der dem Gouvernements-Gymnasium zugewandten Seite des Denkmals befindet sich folgende russische Inschrift (mit der modernen Schule der Gegenwart spricht man russisch, mit dem alten Schloß der Vergangenheit — lateinisch):

„Силы дватцати царствъ и народовъ съ мечемъ и огнемъ вторглись въ Россію и пали въ смерть и плѣнъ. Россія поразя губителя расторгла узы Европы. Александръ Первый, побѣдоносной десницею возвратилъ и утвердиль Царямъ Царства, законы народамъ. Л. 1814."

Das ist meiner Treu, kurz und bündig, kräftig und verständlich, ohne jeglichen classischen Schwulst:

„Die Söhne von zwanzig Reichen und Völkern drangen mit Feuer und Schwert in Rußland ein und fielen dem Tode und der Gefangenschaft anheim. Rußland versetzte dem Vernichter den Todesstreich, löste die Bande Europas. Alexander der Erste erstattete mit siegreicher Hand den Königen ihre Reiche, den Völkern die Gesetze zurück und befestigte sie 1814."

In einer prägnanteren Form kann die Geschichte des vaterländischen Krieges

kaum wiedergegeben werden. In wenigen Zeilen ist Alles enthalten und die denkwürdige Epoche scharf gekennzeichnet. Und zwischen der langathmigen schwülstigen lateinischen Inschrift und der kurzen präcisen russischen breitet ein riesiger, in grüner Bronze ausgeführter zweiköpfiger russischer Reichsadler schützend seine immensen Fittige aus, gleichsam um die graue Vergangenheit mit der grünenden Gegenwart zu versöhnen.

Dieser Grundsatz mochte es auch gewesen sein, der mich bewog, mich nach dem Wöhrmann'schen Garten zu begeben, um diese großartige Schenkung einer hochherzigen Frau, einer wahren Wohlthäterin ihrer Vaterstadt, in Augenschein zu nehmen. Zuvörderst passirte ich die schmalen krummen, größtentheils luft- und lichtlosen Straßen der Stadt, von denen manche unheimlich enge sind. Das sind noch Denkmäler der entfernten Vergangenheit. Unsere Vorfahren pferchten sich in dumpfen schmalen Gäßchen zusammen; zum Schutz und Trutz ward jedes Haus eine Festung, da man stets einer Belagerung gewärtig sein konnte. Allmälig brachen sich moderne Anschauungen Bahn und rings um die düstere Vergangenheit gruppirt sich die heitere Gegenwart.

Von modernen Gebäuden im alten Stadttheile verdient Beachtung die neue Börse, ein stattliches Gebäude im Stile der Renaissance nach dem Entwurfe des Akademikers Bosse im Anfang der fünfziger Jahre aufgeführt. Doch die säulengetragene Börsenhalle, von der man mir so viel Schönes erzählte, verlockte mich nicht. Ich hege überhaupt gegen Alles, was mit der Börse verbunden ist, einen unüberwindlichen instinctiven Abscheu. Das sind unheilige Hallen, die ich nicht betreten möchte; die Börse erinnert mich stets an die Abruzzen, wo man Gefahr läuft, sein Portemonnaie, oder sein Leben zu lassen; oder an die Spielhölle von Monte Carlo, die auch in mir trübe Erinnerung erweckt, da ich, Unerfahrener, mich durch den Teufel des Hazardspiels verlocken ließ und ein Zwanzigfrankstück auf rouge setzte und natürlich verlor. Dieses blinkende Goldstück liegt mir noch jetzt auf dem Gewissen und tiefe Reue erfaßt mich bei dem Gedanken. Vorwurfsvoll schaute mich der Napoleond'or an; er warnte mich, nicht dem grünen Tische zu nahen, ihn nicht dem Moloch des Pharao zu opfern. Ich war jedoch taub und blind; der Spielteufel hatte mich beim Schopf gefaßt. Glücklicherweise war dieses Goldstück das einzige, das ich besaß und da meine Creditfähigkeit der des Barons Rothschild (dazumal mindestens) weit nachstand und mir Niemand auf mein ehrliches Gesicht borgen wollte, so mußte ich nothgedrungen mich mit diesem einzigen mißlungenen Versuche begnügen.

— Rien ne va plus! rief der Croupier, gleichsam als wollte er mich verhöhnen, mein verwaistes Portemonnaie verspotten.

— La bourse ou la vie! erwiderte ich ihm spöttisch und verließ den prächtigen Spielsaal, um 20 Franken ärmer, aber um weit mehr Erfahrung reicher.

Diese beiden Ausrufe kommen mir stets in den Sinn, wenn ich an einer Börse vorbeigehe; unwillkürlich denke ich an die Spielhölle von Monte Carlo und an die Räuber in den Abruzzen, obgleich ich mit letzteren nicht das Glück hatte, persönliche Bekanntschaft zu machen.

Um zum Wöhrmann'schen Parke zu gelangen, muß man den schönsten Theil von Neu-Riga passiren und hatte ich dabei Gelegenheit, diesen hübschen mir ganz fremden Stadttheil kennen zu lernen. Da erhoben sich lange Reihen pallastartiger Gebäude, von traulichen schattigen Squares anmuthig umringt. Das 1869 erbaute prächtige Gebäude des Politechnikums, das an der Suworowstraße belegene wirklich prachtvolle Pfab'sche Haus, das Lomonossowgymnasium, das gleich einem Phönix aus der Asche in verjüngter Schönheit neu erstandene Stadttheater und noch viele andere Gebäude, die ebenso Reichthum als geläuterten Geschmack bekunden.

Der Wöhrmann'sche Garten ist eine im Herzen der Stadt belegene prächtige Parkanlage, die zum großen Theile von einer Frau Wöhrmann hochherzig der Stadt ge-

schenkt worden. Zum Dank dafür haben die Einwohner der edlen Frau einen Denkstein gesetzt, eine inmitten eines bunten Blumenbeetes sich erhebende Granitpyramide, auf deren einer Seite auf schwarzem Grunde in bereits stark verblichenen goldenen Lettern sich folgende Aufschrift befindet: „Der Gründerin dieses öffentlichen Gartens, der Frau Aeltestin Wöhrmann, geb. Ebel 1829." Auf der Rückseite der Pyramide befindet sich gleichfalls eine Aufschrift, die ich aber auf keine Weise entziffern konnte, da der Zahn der Zeit das Gold von den Buchstaben ganz hinweggenagt hatte. Es wäre doch angemessen, diese Inschrift erneuern zu lassen, aus Pietät und um das Andenken der edlen Frau zu ehren, die ihrer Geburtsstadt ein so großartiges Geschenk gemacht, wofür sie von entfernten Generationen gesegnet wird.

III.

Es ist bekanntlich weit schwieriger eine alte Lüge auszurotten, als eine neue Wahrheit einzubürgern. Und, selbst alte Wahrheiten mundgerecht zu machen, ist eine Aufgabe, welche durch die sich brüstende und spreizende junge Lüge ungemein erschwert wird.

Zu der Kategorie junger Lügen neuester Formation gehört unzweifelhaft die Tendenzlüge über die separatistischen Bestrebungen der Ostseeprovinzen. Keine Beredsamkeit, so überzeugend sie auch war, half. Vergeblich wiesen die durch eine solche unmotivirte Verdächtigung Empörten auf eine mehr als hundertfünfzigjährige makellose Vergangenheit hin; vergeblich wurden Facta angeführt, die keine Widerrede zuließen, Namen genannt, die so hoch standen, daß sie allein genügend gewesen wären, um einen jeglichen Argwohn zu beseitigen. Die Reichstreue und der Patriotismus der Balten wurde in Zweifel gezogen und ihr vermeintlicher Separatismus in den Vordergrund geschoben.

Die baltischen Provinzen haben in verschiedenen Drang- und Sturmperioden der russischen Geschichte ihre Reichstreue bekundet, ihre dynastische Ergebenheit documentirt; sie haben ein stattliches Contingent hervorragender Staatsmänner, Diplomaten und Feldherren gestellt und ein Hundertmillionenvolk nennt mit Stolz eine lange Reihe Namen baltischer Männer, die die russische Fahne hochgehalten, Rußland verherrlicht, sich durch Opfermüthigkeit und Treue und Ergebenheit um Thron und Vaterland hervorgethan. Diese Namen haben einen guten historischen Klang: Barclay de Tolly und Todleben, Zimmermann und Radetzki, Reutern, Korf, Medem, Baranow, Ungern-Sternberg, Bunge, Budberg und noch viele andere hochverdiente Männer, deren Namen mir in diesem Augenblicke gerade nicht beifallen, und die sich im Militär- und Civildienste, in der Diplomatie und Staatswirthschaft ausgezeichnet. Eine lange Reihe stolzer baltischer Namen, die ihre Reichstreue durch glänzende Thaten bewiesen; eine gesammte dynastisch treue Bevölkerung, die vor keinem Opfer zurückgescheut, wenn es sich um die allgemeinen Interessen des großen Vaterlandes gehandelt; drei blühende Provinzen, ein weiter Landstrich, der, Dank dem nüchternen gesunden Sinne der Einwohner, von der Pestbeule des Nihilismus verschont geblieben — ja, wenn das Symptome des Separatismus sind, so bliebe es nur zu wünschen, daß wir Alle von diesem Gefühle inficirt sein möchten.

Wodurch aber wurde das Märchen vom baltischen Separatismus so plausibel gemacht, daß selbst diejenigen daran zu glauben begannen, die früher skeptisch den Kopf dazu geschüttelt hatten?

Die Sage vom baltischen Separatismus fand reichliche Nahrung in dem hartnäckigen Widerstande, den die Balten den Russificirungsbestrebungen der Ostseeprovinzen entgegensetzten. Diese erbitterte Opposition, auf welche die berechtigten For-

derungen der Regierung stießen, erklärt sich durch eine allzugroße Anhänglichkeit an's Altherkömmliche, so schlecht und unpraktisch dasselbe auch sei; durch eine instinktive Abneigung gegen jegliche Neuerungen, so gut nützlich und vortheilhaft dieselben auch sein mögen. Der Balte konnte sich nicht so leicht entschließen mit den Traditionen der Vergangenheit zu brechen und die Forderungen der Gegenwart anzuerkennen, trotzdem, daß sich die alte Vergangenheit schon längst überlebt hatte und die junge Gegenwart mit Recht unwillig ward, daß man ihr so lange die ihr zukommenden Rechte vorenthielt, ihr nicht gestattete die Erbschaft anzutreten.

Die Balten thaten Unrecht, daß sie sich gegen diese durch Zeit und Verhältnisse dringendst gebotenen Reformen sträubten; ein freiwilliges Eingehen zur rechten Zeit in die Intentionen der Regierung hätte sicherlich einen für beide Seiten vortheilhaften Compromiß zu Stande gebracht und dem Kampfe vieles von der ihm eigenen Schärfe genommen, ganz abgesehen davon, daß ein rechtzeitiges Einlenken, ein weises Nachgeben, ein freundliches Entgegenkommen der Erhaltung gar mancher rationeller provinzieller Institutionen Vorschub geleistet hätte, so weit selbstverständlich dieselben mit der Grundidee der Staatseinheit sich vertrügen.

Anstatt dessen war man störrisch, steifte sich auf Privilegien, die sich längst überlebt hatten, weigerte sich entschieden die russische Sprache als die herrschende anzuerkennen, versagte ihr sogar bürgerliche Rechte. Das war ein eben so thörichtes als unheilvolles Beginnen, das auch böse Früchte getragen, den Antagonismus geschürt, den Funken des Racenkampfs angefacht zu lodender Flamme.

Es ist ein thörichtes Beginnen, in die Speichen des rollenden Rades der Geschichte fallen zu wollen, um dasselbe zum Stillstande zu bringen, oder ihm eine andere Richtung anzuweisen. Ein solch vergebliches Unterfangen zieht stets harte Strafe nach sich und der Tollkühne, der in eitler Verblendung, in thörichtem Wahne glaubt, den Fortschritt aufhalten zu können, wird von demselben zermalmt.

Nicht so tragisch endeten die Russificirungsbestrebungen der Regierung in den baltischen Provinzen und ist vorauszusehen und zu erhoffen, daß dem sich daselbst seit Jahren abspielenden Kampfe ein für beide Theile befriedigendes Ziel gesetzt werden wird. Die Bevölkerung wird endlich (und ist schon größtentheils) zu der Einsicht gelangen, daß die angestrebten Reformen nothwendig und höchst ersprießlich sind und denjenigen zu Gute kommen, die sich dagegen am heftigsten sträuben und wehren. Uebrigens hat die Opposition bereits lange die ihr früher eigene Schärfe verloren. Der frühere Widerstand war durch die Zeit selbst schon längst gebrochen und der Kampf ward bloß fortgesetzt, um mit Ehren den Rückzug antreten zu können. Das allmälige Aufgehn der Provinzen in den Gesammtstaat, wie er durch die Reichsinteressen dringendst geboten ist, hat der mächtige Geist der Zeit bereit seit lange zu Wege gebracht. Eine progressive Russificirung hat stattgefunden, wie sie den Interessen des großen russischen Reichs am besten entspricht. Die Ueberzeugung von der Möglichkeit einer intimen Annäherung an die herrschende Race, ohne seine von den Vorvätern ererbte Sprache und Religion aufzugeben, hat sich schon längst Bahn gebrochen. Die russische Sprache hat in den Ostseeprovinzen im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts so riesige Fortschritte gemacht, daß ich darüber ganz erstaunt war. Noch vor fünfundzwanzig Jahren war das Russische hier so zu sagen eine lingua morte, die nur von Wenigen gekannt, von noch weit Wenigern als Umgangssprache gebraucht wurde. Gegenwärtig spricht sie der größte Theil der Bevölkerung und spricht sie sehr gern und verhältnißmäßig recht gut.

Freilich kann nicht in Abrede gestellt werden, daß es noch gewisse Bevölkerungsschichten in den Ostseeprovinzen giebt, die sich mit den vollendeten Facta durchaus nicht versöhnen können und wollen, die es für ihre Pflicht halten, die Opposition fortzusetzen, ohne jegliche Aussicht auf Erfolg; doch bilden diese Frondeure, diese

Prinzipienreiter eine verschwindende Minorität, die immer mehr zusammenschrumpft und zu guter Letzt ganz verschwinden wird. Das sind die letzten der ultrabaltischen Mohikaner, die jedoch noch bei Lebzeiten gezwungen sein werden, ihre Streitaxt zu verscharren, da auch sie sich nicht mehr der Ueberzeugung verschließen können, daß ein jeglicher fernerer Widerstand nutzlos sei und man sich mit der siegenden Gewalt historischer Nothwendigkeit versöhnen müsse. Die Geschichte ignorirt die verzweifelten Anstrengungen dieser letzten Mohikaner einer grauen Vergangenheit und geht über ihre Opposition gleichmüthig zur Tagesordnung über.

So liegen gegenwärtig die Verhältnisse in den Ostseeprovinzen, Angesichts der bevorstehenden in's Gesammtleben der Bevölkerung tief einschneidenden Reformen, die unstreitig von der Majorität sehnsüchtig herbeigewünscht werden, da man von denselben nur Gutes erwartet.

Das Gros der Bevölkerung trägt den Reformen der Neuzeit unstreitig die lebhafteste Sympathie entgegen und scheert sich keinen Pfifferling um die Opposition der wenigen am Alterthümlichen hängenden Feudalen, über deren resolute Regirung der Zeitgeist mitleidsvoll lächelnd die Achseln zuckt, ohne derselben irgend welche weitere Beachtung zu schenken. Wo sind hier die Spuren von Separatismus?

Ich bitte, lasset den baltischen Separatismus ruhen! Das ist eine abgedroschene Fabel, die Niemand mehr glaubt (am wenigsten Diejenigen, welche sie am eifrigsten verbreiten); eine alte Leier, auf die Niemand mehr hören will. Ein Land, das so bedeutende Männer hervorgebracht, Provinzen mit einer so nüchternen Bevölkerung sollten über solche Verdächtigungen erhaben sein. Diese Betrachtungen kamen mir in den Sinn, als ich den im Herzen der Stadt Riga liegenden Schützengarten besuchte. Es ist eine sehr hübsche, dem hiesigen Schützenverein gehörige Parkanlage. Dieser Schützenverein, der einzige in Rußland existirende, wenn ich nicht irre, zählt gegen 600 Mitglieder (im Sommer über 1000) und hat vor kurzem das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Bestehens gefeiert. „Ueb' Aug und Hand für's Vaterland" ist die Devise des Rigaschen Schützenvereins, die auch in dem hübschen Saale auf der Balkonbrüstung in Lapidarbuchstaben prangt neben der andern trefflichen Losung „Eintracht, Frohsinn und Geselligkeit". Zwischen diesen beiden echtdeutschen Kerndevisen hebt sich in prächtigem Goldrahmen das wohlgetroffene Bild Seiner Majestät des Kaisers Alexander des Dritten ab.

Es ist ein sehr hübscher, fast ganz in Weiß gehaltener, großer Saal, der einen freundlichen Eindruck hervorbringt. Weiße Säulen stützen die an den beiden Enden des weiten Raumes befindlichen Chöre; fünf große Bronzecandelaber müssen, wenn die vielen Lichte in ihnen brennen, dem Ganzen einen sehr anheimelnden und zugleich feierlichen Anblick verleihen, besonders wenn sich die Gattinnen und Töchter der trefflichen Schützen, die da draußen Aug und Hand für's Vaterland üben, nach den Klängen der Musik in fröhlichem Tanze ergehen; denn der von mir beschriebene Raum ist ein Ballsaal, dem lange Reihen weiß lackirter Stühle, periodisch durch weiße Sophas mit rothem Sitze unterbrochen, ein sehr anheimelndes Aussehen verleihen. Das Bild des Kaisers ist mit Nationalflaggen geschmückt und die großen und kleinen russischen Tricoloren blicken freundlich nickend auf diesen traulichen Ort herab.

Der Schützenverein hat seine Residenz in einem eigenen schmucken zweistöckigen Hause aufgeschlagen, das sich mitten in dem prächtigen großen Garten befindet. Unter der freundlichen Führung eines der Mitglieder durchwanderte ich das ganze Haus, das hübsche Boudoir und Speisezimmer und noch andere Räume, deren Wände mit den Trophäen des Vereins geschmückt sind: das sind diverse Zielscheiben mit Bezeichnung der gethanen Schüsse. Und, beim Zeus, ich muß es gestehen, der Rigaer Schützenverein hat in seiner Mitte treffliche Schützen, die gar oft mitten in's Schwarze getroffen haben. Daneben hängen die Portraits diverser Schützenkönige, deren

friedliche, zum Theil auch spießbürgerliche Gesichter durchaus nicht auf eine so kriegerische Geschicklichkeit hätten schließen lassen können.

In der oberen Etage befinden sich die Billardzimmer, von denen aus man auf den Chor des Ballsaales treten kann. Von dem in den Garten führenden Balkon hat man eine entzückende Fernsicht über einen Theil der Stadt. Rechts wird die Aufmerksamkeit besonders durch das hübsche Gebäude des Turnvereins erweckt. Auf diesem Balkon stand der hochselige Kaiser Alexander der Zweite, als er den Schützenverein mit seiner Gegenwart beehrte, der zu Ehren des hohen Besuches sein schönstes Festkleid angelegt hatte. Das war im Sommer 1867 und Seine Majestät pflanzte eigenhändig eine Eiche, die sich im Laufe dieser zwanzig Jahre bereits zu einem ziemlich stattlichen Baume entwickelt hat und verspricht, ein hohes Alter zu erreichen. Dieser Kaiserbaum ist von einem schmucken Eisengitter umgeben und trägt auf massiver Bronzetafel folgende Inschrift: „Seine Majestät der Kaiser Alexander II. pflanzte diese Eiche am 15. Juni 1867 dem Rigaer Schützenverein". In die durchbrochene Einfassung des Gitters sind mit entsprechenden Zwischenräumen vergoldete Bronzemedaillons angebracht, auf denen die Namen der Preisschützen mit dem Datum des gethanen Preisschusses eingegraben sind.

Es wäre sehr wünschenswerth, daß sich die Zahl solcher Vereine vermehre. Sie können dem Lande zweifelsohne weit mehr Nutzen bringen, als alle Clubs und Tanzlocale zusammengenommen, die ihren ursprünglichen Charakter verloren und aus Versammlungen, bestimmt für die Repräsentanten der diversen Gesellschaftsschichten eine Annäherung durch gemeinschaftliche Vergnügungen anzubahnen, Spielhöllen und Pflanzstätten der Depravation geworden sind, wo schon mancher Wohlstand zu Grunde gegangen, mancher makellose Ruf vernichtet worden.

Ich bin fest überzeugt, daß die kundigen Mitglieder des Rigaer Schützenvereins, die da so gut es zu Wege bringen, gerade ins Schwarze zu treffen, auch das Herz des Feindes zu treffen verstehen werden, wenn er das gemeinsame Vaterland bedrohen sollte. Der unschuldige Sport kann bei Gelegenheit eine treffliche Verwerthung finden und der friedliche Bürger wird zum muthigen Vaterlandsvertheidiger; haben wir doch gesehen, daß Söhne friedlicher Kaufleute große Feldherren geworden sind! War nicht Graf Todleben, dessen allzufrühen Tod ganz Rußland beweint, ganz Europa betrauert, der Sohn eines simplen Mitauer Krämers?

IV.

Wenn man Riga, so wie ich, nach langer, langer Abwesenheit wiedersieht, so kann man nicht umhin seine ungeheuchelte Bewunderung über die geradezu an's Wunderbare grenzende Metamorphose auszusprechen, die mit dieser Stadt im Laufe einer so verhältnißmäßig kurzen Zeit vorgegangen ist. Ich traute wahrlich meinen Augen nicht und war von der Schönheit der neuen Anlagen besonders überrascht und höchst wohlthuend berührt. Alles schien mir so traulich anheimelnd und doch so fremd, da ich mich in diesen neuentstandenen Boulevards und Squares, prächtigen schattigen Anlagen und der langen Zeile prachtvoller, oft monumentaler Gebäude nicht zurecht finden konnte.

Und diese Metamorphose ist um so wunderbarer, da alle diese neuen Schöpfungen entstanden sind ohne der Stadt, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, eine Schuldenlast aufzulegen, an welcher selbst noch die entfernten Enkel schwer zu tragen haben werden. Diese wirklich an's Wunderbare grenzende Wandlung, die man gegenwärtig bewundert, hat stattgefunden, ohne daß es sich als nothwendig erwiesen hätte,

zu irgend welchen Gewaltmaßregeln seine Zuflucht zu nehmen, die Steuerkraft der Bevölkerung gar zu sehr anzuspannen, oder die Zukunft zu Gunsten der Gegenwart zu belasten, d. h. den Kindern zu überlassen, die von den Eltern contrahirten Schulden zu zahlen, ein ebenso rücksichtsloses als unnützes Princip, da sich die Gegenwart gar oft für die der Zukunft angethane Gewalt rächt. Ich weiß nicht, wer der Haußmann gewesen ist, dessen kunstfertige schöpferische Hand über Riga dahinging; der unnütz gewordene Festungen, die nur böse Erinnerungen wachriefen, schleifte und an ihrer Stelle prächtige Gebäude aus der Erde stampfte; der ungesunde Stadtgraben, in denen Parasyten wucherten, denen oft mephytische Gerüche entstiegen, füllte und in schattige Boulevards, reizende Anlagen wandelte — aber Ehre dem Manne oder vielmehr den Männern, die so Großes und Schönes zu Stande brachten.

Das alte Paris verschwand gewaltsam unter der nivellirenden Hand des bekannten Seinepräfecten Haußmann, der auf die rücksichtsloseste Weise dabei vorging. Handelte es sich doch darum politische Zwecke zu erreichen, den Bau von Barrikaden zu verhindern, Straßenrevolutionen unmöglich zu machen, was jedoch das verrottete napoleonische Cäsarenthum nicht vor Sedan bewahrte, wo es im eigenen Pfuhl seiner sündvollen Vergangenheit zu Grunde ging, im Schlamme einer liebevoll großgesäugten allgemeinen Depravation erstickte.

Anders lagen die Verhältnisse in der Hauptstadt Livlands. In Riga vollzog sich Alles auf die friedlichste Weise. Die Vorfahren hatten fürsorglich gesammelt und die weisen Ersparnisse früherer Zeiten kamen sehr zu Nutzen. Obgleich die beim Abtragen der Festungswerke erzielten Summen nicht sehr bedeutend waren, konnten dennoch die Stadtväter, um die Bauluft anzuregen, das neu erworbene Terrain zu einem sehr billigen Preise, oft sogar ganz unentgeltlich überlassen. Und nur Dank diesem Umstande entstanden in kurzer Zeit geradezu Prachtbauten, die wir jetzt bewundern: das Polytechnikum mit seiner reichen gegliederten Architektur; die dazu gehörige Vorschule; die Börse; das Haus des Gewerbevereins; das Stadttheater, das russische weibliche Gymnasium; die prächtigen Gebäude der verschiedenen Stadtschulen; die großartige Kathedrale auf dem Marsfelde; die grandiose Eisenbahnbrücke über die Düna u. s. w.

Neben diesen Anlagen, die einer modernen Zeit angehören, werden mit einer nicht genug anzuerkennenden Pietät die wenigen Denkmäler einer längst entschwundenen Vergangenheit gehegt. Zu diesen historischen Denkmälern gehört unter anderen das sogenannte Schwarzhäupterhaus, eines der ältesten Gebäude Riga's, das schon durch seinen eigenthümlichen Giebel und seine seltsame Bauart die Aufmerksamkeit auf sich richtet. Dieses Haus wurde am Ende des vierzehnten Jahrhunderts (so ungefähr 1387) von dem angesehenen und reichen Bürger Riga's, Herrn Heinrich Kreyge, erbaut und zu einer Art Bürgerclub bestimmt. Im Jahre 1637 ward dieses Haus von der Gesellschaft der sogenannten Schwarzen Häupter erworben. Diese Gesellschaft wurde durch eine Verordnung des Bischofs Nikolaus vom Jahre 1232 in's Leben gerufen, indem aus den Rigaschen Kaufleuten eine dem Ritterorden ähnliche Waffenbrüderschaft gebildet wurde, die sich in den mannigfachen Fehden und Kämpfen jener Zeit hervorthaten und dafür gewisser Rechte und Privilegien theilhaftig wurden. Ihre Benennung datirt von dem in dem Wappen der Gesellschaft befindlichen Mohrenkopf des heiligen Mauritius. Nachdem mildere Zeiten eingetreten waren und friedlichere Sitten sich eingebürgert hatten, verlor die Schwarzhäupter-Gesellschaft ihren früheren kriegerisch-ritterlichen Charakter und verwandelte sich in eine Association, die humanitäre und gesellige Zwecke verfolgt, sich mit der Pflege und Fortbildung ihrer verschiedenen Unterstützungskassen beschäftigt, über recht bedeutende Geldmittel verfügt und aus einer zahlreichen Gruppe unverheiratheter Kaufleute besteht. Ich habe dieses Gebäude mit großem Interesse besichtigt. Man fühlt sich schon beim Anblick der Giebelwand

(obgleich dieselbe im Jahre 1857 einem bedeutenden, durch Altersschwäche bedingten Umbau unterworfen wurde) so in's Mittelalter, um mehrere Jahrhunderte zurück, versetzt. Diese Giebelwand ist mehrfach mit Reimen in Goldschrift auf blauem Grunde verziert, trägt als Wetterfahne den Ritter St. Georg und darunter eine astronomische Uhr aus dem Jahre 1622. An beiden Seiten der Eingangsthür befinden sich alterthümliche Pfeiler, von denen der zur Linken ein gekröntes Marienbild mit dem Jesuskinde und darüber das Stadtwappen; der zur Rechten — einen gewappneten, das Haupt mit einem schwarzen Helm bekleideten Mann, ein Mitglied der löblichen Schwarzhäuptercorporation darstellt und über ihm das Wappen der Gesellschaft in Basrelief. Außer dem großen Saal mit den Bildnissen der Beherrscher Riga's, von Gustav Adolph an bis in die Gegenwart, ist besonders bemerkenswerth der ungewöhnlich reiche Schatz alterthümlichen Silbergeräths, manche Trophäen und Reliquien aus der kriegerischen Vergangenheit der jetzt so friedlichen Schwarzhäupter, wie auch die Federn, womit verschiedene gekrönte Häupter ihre Namen in das „goldene" Buch der Gesellschaft eingetragen haben.

Die Balten sind oft sehr conservativ und klammern sich mit einer geradezu unglaublichen Beharrlichkeit an's Altherkömliche, wenn dasselbe auch zuweilen nicht mehr ganz den Ansprüchen der Gegenwart entspricht. Das Bestehende conserviren ist außerordentlich löblich, abgesehen davon, daß es von einem Pietätsgefühl zeugt, welches leider in neuester Zeit immer mehr in Verfall kommt, Dank den Alles nivellirenden Einflüssen eines oft fälschlich verstandenen Progresses. Die Balten sind conservativ, das kann man ihnen um so weniger übel anrechnen, da ein vernünftiger Conservatismus jetzt eben so selten ist, als ein gemäßigter Liberalismus. Conservative und Liberale verfallen gewöhnlich in Extreme. Die ersteren sind leicht zur Reaction geneigt, während die letzteren sich nur gar zu oft dem Communismus anschließen. Die Grenze hierbei ist sehr schwer zu ziehen, ebenso wie es gar keine leichte Aufgabe ist, diese Grenze mit Lapidarbuchstaben zu bezeichnen, die einen Jeden vor dem Betreten der Abwege, vor dem Abweichen vom rechten Wege warnen sollten. Das ist geradezu unmöglich. Darum unterlaufen auch verschiedentliche Irrthümer, und so erklärt es sich, daß aufgeklärter Conservatismus, der den Anforderungen der Zeit und dem Progresse durchaus nicht abhold ist, für starre Reaction gehalten wird, die angeblich den Zeitgeist und den Fortschritt bis auf's Messer bekämpft; daß gemäßigter Liberalismus, der durchaus nichts zerstören, sondern nur ausbauen will, für gemeingefährlichen Communismus gehalten wird. Derartige irrige Ansichten haben schon traurige Resultate zu Wege gebracht und handelt es sich vorzugsweise darum, derartigen Mißverständnissen und ihren betrübenden Folgen vorzubeugen.

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß das Gefühl der Pietät für die Vergangenheit durchaus nicht ein Verständniß für die Anforderungen der Gegenwart ausschließt; im Gegentheil ergänzt das eine Gefühl das andere. Man kann z. B. das Andenken seiner ruhmvollen Ahnen ehren und hochhalten, ohne in die Zeitperiode derselben zurückkehren, auf die Früchte der Civilisation, auf Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Telephon und dergleichen Verzicht leisten zu wollen; ohne die Absicht zu haben, sich aller Wohlthaten der Cultur des XIX. Jahrhunderts zu entschlagen, um in's barbarische Mittelalter zurückzukehren. Andererseits kann nicht in Abrede gestellt werden, daß ein zu weit getriebenes Pietätsgefühl für die Vergangenheit leicht zu irrthümlichen Auffassungen in Bezug auf die Gegenwart führen kann. Und eben dieses macht man den Balten zum Vorwurf. Man sagt, sie hängen zu sehr am Altherkömmlichen und sträuben sich deswegen gegen die Anforderungen des Fortschrittes der modernen Zeit, mit welcher sie überhaupt keinen Compromiß eingehen wollen. Die Anhänglichkeit am Altherkömmlichen kann Niemand zum Vorwurf

gemacht werden, wenn nur diese Anhänglichkeit sich nicht im Widerspruche mit dem Zeitgeiste befindet.

Ich bin fest überzeugt, daß eine ruhige, rein objective Erörterung sicherlich den Weg zu einer Verständigung angebahnt hätte. Aber von beiden Seiten wurden betreffende Fragen mit großer Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit ventilirt und so kamen nicht selten die Anhaltspunkte zu einem Compromiß abhanden. Die baltischen Provinzen haben sich stets bewährt, stets ein Beispiel der Opferwilligkeit gegeben, wenn sich düstere Wolken am Horizonte des gemeinsamen Vaterlandes drohend ballten. Diese bewährte Treue an's angestammte Herrscherhaus, die nie gefehlt hat, wenn es Noth that, sie wird auch jetzt ihre Dienste nicht versagen und freudig Opfer bringen, wenn solche erforderlich sein sollten. Die baltischen Provinzen haben stets als zuverlässige Vorhut Rußlands gegolten und werden hoffentlich ihrer Pflicht auch ferner auf diesem verantwortlichen Posten genügen und hetzenden Insinuationen, verleumderischen Intriguen kein Gehör leihen. Daß die Balten zu der großen, Rußland zugefallenen Culturaufgabe das ihrige reichlich und freudig beigetragen; daß auch sie das ihrige gethan haben, um Rußland zu dem zu machen, was es, Dank den Anstrengungen aller seiner Söhne, ohne Unterschied des Glaubens und der Race, geworden — das wird wohl Niemand zu bezweifeln wagen und darum auch nachsichtig über manche Schwächen hinwegsehen und ihnen eine mildere Beurtheilung angedeihen lassen, da sie sich durch nationale Eigenthümlichkeiten erklären und in Traditionen wurzeln, denen man jedoch eine jede Berechtigung nicht absprechen kann.

Leider ist man in Beurtheilung der baltischen Verhältnisse höchst selten unbefangen. Gewöhnlich nimmt man Partei und wird ungerecht. Ich beurtheile die Sachlage nur vom Standpunkte des Journalisten, des Touristen, der die empfangenen Eindrücke wiedergiebt, der die Verhältnisse erörtert sine ira et studio. Ich stelle die Verhältniße dar, wie ich sie gefunden und es wäre mir sehr angenehm, wenn ich irrige einseitige Ansichten, die besonders oft in ausländischen und russischen Zeitungen ausgesprochen werden, dadurch berichtigen könnte. Die ausländische Presse schildert häufig die Ostseeprovinzen derartig daß man vermeinen könnte, es sei von den Elbherzogthümern die Rede, als ob in Liv-, Est- und Kurland ähnliche Zustände herrschten wie in Schleswig-Holstein und die auch den preußisch-österreichisch-dänischen Krieg zur Folge hatten. Lord Palmerston sagte einst, daß Schleswig-Holstein das Schwefelhölzchen sei, welches einen großen europäischen Brand entzünden werde. Die Voraussagung des großen britischen Staatsmannes hat sich nur gar zu sehr bewahrheitet. Wenn aber selbstgebackene Palmerstons, kannegießernde Spießbürger, die da in tiefer Politik und hoher Diplomatie machen, die geradezu lächerliche Behauptung aufstellen und in ihren Organen vertheidigen, als ob die baltischen Provinzen die Rolle der dänischen Herzogthümer zu spielen berufen seien; als ob dieselben Ursachen dieselbe Wirkung hervorbringen sollten, so ist das eine Behauptung, die zu absurd ist, als daß man sie einer Widerlegung würdigen sollte. Trotzdem dient sie manchen russischen Preßorganen zum Vorwand, um das lächerliche Gespenst des Separatismus aus dem Staube des Archivs der Vergangenheit hervorzuholen. Es ist geradezu urkomisch zu sehen, welche verzweifelte Versuche gemacht werden, um einem Schatten Leben einzuhauchen, um ein Phantom für ein Wesen von Fleisch und Bein gelten zu lassen. Man bringt das Geschöpf eigener erfinderischer Phantasie zur Voltasäule, um durch Galvanisirung wenigstens scheinbares Leben hervorzurufen. Wenn es doch gelänge, dem Phantom sei es auch nur eine Contorsion zu entreißen, eine Zuckung, eine Grimasse, die da für Leben gehalten werden könnte, so wäre das für die an der Belebung des Popanzes Arbeitenden und unter dieser undankbaren Aufgabe Keuchenden und Schwitzenden ein großer Gewinn, sie hätten dann das Recht, auf den Popanz des

Separatismus hinzudeuten und seine ungelenken, durch die Galvanisirung hervorgebrachten Verrenkungen für Symptome wirklichen Lebens auszugeben. Aber glücklicher Weise sind diese Anstrengungen von keinem Erfolge gekrönt, denn selbst die stärkste Voltasäule vermag nicht etwas zu galvanisiren und demselben auch scheinbares momentanes Leben zu verleihen, was überhaupt gar nicht existirt, nur in der Einbildung vorhanden ist.

Anstatt einen Herd politischer Conspirationen fand ich einen Länderstrich vor, der der tiefsten Ruhe genießt; statt einer von politischen Intriguen ganz absorbirten Bevölkerung, die angeblich fieberhaft nach der Spree hinschaut und von dort Heil erwartet,— eine gesittete, ruhige, arbeitsame Einwohnerschaft, der nichts ferner liegt, als Politik, die gar zu sehr von Industrie, Handel und dem Kampfe um's Dasein in Anspruch genommen ist, um sich politischen Träumereien hinzugeben, sich ausschließlich mit Diplomatischen Combinationen der entfernten Zukunft zu beschäftigen; ich fand Provinzen wo ein gebildeter Adel sich mit der Bewirthschaftung seiner Güter beschäftigt und gar nicht oder nur äußerst wenig von der Krankheit des Absentismus (welche für jedes Land so schädlich ist) inficirt ist; einen wohlhabenden Bürgerstand, aus dessen Mitte ein bedeutendes Contingent Gelehrte, Aerzte, Juristen und Industrielle hervorgegangen; eine thätige Kaufmannschaft, die dem Binnenhandel einen großen Aufschwung gegeben, trotzdem, daß sie mit den allgemeinen ungünstigen Conjuncturen zu kämpfen hat, die nicht umhin konnten, einen unvortheilhaften Einfluß auf die normale Entwickelung der äußeren commerziellen Beziehungen auszuüben; einen Bauerstand, der in verhältnißmäßigem Wohlstande lebt, selbstverständlich mit Ausnahme der Landstriche, wo ungünstige Bodenverhältnisse hemmend einwirken. Mit einem Worte, geordnete Zustände; fast gänzliche Abwesenheit der Bettelei und Trunkener auf den Straßen. Wenn auch hie und da Manches zu wünschen übrig bleibt, so kann man doch nicht umhin, von dem sich darbietenden Bilde angenehm überrascht zu sein.

Und da kommen gewiße Zeitungen und streuen eifrig Zwietracht zwischen den Gliedern einer großen Völkerfamilie, hetzen und reizen. Die Zeitungen haben in dieser Beziehung viel Uebel angerichtet, werden schwere Verantwortung tragen. Da denkt sich ein jeder Redacteur in seinem Blättchen ein Weltverbesserer, der von der Höhe seines Richterstuhls Alles mit dictatorischer Geringschätzung aburtheilt. Diese kleinen Journaldespoten gemahnen mich an eine kleine Strandscene. Ich promenirte nämlich am Seeufer und ergötzte mich an dem nie zum Ueberdruß werdenden, stets neuen und selbst in seiner Monotonie anregend abwechselnden Anblick der unabsehbaren Meeresfläche. Ich lauschte dem Rauschen der Wogen, die sich gleich spielenden Kindern neckend verfolgten, zusammenstießen und dann wieder auseinander stoben, um das neckische Spiel stets von Neuem zu beginnen.

Und als ich so einsam am einsamen Strande in nächtlicher Weile umherschlenderte (der Vollmond beleuchtete die Gegend mit seinem wunderbar milden magischen Licht und verlieh der ganzen Landschaft, von deren hellem Fond sich die dunklen Tannenwaldungen kräftig abhoben, einen mysteriösen Charakter, der durch die rings umher herrschende nur durch das Tosen der Wogen gestörte feierliche Stille noch erhöht wurde) da sah ich eine Krähe, die gravitätisch sich spreizend und von Zeit zu Zeit mit ihren Flügeln die Flanken schlagend, auf einem dem Ufer ganz nahe liegenden Miniatureilande auf und ab schritt. Es war eine kleine momentan vom Wasser bloßgelegte Stelle, auf welcher der schwarzgraue Vogel mit komischer Grandezza einherstelzte, gleichsam als sei er Besitzer des Weltalls.

Und mit augenscheinlicher Geringschätzung blickte der Vogel den einsam am Ufer stehenden Wanderer an, gleichsam als rechne er demselben schon das Stehenbleiben und Anstarren als eine Impertinenz an, die strenge Rüge verdiene. Und so stolz und aufgeblasen sah die Krähe auf ihrem Eilande aus, gleichsam als

hänge es nur von ihr ab, dem Fürsten Bismarck weise Rathschläge zu geben; dem Marquis of Salisbury den Kopf zu waschen; der französischen Nationalversammlung Anweisung zu ertheilen, wie die Republik am besten gegen die Umtriebe der Royalisten, Bonapartisten und Communarden zu behüten sei; durch welche Mittel man dem so schwer auf allen Völkern lastenden bewaffneten Frieden abhelfen und die allgemeine Ruhe sichern könne. So großprahlerisch wichtigthuend und von Selbstüberschätzung überfließend sah die Krähe aus, als sie auf dem improvisirten Eiland umherstolzirte, daß ich mich veranlaßt fühlte, den Prahlhans folgendermaßen zu haranguiren:

— Elender Vogel, der du dir einbildest, Beherrscher dieser zufällig trockengelegten einige Fuß breiten Erde zu sein! Eine Welle genügt, um dich von deinem usurpirten Besitze zu vertreiben und dir all' den Größenwahn zu nehmen. Du gemahnst mich in deiner hochnasigen Wichtigkeit an manchen Redacteur, der ein Blatt bedruckten Papiers zu seiner Verfügung hat und sich einbildet, daß er dadurch die Welt beherrsche, die öffentliche Meinung nach Gutdünken beeinflusse, die historischen Ereignisse nach Willkür lenke, ihnen eine beliebige Richtung anweise, einen entsprechenden Charakter verleihe. Armseliges, zweibeiniges Geschöpf ohne Federn, das von einem solchen Größenwahn befangen, sich gleich dir, Krähe, auf seinem improvisirten Eilande mit wichtigthuender gravitätischer Miene fortbewegt, als sei es wirklich im Stande, den Erdball aus seinen Fugen zu heben; das sich einbildet, Alles besser zu kennen und zu wissen; die Politik der hervorragendsten Staatsmänner bekrittelt und bemäkelt; den Lenkern des Geschicks der Völker mit gar komischer Ueberlegenheit Rathschläge ertheilt und ewige sociale Probleme mit eben der Leichtigkeit löst, mit welcher ein gewandter Kellner eine Auster öffnet.

So apostrophirte ich die sich auf ihrem, wenige Quadratfuß weiten Stück Erde in stolzem Selbstbewußtsein gravitätisch und würdevoll ergehende Krähe, die mich gewissermaßen an den Beherrscher des Riesenreichs Monaco, oder an den großen Rath der Zehn der ungeheuren Republik San Marino erinnerte, von deren 3000 Einwohner ein jeder wenigstens einmal in seinem Leben Minister gewesen und wo auf 24 Soldaten 36 Generäle, Stabs- und Oberoffiziere kommen und wo zwei gewandte Diebe an einem schönen Tage das ganze Arsenal escamotirten und auf einem einzigen Schubkarren davonführten.

Und die Krähe blickte mich mit dünkelhafter Geringschätzung an, ohne mich irgend einer Erwiderung zu würdigen, gleichsam als halte es die Beherrscherin des Inselreichs im Rigaschen Meerbusen unter ihrer Würde, sich mit mir in irgend welche Discussion einzulassen. Und sie umkreiste ihr Territorium bedächtigen Schrittes und schien voll vornehmer Geringschätzung die Wellen nicht zu beachten, die sich an den Ufern des Miniatureilands schäumend vor Wuth über das ihnen im Wege liegende winzige Hinderniß brachen. Luna blickte mit mildem mitleidigen Lächeln auf das sich ihr darbietende lächerliche Schauspiel der sich stolz spreizenden Krähe herab und küßte liebevoll die im Mondschein hell aufleuchtende Glatze des Geheimraths in dessen Gesellschaft ich promenirte. Während dessen fuhr die Krähe fort, ihr Gebiet gravitätisch und würdevoll zu umkreisen, das sie dem Ausspruch gemäß Beati possidentes als ihr unantastbares Eigenthum betrachtete. Langsamen Schrittes umkreiste die einsame Krähe ihr Territorium, gleichsam überlegend, wie sie sich am besten hier häuslich einrichten solle. Ohne auf die Wellen zu achten, die an das improvisirte Eiland anprallten, blickte die Krähe verachtungsvoll auf die sie umgebende ungeheure Wasserfläche, in ihrem Dünkel wähnend, daß Niemand sie antasten könne. J'y suis — j'y reste schien sie den Wellen zu sagen, was jedoch die Letzteren ganz außer sich brachte und die Exmission der Krähe war beschlossen.

Ich folgte mit lebhaftestem Interesse dem sich vor meinen Augen entspinnenden Kampfe, dessen Ausgang leicht vorauszusehen war. Ich wollte nur sehen, wie weit

der dumme Eigendünkel der Krähe gehen würde, die mir so etwas Estnisch-Störrisch-Verdrossenes an sich zu haben schien. Und die Wellen nahmen einen großen Anlauf und immer kleiner ward das Eiland, immer mehr schrumpfte der Besitzstand zusammen; doch die Krähe hielt tapfer Stand; die terra firma, auf der sie sich befand, verkleinerte sich immer mehr; sie wollte dennoch nicht weichen. Ein solcher Starrsinn erbitterte die Wellen und schäumend vor Wuth ob dieses trotzigen Widerstandes überflutheten sie plötzlich das ganze Eiland und zwangen die Besitzerin, das Feld zu räumen. Unheimlich krächzend entfloh die Krähe und betrachtete sich sicherlich als eine Depossedirte, welche durch den Andrang brutaler revolutionärer Leidenschaften aus ihrem Gebiete verjagt worden.

Mich gemahnte diese Scene, deren passiver und einziger Zuschauer ich war, an die Reaction, die sich gegen den Zeitgeist stemmt, den Fortschritt ignorirt und sich auf ihre Rechte steift. Wehe dem, der in die Speichen des rollenden Rades der Geschichte fällt, mit der frevelhaften Absicht, dieselbe in ihrem natürlichen Laufe aufzuhalten. Unbarmherzig wird er zermalmt. Man kann und darf den Anforderungen der Zeit nicht widerstehen und thörichtes Vermessen ist es, die naturgemäße Entwickelung der Menschheit zum Stehen bringen zu wollen. Doch eben so thöricht vermessen, ja verbrecherisch ist es, den Ausschreitungen roher Leidenschaften Vorschub zu leisten, mit den bestialischen Instincten zu kokettiren. Das erfuhr ich an mir selbst. Ich saß auf dem Sande am Meeresufer und demüthig rollten erst kleine Wellen an mich heran, mir knechtisch die Füße küssend, mir sclavisch huldigend. Es giebt nichts Widerlicheres, als eine solche Selbsterniedrigung, sei es seitens einer Welle oder eines Menschen. Doch durch mein stillschweigendes Dulden ermuthigt, wurden sie immer frecher, zudringlicher, so daß ich mich vor ihrer schon gar zu familiären Annäherung zurückzuziehen gezwungen war. Und kaum hatte ich mich entfernt, so ward die Stelle unter Wasser gesetzt. Die kühn gemachten heranstürzenden Wogen hatten sich das Terrain erobert und breiteten sich immer mehr aus, so daß ich mich immer weiter zurückziehen und endlich gar die Flucht ergreifen mußte. Es war gleich den anarchistischen und socialistischen Ideen, die man anfangs duldet, mit denen man sogar liebäugelt, bis sie einem über den Kopf wachsen und gebieterisch den besten Platz am Bankette des Lebens fordern. Man spielt so lange mit dem Feuer, bis man sich die Finger verbrennt. Daher darf keine sträfliche Nachsucht geübt werden und sollte dem Liebäuglen mit destructiven Theorieen ein resolutes Halt geboten werden.

IV.

Im Eisenbahnwaggon.

— Was hilft uns die Schwarzerde, rief ein Herr aus, dem man den Gutsbesitzer von weitem ansah, wenn wir faul und träge sind. Da haben wir eine Erde, die die geringste Anstrengung hundertfältig lohnt und wir hungern. Sehen Sie mal die Finnländer an, die sitzen auf einem Granitfelsen, müssen einen jeden Zollbreit Erde der stiefmütterlichen Natur nach langem Kampfe abringen und leben sie nicht weit glücklicher als wir! Die Trägheit richtet uns zu Grunde.

— Sie belieben ein sehr strenges Urtheil zu fällen, Ilarjon Michailowitsch, sagte ein kleines Männchen mit einer kokardengeschmückten Mütze und einer Ordensrosette im Knopfloch (man sah ihm den Staatsrath an), nicht die Trägheit allein trägt an unserer Armuth Schuld.

— Wenn auch nicht allein, so ist sie doch wenigstens ein Hauptgrund. Wir sind alle träge, warum sollen wir das in Abrede stellen, was eine unumstößliche Wahrheit ist. Wir möchten, daß uns die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Doch selbst rüstig Hand anlegen — wollen wir nicht. Seht die Finnländer, seht nur sogar die Balten an, die wir auch gern nivelliren möchten, weil es uns leid thut, daß bei ihnen mehr Ordnung herrscht als bei uns.

— Gehen Sie mir doch mit Ihren Balten, rief heftig der kleine Staatsrath aus, das ist ein hochnasiges Volk, bei denen der Mensch nur vom Baron anfängt, die dem egyptischen oder indischen Kastenwesen huldigen, sich krampfhaft an den alten Zünftezopf hängen, den man sogar in seiner ursprünglichen Heimath abzuschneiden beginnt, da man sich seiner schämt. Es wäre Zeit mit allen diesen Ueberbleibseln einer entfernten Vergangenheit aufzuräumen.

— Ja, freilich, erwiderte spöttisch Ilarjon Michailowitsch, wenn man ihnen dafür etwas Besseres bieten könnte. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß die Balten vieles an sich haben, was von ihnen abstößt; sie besitzen so etwas Kleinliches, Pedantisches, das uns besonders mißfällt. Dann harmonirt ihre streng conservative Gesinnung nicht mit den demokratischen Ansichten unseres Fortschrittes. Die Balten conserviren und wir sind oft nur zu zerstörungssüchtig. Aber trotzdem haben diese Ostseeprovinzen viel Gutes an sich und es wäre wahrhaftig jammerschade, wenn man alle diese lobenswerthen Eigenschaften nivelliren, die gute Frucht mit dem Unkraut fortschaffen wollte, wie man es in Moskau so gern möchte.

— Und haben die Herren in Moskau nicht Recht? Es sollte den Provinzen keine Ausnahmsstellung gestattet werden, da dieselbe nur dazu benutzt wird, um die übrige nicht deutsche Bevölkerung zu unterjochen. Die Balten schreien über Vergewaltigung,

über repressive Maßregeln behufs Russificirung. Das ist aber nicht wahr. Nicht die Deutschen der Ostseeprovinzen werden russificirt, sondern die in ihrer Mitte lebenden Russen werden germanisirt. Von Gewalt war nie die Rede. Im Gegentheil ward nur mit zu großer Nachsicht vorgegangen und die Generalgouverneure, die dahin geschickt wurden, um die Russificirung ins Werk zu setzen, unterlagen selbst der Germanisirung und nicht nur, daß sie sich ihrer Aufgabe nicht entledigten, sondern sie handelten im stricten Widerspruch mit derselben. Soll ich Ihnen Namen nennen, ist Ihnen der Name des Fürsten Ssuworow bekannt?

— Daß der Fürst Ssuworow und seine Vorgänger und Nachfolger so gehandelt, beweist eben nur, daß sie nicht anders konnten, beweist, daß eine gewaltsame Russificirung unmöglich ist, daß . . .

— Es ist auch keine Rede von seiner gewaltsamen Russificirung, sehr geehrter Herr, sondern, daß die exclusive Herrschaft der Deutschen in den Ostseeprovinzen lahmgelegt, daß der russischen Sprache Eingang verschafft werde, daß überhaupt allen diesen alterthümlichen Gerichtsproceduren ein Ziel zu setzen sei, da sie ein Anachronismus sind, sich in schreienden Widerspruche mit den Anforderungen der Gegenwart befinden. Glaubt was ihr wollt, betet zu eurem Gott in welcher Sprache ihr wollt, man thut euch darin keinen Zwang an. Aber gehorchet den Gesetzen des Landes, unterwerft euch den Anordnungen, die für das ganze Reich maßgebend sind.

Hier unterbrach ein ungewöhnlicher Incident die Unterhaltung, die sich allmälig zu erhitzen begann.

K. bibl. Univ. Tart.

.... Die Thüre des Waggons öffnete sich geräuschvoll und hereintrat, oder vielmehr flog, eine Dame, nicht jung, noch alt; nicht hübsch, noch häßlich; nicht groß, noch klein; nicht elegant, noch schäbig; eine runde Pelzmütze mit einem ausgestopften Paradiesvogel koquett-verwegen auf's Haupt gestülpt; in einer kurzen pelzverbrämten Sammetjacke und einem schwarzem hochgeschürzten Wollenkleide, welches Füße recht ansehnlicher Dimensionen sehen ließ. Ueber der Jacke hing an einem Lederriemen eine gestickte Reisetasche. Ueberhaupt hatte die Dame ein höchst resolutes Aussehen und schien eine von den Emancipirten zu sein.

— Pardon, messieurs, sagte sie im unverfälschtesten Nishegorodschen Französisch, ohne sich speciell an einen von uns zu wenden, kann nicht einer von Ihnen mir bis zur nächsten Station mit einigen Cigaretten aushelfen? Mein Vorrath ist mir ausgegangen und da drüben im Damencoupé sitzen lauter Prüde, denen das Rauchen ein Gräuel ist.

Einer der Herren bot der Dame höflich sein Etui, welchem sie ungenirt einige Cigaretten entnahm und eine davon sofort in Brand setzte, mit Wollust rauchte, den Dampf lange einsog und dann kunstfertig durch die Nase uns einen Rauchstrahl in's Gesicht schleuderte.

— Es giebt nichts Langweiligeres, fuhr die Dame russisch fort, indem sie hie und da einige französische Brocken gleichsam zur Würze einstreute, als in Damengesellschaft zu reisen. Parbleu, da ziehe ich die Herren der Schöpfung vor; sie sind doch wenigstens amüsanter. Ah bah! Da sehe ich, Sie spielen Whist? Wollen Sie nicht eine Dame anstatt des Strohmannes annehmen? Das wird doch, glaube ich, unterhaltender sein.

Sie befand sich schon am äußersten Ende des Waggons am Kartentische und wenige Augenblicke darauf war sie ganz vom Spiele absorbirt.

— Da sehen Sie die Früchte der russischen Frauenemancipation! sagte halblaut ein neben mir sitzender Herr in sehr elegantem Reisecostüm. Er sprach das Russische sehr correct und geläufig, trotzdem, daß man ihm die germanische Abstammung ansehen konnte. Es war ein Mann so in den Vierzigern mit blondem Schnurrbart,

einer Glatze und einem sehr hübschen, intelligenten Gesicht, aus welchem die blauen Augen treuherzig, vertraueneinflößend blickten.

— Das sind leider sehr bedauernswerthe Auswüchse. Doch Sie werden zugeben, daß dergleichen abnorme Erscheinungen nichts im Verhältniß zu den erfreulichen Resultaten sind, welche die höhere Bildung der Frauen bereits gegeben und ....

— .... die sie in die Arme des Nihilismus getrieben, unterbrach mich mit einem bitteren Lächeln mein Nachbar. Sie werden doch nicht in Abrede stellen, daß alle diese Unglücklichen, die an den scheußlichen Verbrechen der Neuzeit einen hervorragenden Antheil genommen, den Pflanzstätten entsprossen sind, wo höhere Frauenbildung mit Wort und That gepredigt wurde.

— Und wenn dem auch so wäre? Spricht das gegen die höhere Bildung der Frauen? Weil sich einige verirrte Frauen und Mädchen gefunden haben, die sich zu Werkzeugen des Nihilismus hergaben und weil diese Unglücklichen eine bessere Erziehung erhalten hatten, soll die höhere Ausbildung der Frauen perhorrescirt werden? Soll man das Eisen vernichten, weil aus ihm Dolche geschmiedet werden, die der Meuchelmörder gebraucht? Soll man die Pflanzenwelt vernichten, weil aus Pflanzen tödtliches Gift bereitet wird, das zur Ausübung verruchter Thaten dient? Wenn dem so wäre, so müßte man alle Productionen der Cultur abschaffen, da viele von ihnen zu verbrecherischen Zwecken dienen können.

— Ich gehe durchaus nicht so weit. Aber ich finde, daß man mit der Frauenemancipation ein gar zu gefährliches Spiel getrieben. Und Rußland hat mehr als ein anderer Staat Ursache, dieses Spiel zu bereuen, da es an den Folgen desselben zu sehr zu leiden hat. Bei uns werden die Frauen einfacher, aber sittlicher erzogen; sie sind nicht emancipirt, rauchen keine Cigaretten, verstehen nicht mit dem Revolver umzugehen, discutiren nicht über sociale Fragen, streben keine Hegemonie an, aber dahingegen sind sie sittlicher, häuslicher, entsprechen weit mehr ihrer natürlichen Bestimmung als Gattinnen, Mütter und Hausfrauen.

— Darf ich Sie fragen, wo dieses Arkadien liegt? fragte spöttisch der kleine Staatsrath.

— In den russischen Ostseeprovinzen.

— Bah! wenn Sie bis jetzt keine Nihilisten haben, so besitzen Sie dafür Barone und wahrlich, ich weiß nicht, wer mehr zu beneiden oder zu bemitleiden ist.

— Erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß ich selbst einer der Barone bin, die Sie auf gleiche Stufe mit den Nihilisten zu stellen belieben. Ich fühle mich dadurch durchaus nicht beleidigt, da Sie nicht wußten, daß ich zu dieser in Rußland so viel geschmähten Kaste gehöre. Aber dürfte ich Sie bitten, zu präcisiren, welch eine Analogie Sie zwischen Baronen und Nihilisten finden?

— Ich hatte durchaus nicht die Absicht Sie zu verletzen, sagte mit höflichster Entschuldigung der Mann mit der Cocarde. Ich hätte Sie nicht für einen baltischen Baron gehalten, da Sie so gut russisch sprechen.

— Ich befand mich längere Zeit im Militärdienst. Uebrigens ist bei uns die russische Sprache durchaus nicht so fremd, als hier eben behauptet wurde. Wir betrachten zwar das Deutsche als unsere Muttersprache, doch ignoriren wir darum die Landessprache nicht. Doch das hat mit der Sache durchaus nichts zu thun. Wollen Sie mir freundlichst erklären, welch eine Aehnlichkeit Sie zwischen Nihilisten und Baronen finden. Ich bin begierig, diese Definition zu hören.

Der Mann mit der Kokarde schien sich in großer Verlegenheit zu befinden, da er dem Anscheine nach diese Worte nur so hingeworfen hatte, ohne ihnen eine Bedeutung zu geben, ohne zu erwarten, daß man ihn dafür zur Rechenschaft ziehen würde. Doch da der Blick des Barons fest auf ihn gerichtet war, und eine Antwort erfolgen mußte, so brach der kleine Mann endlich das peinliche Schweigen.

— Ja, sehen Sie, sagte er, die baltischen Barone behandeln ihre Bauern so despotisch, daß sie dieselben der socialistischen Propaganda zugänglich machen und dadurch dem Nihilismus Vorschub leisten.

— Hatten Sie selbst persönlich Gelegenheit sich zu überzeugen, daß die baltischen Barone ihre Bauern despotisch behandeln? fragte mit ausgesuchter Höflichkeit der Baron.

— Nein, aber man braucht nur die Correspondenzen in den Organen der russischen Oeffentlichkeit zu lesen, um diese Ueberzeugung zu gewinnen.

— Aber geben Sie denn gar nicht die Voraussetzung zu, daß diese Correspondenzen tendenziös sein können und zur Erreichung gewisser Zwecke veröffentlicht werden.

— Das ist schon möglich. Aber warum sträuben Sie sich gegen eine innigere Annäherung an Rußland? Warum sind Sie separatistisch gesinnt? Woher stammt die Agitation gegen Einführung der Semstwo und der Justizreform? Warum wollen Sie zwischen sich und dem übrigen Rußland eine chinesische Mauer aufgeführt haben? Sind denn die Semstwo und die Justizreform keine wohlthätigen Neuerungen, daß Sie sich gegen dieselben stemmen? Wäre es denn nicht Zeit, Ihrer veralteten Gerichtsprocedur ein Ende zu machen, da sie mit den Anforderungen der Neuzeit in grellem Widerspruch steht? Hat nicht die neue Städteverordnung bei Ihnen ausgezeichnete Resultate zu Tage gefördert? Warum dieses hartnäckige krampfhafte Festhalten am Alten, das sich selbst überlebt hat? Warum wollen Sie durch Ihren Widerstand die Regierung zu Gewaltmaßregeln zwingen, die sie gern vermeiden möchte?

Mit dieser Fluth von Fragen überschüttete den Baron nicht der kleine Mann mit der Kokarde, der wohlweislich schwieg, da er einsah, daß er dem Kampfe nicht gewachsen sei, sondern Ilarjon Michailowitsch, ein Mann, der schon früher seine vernünftigen, gemäßigten, von beiden Extremen gleich entfernten Ansichten bekundet hatte.

Der Baron schien durch diese vielen Fragen durchaus nicht verblüfft zu sein. Im Gegentheil däuchte es mir, daß er froh war, Gelegenheit gefunden zu haben, sich auszusprechen.

— Ich bin außer Stande, begann er, alle Ihre Fragen consequent zu beantworten. Aber ich will mich bemühen, Ihnen die Sachlage so auseinanderzusetzen, daß Sie darin eine genügende Erklärung finden. Sollte ich etwas vergessen, so bitte mich zu erinnern. Ich werde sehr gerne nachholen und ergänzen. ... Was die separatistischen Tendenzen anbetrifft, deren man uns beschuldigt, so ist diese Anklage so absurd, daß sie eigentlich gar keiner Widerlegung bedarf. Die baltischen Provinzen sind stets dynastisch treu gewesen, haben zu jeder Zeit Gut und Leben fürs gemeinschaftliche Vaterland geopfert, haben Rußland eine Reihe hervorragender Staatsmänner und Feldherrn geliefert, auf die stolz zu sein wir berechtigt sind. Ich will keine Namen anführen, aber diese Namen glänzen in der Geschichte.

— Das kann durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

— Daß wir eine Vereinigung mit Deutschland anstreben sollen, ist eben so absurd, als die Behauptung, daß Deutschland eine Annection der Ostseeprovinzen beabsichtigt. Wir leben unter russischem Scepter und fühlen uns gar zu wohl, als daß wir eine Aenderung wünschen sollten und könnten, abgesehen davon, daß von einer Verschmelzung der lettischen und estnischen Bevölkerung (die doch die große Majorität der Bevölkerung bildet) mit der deutschen Nation gar nicht die Rede sein kann. Wenn gewisse Journalisten eine Parallele ziehen wollen zwischen Schleswig-Holstein und den russischen Ostseeprovinzen, wenn in manchen deutschen Zeitungen die Rede ist von dem „unterdrückten" Bruderstamm in Liv-, Est- und Kurland, so ist das ganz einfach eine nichtswürdige Insinuation, eine infame Lüge.

— Ja, aber alle diese Gerüchte, von denen die ausländischen Zeitungen überfließen, stammen doch aus den Ostseeprovinzen.

— Ich kann das leider nicht in Abrede stellen. Es giebt bei uns freilich Leute, die mit der Ordnung der Dinge unzufrieden sind, die jedoch selbst nicht wissen, was sie wollen. Ich glaube, wenn man diesen Leuten freistellte, zu Deutschland überzugehen, sie schwerlich von einer solchen Perspective entzückt sein würden. Denn die deutsche Politik würde schwerlich so zart und nachsichtig mit ihnen umgehen, als es die russische thut, die man jedoch der Rücksichtslosigkeit beschuldigt.

— **Wodurch erklären** Sie also den Wiederstand, auf den alle löblichen Neuerungen bei Ihnen stoßen?

— Weil manche dieser Neuerungen bei uns unmöglich sind. Ich will mich näher erklären. Man sprach letzthin sehr viel von der Agrarfrage in unseren Provinzen. Manche russische Journalisten beliebten sogar die baltischen Gouvernements mit Irland zu vergleichen, besonders sind mehrere Mordthaten und Brandstiftungen vorgekommen, die wirklich einige Aehnlichkeit mit den Unthaten der Fenier hatten. Doch kann ich Sie versichern, daß die Sache durchaus nicht so schlimm ist, als sie aussieht. Der lettische und ehstnische Bauer lebt in bedeutend größerem Wohstande als der russische. Sie haben größtentheils ihr Land, das ihnen der Gutsbesitzer schon lange zuertheilt, noch bevor an die Bauernemancipation in Rußland gedacht wurde. Daß es verkommene, land- und besitzlose Subjecte giebt, will ich nicht leugnen und diese eben bilden das gefährlichste Agitationselement, schon aus dem Grunde, weil diese Bewegung nicht gegen den Edelmann, sondern gegen den Bauer gerichtet und unverfälschten communistischen Ursprunges ist.

— Das ist sehr interessant und neu. Wollen Sie sich gütigst näher erklären.

— Sehr gern. Wie gesagt, der Adel hat schon größtentheils den Bauern das Land abgegeben, das ihnen von Rechtswegen zukommt. Nur die Kaiserlichen Domänen sind noch damit in Rückstand. Diese Agitationen der socialistischen Propaganda sind also nicht gegen den grundbesitzenden Adel gerichtet, sondern gegen den Kronsbesitz und den Bauernbesitz. Die Regierung kann dem Adel seinen Besitz nicht nehmen (das hieße ja revolutionäre, communistische Bestrebungen sanctioniren, da der Adel bereits das seinige gethan), folglich ist die Agitation theilweise gegen den Grundbesitz der Kaiserlichen Domänen, doch hauptsächlich gegen den grundbesitzenden Bauer selbst gerichtet; man strebt eine neue Repartirung seines Eigenthums an, was selbstverständlich der besitzende Bauer nicht dulden kann, was überhaupt nicht geduldet werden darf. Das Princip des russischen Gemeindebesitzes kann in den baltischen Provinzen nicht eingeführt werden, da daselbst das westeuropäische Recht herrscht, da Grund und Boden bereits seine Besitzer hat, da der Edelmann im Ganzen und Großen mit dem Bauer in guten Verhältnissen lebt, was durch ein beinahe tausendjähriges Beisammenwohnen sanctionirt worden. Daß dabei Ausnahmen stattfinden (und Ausnahmen oft peinlicher Art) kann nicht in Abrede gestellt werden — sie kommen überall vor, doch eben diese Ausnahmen bestätigen die Regel. Ich resumire. Die baltischen Edelleute haben den Bauern den ihnen gehörigen Antheil an Land bereits seit lange auf die eine oder die andere Weise abgetreten. Da also das Bauernland schon verkauft ist, so kann der Gemeindebesitz nicht eingeführt werden, oder man müßte zu einer neuen Theilung des bäuerlichen Grundbesitzes schreiten, was aber ein revolutionärer Act wäre, zu dem die russische Regierung nie die Hand bieten kann und wird.

— Wollen Sie so freundlich sein, Herr Baron, mir zu erklären, warum bei Ihnen die projectirte Einführung der Semstwo und der Justizreform auf einen so hartnäckigen, erbitterten Widerstand stößt?

— Darauf zu antwwrten ist nicht schwer. Die Einführung der Semstwo und der Justizreform steht mit dem mittelalterlichen Zopf in gar zu grellem Widerspruch, als

daß dieselbe den Besitzern und fanatischen Anhängern dieses Zopfes angenehm sein sollte, abgesehen davon, daß mancher Willkür dadurch ein Ziel gesetzt, manche Mißbräuche unmöglich gemacht, manchem Ehrgeiz die Zügel angelegt, mancher Herrschsucht der Hemmschuh angesetzt würde. Die neuen Reformen, deren wohlthätigen Einfluß Niemand leugnen kann, sind jedoch Vielen aus obenerwähnten Gründen höchst unwillkommen. Ich bitte Sie, der süßen Gewohnheit des Herrschens entsagen — ist nicht so leicht. Doch selbstverständlich, daß engherzige Interessen Einzelner dem Wohle des Ganzen weichen müssen. Die neue Städteverordnung stieß bei uns gleichfalls auf hartnäckigen Widerstand. Doch vielleicht in keinem anderen Theile des Reichs hat diese Reform solchen Segen gebracht, als eben in den Ostseeprovinzen, wo als Stadtrepräsentanten Glieder der Duma, intelligente Leute functioniren, einer intelligenten Bevölkerung entnommen.

— Das freut mich wirklich zu hören, und namentlich von so competenter Seite.

— Es konnte nicht anders sein. Diese Patricier-Bürger, die in fast erblicher Reihenfolge die Städte beherrschten, trugen mit sich überall den Zopf umher, der ihnen den Rücken entlang baumelte. Das neue Leben konnte und durfte nicht kräftig pulsiren, wie es die geänderten Zeitverhältnisse erforderten. Es wurde von der Routine unterdrückt. Doch allmählig bricht sich Licht und Erkenntniß Bahn. Die neue Duma functionirt vortrefflich und nebenbei fristet der alte Magistrat nur noch ein kümmerliches Dasein, als Schatten einer entschwundenen Vergangenheit, als eine Gerichtsinstanz, die mit der Einführnng der Justizreform dahingehen wird, von wo es keine Wiederkehr mehr giebt. Wahrlich, niemand wird ihr oder der veralteten Rechtspflege überhaupt eine Thräne nachweinen. Alles sehnte sich nach einem belebenden Hauche. Unsere Dame Justitia hatte schon ein gar zu hohes Alter erreicht, wodurch sich auch ihre Lässigkeit, ihr schleppender Gang erklärt. Die schnelle, milde und gerechte Justiz, die der große Reformator einem weiten Theile Rußlands verliehen, wird von der Bevölkerung der Ostseeprovinzen mit Sehnsucht erwartet.

— Wenn dem wirklich so ist — woher der Widerstand, der doch von allen Seiten constatirt wird?

— Das ist ja ganz einfach. Es stemmen sich gegen die Reform diejenigen, die durch Realisirung derselben in einer oder der anderen Hinsicht beeinträchtigt werden, an Ansehen, Bedeutung, Einfluß und Autorität verlieren. Der Egoismus ist vorherrschend und führt das Wort; doch daß er an der Sache selbst nichts ändern kann und wird, ist eben so richtig, als daß die Bevölkerung nicht den Moment erwarten kann, wo die Justizreform eingeführt und der veralteten Rechtspflege ein Ziel gesetzt werde.

— Und was die Semstwo betrifft, wie verhält sich der baltische Adel zu dieser Reform?

— Leider muß ich gestehen, daß die conservative Majorität, und zwar eine recht bedeutende, sich abwehrend, wenn nicht geradezu feindlich, dagegen verhält. Die liberale Minorität, zu welcher auch ich zu gehören die Ehre habe, ist bereits ganz und gar für die Idee gewonnen, von deren großer Tragweite für das Wohl des Landes, für das materielle Gedeihen und geistige Aufblühen der Bevölkerung sie fest überzeugt ist. Unsere Adelsconvente konnten nie Bedeutung und Autorität in den Augen der Bevölkerung und der Regierung erlangen, weil sie nur die Interessen eines einzelnen Standes vertraten. Wenn sich aber eine Corporation findet, in der Repräsentanten des adligen, bürgerlichen und bäuerlichen Grundbesitzes vertreten sind; wenn der grundbesitzende Adel mit der grundbesitzenden Bürger- und Bauernschaft tagen wird, dann kann die segensreiche Wirkung eines derartigen gemeinschaftlichen Zusammengehens, Zusammenwirkens nicht ausbleiben, umsomehr, wenn man den hohen Culturstand der Bevölkerung berücksichtigt; dann wird den socialistischen Agitationen in

Mitten der bäuerlichen Bevölkerung ein Ziel gesetzt werden und dieses verbrecherische Treiben landloser Emissäre ein Ende nehmen. Die Semstwo als Repräsentantin der gesammten Grundbesitzer, hat eine ganz andere Macht, eine weit größere Gewalt, als ein Adelsconvent, sie kann auch anders auftreten, mit weit mehr Autorität. Die liberale Partei des Adels hat diese Wahrheiten bereits anerkannt, gegen welche sich die Conservativen noch sträuben. Wir sind bis jetzt noch in der Minorität, doch das thut nichts. Der baltische Adel ist conservativ, doch wohlgesinnt und wenn man zu der Ueberzeugung kommen wird, daß kein Sträuben und Stemmen mehr hilft, daß man dem mächtigen Fortschritt auf die Dauer hin keinen Widerstand leisten kann, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, von dem rollenden Wagen der Zeit überfahren, zertreten zu werden — so wird man sich fügen und dem Neuen mit eben solch einem Eifer dienen, mit welchem man das Alte verfochten. Bis jetzt wurde dieses Alles zum Nachtheile der Provinzen selbst hintertrieben, aber gegenwärtig ist auch der Widerstand größtentheils erlahmt. Die Zeit der Versöhnung der Gegensätze, die Periode des Ausgleiches naht heran und der baltische Adel, der stets mit gutem Beispiel vorangegangen, dessen edle Söhne auf dem Schlachtfelde gefochten und manchen glänzenden Sieg errangen, gleichwie im blutigen Strauß, so auch im diplomatischen Turniere, wird auch in so wichtigen Lebensmomenten nicht zurückbleiben und allen Anderen zum leuchtenden Exempel dienen — Noblesse oblige! Unseren Feinden soll es nicht gelingen Zwietracht zu säen zwischen Edelmann und Bauer. Seit beinahe einem Jahrtausende leben Deutsche in friedlicher Gemeinschaft mit Letten und Esten, und ich sehe gar nicht ein, warum diese Eintracht gerade jetzt getrübt werden soll, wo sich im Gegentheil die Verhältnisse regeln und klären.

V.

Reval.

Reval ist eine originelle Stadt, bei deren Anblick man sich so urplötzlich in ein Stück Mittelalter versetzt glaubt. Unendliche schmale und krumme Straßen, die einen bergauf, bergab führen; hohe Häuser mit Giebeldächern, wie man sie nur in alterthümlichen, deutschen Städten findet; die estnischen Bauern mit ihrem langen, schlichten, flachsähnlichen Haar; die Bäuerinnen mit ihrem hohen Kopfaufsatz, unter welchem größtentheils ein plattes, stumpfes Gesicht hervorlugt. Vom Larsberg, einem im Herzen der Stadt gelegenen ziemlich hohen Berge, aus gesehen, bietet sich dem Auge ein sehr pittoreskes Panorama dar. Eine Menge kleiner, weißer, sauberer, dem Meeresufer entlang amphitheatralisch aufgeführter Häuschen, die von üppigem Grün halb verdeckt sind. Die ganze Stadt Reval, deren Umgegend und die unabsehbare Fläche des baltischen Meeres bietet sich dem entzückten Auge dar. Aus dem von frischem Grün umrankten, auf einer waldigen Höhe unregelmäßig sich ausbreitenden Häusermeere erheben sich in die blauen Lüfte die schlanken Kirchthürme, von denen besonders der Thurm der Olaikirche am bemerkenswerthesten ist. Diese Kirche ist alterthümlicher gothischer Architektur und die Revalenser, die auf die Olaikirche besonders stolzieren, behaupten, der Thurm derselben sei einer der höchsten, wenn nicht gar der höchste in Europa. Inwiefern diese stolze Behauptung gegründet ist — lasse ich dahingestellt sein.

Die Stadt Reval ist noch mit den Ueberbleibseln früherer Erdwällebefestigungen umgeben und hat sehr hübsche Vorstädte, die jedoch den Vergleich mit denen Riga's nicht aushalten können. Um die beabsichtigte Excursion nach Katharinenthal zu machen, mußte ich die große Strandpforte passiren, die mit dem Gefängnißthurme — einem runden, alterthümlichen Thurm sehr unsauberen Aussehens — verbunden ist. Daran stößt das Pulverlaboratorium. Nach Verlauf von zehn Minuten befand ich mich in Katharinenthal und promenirte in den schattigen Alleen der hübschen Gegend. Katharinenthal zerfällt gleich Peterhof in den untern und obern Park. Im ersteren befindet sich eine ziemlich bedeutende Zahl hübscher, oft sogar auch luxuriöser Villas, der sogenannte Salon nebst hübschen Anlagen am Meeresufer. Der obere Theil repräsentirt einen prächtigen, englischen Park, dessen einer Theil aus prachtvollen, hundertjährigen Eichen besteht, eine in Estland ziemlich seltene Baumart. In den anderen Theilen des Gartens sieht man prächtige Kastanien-, Nuß- und Tannenbäume. Der Anblick dieser hundertjährigen riesigen Waldpatriarchen bringt einen tiefen Eindruck hervor. Ueberall thut sich die schöpferische Hand Peter's des Großen kund. Der große Kaiser gründete diese prächtigen Anlagen, die er seiner Gattin zu Ehren „Katharinenthal" nannte. Im oberen Park befinden sich zwei Paläste, von denen der kleinere durch

Peter I erbaut worden. Die Ziegel, die der Kaiser eigenhändig in die Außenwände des Palastes eingemauert, sind zum Andenken ungetüncht geblieben. Das zweite Palais ist ein zweistöckiges hübsches Gebäude neuester Architektur.

Beim Eingange befindet sich eine Inschrift mit folgender officieller Poesie:

Für jeden Wanderer — jeder Gang
Für jeden Müden — jede Bank
Für jedes Auge — jede Blume
Zu allgemeinem Eigenthume.
Für Herz und Sinn sei alles dir
Doch nichts ist für die Finger hier.

Ich hielt es für meine Pflicht, diese poetische Herzensergießung in mein Notizbuch einzutragen, sehr bedauernd, den Namen des Verfassers nicht der staunenden Nachwelt überliefern zu können.

Gewöhnlich werden solche Anordnungen in strenger officieller Prosa geschrieben und nicht beobachtet. In Reval jedoch, einer poesievollen Stadt par excellence, zog man es vor, das Verbot in Verse zu kleiden und man versicherte mir, daß diese dichterische Form die gewünschte Wirkung hervorgebracht hat und dieser poetische Apell die Finger der Besucher in gebührendem Respect hält.

Und gerade bei dieser poetischen Inschrift begegnete mir ein prosaisches Abenteuer, welches ich eigentlich unerwähnt lassen sollte, da ich in demselben eine ziemlich lächerliche und dumme Rolle spielte.

Ich hatte eben mein Notizbuch in die Tasche gesteckt, als sich meinen Blicken folgende erotische Scene darbot. Ein ziemlich hübsches, mit einer schreienden, doch gleichzeitig schäbigen Elleganz gekleidetes junges Mädchen, den mächtigen Rembrandthut mit wallender Straußfeder auf dem riesigen Chignon, umarmte zärtlichst einen rothhaarigen Jüngling in buntem Jacket und weißen Inexpreßibles. Der Jüngling, dessen communes, unschönes Gesicht ganz mit Sommersprossen besät war, schien die Rolle des keuschen Joseph zu spielen und setzte dem zärtlichen Attentate der Revalschen Frau Potiphar einen energischen Widerstand entgegen. Ich befürchtete, ein unbescheidener Zuschauer dieser Herzensergießung zu werden und bog in eine Seitenallée ein. Doch die liebebedürftende Diana hatte mich bemerkt, lachte laut auf, verließ ihren verschämten sommersprossigen Seladon und eilte mir im Sturmschritte entgegen, indem sie mir munter herausforderud zurief: Warte doch, mein Schatz, ich komme!

Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich beim Anblick der sich mir im Sturmschritt nahenden Schönen von einem namenlosen Entsetzen befallen ward; ein Gefühl des Ekels und Abscheues ergriff mich; mir däuchte, ich fühlte schon den heißen Athem der mich verfolgenden Hebe, und um den Netzen der Revalschen Circe zu entgehen, ergriff ich feige die Flucht, doch glücklicherweise ohne gezwungen zu sein, meinen Paletot als corpus delicti zurückzulassen.

Ich floh, gleich einem gejagten Wilde die Allee entlang; ein panischer Schrecken hatte sich meiner bemächtigt. Diese meine Taktik schien den Feind zu überraschen. Ich sah, wie meine Verfolgerin stehen blieb; hörte, wie sie laut und verächtlich auflachte und dann mit heiserer Stimme zu singen begann:

Du hast Diamanten und Perlen,
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Ich hatte mich in den untern Park gerettet; doch war mir durch den oben beschriebenen Incident, der mein ästhetisches Gefühl verletzte, der Aufenthalt in Katharinenthal verleidet worden. Zudem hatte sich der Himmel rasch umwölkt, ein Westwind

erhob sich, der die ganze Gegend in eine Staubwolke hüllte; es fielen einzelne Tropfen und als ich die Grenzmarke von Katharinenthal — die Narwasche Straße — betrat, da goß ein unendlicher Regen herab. Glücklicherweise erblickte ich einen Fuhrmann, dem ich freudig zuwinkte. Und gleich darauf rollte ich in einem bequemen, gedeckten Halbwagen die Narwasche Straße entlang der Stadt zu. Als ich bequem in den Wagen zurückgelehnt, den Regenstrom das schützende Verdeck bombardiren hörte, dankte ich dem Himmel, daß mich dieses Unwetter in Reval und nicht in Petersburg betroffen, wo die Passagiere der schirmlosen Droschken jeglicher Witterungsunbill ausgesetzt sind und noch dazu, Dank der Abwesenheit einer Fahrtaxe, unter solchen Verhältnissen geradezu unglaubliche Preise zahlen müssen. In Reval existirt eine Taxe, Dank welcher das Feilschen überflüssig ist. Das waren meine rosigen Betrachtungen. Ich sollte aber bald enttäuscht werden.

Vor dem Hotel, wo ich logirte, angelangt, sprang ich behend aus dem Wagen und zahlte dem Fuhrmann laut Taxe 40 Kop., zu welchen ich noch, in einem Anfalle dankbarer Großmuth einen Extragriwennik als Trinkgeld hinzufügte. Kaum hatte jedoch mein Fuhrmann den Poltinnik erblickt, den ich ihm edelmüthig in die Hand gedrückt, als mit ihm eine überraschende Metamorphose vorging. Er richtete sich hoch auf, schüttelte seine lange flachsschmutzigblonde Mähne urd schleuderte mit einer wüthenden Geberde seinen runden Hut auf die Erde. Seine ohnehin düstere Physiognomie (wie ich sie bei dem größten Theil der estnischen Bauern bemerkte, die fast alle ein verschlossenes und verdrossenes Aussehen haben) nahm einen drohenden, entschlossenen Ausdruck an; eine provocirende Boxerstellung einnehmend, machte er mit seinen Fäusten eine so aggressive Bewegung in meiner Richtung, daß ich unwillkührlich mich etwas rückwärts concentrirte.

— Wie wagen Sie es, mir einen Poltinnik für die Fahrt von Katharinenthal zu geben, brüllte mich der Fuhrmann in einem entsetzlichen russischen Kauderwelsch an, heraus mit anderthalb Rubeln! Anderthalb Rubel her!

— Anderthalb Rubel! rief ich, durch eine solche Unverschämtheit empört, aus, und die Fahrtaxe! Zeige mal, mein Täubchen, die Taxe, die Du nach dem Reglement immer bei Dir haben mußt.

— Ich habe keine Taxe und will sie nicht kennen. Her mit den anderthalb Rubeln!

— Ich werde nicht mehr, als die Taxe festsetzt, zahlen, erwiderte ich entschlossen. Hättest Du höflich gebeten, so würde ich Dir, villeicht noch eine kleine Zugabe gemacht haben. Jetzt aber — keinen Kopeken mehr!

Der Este trat mir einen Schritt näher; ich — zwei zurück und stellte mich in Vertheidigungsposition, wobei ich meinen Regenschirm als Schutzwaffe erhob, da ich eines Anfalls von Seiten des wüthenden Bauern gewärtig sein konnte. Jedoch in eben diesem Augenblicke geschah etwas Unglaubliches. Die Scene passirte auf der in den Gasthof führenden Veranda. . . Anstatt, wie ich erwartet hatte, sich auf mich zu werfen, griff der Este mit beiden Händen sich bei seinen langen Haarsträhnen und fing an denselben zu meiner unsäglichen Bestürzung, mit einer Energie Wuth und Verzweiflung zu zerren, daß ich beim Anblick einer so ungewöhnlichen Scene ganz starr wurde. Er riß sich ganze Strähne Haare aus, die er wild auf die Erde warf und wüthend mit Füßen trat, wobei er mich in phantastischen Pas im Kreise umtanzte, sich in unglaublichen und halsbrechenden Pirouettes und Entrechats ergehend, von denen schwerlich selbst die Koryphäen Terpsichore's einen Begriff haben. Er riß und zerrte an seinem Rock, wobei seine Augen wild aufleuchteten, wie die eines Katers, der sich bei Nacht auf's Dach begiebt, um Liebesabenteuern nachzuschleichen. Sein ganzes Gesicht verzerrte sich und aus den mit einem leichten Schaum bedeckten Lippen ergoß sich ein Strom von Worten, eine Mischung von estnischen, russischen und deutschen Kraftworten, von Epitheten, die für meine Persönlichkeit nicht gerade sehr schmeichelhaft waren. Indem der

Este seinen kriegerischen Tanz fortsetzte, wobei er mir oft ganz nahe auf den Leib rückte, fuhr er fort, mich mit Schimpfworten zu überschütten, wobei er gebieterisch anderthalb Rubel forderte. Schon sah ich den Augenblick voraus, wo der wüthende Kerl aus Mangel an seinem eigenen Haar (er hatte sich bereits ein erkleckliches Quantum ausgerauft, und aus den auf dem Boden zerstreut umherliegenden Haaren hätte ein geschickter Coiffeur einen ziemlich respectablen Chignon für eine alte Jungfer mit nicht sehr übertriebenen Ansprüchen herstellen können) sich an meiner Chevelure vergreifen und ich mich gezwungen sehen werde, mit ihm in einen Faustkampf zu treten (wo ich, aller wahrscheinlichkeit nach, den Kürzern gezogen haben würde), als durch den Lärm herbeigelockt, ein Hoteldiener erschien. Der Anblick des Dieners wirkte beruhigend auf den Esten und seine Wuth legte sich plötzlich, gleich wie die Wellen sich glätten, wenn man Oel darauf gießt. Er stellte seinen kriegerischen Tanz ein und zwischen den Beiden entspann sich ein sehr lebhafter Dialog in estnischer Sprache.

— Der Fuhrmann klagt, daß Sie ihm nicht genug gezahlt hätten, sagte der Diener.

— Ich habe aber laut Taxe gezahlt.

— Unsere Fuhrleute richten sich aber wenig nach der Taxe.

— Das geht mich nicht an. Ich werde nicht mehr zahlen. Außerdem hat er sich gegen mich sehr grob benommen und ich werde mich bei der Polizei beschweren. Zeige mal, mein Täubchen, Deine Nummer.

Kaum hatte der Este dieses verhängnißvolle Wort gehört, als er von der Veranda stürzte, seinen Sitz bestieg, auf sein Rößlein einhieb und bald meinen Augen entschwand. Ich bat den Diener, der mich in mein Zimmer begleitete, mir die Bedeutung dieser Scene zu erklären, dieses kriegerischen Ballets, das viel Aehnlichkeit mit den Kriegstänzen der Rothhäute Amerikas hat, die von Cooper so trefflich geschildert worden, und warum der Fuhrmann sich die Haare ausgerissen und seinen Rock zu zerfetzen gesucht.

— Sie müßten diese Esten kennen lernen, um zu wissen, wessen diese Kerls fähig sind, erwiederte achselzuckend der Diener. Das sind die störrigsten Menschen, die ich je in meinem Leben gesehen. Gewöhnlich phlegmatisch und verdrossen, gerathen sie beim geringsten Wiederspruche in eine Wuth, die sie Alles vergessen macht und dann ist mit ihnen kein Auskommen. In ihrer Wuth sind sie zu Allem fähig, bereit, sich selbst zu zerfleischen.

Wirklich sind die Esten, wie ich Gelegenheit hatte, mich in der Folge zu überzeugen, ein ganz besonderer Menschenschlag. Geistig sehr beschränkt, sind sie rauh und steril, wie die sie umgebende Natur, welche sie freilich sehr stiefmütterlich behandelt. Die Lebensbedingungen üben einen großen Einfluß auf den Charakter des Menschen. Der Este ist so verschlossen, wie der Schooß der Erde, die er bewohnt; er ist eben so rauh wie das Klima, eben so unfreundlich, wie der sich über ihn den größten Theil des Jahres ausbreitende verdrießlich graue Himmelsdom. Die Esten leben unter weit ungünstigeren Verhältnissen als die Letten Liv- und Kurlands, deren materieller Wohlstand und geistige Entwicklung die ihrer Brüder in Estland weit überragt.

Es ist ein ganz eigenthümliches Land, dieses estnische Gouvernement. Es lebt da zum Theil ein höchst seltsamer Menschenschlag, der sich von seinen Nachbaren grell unterscheidet. Die Bauern haben so etwas Heimtükisches, Verstecktes in ihrem ganzen Wesen. Der Este sieht Ihnen fast nie in's Gesicht, wenn er mit Ihnen spricht. Das ist meiner Ansicht nach kein gutes Zeichen; denn ein Mensch mit reinem Gewissen scheut sich nicht, seinen Nebenmenschen in's Auge zu sehen.

Mürrisch und verdrossen schaut auch übrigens die Natur Estlands drein und der zum großen Theil schwer zu befruchtende Schooß der Mutter Erde verstärkt nur diesen trübseligen Eindruck. Der estländische Bauer ist im Kampfe um's Dasein weit nicht

so gut daran, als seine Brüder in Liv- und Kurland. Sie wohnen größtentheils in elenden Hütten.

Obwohl in Estland keine Majorate bestehen, befindet sich fast der gesammte Grundbesitz in etlichen Händen. Kleine Grundbesitzer giebt es da verhältnißmäßig nur sehr wenig und schrumpft deren Zahl immer mehr zusammen, so daß in einer nicht ganz fernen Zukunft dieselben vielleicht ganz verschwinden werden, wenn nichts für die Erhaltung des Kleingrundbesitzes gethan werden sollte. Die Großgrundbesitzer sind stets bemüht ihren Ländercomplex zu arrondiren und die sie umgebenden kleinen Länderparcellen an sich zu bringen. Zufolge dessen bildet sich allmälig eine Categorie landloser Edelleute, so eine Art von Proletariat, welches jedoch nicht ohne Nutzen für das Land existirt.

Die zu dieser Categorie gehörigen Personen (nicht selten Träger historischer Namen) gehören fast ausnahmslos zu der gebildeten Classe, treten in den Staatsdienst, in die Armee u. s. w. und machen oft brillante Carriere. Die Majorität jedoch quittirt baldigst den Dienst, kehrt in die heimathliche Provinz zurück, um eine Stellung als Verwalter beim Großgrundbesitzer anzunehmen, oder bei demselben Land zu pachten, das sie dann bewirthschaften. Es ereignet sich nicht selten, daß ein verarmter Adeliger das ihm einst erbeigen gehörige Stück Land pachtet.

Der düstere verschloßene Charakter der bäuerlichen estnischen Bevölkerung fällt einen jeden auf. Besonders machte ich diese Bemerkung auf der Insel Dago, wo ich die dem Baron Ungern-Sternberg gehörige Tuchfabrik besichtigte. Die Bewohner dieser Insel genießen einer ganz besondern, mit der gegenwärtigen Zeitströmung und den contemporären weit humaneren und milderen Lebensanschauungen im grellen Widerspruch stehenden Privilegium's (welches übrigens früher auch auf anderen Inseln bestand und auf manchen, zur Schande der Menschheit noch jetzt fortbesteht). Wenn ein Schiff am Ufer dieser Insel strandet, so hat der Besitzer des Uferstrichs, auf welchem die Katastrophe stattgefunden, ein Anrecht auf $^1/_3$ des Werthes des Schiffes und dessen Ladung. Das war das sogenannte Strandrecht. Selbstverständlich, daß dieses Privilegium äußerst vortheilhaft für die Insulaner ist, von denen manche dabei bedeutende Kapitalien erwerben, da das Baltische Meer (und seine verschiedenen Busen) im Herbst und Frühling, nicht selten auch während des Sommers sehr gefährlich für die Schifffahrt ist. Jetzt sind die Schiffbrüche viel seltener geworden, Dank den energischen Maaßregeln der Regierung, die fürsorglich an den gefährlichsten Stellen Leuchtthürme errichtet, deren früher nur äußerst wenige, oder gar keine existirten. Damals bot sich de Bewohnern der derartig privilegirten Ortschaften die ergiebigste Gelegenheit zur Bereicherung dar und ist es selbstverständlich, daß einem großen Theil derselben die Errichtung der Leuchthürme nicht sehr erwünscht war. Man versicherte mich, daß ehemals das „Strandrecht" nicht selten Veranlassung zu schreienden Mißbräuchen, ja sogar zu scheußlichen Verbrechen gab. Die Ladung des gestrandeten Schiffes ward nicht selten geplündert und die aus dem Schiffbruch errettete Mannschaft getödtet. Es circuliren sogar düstere Legenden, daß zu einer übrigens nicht gar zu sehr entfernten Zeitperiode an den gefährlichsten Stellen des Fahrwassers Feuersignale errichtet wurden, um die Schiffe irre zu führen. Man sagt, es sei sogar ein ganzes derartiges System practicirt worden. Wie viel Wahres an diesen Gerüchten ist — das weiß ich nicht. Doch jedenfalls sind jene finstern Zeiten vorüber und dergleichen Vorkommnisse jetzt undenkbar.

Doch will ich in dieser Beziehung nicht voreilig und allzu optimistisch gesint sein. Wer berechtigt überhaupt zu der Annahme, daß dergleichen Vorkommnisse jetzt undenkbar sind? Ich will wohl zugeben, daß man jetzt mehr keine falschen Feuersignale auf den gefährlichsten Stellen errichten wird, um das Schiff desto sicherer dem Verderben zuzuführen. Aber glauben Sie denn, daß das, was nicht mehr auf offener

See geschieht, nicht auf der terra firma vorkommt? Sind denn die Irrlehren, da die verbreitet werden, nicht eben so Irrlichter, welche diejenigen dem sichern Verderben zuführen, die den Irrwisch für die leuchtende Fackel der Wahrheit halten? Spielen unsere Zeitungen nicht gar zu oft die Rolle der erwähnten falschen, heimtückisch ausgestellten Feuersignale, indem sie ihren Lesern infame Lügen für unfehlbare Wahrheiten, Hetzerei statt Patriotismus, Chauvinismus anstatt Friedensliebe aus geben und einen bodenlosen Abgrund als einen rettenden Hafen darstellen? Und was sind denn manche unserer Credit- und Industrieunternehmungen, die unter schwindelhaften Versprechungen fabelhafter Dividenden das Publicum verlocken, ihnen ihre Kapitalien anzuvertrauen — spielen sie denn nicht gleichfalls die verhängnißvolle Rolle fälschlicher Signalfeuer, die nicht die gefährlichen Stellen andeuten, damit sie vermieden werden können, sondern das Lebensschiff darauf hinsteuern lassen, damit es am scharfen Riff zerschelle? Und unsere Liberalen, die mit den Umsturztheorieen kokettiren? Und unsere Pädagogen, die mit unmündigen Kindern umgehen, als seien es reife Männer; die sich mit Gelbschnäbeln in langathmige Discussionen über sociale Fragen einlassen, ihnen die Lösung verwickelter Probleme anheimstellen? Und unsere Väter, die ihren Söhnen mit so gutem Beispiele vorangehen? Und unsere Mütter, die ihren Töchtern als Musterbild der Koketterie und Eitelkeit, der Putz- und Gefallsucht dienen? Sind das nicht Alles Irrlichter, fälschliche Feuersignale auf dem Meere des Lebens, bestimmt die Barke nicht zum rettenden Hafen, sondern zum sichern Verderben den Weg zu weisen?

VI.

Hapsal.

Die am finnischen Meerbusen gelegene Kreisstadt Hapsal, welche durch ihre Schlammbäder sich eines gewissen Rufs erfreut, befindet sich unter dem 58° 57′ nördlicher Breite und dem 41° 12′ östlicher Länge vom 1 Meridian und ist von St. Petersburg 448 Werst entfernt. Hapsal hat gegen 400 Häuser und gegen 3000 Einwohner. Die Zahl der Straßen, Gassen und Gäßchen in diesem Neste ist ungewöhnlich groß, ich glaube mehr als hundert, so daß durchschnittlich auf jede Straße vier Häuser kommen. Dafür sind aber auch diese Straßen, Gassen und Gäßchen klein, schmal, krumm und im Ganzen ziemlich unsauber. Das Straßenpflaster glänzt größtentheils durch seine Abwesenheit. Der Häuserbau ist, dem Anscheine nach, auf die allerpatriarchalischste Weise vor sich gegangen; die Straßen bildeten sich von selbst, ohne jegliches System. Jeder baute wo, wie und was er wollte, ohne sich um den Nächsten und den Architekten zu bekümmern, wodurch sich auch dieses Chaos von Straßen und Häusern erklärt, Dank welchem Hapsal einem Labyrinthe nicht unähnlich ist, in welchem man lange umherirren kann, wenn es einem gerade am leitenden Ariadnefaden fehlt.

Sonst ist der Aufenthalt daselbst ebenso heilsam als angenehm und in hygienischer Beziehung sehr ersprießlich. Ueberhaupt bietet die Villeggiatur in Hapsal gar manche nicht zu unterschätzende Vortheile. Die Temperatur des Seewassers ist durchschnittlich eine sehr hohe und erreicht nicht selten 22° Reaumur. Ueberhaupt ist die Lage des Badeortes eine sehr günstige. Im Norden befindet sich die ganz von dichten Waldungen bedeckte Halbinsel Nuka; im Westen — die Inseln Dago, Worms und Hestholm; im Osten — wieder Fichtenwaldungen, welche das Städtchen gegen Winde und jähen Witterungswechsel schützen.

Dem Meeresufer entlang zieht sich ein hübscher Boulevard, „die Promenade" genannt, auf welchem sich das Badepublikum zwei- bis dreimal täglich zu bestimmten Stunden versammelt, um mehr oder weniger andächtig den Tönen eines höchst mittelmäßigen Orchesters mit außerordentlich beschränktem Repertoir zu lauschen. Zweimal wöchentlich kommen die Badegäste im „Salon" zusammen, um der edlen Kunst Terpsichore's zu huldigen oder dem Concerte eines sich zufällig in diese Wüstenei verirrt habenden Künstlers beizuwohnen, oder einer durch das Schicksal hieher verschlagenen Sängerin oder Pianistin zu lauschen. Ueber gar zu rauschende Vergnügungen kann man sich in diesem idyllischen Badeorte nicht beklagen.

Das Haus des Grafen de la Gardie ist das schönste und größte der Stadt und diente wiederholt der Kaiserlichen Familie während ihres Sommeraufenthalts in

Hapsal als Residenz. Besonderes Interesse verdient jedoch die sogenannte „Ruine", ein in die Gegenwart hereinreichendes Denkmal der entfernten Vergangenheit. Die „Ruine" hat das respektable Alter von genau 660 Jahren, die deren Gebrechlichkeit erklären und entschuldigen.

Das Schloß, welches diese Ruine jetzt repräsentirt, ward von Hapsaler Bischof und regierenden Fürsten Wolken-Schönherr von Winterstädt im Jahre 1228 erbaut und ist zu verschiedenen Malen von Litthauern, Schweden und Russen belagert worden Die Ruinen sind wirklich romantisch und aus den öden Fensterhöhlen und verwitterten Schießscharten lugt gespenstisch eine altersgraue Vergangenheit auf die jugendliche Gegenwart herab, schier außer sich gebracht, ob der stattgefundenen Umwälzungen und äußerst erstaunt über das riesige Ungeheuer, das da unweit im Hafen lagert und aus seinem hohen Schlot dicken schwarzen Rauch auswirft, pustet und ächzt und schrille Schreie der Verzweiflung ausstößt. Ein blutjunger, neugieriger Epheu rankt sich frech an den welken Gliedern des greisen Titanen des Mittelalters empor und blickt verwegen neugierig in das verwitterte Antlitz, gleichsam als wollte es in den tiefgegrabenen Furchen desselben lesen und ein dunkles Räthsel enthüllen. . . .

Es ist ein gar traulicher Aufenthalt in dieser Ruine, deren Burgverließe die entarteten Nachkommen ritterlicher Vorfahren in einen gemeinschaftlichen Eiskeller verwandelt haben, und dort in den dunklen feuchten Räumen, wo einst Heulen und Zähneklappern herrschte, wo die Gefangenen der kriegerischen Bischöfe schmachteten, wird jetzt goldgelbe Butter, fette Schmand und zartes Kalbfleisch aufbewahrt. Jedenfalls ein Progreß und ein neuer Beweis, daß die Cultur des XIX. Jahrhunderts die barbarischen Sitten des Faustrechts bei Weitem überragt.

Ungeachtet, daß mehr als sechs Jahrhunderte über die grauen Gemäuer dieser letzten Ueberbleibsel feudaler Zeiten dahingezogen, haben sich die Mauern des bischöflichen Schlosses noch recht gut erhalten und stolz erheben sich ihre Zinnen über den sie umringenden Häuschen der Gegenwart, welche gewissermaßen Schutz suchend sich vertrauensvoll an die zerbröckelten Ruinen einer entschwundenen Vergangenheit anlehnt. Dieser Anblick erinnert mich lebhaft an das rührende Bild eines schwachen Kindes, das sich hilfesuchend an den gebrechlichen Urahn lehnt.

Von den Ruinen des Hapsalschen Schlosses hat sich am besten noch der runde Centralthurm erhalten, wo zwei Zimmer sich noch ziemlich ganz conservirt, wie auch die alterthümliche Thurmuhr, welche den wilden Rittern des dreizehnten Säculum's die Stunden verkündete, sie zum blutigen Strauß oder lustigen Turnier rief, gegenwärtig jedoch als Zeitmeßer der friedlichen Beschäftigung ihrer friedlichen Nachkommen dient. Theilweise hat sich auch die Kirche erhalten, durch deren riesige Bogenfenster sich das frische Grün aus dem Garten des Grafen de la Gardie, eines der Nachkommen der ehemaligen Hapsalschen Fürsten, stiehlt.

Der bekannte deutsche Schriftsteller A. von Sternberg, der einst Hapsal besuchte, erzählt in seinen „Erinnerungen" folgende romantische Episode: „Nach unserer Ankunft in Hapsal durchforschten wir, mein Bruder und ich, die Ruine und unter Anderem gelang es uns in diesem alten Ritterschlosse eine seltsame und höchst bemerkenswerthe Entdeckung zu machen. Wir fanden in einer Wand eine vermauerte Thür und erbrachen sie. Beim Eintritt in ein kleines ovales Gemach erblickten wir an einem Eichentisch sitzend ein menschliches Skelett, auf dessen Knochengerippe noch die Ueberbleibsel eines verrosteten Eisenpanzers zu sehen waren. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Unglückliche wegen irgend eines Verbrechens verurtheilt worden, lebend eingemauert zu werden. Dergleichen Fälle waren gerade nicht selten zu jenen barbarischen Zeiten. Ich setzte mich an den Tisch, gerade gegenüber dem schweigsamen Zellenbewohner, der hier saß und träumte, während der Sturm der Jahrhunderte über seinem Haupte dahinbrauste und die festesten Mauern zerbrach."

Ungeachtet des poetischen Hauches, welcher diese Erzählung des begabten deutschen Schriftstellers umgiebt, kann man schwerlich der Wahrheit derselben unbedingten Glauben zollen. Hapsalsche Eingeborene, die sich sehr gut des Besuches Sternberg's erinnerten, versicherten mich, daß derselbe gar kein Skelett entdeckt und daß diese ganze romantische Episode nichts weiter als ein Phantasiegeschöpf des reisenden Poeten war, der sich von seiner Einbildungskraft nur zu sehr hinreißen ließ.

In den Ruinen Hapsal's war es jedoch, wo ich eine höchst interessante Begegnung hatte. Ich war im Garten umhergeschlendert, müde geworden und suchte eine Bank, um mich niederzulassen. Doch waren alle besetzt. Endlich erblickte ich eine in einem Seitengange. Es saß da ein alter Herr von sehr würdevollem und militärischem Aussehen. Sein silberweißer Schnurrbart verlieh dem scharfgeschnittenem Gesichte etwas Gebieterisches, Strenges, das aber durch ein die Lippen umspielendes sanftes, melancholisches Lächeln gemildert wurde. Er war fast ärmlich in ein graues Sommercostüm gekleidet, seine Wäsche war gerade nicht von untadelhafter Weiße und die Nägel seiner braunen knorrigen Finger trugen nicht besonders einladende Trauerränder. In dem obersten Knopfloch des grauen fadenscheinigen Röckchens schillerte jedoch in Regenbogenfarben eine multicolore Ordensrosette, in deren Mitte sich ein seltsam geformter Stern goldig strahlend abhob. Das graue Haupt war mit einer Militairmütze (mit rothen Streifen und einer Cocarde) bedeckt.

Die seltsame Figur des Greises und ein gewisses Etwas in seinem Wesen frappirte und interessirte mich. Ich bat ihn höflichst um Erlaubniß, mich neben ihm niederzulassen. Er gewährte sie mir mit einer herablassenden Handbewegung und wir knüpften dann ein Gespräch in russischer Sprache an, welche der Unbekannte sehr geläufig, wenn auch mit etwas fremdartigem Accente sprach. Er erwies sich als ein vielgebildeter, weitgereister Mann, der nur manchmal höchst barocke Ideen entwickelte, die ganz veraltet waren und mit der Gegenwart in ebenso grellem Widerspruch sich befanden, als das alte auf uns herrabblickende Gemäuer längst entschwundener Jahrhunderte.

Wir unterhielten uns recht lange und sehr angenehm, obwohl der alte Herr wie erwähnt, zuweilen recht excentrische Ansichten aussprach, die mich an seiner Zurechnungsfähigkeit etwas zweifeln ließen. Beim Abschiede bat er mich um meinen Namen, da es ihm sehr angenehm sein würde, meine Bekanntschaft zu cultiviren. Ich nannte mich.

— Und ich bin der König von Cypern! sagte der Greis, indem er sich würdevoll erhob und sich von mir mit einer majestätischen Handbewegung verabschiedete.

Bevor ich noch von dem grenzenlosen Erstaunen, in welches ich durch diese wenigen Worte versetzt worden, mich erholen konnte, war der alte Herr im grauen Röckchen verschwunden.

Ich hielt das Ganze für einen schlechten Spaß, oder für den Ausfall eines kranken Gehirns. Aber in der Folge überzeugte ich mich, daß der Greis unzweifelhaft die Wahrheit gesprochen hatte. Er war wirklich ein König, wenn auch nur in partibus. Nicht nur König von Cypern (welche von der Schönheitsgöttin stets so sehr bevorzugte Insel Lord Beaconsfield vor zehn Jahren so heimtückisch bei der Pforte und vor der Nase von ganz Europa und der in Berlin versammelten Conferenz escamotirt hatte) war der ärmlich gekleidete alte Herr, sondern er hatte auch gegründete Ansprüche auf den Titel eines Königs von Jerusalem und Armenien: Louis de Lusignan, ein directer Abkömmling des hochedlen Guido von Lusignan, der im Jahre 1191 das von Richard Löwenherz eroberte Cypern diesem hochherzigen britischen Monarchen für zehntausend „schwere" Goldstücke abkaufte. Dreihundert Jahre herrschten die Lusignans als Könige über Cypern, regierten weise und milde und die Bevölkerung gedieh, der Handel blühte, prächtige Städte wuchsen

empor und Cypern ward weltberühmt wegen seines Reichthums. Am Ende des XIV. Jahrhunderts vermählte sich König Jacob Lusignan mit einer hochedlen Venetianerin, Katharina Cornaro, und nach seinem Tode überließ seine Wittwe das Königreich Cypern an die Republik Venedig, ihre Vaterstadt. Im Jahre 1570 wurde Cypern von den Türken erobert, welche es bis zum Jahre 1878 behielten, wo sie es dem jüdisch-britischen Premier für ein Linsengericht verschacherten.

Die Nachkommen des edlen Guido führten ein Nomadenleben und haderten lange Zeit mit der hohen Pforte, von welcher sie immense Entschädigungssummen zu fordern hatten. Louis de Lusignan, der einzige Repräsentant der berühmten Familie, führte den Proceß seiner Vorfahren fort, doch ohne jeglichen Erfolg. Von den vielen Millionen, die er von der türkischen Regierung zu fordern hatte, hat er nie einen Heller bekommen und lebte der Nachkomme von Königen in großer Dürftigkeit. Er war in russische Dienste getreten und hatte es bis zum Range eines Obristen in einem Dragonerregiment gebracht. Seine Geschichte, die er mir in der Folge erzählte, war sehr rührend. Später traf ich den Cypern-König häufig in St. Petersburg, stets mit seinem Processe beschäftigt, an dessen glücklichen Ausgang er gar nicht zweifelte und sich schon, wenn auch nicht im Besitze der Kronen von Cypern, Jerusalem und Armenien, doch als Eigenthümer vieler Millionen sah. Der letzte politische Act Louis de Lusignan's war ein energischer Protest gegen die Besitzergreifung Cyperns durch England. Bald darauf erfuhr ich, daß der unglückliche König ohne Land in Petersburg gestorben war, 79 Jahre alt, ohne das mit solcher Sehnsucht erwartete Ziel erreicht zu haben. Er starb, wie er gelebt, in Dürftigkeit und der ärmliche Prunk seines Leichenzuges war ein richtiges Bild des Lebens dieses Prätendenten, der von Kronen und Millionen träumte und oft in der Wirklichkeit das Nothwendigste entbehrte. Wenn ich nicht irre, so war Louis de Lusignan der letzte seines Stammes. Der Prinz Michael de Lusignan, den ich auch kennen zu lernen Gelegencheit hatte, ist nur ein Adoptivsohn des Verstorbenen, besitzt also selbst nicht deßen illusorische Rechte auf die Krone und die vielen Millionen.

Ich habe mich durch die Erinnerung an diesen Schattenkönig, der jetzt nach langer dornenvoller Laufbahn in's Reich der Schatten herabgestiegen, hinreißen lassen und bin von meinem eigentlichen Thema abgeschweift. Doch die Ruine des fürstlich-bischöflichen Schlosses in Hapsal hatte eine so frappante Aehnlichkeit mit der am Fuße derselben sitzenden Ruine des letzten Titularkönigs von Cypern, daß ich das auf solche Weise durch die Erinnerung heraufbeschworene Gespenst nicht anders los werden konnte, als indem ich ihm einige Worte widmete.

Die auf einer Anhöhe in Mitte der Stadt gelegenen Ruine des feudalen Schloßes bildet das Centrum, um welches sich die Häuser des modernen Städchens gruppiren, gleich Kindern, die sich um den greisen Ahnen versammeln, sich an ihn anlehnen, in den durch die Zeit gegrabenen verwitterten Furchen seines Gesichts die Vergangenheit zu lesen suchen. Am Fuße des Berges gelegen, dessen Spitze von den drohenden Zinnen der Burg gekrönt ist, bilden die schmucken niedern Häuschen der grünenden Gegenwart ein gar seltsamen Contrast mit dem grauen vom Zahne der Zeit benagten Gemäuer der Vergangenheit.

Und die Gipfel der Bäume aus dem Garten des Grafen de la Gardie lugen durch die Fensterhöhlen in die Gemächer des alten Fürstenschlosses. Wenn diese Wände sprechen dürften, welche Geschichten würden sie erzählen können, welche Berichte von Turnieren und Trinkgelagen, Zweikämpfen und Liebesdramen, namenlosen Verbrechen und edlen Großthaten...

Es war gar zu traulich in diesen alterthümlichen Ruinen und ich gedachte der Worte Louis den Lusignans, die er bei jeder Gelegencheit anwandte, nämlich, daß

man in Leben entweder Hammer oder Amboß sein müsse. Mit einem bitteren Lächeln fügte der Pretendent hinzu:

— Bis jetzt war ich stets nur Amboß gewesen; hoffentlich wird bald die Zeit kommen, wo ich Hammer sein werde. O welche eine Wonne, Hammer zu sein, dröhnend auf den Amboß niederzufallen, ihm seine Wucht fühlen zu lassen.

Dieser stereotype Ausdruck der Cypernkönigs fiel mir bei, als ich Hapsal verließ und ich dachte mit Entsetzen an die Rückkehr an den sausenden Webstuhl der Zeit, in den Strudel der großen Welt, wo eine jede Beschaulichkeit aufhört, wo man sogar nicht die Wahl hat, Hammer oder Amboß zu sein, sondern sich größtentheils mit der sehr wenig beneidenswerthen Rolle des letzteren begnügen muß. Und das Schicksal schwingt den Hammer mit kräftiger Hand und läßt ihn vollwichtig unaufhörlich auf den armen Amboß fallen, der da verzweifelnd stöhnt und ächzt und nichts dagegen zu thun vermag, um sein herbes Geschick zu ändern.

Hammer oder Amboß! So ist es gewesen zu allen Zeiten, in der Vergangenheit und Gegenwart und wird es auch wahrscheinlich in der Zukunft bleiben. Hammer oder Amboß! Ja, wenn man noch die Wahl hätte zwischen den beiden! Es ist freilich nicht beneidenswerth, Amboß zu sein, aber Gott weiß, ob die Rolle des Hammers wirklich die höchste Potenz der menschlichen Glückseligkeit verschafft. Mich will es bedünken, daß der Hammer gar wenig zu beneiden ist; denn, meiner Treu', Unrecht dulden, Gewaltthätigkeit erleiden, ist doch besser, als Unrecht thun, Gewaltthätigkeit ausüben. Ich habe, aufrichtig gestanden, nie Sympathie für den beutegierigen Jäger gehabt, da mein Mitgefühl stets auf Seiten des gehetzten Wildes war, das da keuchend, verzweifelt, mit pochendem Herzen, mit blutunterlaufenen Augen dahinrast, unbarmherzig, schonungslos von der wüthenden Meute verfolgt. Ach, wenn doch der Jäger wüßte, wie dem Wilde zu Muthe ist, er würde es vielleicht nicht so grausam hetzen, . . . Doch mit der Bestialität des Menschen ist ein Kampf ebenso vergeblich als mit seiner Dummheit. Und es wird immer beutegierige Jäger und gehetztes Wild, bellende Hunde und feige Hasen geben.

Und dennoch ist das Leben so schön und die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual, seinem Egoismus, seiner Habgier und allen anderen niederen Leidenschaften, mit denen er vorzugsweise vor allen anderen Thieren so verschwenderisch ausgestattet ist. Wahrlich, der französische Dichter hat Recht, wenn er ausruft: Plus je connais les hommes, mieux j'aime les animaux! (Je näher ich die Menschen kennen lerne, desto mehr liebe ich die Thiere.) Und wenn wir dem Menschen, der seine schlechten Instincte nicht zu zähmen, seine schlimmen Triebe nicht zu beherrschen vermag, „thierische" Leidenschaften zuschreiben, von der „Bestie" sprechen, die in ihm sitzt, so thun wir dem Thiere Unrecht, treten der Bestie zu nahe und könnte uns dieselbe wegen Diffamation belangen. Daß die Thiere es großmüthig nicht thun, ist ein neuer Beweis ihrer Superiorität.

Worin besteht denn der Vorzug des Menschen vor dem Thiere? Welche Gründe hat der erstere sich vor dem letztern mit seiner Überlegenheit zu brüsten? Etwa mit seiner Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, mit seiner Redlichkeit und Bescheidenheit? Zeigen Sie mir ein Thier, das über seinen Durst trinkt, das zu essen vermag, wenn es nicht Hunger empfindet (freilich einige Raubthiere sollen Ausnahmen von dieser Regel machen, vielleicht darum, weil sie etwas Menschliches an sich haben); das da begehrt nach dem Hause des Nächsten, nach seinem Weibe, seinem Knechte, seiner Magd; das da bereit ist für ein buntes Bändchen im Knopfloche Ehre und Gewissen und Ueberzeugungen zu opfern; das da mehr zusammenscharrt, als es je bedürfen kann; das Niederträchtigkeiten begeht, Fallen stellt, lügt und trügt, hetzt und intriguirt. . .

Nein es giebt solche Thiere nicht und der Mensch blickt trotzdem auf sie mit Geringschätzung herab! . . .

VII.

Am Finnischen Meerbusen.

Von der Höhe des Leuchtthurms.

I.

. . . Und die Sonne begann ihre Vorbereitungen zur Nachtruhe zu machen und ich ward Zeuge der Abendtoilette des strahlenden Tagesgestirns. In prachtvollem Gold und Purpur erglühte der westliche Horizont, und der Sonnengott neigte sich liebevoll der Meeresfläche zu, um ihr einen Abschiedskuß zu ertheilen. Und hochaufschauerte das Meer bei dieser Berührung; glühend roth färbte sich seine Oberfläche, gleichsam vor schamhaftem Glück ob dieser ertheilten öffentlichen Liebkosung. Und die Wellen schäumten hoch auf vor Freude und ihr Tosen brach in eine Jubelhymne aus. Der ganze Himmel schien Theil zu nehmen an dem Abschiedsfest, denn der Aether erstrahlte in allen möglichen Farben: Gold und Purpur, Azurblau und Blüthenweiß, Hellgrün und Tiefschwarz, kurz alle nur denkbaren Nuancen der Farbenscala waren daselbst vertreten. Leicht beschwingte zarte, weiße, sanft-rosig angehauchte Wölkchen flatterten dahin, um dem scheidenden Gotte das Geleite zu geben. Und erglühend vor Liebessehnsucht neigte sich Sol und küßte nochmals die Meeresfläche, warf noch einen scheidenden Blick auf die Erde und versank dann plötzlich in das hochaufschaurnde Meer. Und noch lange glühte es im Westen, wo goldig angehauchte Wolken dahinzogen; es wurde dann dunkler und das Meer glättete sich allmälig; leiser wurde das Heulen des Windes, traulicher das Rauschen der Wogen. Alles schien in Schlaf zu lullen. Es trat eine hehre Stille ein, gleichsam als wolle man nicht den Schlummer des Sonnengottes stören.

Und gleichsam um das leuchtende Tagesgestirn zu ersetzen und für das nur durch seine Abwesenheit glänzende Licht der Nacht Revanche zu bieten, entzündete sich das glühende riesige Auge des Leuchtthurmes, das weit hinein auf die in Dunkel gehüllte Meeresfläche strahlt und dem verspäteten Schiffer als Leitstern dient, ihn warnt, auf Abwege und Klippen zu gerathen, ihm andeutet, stets im richtigen Fahrwasser zu bleiben und dem Hafen der Ruhe zuzusteuern. Heil dem, in dessen Leben nie ein solcher rettender Leitstern gefehlt, der ihm in der dunklen Nacht der Trübsal und der Leiden, der Wiederwärtigkeiten und des Ungemachs, stets den rechten Weg gedeutet, auf daß sein Lebensnachen nicht strande an den verborgenen Klippen und den sich heuch-

lerisch versteckenden Felsenriffen, nicht zu Grunde gehe in den Untiefen oder elendlich auf eine Sandbank gerathe und verkomme. Wohl dem, der stets diesem rettenden Leitstern gefolgt und dadurch nicht vom Pfade des Rechts abgewichen.

Zehnmal sieben schwanke gebrechliche Holzstiegen führen auf die Spitze des Leuchtthurms von Hungerburg. Hat man diesen ziemlich halsbrechenden und manchmal nicht ganz ungefährlichen Aufstieg vollendet (besonders da man noch Gefahr läuft, von fallenden Ziegeln erschlagen zu werden, indem der Thurm um vierzehn Fuß erhöht wird und die Maurerarbeiten gerade jetzt im vollen Gange sind) und sich nicht den Fuß verstaucht, oder irgend eine andere körperliche Beschädigung zugezogen, so gelangt man auf eine hölzerne Ballustrade, von wo man eine entzückende Fernsicht hat. Gerade vor Ihnen breitet sich die unabsehbare Fläche des Finnischen Meerbusens aus, bald platt und eben, wie der züchtige Busen einer alten Jungfer, bald hochaufwogend gleich dem einer tragischen Schauspielerin im Momente dramatischer Exaltation. Rechts sieht man ziemlich deutlich, selbst mit unbewaffnetem Auge, die Kirchthürme von Narwa und die riesigen Schlöte der Kränholmschen Fabrik (die Entfernung beträgt zwölf Werst); zu Ihren Füßen breitet sich der weite Silbergürtel der Narowa aus, auf der sich stolze Dreimaster, flinke Dampfer, beflügelte Segel- und Ruderböte hin- und herbewegen und auf der rechten Seite des an seiner Mündung recht stattlichen Flusses hat sich der Flecken Hungerburg ein reizendes Nest auserwählt. Seine niedlichen Häuschen und prächtigen Villen mit phantastischen, minaretartigen Thürmchen, auf deren Spitzen größtentheils riesige Trikoloren lustig im Winde flattern, lauschen gar traulich und anheimelnd aus der üppigen, sie liebend umfangenden Vegetation hervor. Links sieht man deutlich die Häusergruppen von Schmetzk (4 Werst), die des hübschen, sich der Düne entlang ziehenden Merrekül (7 Werst) und in weiter Ferne erheben sich die bewaldeten Bergrücken von Sfilemjage (20 Werst), deren dunkelgrüne Conturen sich kräftiglichst auf dem Fonds des lichten Horizonts abzeichnen, so daß man trotz der bedeutenden Entfernung die himmelanstrebenden schlanken Tannen deutlich sehen kann.

Die Vogelperspective von der Höhe des improvisirten hölzernen Leuchtthurmbalkons ist eine entzückende, obwohl mir der Balkon selbst gerade nicht als eine sehr sichere Stütze dünkt, denn er schwankt bedenklich unter meinen Füßen. Da mir der temporäre Holzbalkon nicht sonderliches Zutrauen einflößte, so zog ich es vor, der Einladung des Wächters Folge zu leisten und in die Glaslaterne zu treten, in welcher sich der Leuchtapparat befindet, der den auf hoher See befindlichen Schiffen in dunkler Nacht als rettender Leuchtstern entgegenstrahlt und Hoffnung in den verzagenden Herzen erweckt. Diese Laterne ist ein immenses Octogon, ganz aus großen in Holzrahmen gefaßten Glasscheiben bestehend. Der Fußboden ist von Blech, augenscheinlich, um Brand zu verhindern, falls mit einer der Lampen Malheur passiren sollte. Die Einrichtung ist außerordentlich primitiv und überrascht durch ihre Einfachheit, besonders in unserem Zeitalter des so immensen allgemeinen Fortschritts. Auf einem schwarzgestrichenen Holzgestell sind acht Petroleumlampen der allereinfachsten Construction angebracht; jede Lampe befindet sich in Mitte eines großen versilberten Reflectors. Und diese acht Lampen mit ihren acht strahlenden Reflectoren bilden das riesige glühende Cyklopenauge, das weit hinaus auf die Meeresfläche sein belehrendes, lenkendes, leitendes, rathendes, beruhigendes, ermuthigendes, helfendes, oft rettendes Licht wirft. Dank der günstigen Position auf dem hohen Ufer der Düne ist das Licht weit hinaus auf viele Werst sichtbar, so daß der Schiffer in einsamer Nacht kühn darauf hinsteuern kann. Er darf nur das strahlende Licht nicht außer Acht lassen, muß es stets im Auge behalten und von der ihm durch dasselbe angedeutete Richtung nicht abweichen.

Ebenso geht es dem Menschen auf dem Meere des Lebens, auf welchem ihm

jedoch statt des kalten, unbeweglichen, dem Leuchtthurme entströmenden Lichts drei prächtige, warm fühlende Sterne entgegenleuchten und den Weg in den sichern Hafen andeuten, auf daß alle Klippen, Riffe und Sandbänke sorgfältigst vermieden werden. Diese Sterne sind: Glaube, Liebe und Hoffnung. So lange man dieses uns tröstend, ermuthigend entgegenleuchtende Dreigestirn im Auge behält, den Gedanken an dasselbe stets im Herzen bewahrt, kann man furchtlos Sturm und Wogen trotzen, ohne befürchten zu müssen, daß, Dank dem Wüthen der Elemente, unser Lebensnachen scheitere . . .

Das weiße, kreisrunde, weithin sichtbare Gebäude des Leuchtthurms hat sich jedoch letzthin als nicht hoch genug bewährt, so daß man darauf bedacht war, dasselbe weit höher zu machen, damit das leitende Licht auf einer noch größeren Entfernung sichtbar sei.

Ich fragte, ob ich nicht den jetzt seiner Vollendung entgegengehenden neuen Aufbau betreten könnte, da von dessen Höhe die Fernsicht noch prächtiger sein müßte. Der Wächter hatte nichts dagegen, nur warnte er mich, vorsichtig beim Besteigen der improvisirten, in die schwindelnde Höhe führenden, schlüpfrigen Treppe zu sein (die in der That nichts weiter als Bretter waren, an denen hie und da einige Sparren, auf welche man den Fuß stellen konnte, angeschlagen sind) und darauf zu achten, daß mir nicht ein fallender Ziegel das Hirn zerschmettere. Ich versprach, auf Treppe und Hirn Acht zu geben und dann überließ mich der Wächter meinem Schicksal. Ich erklomm die zum Aufbau führenden Bretter mit genauer Noth, da ich an solche Passagen nicht gewohnt bin; vermied glücklich einige mich freundlich begrüßende fallende Ziegelstücke, wich geschickt der Ehre aus, mit schütterem Mörtel eine intime Bekanntschaft zu machen, stieß mir einige Beulen in meinem Hut, zerkratzte mir nur ein klein wenig die Hände, stieß nur einmal mit der Nase ziemlich empfindlich an die Wand, da man sich nur gebückt fortbewegen kann, wurde aber für alle diese kleinen Fährlichkeiten reichlich entschädigt, als ich an die eiserne, dieses Mal vollkommen sichere Balluſtrade gelehnt, festen Boden unter mir fühlend, nochmals die sich vor mir ausbreitende Landschaft, Meer, Fluß, Städtchen u. s. w. übersah.

Wie klein erscheint doch der Mensch, wenn man von einer derartigen Höhe auf ihn herabsieht. Wie klein und verächtlich, wie gering und nichtig erscheint da der stolze Herr der Schöpfung, der sich die Elemente dienstbar gemacht, der Natur ihre Geheimnisse abgelauscht, den Blitz zu seinem Sclaven verwandelt, das Meer beherrscht und der Luft gebietet. Ist es da zu verwundern, wenn diejenigen, die auf unerreichbaren Höhen stehen, verachtungsvoll und geringschätzig auf die unten im Staube Lebenden herabblicken? Mich selbst, als ich da oben auf schwanker Höhe stand, dem Himmel und der Gottheit weit näher, als irgend jemand (wenigstens in sehr weitem Umkreise), überkam ein Gefühl des Hochmuths, des Dünkels. Ich blickte von oben herab auf die da unten längs der Düne sich ergehende Menschheit, die mir so winzig, so unbedeutend erschien. In der Ferne erblickte ich einige junge Damen und Herren, die sich am Croquettspiel vergnügten. Die stolzen schönen Weiber erschienen mir gleich Püppchen (die sie meistentheils auch sind), welche ich leicht in meine Westentasche hätte stecken können (was im gewöhnlichen Leben weit schwieriger und auch nicht sehr angenehm sein mag); ein hoffärtiger schnurrbärtiger General in goldstrahlenden Epauletten erschien mir eben so winzig, als ein fußhoher Cadett in seinem schwarzen Jäckchen mit rothen Aufschlägen und glattem Kindergesicht. . . . .

Ich war so oft indiscreter Zeuge gewesen, wie sich die Sonne zu Bette begab, daß mich das Schauspiel ihres Aufstehens höchlichst interessirte, um so mehr, da ich demselben am finnischen Meerbusen noch nicht beigewohnt hatte. Ich kam regelmäßig zu spät. Endlich gelang es mir noch früher aufzustehen als die Sonne und ich befand mich auf meinem Observationspunkt, auf der höchsten Spitze des Leuchtthurms, noch

bevor sich der Rand des westlichen Horizonts rosig zu färben begann. Ich war in aller Eile die zehnmal sieben Holzstiegen, die in Form einer Wendeltreppe im Innern des Thurmes zu dessen provisorischem Holzbalkon führen, hinaufgestiegen. Von da mußte ich noch die improvisirte, ziemlich halsbrechende Leiter erklimmen, die zum Aufbau führte. Erst als ich ganz oben angelangt, mich auf dem einsamen Mauerwerk postirt hatte, beruhigte ich mich. Ich war athemlos, mein Herz schlug hoch vor übereiltem Aufsteigen und freudiger Erwartung des kommenden Schauspiels. Meine Eitelkeit fühlte sich nicht wenig geschmeichelt bei dem Gedanken, daß ich im weiten Umkreis der einzige sei, der eine so „erhabene" Stellung einnimmt, von welcher er den Sonnenaufgang früher als irgend ein anderer Sterblicher zu beobachten Gelegenheit haben wird. Das ist ein leicht begreifliches und verzeihliches Gefühl des Stolzes.

Und ich muß gestehen, daß ich für mein Frühaufstehn überreich entschädigt wurde. Der Anblick der tief zu meinen Füßen sich ausbreitenden, noch in tiefer Ruhe versunkenen Landschaft war wunderschön. Die Morgendämmerung warf ihre geheimnißvollen Tinten auf die Gegend. Es herrschte eine feierliche religiöse Ruhe, so daß ich mich auf der Gallerie eines riesigen Domes zu befinden vermeinte. Und ist nicht im Grunde genommen die gesammte Natur ein Gotteshaus, in welchem Menschen und Thiere, das Meer und der Wald, der Gesang des Vogels und das Rauschen der Wellen, das Säuseln der Bäume und das Sprießen des Grases, der Duft der Blumen und der Schmelz der Schmetterlinge, die Rieseneiche und die Zwergstaude, der leuchtende Himmelsdom und die strahlende Sonne einstimmig Zeugniß ablegen von der Macht und Güte des Schöpfers, ihm eine Jubel- und Dankhymne darbringen?

Da unten die glänzende Oberfläche des Meeres, auf der sich ein leichtes Kräuseln bemerkbar macht, so daß es den Anschein hat, der Riese recke und dehne sich im Schlafe und bereite sich zum Erwachen vor. Schweigend breiten sich längst der Düne die tiefdunklen Massen des Tannenwaldes aus und in der Ferne erheben sich dunkle, gleichfalls mit Wald bedeckte Berge. Und da plötzlich beginnt sich der Horizont im Osten aufzuhellen, ein leichtes Rosenroth macht sich bemerklich und verleiht dem milchweißen Gewölk eine wunderbar zarte Färbung, die sich schwerlich in der Farbenscala findet. Und dieses Rosenroth wird immer intensiver, mengt sich allmälig mit leuchtendem Purpur und strahlendem Golde. Und dann erscheint das herrliche, glühende, Licht und Wärme, Leben und Glück, Freude und Hoffnung erweckende ewige Auge des Tages und seine ersten goldenen Strahlen treffen mich und den Thau auf dem Grase, der dann hoch aufleuchtet und selbst zu strahlen beginnt und die Thautropfen werden zu köstlichen Diamanten, glühenden Rubinen, schimmernden Saphiren, leuchtenden Smaragden. Und es glitzert und funkelt, leuchtet und glüht plötzlich auf von Miriaden Edelsteinen, die da verlangend schimmern, geheimnißvoll funkeln, liebend glänzen. Es ist ein gar wunderbares Schauspiel, das der vom Nachtschlafe erwachenden Natur, ein Anblick würdig gesehen zu werden, besonders von einem so hohen Standpunkte aus mit einem so pittoresken Panorama zu seinen Füßen, welches im Stande ist, auch einen Nichtpoeten zu dichterischen Ergüssen zu begeistern.

Aurora schiebt verschämt mit ihren Rosenfingern die dichten Schleier der Nacht von ihren Alkoven zurück und Phöbus tritt hervor in strahlendem Glanze, in ewiger Schönheit und Jugend und freudig begrüßt ihn die gesammte Schöpfung, ein Wonneschauer scheint durch die ganze Natur zu gehen, ein Beben freudiger Erwartung, neu erwachenden Lebens. Die Thautropfen wandeln sich in strahlende Diamanten und die befiederten Sänger des Waldes stimmen ihr Morgengebet, eine schmetternde Jubelhymne an. Von der Ferne aus dem Dickicht ertönt das melancholische Pfeifen der Waldschnepfe. Das Rauschen der Wellen wird stärker, gleichsam als hätten sie während des Schlafes des Sonnengottes geschwiegen, um nicht die hehre Ruhe zu stören und

sie beginnen jetzt wieder ihr neckisches Spiel. Es war ein prächtiger Junimorgen, wie man ihn sich nicht schöner, weihevoller denken kann. Unwillkürlich fühlt man sich elegisch gestimmt. Durch mein Fernrohr spähe ich den Horizont entlang, luge überall umher und entdecke in nebelhafter Ferne die blinkenden und sich stolz im Morgenwinde blähenden Segel eines langsam dahinziehenden Kauffarteifahrers. Die Rhede ist ganz vereinsamt.

II.

Mein hoher Observationspunkt wird mir von Tag zu Tag lieber und giebt es wahrlich nichts Interessanteres, als die Menschheit von solch einer Höhe aus zu beobachten, den sich da unten vollziehenden Ereignissen zu folgen. Ich habe mir ein vorzügliges Fernrohr angeschafft, Dank welchem ich auf weite Entfernungen klar sehe und helle Einsicht in Dinge gewinne, von denen ich früher, zufolge meiner Kurzsichtigkeit, nur höchst dunkle, unbestimmte Begriffe hatte. Besonders interessant ist die Beobachtung der vorübersegelnden Schiffe, deren Contouren sich scharf am lichten Fonds des Horizonts abzeichnen. Da signalisirte ich einen stolzen Dreimaster in sonst nebelhaft dünkender Ferne, der mit vollen Segeln auf mich loszusteuern schien. Mich interessirte höchlichst die Frage, die Nationalität des Schiffes zu bestimmen und ich freute mich nicht wenig, als es mir nach scharfem langen Auslugen gelang. Das weiße Kreuz auf rothem Grunde der munter im Winde wehenden Fahne am Tockmast verkündete den Dänen. Bald darauf sah ich, wie am Vordermast die Lootsenflagge aufgehißt wurde, welche zum Zeichen dient, daß das Schiff eines Führers bedarf, der es sicher und gefahrlos in den Hafen lenke und vor Sandbänken und Riffen bewahre. Schiffe sind in der Beziehung weit freimüthiger als Menschen und sollten die letztern sich an ihnen ein lehrreiches Beispiel nehmen. Das Schiff gesteht unverhohlen seine Ignoranz in Bezug auf das Fahrwasser ein, steht durchaus nicht an, öffentlich zu verkünden, daß es eines Führers bedürfe. Das beeinträchtigt durchaus nicht seinen Werth, seine Bedeutung und Tüchtigkeit. Zeigen Sie mir jedoch einen Menschen, der Freimuth genug besitzt, seine Unwissenheit in gewissen Gegenständen einzugestehen, zu bekennen, daß er eines Berathers, eines Führers bedarf, um ihn über gewisse Fährlichkeiten des Lebens hinwegzuführen, ihm den Ariadnefaden zu leihen in den Irrgängen des Labyrinths. Das erlaubt sein Hochmuth, sein Stolz und Dünkel nicht. Er zieht es vor zu stolpern, ja oft zu Grunde zu gehen, als seine Unwissenheit und Hilflosigkeit einzugestehen.

Da sind die Schiffe weit klüger und fahren auch dabei weit besser. Kaum hatte der dänische Dreimaster die Flagge am Vordermast aufgehißt, als ich das Lootsenboot von seinem Posten abstoßen und dem Hilfefordernden eiligst entgegenrudern sah. Sobald der Lootse an Bord angelangt ist, tritt ihm der Capitän das Commando des Schiffes ab und zieht sich in seine Cajüte zurück, um steifen Grog zu trinken. Er ist, sobald der Lootse den Fuß auf den Boden des Schiffes setzt, einer jeden Verantwortlichkeit ledig, die dem Führer ganz zufällt. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich nicht begreife, warum man in schwierigen Fällen des Lebens nicht auch so verfahren soll, warum man nicht seinen Eigendünkel opfert, um seine Interessen zu wahren. Gewöhnlich jedoch kommt man zu der Ueberzeugung der Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens erst dann, wenn es zu spät ist, wenn man schon Schiffbruch gelitten, auf den Sand gerannt ist und kein Lootse der Welt mehr helfen kann. . . . Mit kundiger Hand leitete der estnische Lootse den dänischen Dreimaster, der sich mir schnell näherte, so daß ich von meiner erhabenen Stellung aus bald die Takellage zu unterscheiden, die hin- und herrennenden Matrosen zu erkennen vermochte, die ihrem neuen temporären Chef willig gehorchten, da sie einsahen, daß dessen An-

ordnungen zu ihrem Vortheil waren und daher sich nicht gestatteten, dieselben zu bekritteln, wie es leider im Leben so oft geschieht. Zuletzt wurde noch die Dänin (der Name „Anna" glänzte in goldenen Buchstaben auf dem schwarzen Fonds des Schiffsbugs) von einem Dampfer ins Schlepptau genommen und segelte dicht an mir vorbei dem Landungsplatze für Dampfböte zu, wo es sich vor der Sägemühle vor Anker legte, augenscheinlich, um dann mit Holz schwer beladen wieder in die Heimath zurückzukehren.

Doch der Posten eines Beobachters hat auch manchmal seine Unannehmlichkeiten. Das mußte ich am Freitag Abend erfahren. Nachdem ich einen per Dampfer nach Narwa abgehenden Freund begleitet hatte, promenirte ich den Strand entlang. Es war nach neun Uhr Abends. Die Sonne (die einzige Dame, die sich durchaus nicht genirt, vor aller Welt Abend- und Morgentoilette zu machen, zu Bette zu gehn und den Federn d. h. den Wellen, gleich Aphrodite der Schaumgeborenen, im vollen Glanz ihrer strahlenden Schönheit zu entsteigen) hatte sich bereits zur Ruhe begeben, doch die See ging ziemlich hoch und die Wogen schienen für dieses Mal die gewohnte Rücksicht bei Seite gesetzt zu haben und lärmten in einer nicht stark genug zu rügenden Weise. Es war ein prachtvoller, außerordentlich warmer, geradezu schwüler Abend, so daß ich mit Begierde die frische Brise einsog, die vom Meere her wehte. Traulich leuchtete das riesige Auge des Leuchtthurmes, dessen blendend weißes, kreisrundes, umfangreiches Gebäude von der schmalen glänzenden Mondsichel geheimnißvoll beschienen ward, was ihm ein überaus mysteriöses Aussehen verlieh. Das große strahlende Auge schien mir freundlich ermunternd zuzuwinken, liebevolle Grüße zuzusenden, freundliches Nicken auszutauschen gleich alten Bekannten, die wir in der That während meines hiesigen kurzen Aufenthalts geworden, da wir uns täglich, ja stündlich sahen, indem ich die prächtige Düne und den traulichen Leuchtthurm, den Wald und das Meer allen Genüssen des Hungerburger Curhauses und seinen Liebhabertheatervorstellungen, seinen Blumen-, Kinder- und Erwachsenen-Bällen, seinen sogenannten venetianischen Nächten und Concerten vorzog, ja sogar so wenig patriotisch war, eine Segelbootfahrt auf dem finnischen Meerbusen einem Concert des Sslawjanskijschen Chors vorzuziehen.

Und diese Betrachtungen kamen mir, als ich so einsam da saß am Ufer der See. Ich hatte dabei gar nicht beachtet, daß sich der Himmel immer mehr umwölkt hatte, daß das Meer sich vor mir in tiefer Schwärze ausbreitete, von welcher sich der sprühende weiße Gischt der Wellen gespenstisch abhob; daß die Luft immer schwüler wurde, von Elektricität gesättigt gleich der politischen Atmosphäre. Da wurde ich plötzlich aus meiner Beschaulichkeit durch grelles Wetterleuchten geweckt, das zuckend momentan die Nacht erhellte. Dann zerriß plötzlich ein Blitz in schwefelgelbem blendendem Licht die schwarze Wolkenmasse, die sich mit der tiefdunklen Wassermenge vereinigt zu haben schien. Bald darauf ließ sich das entfernte Grollen des Donners hören, dumpf, hohl, drohend. Das Gewitter nahte, doch in meinem thörichten Uebermuth, in meinem eitlen Dünkel beachtete ich die mir ertheilte Warnung nicht, sondern blieb ganz ruhig sitzen, als gälten diese Warnungszeichen andern.

Der Himmel umwölkte sich immer mehr und mehr; es war genau so wie im ersten Act von Wilhelm Tell, nur noch etwas natürlicher. Dunkle Wolken zogen über den Horizont dahin und bald war eine jegliche Spur von seiner früheren Lasurbläue völlig verschwunden. Und es erhob sich ein heftiger Wind, der bald zum Sturm, zum Orkan anschwoll, der die stolzesten Tannen sich demüthig beugen, die in silberglänzender Livree einherstolzirenden Birken krachen machte. Es ward dunkel und immer dunkler. Am fernen westlichen Horizont zuckte ein stetes Wetterleuchten, das die sich immer mehr häufenden dunklen Wolkenschichten momentan zerriß und das herrschende Dunkel noch mehr hervortreten ließ. Und diese so plötzlich eingetretene egyptische Fin-

sterniß ward noch durch den sich in hohen Säulen zusammenballenden, durch den Orkan in rasender Geschwindigkeit dahingejagten Staub vermehrt, der gleich einer Dunstwolke sich über den das Seeufer einsäumenden Wald ausbreitete und der ganzen Gegend etwas Unheimliches, Gespensterhaftes verlieh.

Um dem Unwetter zu entgehen, hatte ich mich in ein, nah dem Ufer, mitten in der tosenden See gelegenes Badehaus gerettet. Ein schwanker Steg führte dahin und ich gelangte glücklich in's Asyl, befand mich jedoch gleichzeitig mitten im Kampfe darin. Drohend schlugen die Wellen an das leichte Bretterhaus, in welchem ich mich, so gut es eben ging, verrammelte, einer baldigen Belagerung seitens der feindlichen Elemente entgegensehend.

Meine Voraussicht hatte mich nicht getäuscht. Durch meine Flucht noch mehr gereizt und wüthend, daß ihm die Beute entgangen, verfolgte mich der Orkan, und das Recht meines Badehauses, als Asyl zu dienen, nicht respectirend und durch Einflüsterungen der perfiden Wellen noch mehr gereizt, rüttelte er wüthend an der Thüre und begehrte gebieterisch Einlaß: er habe mir eine höchst wichtige, keinen Aufschub leidende Mittheilung zu machen. Doch ich traute dem windigen Gesellen nicht und je mehr er an den Thürpfosten rüttelte, daß sie in ihren Fugen krachten, desto entschlossener ward ich, dem wüsten Burschen den Eingang zu verwehren. Da er sah, daß er bei der Thüre nichts ausrichten konnte, so machte er sich an den Fenstern zu thun und wollte sie mit aller Gewalt öffnen. Da zerriß plötzlich ein schwefelgelber Blitz die Wolken und fuhr in glänzendem feurigem Zick-Zack durch die Luft. Dann hörte man in der Ferne ein dumpfes Grollen, gleich dem Gebrüll eines in seiner Ruhe gestörten Löwen. Und dann brach das Donnerwetter los, Blitz folgte auf Blitz, Donnerschlag auf Donnerschlag. Es war ordentlich eine Freude anzusehen. Man glaubte sich auf ein Schlachtfeld versetzt. Bei diesem unerwarteten Succurs, der mir rechtzeitiger als dem armen Gordon in Chartum gekommen war, gab der Mahdi, Pardon, ich wollte sagen, der Sturm, die Belagerung meines Hauses auf und eilte heulend von dannen; das Gewitter hatte ihm imponirt. Und dann öffneten sich die Schleusen des Himmels und es goß unendlicher Regen herab, ein furchtbarer Strichregen, der die ganze Landschaft in einen riesigen Regenmantel hüllte, so ungefähr wie bei den Meinigern in der Nacht, welche der Ermordung Cäsars vorausgeht, nur noch etwas natürlicher. Der Strichregen nahm bald den Charakter eines Wolkenbruchs an, den er jedoch glücklicherweise nicht lange behielt.

Es war ein großartiger erfreulicher Anblick; die lechzende Erde sog gierig die wohlthätigen Wasserströme auf; die vor Durst vergehenden Pflanzen tranken das vom Himmel sich ergießende kalte Naß mit einer sie berhaften Eile, die mich befürchten ließ, daß sie sich erkälten, sich leicht einen Schnupfen zuziehen könnten. Für eine Lilie war es auch zu viel gewesen; sie hatte mit vollen Zügen das Glück genossen und hatte es mit ihrem jungen schönen Leben bezahlt. Als ich am nächsten Tage in den Garten herabstieg, da fand ich sie geknickt, sterbend. Todesblässe überzog das feine Antlitz, auf dem die unverkennbaren Symptome des herannahenden Endes ausgedrückt waren. Vorwurfsvoll sah mich die Sterbende an, gleichsam als trüge ich Schuld an dem sie betroffenen Unfall, während ich doch gerne mein Herzblut hergegeben hätte, um die holde Kleine am Leben zu erhalten, „eine Rose entblättert, bevor sie noch erblüht". Doch das ist nun einmal das Loos des Schönen auf Erden. Und die so früh geknickte Lilie, die will mir nicht aus dem Sinn und der tobende Sturm, der plätschernde Regen, die zuckenden Blitze, der grollende Donner, der sich in düstere Nacht verwandelnde helle Tag — das Alles harmonirte ganz mit meiner Gemüthsstimmung. Arme kleine Lilie!

Und es folgte Schlag auf Schlag, gleichsam als sympathisirte die Natur mit meinem Schmerze; der Himmel ward immer düsterer, immer drohender und der Regen strömte im-

mer heftiger; es wetterleuchtete in einem fort. Das Gewitter hatte die Luft von den Miasmen gereinigt; die Elektricität, welche sich seit Tagen angehäuft, hatte sich endlich entladen. Man konnte nun freier athmen. Der Regen hielt zwar noch immer an, doch die drohenden Gewitterwolken vertheilten sich; es war wunderschön und erquickend frisch. Nur das sich noch von Zeit zu Zeit wiederholende entfernte Grollen des Donners, die noch hie und da aufleuchtenden Blitze gemahnten an das Gewitter. Stolz und unnahbar standen die schlanken Tannen wieder da und als ich sie bescheidentlich daran gemahnte, daß sie soeben sich vor dem Orkan demüthig fast bis zur Erde geneigt, so lachten sie mich aus, verhöhnten mich und riefen die Fichten und Eschen, die jungen Birken und die alten Kastanien zu Zeugen auf, daß dieses Alles eine infame Lüge und Verleumdung sei und daß sie mich gerichtlich wegen Diffamation belangen würden, da ich über sie Gerüchte verbreite, die ihre Reputation untergraben, ihre Würde schädigen könnten. Wenn Sie also nächstens von einem Verleumdungsproceß hören, in welchem ich als Angeklagter figuriren werde, so wissen Sie, was davon zu halten und das Schrecklichste bei der ganzen Sache ist, daß die alten Kastanien als Zeugen gegen mich auftreten und die den Tannen meinerseits widerfahrene Insulte eidlich erhärten werden.

Durch diese wenig tröstliche Aussicht und das wirklich grandiose und düstere Nachtbild ganz absorbirt, hatte ich ganz außer Acht gelassen, daß ich völlig durchnäßt war, denn der Regen hatte mein Obdach nicht respectirt. Und da man dem Gewitter kein Ende absehen konnte und der Regen immer heftiger ward, das schwanke Badehäuschen, in das ich mich geflüchtet, mir gleichfalls keinen Schutz mehr gewährte, so beschloß ich das Asyl zu verlassen und nach Hause zu eilen. Kaum war ich jedoch auf den schmalen, ziemlich weit in die See hinausragenden Brettersteg getreten, um beflügelten Schrittes dem Ufer zuzueilen, als mich der Sturm heimtückisch verrätherisch im Rücken angriff und mich mit aller Gewalt in die tosenden Fluthen stoßen wollte, so daß ich nur mit Anstrengung aller meiner Kraft mich des wilden Gesellen erwehren konnte. Der Regen war schon loyaler. Er griff mich als ehrlicher Feind von vorn an und suchte mich zu blenden, um mich auf solche Weise widerstandslos zu machen. Die Wellen stürzten beutegierig daher, als sie mich gewahr wurden und der grollende Donner schien ihnen Muth einzuflößen, dem armseligen Menschenkinde, das da über den gebrechlichen Steg dahinflog, den Garaus zu machen. Einzig der Blitz betrug sich höchst anständig und erhellte von Zeit zu Zeit das tiefe Dunkel, so daß ich nicht ausglitt, nicht dem treulosen Elemente zum Opfer fiel, sondern wohlbehalten, wenn auch tüchtig durchnäßt und abgehetzt, das Ufer erreichte.

Doch damit war nur die Hälfte der Arbeit gethan. Jetzt handelte es sich darum, die sandige Anhöhe zu erklimmen, einen Theil des Waldes zu durchschreiten und das schützende Dach zu erreichen. Der Regen peitschte mir das Angesicht, die Wellen, entrüstet, daß ich ihnen entkomme, brüllten mir ein donnerndes Halt entgegen, der Sturm setzte mir auf dem Fuße nach und wollte mir durchaus Paletot und Hut entreißen. Nur das große und leuchtende Auge des Leuchtthurms schaute auf mich erbarmungsvoll herab und schien mich für meine unverdienten Leiden trösten zu wollen. Vollständig durchnäßt langte ich zu Hause an. Das Gewitter tobte die ganze Nacht; der Regen strömte unaufhörlich und der Wind heulte, gleichsam als sei ihm das schreiendste Unrecht geschehen. Alle Versuche einzuschlafen, waren vergeblich, denn das Grollen und Krachen des Donners scheuchte Gott Morpheus von meinem Lager und die blendenden Blitze, die fast ununterbrochen auf einander folgten, machten es unmöglich, das Auge zu schließen.

III.

Zwar liegt das Städtchen Narwa nicht am finnischen Busen, ist jedoch mit demselben durch die Narowa verbunden, welche ich auf dem flinken Dampfer „Narwa" entlang fuhr. Ueberall stoßen historische Erinnerungen auf. In Hungerburg sieht man an der Küste noch die Spuren der Batterien, die während des Krimkrieges errichtet waren zum Schutze des Landstrichs gegen die im baltischen Meere operirende französisch-englische Flotte. Doch sollte, trotz dieses Schutzes, oder vielleicht eben wegen desselben, das damals noch weit geringere Städtchen, größtentheils aus Fischer- und Bauerhütten bestehend, seinem Schicksal nicht entgehen. Am 6. Juni 1855 erschienen auf der Rhede von Narwa vier englische Kriegsschiffe: 2 Schraubenschiffe von je 80 Kanonen und 2 Kanonenboote von je 2 Geschützen. Diese Schiffe waren um 3 Uhr Morgens auf der Rhede erschienen und waren zuerst herumgekreuzt, um dieselbe zu recognosciren. Gegen 4 Uhr eröffneten die beiden Kanonenboote das Feuer auf die beiden an der Narowamündung befindlichen Batterien und setzten die Kanonade unaufhörlich mit großer Heftigkeit bis etwa nach 7 Uhr Morgens fort. Da bei der Batterie auf der Hungerburgschen Seite die linke Flanke noch nicht alarmirt war, so konnte das Feuer nur von der Magerburgischen Seite (die auf der entgegengesetzten Seite von Hungerburg liegende Landschaft heißt Magerburg, Namen, die darauf hindeuten, daß es auf beiden Seiten oft schmale Kost gesetzt haben muß) erwidert werden.

Alle Einwohner des Fleckens Hungerburg waren geflüchtet und sie hatten auch sehr wohl daran gethan, denn, obgleich es den Anschein hatte, als ob die englischen Kanonenboote ihr Augenmerk hauptsächlich auf die Batterien gerichtet hatten, so kamen doch auch sehr viele Kugeln in den Flecken Hungerburg hineingeflogen und richteten an mehreren Häusern Beschädigungen an. Während die beiden Kanonenboote auf diese Weise die Batterien und den Flecken Hungerburg beschossen, lavirten sie fortwährend auf der Rhede, wo die beiden großen Schiffe inzwischen weiter ganz unthätig dalagen. Bald nach sieben Uhr Morgens trat etwas Nebel und Regen ein; die Kanonenboote stellten das Feuer ein und zogen sich zu den großen Schiffen zurück. In banger Erwartung sah man den Dingen entgegen, die da noch kommen sollten...

Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags, bei schönem Sonnenschein und drückender Hitze, eröffneten plötzlich alle vier Schiffe eine grausenhafte Kanonade. Vermöge seiner Dampfkraft hatte das eine der großen Schiffe sich ganz in der Nähe des Strandes an eine Stelle gelegt, wo noch nie zuvor ein Fahrzeug gesehen worden war. Die ganze Gegend von Hungerburg und Magerburg wurde mit gefüllten Bomben und Kanonenkugeln gleichsam besäet, jedoch war das Feuer der Verderben speienden Schlünde hauptsächlich immer auf die Batterien gerichtet, auf deren Pulverkeller auch Brandraketen geworfen wurden. Das furchtbare Bombardement dauerte bis vier Uhr Nachmittags. Eine halbe Stunde darauf verließen die Schiffe die Rhede und waren bereits außer Sicht. Von den Strandbatterien war das Feuer in so weit erwidert worden, als es zweckmäßig erschien. Während des Bombardements von Hungerburg waren viele Leute aus Narwa herausgefahren, theils aus bloßer Neugierde (?), theils um zu sehen, wie es mit ihrem Eigenthum daselbst bestellt war, da mehrere Handelsfirmen ihre Niederlagen in Hungerburg hatten. Sie hatten sich aber nicht weiter als bis etwas hinter Kutterküll wagen dürfen, da die Kugeln beinahe dahin reichten. Da unsere Batterien zuletzt geschwiegen hatten, so glaubte man allgemein, sie seien total demolirt und die ganze Mannschaft ums Leben gekommen. Eine solche traurige Voraussetzung schien um so berechtigter, da während der beiden Bombardements im

Verlauf von ungefähr sieben Stunden mehr als 1500 Kugeln von den Schiffen geschleudert worden waren. Als man jedoch nach dem Abgange der Schiffe Hungerburg ohne Gefahr wieder betreten konnte, fand man zu großer Freude, daß diese Befürchtungen grundlos waren. Waren auch gleich viele Häuser von den Kugeln beschädigt worden, so war doch kein einziges in Brand gerathen. Zwar lagen von den mit zündenden Stoffen gefüllten Bomben überall eine Menge umher, aber nur sehr wenige von ihnen waren geplatzt und auch diese hatten keinen großen Schaden gethan. Es waren nämlich diese Bomben nicht nach der früheren Art mit einem brennenden Faden versehen, sondern es befand sich an denselben eine metallene Feder, die, um die Bombe zum Platzen zu bringen, auf einen harten Gegenstand fallen mußte; da aber der ganze Boden an der Narowamündung aus weichem Sande besteht, so verfehlte diese neue Erfindung hier ganz ihren Zweck. Ebenso konnten auch die Kanonenkugeln den Batterien keinen besondern Schaden zufügen, da auch diese hauptsächlich aus den von der Natur am Strande gebildeten Sanddünen bestanden.

An eben demselben Tage, wo Hungerburg bombardirt worden und sich so heldenmüthig vertheidigt hatte, ward der erste von der verbündeten anglo-französischen Armee auf den Malakowthurm von Sfewastopol unternommene Sturm von unsern braven Vertheidegern mit großem Verlust für die Verbündeten zurückgeschlagen. Vor 72 Jahren, am 6. Juni 1815, siegten Wellington und Blücher über Napoleon bei Waterloo.

Ueberhaupt ist der Wasserweg von Hungerburg nach Narwa, den ich jetzt befuhr, reich an historischen Erinnerungen. So unter andern zeigte man mir die Stelle auf der Narowa, wo vor genau dreihundert Jahren die schwedischeu Abgeordneten, die den zwischen Rußland und Schweden bestehenden Waffenstillstand auf vier weitere Jahre verlängern sollten, ertranken. Das passirte nämlich so: Als die Abgeordneten, unter denen sich auch Pontus de la Gardie, genannt „der Schrecken des Nordens", ein durch seine Strenge und Grausamkeit bekannter schwedischer General, befand, am 5. November 1586 von der Pliussamündung *) wieder nach Narwa zurückkehrte, bestieg er ein altes Schiff, um über den Fluß zu fahren und obgleich dasselbe von den darauf befindlichen Personen bereits ziemlich beladen war, wurden trotzdem auch noch einige Geschütze aufs Fahrzeug gebracht. Als sie nun mitten im Flusse waren, ließ Pontus de la Gardie aus Uebermuth einige Kanonen abfeuern, wodurch (wie die Gottfriedsche Chronik berichtet) „das baufällige Schiff dermaßen zerschellt ward, daß es mitten entzwei ging und der berühmte Pontus de la Gardie nebst 18 vornehmen Herren auf eine jämmerliche Art in der Narowa ertrank".

Gedankenvoll betrachtete ich die Stelle, wo vor genau dreihundert Jahren diese Katastrophe stattgefunden hatte. Und so langten wir in Narwa an. Diese Stadt gewinnt bei näherer Bekantschaft sehr viel, und wenn man, wie ich, Gelegenheit hatte, sie von der Vogelperspective zu betrachten, so ist der Anblick geradezu reizend. Ich machte eine Tour durch die ganze Stadt, die weit größer ist, als ich sie mir anfangs gedacht und mit ihren Vorstädten ein sehr ansehnliches Territorium einnimmt. Narwa ist eine Stadt, die von sich sagen kann, daß sie einst in ihrer Jugend (und sogar noch im reiferen Alter) eine vielumworbene Schöne gewesen, um deren Besitz Dänen, Schweden, Russen, Deutsche und Polen kämpften und sich gegenseitig im Laufe von Jahrhunderten eifrigst die Hälse brachen. Die feile Schöne (die freilich nichts dafür konnte, daß ihr Besitz sowohl die deutschen Ordensritter, als den russischen Zaren Joan den Grausamen, den Schwedenkönig Karl XII. Erich XIV. u. s. w. reizte) ging von einer Hand in die andere über und viel edles Blut floß um sie, viel Elend

*) Das Flüßchen Pliussa fällt oberhalb der Narowa-Wasserfälle, sieben Werst von der Stadt Narwa, in die Narowa.

und Jammer, Noth und Kummer, Hunger und Durst mußten sie erleiden, bis sie der russische Coloß dem schwedischen Besitzer definitiv entrang. Peter der Erste entriß Karl dem Zwölften Narwa im Jahre 1704 und seit dieser Zeit ist die Stadt im Besitz der russischen Krone und hat sich kräftig entwickelt.

Die Geschichte Narwa's, wie überhaupt die Geschichte Liv- und Estlands, war bis vor 150 Jahren mit Blut geschrieben. Unter allen Schlössern und Vesten des alten Livlands, als ein unsprünglich in heidnischen Landen vorgeschobener Christenposten, bildet Narwa den äußersten Ausläufer in nordöstlicher Richtung und, ohne selbst Narwa's Vergangenheit zu kennen, läßt sich annehmen, daß die Geschichte dieser interessanten Stadt ein vielbewegtes und stürmisches Bild darbieten muß. Wer aber Narwa gesehen hat, dem muß diese hochthronende Veste, durch einen in der Tiefe brausenden Strom von einem mächtig und finster drohenden Schloß ganz anderer Bauart und gänzlich verschiedenen Charakters geschieden, unwillkürlich als ein vorgeschobener Vorposten erscheinen, um das Anprallen feindlicher Elemente abzuhalten. Und in der That begegneten sich am Narowastrome zwei mächtige Racen, die germanisch-skandinavische und die slavische, die beide ein zwischen ihnen liegendes, von schwachen heidnischen Volksstämmen bewohntes Land zu erobern suchten. Die geographische Lage von Livland gab den Slaven unstreitig ein durch die Natur gegründetes Anrecht auf seinen Besitz, denn welchem Volke kann man es verdenken, wenn es consequent um die Mündung seiner Flüsse kämpft und, wenn unsere slavischen Vorfahren sich in diesem Streben gehindert sahen (durch einige seefahrende Nationen, die übers Meer gekommen waren, theils aus frommem Eifer und löblichem Streben, die heidnischen Stämme zum Christenthum zu bekehren, theils, und das hauptsächlich — aus Sucht nach kriegerischen Abenteuern und Eroberungslust), so mußten nothwendig erbitterte Kämpfe entbrennen. Und so ist es nicht zu verwundern, daß nun Jahrhunderte eines unausgesetzten Kampfes folgten, in welchem bald Dänen, bald deutsche Ordensritter, Schweden, Russen und Polen die Herren eines Landes wurden, das von allen seinen Nachbarn als vogelfrei betrachtet wurde, das die Beute eines Jeden, der nach fremdem Besitz strebte und die Macht dazu hatte, werden mußte.

Als ich an diesen zwei, nur durch den nicht allzubreiten Narowastrom getrennten Festungen vorüberging, konnte ich mich nicht enthalten, meine Verwunderung auszudrücken, wie so der Besitzer des einen Ufers gestatten konnte, daß sich der andere auf der entgegengesetzten Seite festsetze und befestige. Das Schloß von Narwa (erbaut durch den Dänenkönig Christoph II. im Jahre 1321) und das Schloß Iwangorod (erbaut durch den Zaren Joan den Grausamen 1492) stehen sich wie zwei stets kampfbereite Duellanten gegenüber und sind nur durch den schmalen Streifen der Narowa getrennt, über welchen man ohne besondere Anstrengung einen Stein hinüberwerfen kann. Schtscherbatow erzählt in seiner Chronik über die Erbauung des Schloßes Iwangorod Folgendes: „Der Großfürst Iwan Wassiljewitsch III., das unruhige Wesen der livländischen Ritter kennend, unternahm zur Befestigung der Grenzen seines Reiches gegen sie die Erbauung einer Burg an einer solchen Stelle, um sie in beständiger Gefahr zu erhalten. Zur Erbauung dieser Burg erwählte er einen Platz an dem Narowaflusse, gegenüber der Stadt Narwa, auf einer Anhöhe, genannt der Jungfernberg, wo auf Befehl des Großfürsten eine vierkantige befestigte Burg erbaut wurde, die er nach seinem Namen Iwangorod benannte." Mit so unzufriedenen Blicken der Bau dieser Burg vom livländischen Ordensstaate auch angesehen werden mochte, so durfte derselbe aus politischen Rücksichten doch nicht gehindert werden, denn der livländische Ordensstaat war froh gewesen, vom Großfürsten von Moskau im Jahre 1483 das Zugeständniß eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes zu erlangen. Diesen Waffenstillstand benutzten die Russen zur Erbauung des Schloßes Iwangorod und der livländische Ordensstaat war durch die kurz vorher stattgefundene Verheerung des Landes

viel zu ohnmächtig, um es zu wagen, an einen Bruch der Waffenruhe nur zu denken.

So erklärt sich die Nähe dieser beiden Festungen, die jetzt jedoch ihre furchtbare, drohende Bedeutung verloren haben und nur als Denkmal grauer Vergangenheit dienen. Beim Anblick dieser beiden sich gegenseitig bedrohenden Burgen (aus deren uralten grauen Quadersteinen heraus sich eine junge grüne Vegetation munter Bahn gebrochen, so daß die Gegenwart der Vergangenheit zu spotten scheint) erstieg vor meinem geistigen Auge so ein Bild mittelalterlicher Zustände, wo die drei Furien des Krieges, des Hungers und der Pest der Reihe nach (häufig auch jedoch zusammen, da die eine ein natürliches Product der andern war) in diesem unglücklichen Landstrich wütheten und ihn im Laufe von Jahrhunderten verheerten. Das Ende dieses Jahrhunderte dauernden erbitterten Kampfes war ein natürliches, ein durch die Lage der Länder (Liv- und Estland), folglich durch eine eiserne Nothwendigkeit des unwandelbaren Naturgesetzes motivirtes: Rußland, an das die Ostseeländer mit den Mündungen ihrer Flüsse sich anlehnen, gelangte durch eiserne Beharrlichkeit und stets wachsende Macht in den Besitz des langersehnten, für das Reich nothwendigen Küstengebiets und von dem Augenblicke klärte sich der Himmel über diesen unglücklichen Provinzen. Das kleine Narwa zählt der Belagerungen, Bombardements, heroischen Vertheidigungen und heldenmüthigen Erstürmungen so viele, wie selten eine andere Stadt. Und trotzdem liegt über dem Ursprung dieses historisch bemerkenswerthen Ortes ein Schleier, der bis jetzt nur theilweise und sehr unvollkommen gelüftet ist. Die allerälteste Geschichte der Stadt ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Erst mit dem Erscheinen der Dänen in Estland fängt ein schwaches Licht zu dämmern an.

Nach Russow's Livländischer Chronik war Waldemar II., König von Dänemark, im Jahre 1223 nach Estland gekommen und hatte angefangen Reval zu bauen. „Desgleichen", heißt es dann weiter, „haben die Dänischen auch nach der Zeit die Schlösser Wesenberg und Narwa gebaut, die umliegenden Lande daraus zu zwingen und zu beschützen". Die Gründung von Narwa (da die Stadt sich allmälig aus einer ursprünglichen Zwingburg entwickelte) fällt also in das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. Die Nowgoroder Chronik berichtet jedoch unter dem Jahre 6764 der Welterschaffung (1256 nach Christi Geburt) Folgendes: „Im Jahre 6764 kamen die Schweden, die Jemen, die Sjumen und Didmar mit einer Menge Streiter und fingen an zu begründen eine Stadt an der Narowa. Damals war kein Fürst in Nowgorod und die Nowgoroder schickten hinab zum Fürsten in das Unterland, (d. h. nach Wladimir, wo der Großfürst Alexander Newskij damals residirte) nach Truppen und schickten auch im eigenen Gebiet umher. Die „Vermaledeiten", als sie dies hörten, flohen übers Meer. Im Winter dieses Jahres kam der Fürst Alexander und der Metropolit mit ihm und der Fürst begab sich auf den Weg und der Metropolit mit ihm."

Welche von diesen zwei Varianten die richtigere ist — lasse ich dahingestellt sein, um so mehr, da ich nicht mit dem Narwa der Vergangenheit, sondern mit dem der Gegenwart zu thun habe. Es genüge zu bemerken, daß die in der russischen Chronik erwähnten „Vermaledeiten" (оканый, wie es im Altrussischen heißt), die bei Annäherung der Russen übers Meer flohen, niemand anderes als die Finnländer gewesen sind. Die definitive Erbauung des Schlosses Narwa fand jedoch, wie ich bereits früher erwähnt, erst unter König Christoph II. im Jahre 1321 statt, wie aus einer in lateinischer Sprache geschriebenen Urkunde ersichtlich ist, wodurch er ganz Estland dem Herzoge von Halland und Samson, Cnut Porse, als erbliches Herzogthum verlieh. Gegenwärtig gehört die Stadt Narwa zum Petersburger Gouvernement: die Station der baltischen Bahn befindet sich jedoch zur Hälfte auf estländischem, zur Hälfte auf ingermanländischem Boden, so daß der Stationschef sich täglich das Vergnügen machen kann, seine

Cigarette auf dem Petersburger Territorium zu rauchen und die Asche auf estländischem Gebiete abzustreifen.

IV.

Seit einigen Tagen sind wir hier am Stande des finnischen Meerbusens in die Regen-, Sturm- und Drangperiode getreten, so daß ich meinen „hohen" Functionen da oben auf der Warte nicht so häufig obliegen kann, als ich es gewünscht hätte. Es regnet jeden Tag und fast den ganzen Tag. Das Freitaggewitter dauerte die ganze Nacht bis zum Sonnabend Mittag. Es wetterleuchtete, blitzte und donnerte in einem fort, so daß man sich ordentlich auf ein Schlachtfeld versetzt glauben konnte. Zuweilen blickte die Sonne hervor, gleichsam sich in göttlicher Milde der armen geplagten Menschheit erbarmend, doch neidisches boshaftes Gewölk legte sich vor die Quelle alles Lichts und Lebens und entzog uns den Anblick der strahlenden Tagesgöttin. Es war rein zum Verzweifeln und ich lugte eifrigst durch mein Fernrohr, durchstreifte sorgfältigst den Horizont und das Meer, um Anzeichen einer eintretenden Besserung zu suchen. Doch vergebens. Alles um mich her war so düster, wie die politische Sachlage und die Wolken schienen die Rolle der Hetzpresse übernommen zu haben und eben so wie die letztere bestrebt ist die Völker unter einander zu verfeinden, so haben die erstere sich die Aufgabe gestellt, die Natur dem Menschen zu entfremden und den lieblichen Hochsommer in einen grämlichen Spätherbst zu wandeln.

Es ist wirklich ein höchst unerquickliches Schauspiel, das sich mir von meinem hohen Beobachtungsposten darbietet. Die niederen Leidenschaften, die sich erbittert bekämpfen; Racenhaß und Religionshader; Unduldsamkeit und Verfolgungen. Ein erbitterter Federkampf ist entbrannt, der nur traurige Resultate zu Tage fördern kann; Zwietracht wird eifrig gesäet und Haß reichlich geerntet. Die Schmarotzerpflanzen des Mißtrauens und Argwohns, des Haders und der Verdächtigungen wuchern üppig empor und der bewaffnete Friede wird als permanent erklärt. Dank den vervollkommneten, Tod und Verderben ausspeienden Geschützen, Dank der neuesten militärischen Strategie und Taktik, schonungslos vorzugehen, um in möglichst kurzer Zeit durch die schwersten Opfer die größten Resultate zu erkaufen, sind sieben- oder gar dreißigjährige Kriege unmöglich geworden (man zählt die Dauer der Kriege der Neuzeit nicht mehr nach Jahren, sondern bloß nach Monaten, ja sogar nach Wochen), aber um desto länger und folgenschwerer sind die Perioden des bewaffneten Friedens, die den Völkern und Staaten noch größere, schwerere Opfer auferlegen, sie finanziell und moralisch noch mehr zu Grunde richten. Ein frischer, kurzer Krieg ist fast diesem faulen, langen Frieden vorzuziehen, der mit bleierner Schwere auf Alle lastet, jede normale, geistige und materielle Entwickelung hemmt, da man stets das Schreckgespenst des Ausbruchs der Feindseligkeiten im Auge haben muß.

Man wird freilich (und, dem Anscheine nach, nicht ganz mit Unrecht) erwidern, daß, wie lästig der bewaffnete Friede auch sei, er doch den Vorzug vor dem offenen Kriege habe, da doch dabei kein Menschenblut vergossen, dieser kostbare rothe Saft geschont werde. Aber rechnet man denn für nichts die Hunderttausende von Menschenleben, die alljährlich zu Grunde gehen in Folge unerträglicher Zustände, die das Proletariat bis in's Unendliche vermehren, der Verbreitung des Pauperismus den größtmöglichsten Vorschub leisten? Und werden nicht die ökonomischen Hilfsquellen der Staaten und Völker durch die stets wachsenden, stets gebieterischer auftretenden Anforderungen des bewaffneten Friedens erschöpft? Direct wird freilich kein Blut vergossen in der Periode des bewaffneten Friedens, aber wenn man sich die Mühe nehmen wollte (wenn eine solche statistische Aufstellung überhaupt möglich wäre), zu zählen, wie viele Opfer durch allgemeines Mißtrauen, durch Abwesenheit stabiler Zu-

stände, hervorgerufenes Stocken im Handel und Wandel gefordert worden sind, so wird man vielleicht zu der höchst trostlosen Schlußfolgerung kommen, daß der lange bewaffnete Friede auch an Menschenleben eben so theuer, wenn nicht gar theuerer zu stehen kommt, als die kurzen, wenn auch blutigsten Kriege.

Und als ich so in die Ferne lugte, um einen heiteren Hoffnungsstrahl zu erhaschen, da blieb mein Auge an einem dunklen Gegenstande haften, der sich auf der äußersten, weit ins Meer vorgeschobenen Landzunge zeichnete. Ich richtete mein Fernrohr dahin und gewahrte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß es ein Wrack sei, das Gerippe eines Schiffes, welches augenscheinlich durch einen Sturm an's Ufer geworfen worden und daselbst jämmerlich gestrandet. Melancholisch-anklagend erheben sich die von der Zeit schwarz gewordenen, bloß gelegten Rippen des Wracks zum Himmel empor, gleichsam als forderten sie Sühne für das ihnen widerfahrene schreiende Unrecht, daß man ihnen kein ehrliches Begräbniß gönne, auf welches doch ein braves Schiff, das bei Erfüllung seiner Pflicht zu Grunde gegangen, berechtigten Anspruch erheben dürfe. Mir schnitt dieser trostlose Anblick durch's Herz und ich begab mich an Ort und Stelle, um meine interessante Entdeckung aus der nächsten Nähe zu betrachten. Es muß ein großes, gutes Fahrzeug gewesen sein, das hier ein so trauriges frühzeitiges Ende gefunden. Aus kräftigem Eichenholz gezimmert, widerstanden seine Flanken dem Andrang von Sturm und Wogen. Das so elendlich zu Grunde gegangene Schiff schien für die Ewigkeit geschaffen. Seine eichenen, emporstarrenden Rippen waren ganz unversehrt; die eisernen Bolzen, die sie zusammenhielten, schienen bombenfest. Und so lag das Wrack eines edlen Fahrzeuges da, halb in den Sand der Düne vergraben, halb im Wasser stehend und Niemand kümmerte sich darum, Niemand sorgte dafür, das Wrack wegzuschaffen, dessen Bestandttheile doch sicherlich einen gewissen Werth repräsentiren. Krähen spazieren gravitätisch die eichenen Rippen entlang. Am Bugspriet bemerkte ich ein kleines, hellbraunes Eichhörnchen, das mich mit seinen hellen, klugen Aeugelein fragend anzusehen schien. Und mir kam plötzlich der tolle Gedanke, Jagd auf das Thierchen zu machen, es als Jagdtrophäe, als rechtsam erworbene Beute heimzubringen. Ich erklomm das Wrack und eilte schnell den Bord entlang auf den Bug zu, wo das Eichhörnchen gar possierlich dasaß und mich spöttisch herausfordernd anzublicken schien.

Und da begann eine tolle kindische Jagd, bei deren Errinnerung ich noch jetzt lachen muß. Ich nahte mich behutsam dem Thierchen, doch in dem Augenblicke, wo ich danach die Hand ausstreckte und es zu ergreifen wähnte, hüpfte es davon und setzte sich auf eine andere Stelle nieder, putzte sich mit den Pfötchen und schien mich ironisch aufzufordern, ihm nachzukommen. Ich war thöricht genug, der Einladung zu folgen und das Spiel begann von neuem.

Es war wie die Jagd nach dem Glücke, das einem entschlüpft, just in dem Augenblicke, wo man es zu greifen glaubt. Man bedenkt dabei jedoch nicht, (ebenso wie ich bei der Jagd nach dem Eichhörnchen es nicht berücksichtigte), daß, je mehr man das Glück verfolgt, je wüthender und eifriger man demselben nachjagt, desto mehr man es verscheucht, desto vergeblicher, eitler die Hoffnung wird, es je zu erreichen. Nachdem ich mich von der Wahrheit dieses Ausspruchs überzeugt; nachdem ich bei der vergeblichen Jagd nach dem Eichhörnchen (das mich förmlich zu verhöhnen schien, mir däuchte sogar, ich hörte sein spöttisches Kichern) mehrmals Gefahr lief, vom Rande des Wracks ins Wasser zu stürzen (das freilich hier so seicht ist, daß ich höchstens ein Fußbad genommen hätte), beschloß ich, eine neue Tactik einzuschlagen, die besonders bei Frauen angewendet, oft von einem großen Erfolge begleitet ist: Ich beschloß, den Gleichgiltigen zu spielen, Indifferentismus zu heucheln, zu thun, als ob ich mich um den Gegenstand meines Strebens gar nicht bekümmere, als hätte ich jeden Gedanken an den Besitz desselben aufgegeben. Man reüssirt oft damit ganz wunderbar. Man wiegt sein Opfer in trü-

gerische Sicherheit, indem man ganz harmlos erscheint und, nachdem man es völlig eingelullt hat, stürzt man sich auf dasselbe und erreicht sein Ziel fast immer. Ich empfehle dieses Mittel als ein höchst sicheres und leiste generös auf jegliche Entschädigung für diese Mittheilung Verzicht.

Mein Eichhörnchen gehörte gewiß auch zum schönen Geschlechte; denn kaum hatte es bemerkt, daß ich meine Verfolgungen eingestellt und mit gut geheuchelter Gleichgiltigkeit auf den in weiter Ferne an der Reinigung des Fahrwassers arbeitenden Dampfbagger schiele, als absorbire derselbe meine ganze Aufmerksamkeit, so begann das nette Thierchen mit mir zu kokettiren, liebäugelte geradezu, wie eine geriebene Kokette. Zuerst begann es auf gar possierliche Weise Toilette zu machen und sich mit dem Pfötchen zu schniegeln und zu putzen, wobei es mir herausfordernde Blicke zuwarf. Doch als diese Pfeile machtlos an dem Panzer meiner Gleichgiltigkeit und Kälte abprallten, so begann es sich mir zu nähern. Ich fuhr jedoch fort unverwandt auf den Dampfbagger zu blicken, ohne indessen die geringste Bewegung meines charmanten Gegners aus dem Auge zu verlieren. Da, es hatte sich mir auf wenige Schritte genähert, schien mir der geeignete Augenblick gekommen, um meinen perfiden Plan auszuführen. Ich machte unbemerkbar eine Wendung, die dem amerikanischen Pfadfinder Ehre gemacht haben würde, von der geschicktesten Rothhaut nicht desavouirt worden wäre. Schon streckte ich heimtückisch die Hand aus, um das Eichhörnchen, das sich mir zutraulich genähert hatte, zu ergreifen, als plötzlich sich ein Umstand ereignete, der meinen so schlau angelegten Plan vollständig über den Haufen warf.

Im entscheidenden Momente ertönte nämlich das durchdringende Krähen eines Hahnes, der, ich weiß nicht wie, sich plötzlich auf dem Schlachtfelde des Wrackes eingefunden hatte. Der verfluchte Hahn krähte mit einem solchen Eifer, mit einer solchen Kraftanstrengung seiner Lungen, als habe man ihm dafür den Rang eines wirklichen Staatsraths in Aussicht gestellt, den er um jeden Preis erlangen müsse. Dieser unmelodische Hahnenschrei erschreckte mein Eichhörnchen, das mit einem Satz davonsprang und sich in dem Labyrinth der Eichenrippen des Schiffswracks verlor. Und so war ich durch den verdammten Hahn, dem ich mit Vergnügen den Hals umgedreht hätte, um meine Beute gekommen und saß melancholisch da auf dem Wrack meiner zertrümmerten Hoffnungen, wie Marius auf den Trümmern von Karthago. Das Eichhörnchen hatte es mir förmlich angethan und ich wünschte den so zur Unzeit krähenden Sultan des Hühnerhofes zu allen Teufeln. Selbst die Thätigkeit der Dampfbaggermaschine konnte mir fürder kein Interesse abgewinnen, obwohl sie sich die nicht genug anzuerkennende Aufgabe gestellt, das Fahrwasser von Unrath zu säubern, der sich im Laufe der Zeit da angehäuft. Leider werden solche Bestrebungen auch im Leben selten nach Verdienst gewürdigt. Anstatt Erkenntlichkeit stößt man gewöhnlich auf den schwärzesten Undank. Machen Sie mal den Versuch, den Moralprediger zu spielen, den Lebenspfad von dem Schmutz zu reinigen, den die Tagespraxis daselbst aufgehäuft, und Sie werden bald erfahren, welcher Dank Ihnen dafür zu Theil werden wird. Viele nehmen eine derartige Usurpation gar übel auf, bestreiten Ihnen überhaupt das Recht, sich in fremde Angelegenheiten zu mengen, als ob das Wohl der Menschheit dem Einzelnen fremd bleiben könnte.

Und die Wellen brachen sich schäumend und tobend an dem Schiffswrack, gleichsam als protestirten sie gegen das ihnen in den Weg gestellte Hinderniß, als legten sie Verwahrung ein gegen diesen Hemmschuh ihres natürlichen Laufes und mit stets ernenter Wuth prallten sie an die Eichenrippen, nahmen immer heftigeren Anlauf, ohne jedoch ihr Ziel zu erreichen. Mit unwandelbarem Gleichmuth widerstanden die Reste des kräftig gefügten Fahrzeuges dem Andrang und kümmerten sich keinen Pfifferling um Wind nnd Wetter. Die Witterung hat sich letzthin wieder gebessert, obgleich ein böser Wiud fortfährt zu werden, der nichts Gutes verkündet. Der Him-

mel hat aufgehört unter Thränen zu lächeln, doch traue ich ihm nicht mehr ganz. Das einmal erschütterte Vertrauen kehrt nicht so leicht wieder. Wer ein mal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht. Und die Witterung hat uns letzthin gar zu sehr genarrt. Und wenn die Sonne auch noch so holdselig lächelt, so kann sie doch den durch ihre Unbeständigkeit hervorgerufenen Argwohn nicht hinwegzaubern, diese strahlende Allerweltskokette, eben so wie man den Friedensversicherungen der internationalen Diplomatie keinen Glauben beimessen kann, wenn sie überfließt von Milch und Honig frommer Denkart und dabei eifrig fortfährt, sich zum Kampfe zu rüsten, Festungen zu armiren, neue tödtlichere Wurfgeschosse zu ersinnen, Millionen Bayonette bereit zu halten, wobei sie Millionen Hände productiver Arbeit entzieht, die öconomischen Ressourcen erschöpft.

Zum Schluß noch einige Worte über den Wasserfall bei Narwa. Aufrichtig gestanden machte derselbe auf mich nicht den überwältigenden Eindruck, den ich erwartet hatte.

Das Tosen des Falls, der silbersprühende feine Gischt, der bis zu mir reichte und mich gleichsam in eine durchsichtige Wolke hüllte, die colossalen Fabriksgebäude auf beiden Seiten des Wasserfalls (der von seinem Ursprunge ab bis zu seinem Niedergang eine Höhe von 25 Fuß hat; nicht wie Touristen irrthümlich berichtet, als habe der Fall selbst eine solche Höhe), die schäumenden Wasserfluthen, die nach gethanen Dienstleistungen unter den Gebäuden wieder hervorströmten, durch ihr Tosen gleichsam energischst protestirend, daß man sie zu so niederen Handlangerdiensten herabgewürdigt, als Garn zu spinnen oder Tuch zu weben; die durch das üppige Grün der Bäume hindurchschimmernden goldenen, in den Strahlen der Sonne hochaufleuchtenden Kuppeln der Stieglitzschen Capelle, wo der bekannte Millionär neben seiner Gattin ausruht von der Erde ermüdendem Pilgerwallen, während seine in nächster nähe liegende luxuriöse Villa, wo der Crösus im Leben gehaust, an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt, — dieses Alles zusammengenommen bildete eine Scenerie, die dennoch werth ist, gesehen zu werden. Die Krähnholmsche Fabrik liegt auf der zwischen den beiden Wasserfällen (dem großen und dem kleineren) gelegenen Insel Krähnholm, welche der Familie Sutthof gehörte.

Früher, bereits seit Jahrhunderten standen auf der zwischen zwei Wasserfällen gelegenen Insel Kränholm bloß Sägemühlen, die jedoch die ungeheuren, zu ihrer Verfügung stehende Wasserkraft nur in geringem Maßstabe ausnützten. Freilich wird auch gegenwärtig nur ein unbedeutender Theil der den zwei Wasserfällen innewohnenden bewegenden Kraft ausgenützt; der größte Theil geht verloren und wird nur dann in großem Maßstabe exploitirt werden können, wenn die Frage über Uebertragbarkeit der Kraft auf Entfernung gelöst sein wird, welche Frage übrigens, wie man letzthin behauptet, der Lösung so ziemlich nahe sein soll. Dann wird der Wasserfall von Narva, so wie der des Imatra eine neue ergiebige Quelle des Volksreichthumes werden.

Eigenthümlich ist der Umstand, daß man bei uns auf die eigentliche Bedeutung des Wasserfalls von Narva für die Industrie erst durch den berühmten Weltumsegler James Cook aufmerksam gemacht worden. Cook kam auf seinen Reisen unter anderm auch nach Narva aus war über die Macht des Catarakts ganz erstaunt, dessen er auch in seinen Reiseerinnerungen erwähnt.

V.

Eine phantastische Flussfahrt.

Die Segel meines Bootes blähten sich stolz und herausfordernd auf, gleich einer in voller Balltoilette unter riesiger Tournüre dahinsegelnden Schönen der modernen Gegenwart. Ich saß einsam am Steuer meines Kahns, der in beflügelter Eile, Dank einer frischen vom Meere wehenden Brise, die spiegelglatte und kristallhelle Fläche der Narowa durchschnitt und in den in denselben mündenden Nebenfluß Rossona einlenkte. Dieses Flüßchen, das sich übrigens einer ganz stattlichen Weite erfreut, ist schiffbar und wird auch von kleinen Dampfern befahren, die den Verkehr zwischen Narwa und der Lugamündung vermitteln. Ungefähr drei Werst von der Stelle, wo die Rossona in die Narowa mündet, und zwar an einem auf einer Halbinsel gelegenen ärmlichen, aus wenigen, meistentheils baufälligen Bauernhütten bestehenden estnischen Dörfchen, theilt sie sich in zwei Arme, die große und kleine Rossona genannt, welche sich jedoch ein paar Werst weiter wieder vereinigen.

Diese geographischen Bemerkungen, die in keinem Leitfaden enthalten sind, bilden die Früchte eigener Beobachtungen. Ich hatte beschlossen, den Lauf der kleinen Rossona zu folgen, da derselbe der nächste Weg zum Ziele meiner Excursion war: den Teufelsberg (über welchen in der hiesigen ländlichen Bevölkerung gar viele phantastische Legenden cursiren, von denen auch die Badegäste mehr oder weniger inficirt worden sind) und den in Mitten eines dichten Waldes gelegenen stillen See, über dessen romantische und geheimnißvolle Lage so viel gefaselt wurde, obgleich nur wenige sich die Mühe genommen hatten, diese Gerüchte durch persönliche Ansicht zu verificiren. Ueber beide Punkte wurde so viel und so lange debattirt und die Chancen einer Explorationsreise in diese geheimnißvolle Gegend erwogen, daß man endlich zu keinem Entschlusse kam, so daß ich mich veranlaßt sah, das Abenteuer auf eigene Faust zu unternehmen.

Ich muß bemerken, daß die hübsche kleine Rossona auch sehr launenhaft ist und eine unregelmäßige Laufbahn befolgt, die eigentlich für einen sich respectirenden Fluß gerade nicht sehr anständig ist. Nachdem sie mich durch ihre ziemlich imponirende Weite und Tiefe verlockt, änderte die capriciöse Schöne mit einem Mal ganz ihren Charakter und zwar durchaus nicht zu ihrem Vortheil. Das Flüßchen ward stets seichter, verengte sich immer mehr und mehr, so daß es zuletzt einem schmalen schwimmenden Silberbändchen ähnelte, das sich mühsam schlangenförmig zwischen den dasselbe einzwängenden, in üppiges Grün gekleideten Ufern hindurchwindet, wobei zahllose aus dem Gewässer hervorwuchernde Schlingpflanzen die Fortbewegung des Bootes außerordentlich erschweren, so daß ich gar manchmal Gefahr lief, in diesen Wasserpflanzenlabyrinth stecken zu bleiben. Gleich unzähligen gierigen Polypenarmen streckten sich

mir die Schlingpflanzen (welche oft sich in den ungeheuerlichsten, thierartigen Gestalten präsentirten und drohend ihre Fühlhörner ausdehnten) entgegen, den Weg hemmend und mich in ihre Netze zu ziehen suchend. Es gehörte nicht wenig Gewandtheit, Schlauheit und Kraft dazu, um diesen verführerisch lockenden und drohenden Umarmungen auszuweichen und nicht ein Opfer der Flußnixen zu werden, vor denen man mich gewarnt hatte.

Denn hier hausen Najaden und Dryaden, Sirenen uud Nixen, die da ihr unheimliches Wesen treiben, den verspäteten Schiffer durch ihren Gesang anlocken, um ihn in die dunklen Tiefen hinabzuziehen. Als Lockmittel dienen ihnen bezaubernd schöne Wasserlilien, die ihren schlanken weißen Hals aus der dunklen Tiefe emporstrecken und den Passanten mit ihren großen träumerischen Augen ansehen, mit ihren weißen Armen winken, daß einem die Sinne vergehen vor seliger Wonne. Schwermüthig stehen die zahllosen weißen und gelben Wasserlilien da, gleichsam schwebend, dahingleitend über die Oberfläche des Wassers, welche stellenweise einer üppigen, mit wunderlieblichen Kindern Floras emaillirten Wiese gleicht, so daß ich oft an der Möglichkeit verzweifle, meine Fahrt fortsetzen zu können.

Und mit ihren schönen Augen verfolgen mich die liebeskranken bleichen Lilien. Berauschender Duft scheint ihnen zu entströmen; leise klagende, lockende, tief zu Herzen gehende, lieblich klingende Töne läßt ihr zart rosig angehauchter Kelch vernehmen; ein Klingen und Singen, ein Schluchzen und Locken, ein Wonne- und Liebesschauer, der durch die gesammte Natur zu gehen scheint. Und die Blicke der bleichen, vor Sehnsucht vergehenden Lilien werden immer glühender und das Singen und Klingen immer verlockender. Doch war ich gegen allen diesen Zauberspuk gefeit. Ich wußte, daß das Alles eitel Lug und Trug war, um mich desto sicherer zu verderben. Ich hatte es sogar nicht für nothwendig gefunden, mich gleich Ulysses an den Mastbaum festbinden zu lassen, um dem verführerischen Gesang der Sirenen erfolgreich zu widerstehen, aus dem einfachen Grunde, weil ich mich allein im Boote befand und Niemand da war, der mich hätte fesseln können. Aber der feste Wille, der Versuchung siegreich zu trotzen, ihr nicht zu unterliegen, erwies sich eben so wirksam, als die stärksten Bande. Und so sehr auch die bleichen, schwärmerischen Lilien sich anstrengten, mich in ihre Netze zu ziehen, so sehnsüchtig auch die Nixen ihre weißen, vollen Arme nach mir ausstreckten, so lieblich und lockend auch der verführerische Gesang von allen Seiten ertönte — alle diese Lockungen prallten machtlos ab von dem Panzer der Unnahbarkeit, mit dem ich mich gewappnet.

Ruhig und entschlossen steuerte ich dem Ziele, das ich mir gesteckt, entgegen, dasselbe keinen Augenblick aus dem Auge verlierend. Schonungslos durchschnitt ich mit meinem Kahn die Reihen meiner Gegner. Der Himmel allein weiß, wie viel Wasserlilien ich auf dieser meiner Fahrt geknickt! Und sterbend ließen sie das bleiche Haupt auf die Brust sinken und noch im letzten supremen Momente versicherten sie mich ihrer unwandelbaren Liebe, flüsterten mir mit erlöschender Stimme ihre Verzeihung zu und aus dem brechenden Auge traf mich noch ein letzter freundlicher Strahl. Doch will ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß mich diese Hingebung und Opfermüthigkeit kalt ließ, da ich wußte, daß dieses Alles Comödie — eitel Lug und Trug war.

Ich hatte alle Warnungen in den Wind geschlagen. Man hatte mir gesagt, der Weg sei nicht ungefährlich; man wäre gar manchen Verführungen ausgesetzt; zwischen den Schlingpflanzen lauere das Verderben und gar Mancher, der unerschrocken, lebensmuthig ausgezogen, sei nicht mehr heimgekehrt, sei von den Polypenarmen der Nymphen umschlungen worden und habe ein frühzeitiges Ende gefunden; oder durch den Gesang der Loreley angelockt, sei gar Mancher einem Phantom nachgelaufen und sein Lebensnachen wäre elendiglich gestrandet und er selbst habe als Futter der „Minagi" gedient (winzige Dämonen, die sich in Gestalt kleiner Fische präsentiren

und sich sogar opfermuthig am Spieß braten lassen, um den Menschen desto sicherer durch Magenbeschwerden zu verderben). Ich verlachte alle diese düsteren Prophezeihungen und unternahm frohen Muthes die Excursion nach dem Teufelsberg, obgleich man mich von diesem Abenteuer noch dadurch zurückzuhalten suchte, indem man mich versicherte, daß, im besten Falle, wenn ich sogar nach Ueberwindung aller Fährlichkeiten, nach glücklich überstandenem Kampfe mit Wasserlilien und Flußnixen, mit polypenartigen Schlingpflanzen und singenden Sirenen, heimkehrte, ich sicherlich dem Ostracismus verfallen würde, da Niemand mit mir, dem Besucher des Teufelsberges, in irgend welche Beziehungen treten würde. Ich spottete über alle diese Warnungen, die im Gegentheil mein Verlangen nach dem Abenteuer noch verstärkten. Meine Freunde hatten geglaubt, durch ihre haarsträubenden Erzählungen einen Popanz zu gebrauchen, der mich abschrecken sollte, und hatten dabei außer Acht gelassen, daß dem Menschen ein Widerspruchsgeist eigen ist, der ihn gerade das thun läßt, wovon man ihm am eifrigsten abrathet und daß eben die Gefahr, die man laufen kann, einen ganz besonderen Reiz ausübt. So war's auch bei mir der Fall gewesen: Der Popanz war zum Lockmittel geworden und da mich Niemand begleiten wollte, so zog ich allein in die Ferne.

Doch will ich durchaus kein Hehl daraus machen, daß je weiter ich vorrückte, desto höher mein Herz schlug und daß der Erwartung des Kommenden eine gewisse Furcht des Gegenwärtigen beigemischt war. Denn das Flüßchen verengte sich immer mehr, der Kampf mit den Schlingpflanzen, die fast die ganze Breite ausfüllten, ward immer schwieriger, die Wasserlilien sahen mich immer schwermüthiger, mitleidsvoller an, gleichsam als wollten sie mir ihr Mitgefühl über das mich erwartende Geschick ausdrücken. Doch ich steuerte immer vorwärts und in dem Augenblick, wo die Noth am höchsten, war auch die Hilfe am nächsten. In dem Moment, wo der Arm des Zauberflusses so schmal geworden, daß mein Segel die Bäume an den Ufern streifte; wo ich mit den Händen das Gestade hätte greifen können; wo die Wasseroberfläche fast ganz unter den üppig emporwuchernden Schmarotzerpflanzen verschwand; wo das Wasser so seicht ward, daß ich oft Gefahr lief, im Sande stecken zu bleiben, machte der Fluß plötzlich eine Wendung und stürzte sich freudig, gleichsam von bedrückendem Alp erlöst, in die Arme seines ältere Bruders, Rossona des Großen, von dem er während einiger Werst getrennt gewesen. Das Wiederfinden und die Wiedervereinigung der Beiden war so stürmisch, daß mein Nachen gar bedenklich zu schwanken anfing und unter der Wucht der Segel sich fast ganz auf die Seite legte. Doch durch geschicktes Manövriren stellte ich das gestörte Gleichgewicht wieder her, wich einer Katastrophe aus, und ward dafür durch ein entzückendes Panorama, das sich vor meinen Augen ausbreitete, entschädigt.

Die zwei vereinigten Flüsse bilden hier so eine Art breiten Sees, dessen linkes Ufer sich in einem grellen Contrast zu seinem rechten steilen Ufer befindet. Links wogende Kornfelder, von denen bereits ein Theil der Ernte eingeheimst war und die goldgelben Kornähren, in große pyramidenförmige Garben gebunden, boten ein reizendes Bild. Die Strohdächer eines ziemlich großen, malerisch am Ufer hingeworfenen Dorfes lugten durch das üppige Grün der Bäume hervor; zahlreiche Heerden von Pferden und Kühen weideten da und das melodische Gebimmel ihrer Glöckchen klang weit herüber in die Ferne; der bärtige barfüßige Hirt ging zwischen der ihm anvertrauten Heerde umher und entlockte einer selbstverfertigten Holzflöte sehr angenehme Töne, die eine außerordentlich schwermüthig angehauchte Volksmelodie bildeten. Es war eine förmliche Idylle, die sich vor mir ausbreitete, eine Pastorale im vollen Sinne des Wortes, so daß ich ganz entzückt mein Auge an diesem hübschen, gleichsam aus einer Theaterdecoration herausgerissenen Bilde weidete, das durch die schwingenden mächtigen Flügel einer Windmühle erhöht wurde, die sich scharf am lichten Horizonte

zeichnete, so daß man die sich langsam, träge bewegenden Riesenflügel für die Arme eines sich gähnend reckenden Giganten halten konnte.

Doch während das linke Ufer mir dieses reizende Culturbild vor Augen führte, bot das rechte ein ganz entgegengesetztes Bild der Oede und Verwüstung. Schroff und steil erhob sich das Ufer auf der rechten Seite und gipfelte sich endlich zu einem riesigen unwirthlichen Sandfelsen, dessen Gipfel mit spärlichen Farrenkräutern und verkrüppeltem Gesträuch kärglich blos hie und da bedeckt, einen außerordentlich unwirthlichen, trostlosen Anblick der Verwilderung bot. Ich befand mich am Fuße des Teufelsberges, dieser so verrufenen Gegend, in welche man sich nur höchst ungern wagt. Der Anglick dieses ungeheuren Sandberges ist wirklich dazu geeignet, abergläubisch zu machen, panische Furcht zu erwecken und zu nähren, besonders des Abends bei geheimnißvoller fahler Mondbeleuchtung, wie sich es später bei meiner Rückkehr nicht ohne Herzklopfen constatirte. Es liegt so etwas Wildes, Verwahrlostes, ich möchte fast sagen, Dämonisches über diese Gegend ausgebreitet; es ist ein Bild der Barbarei, das noch durch das gegenüber sich darbietende Bild der Cultur verstärkt wird.

Trotzdem, daß es noch heller Tag war (die Sonne begann freilich stark sich nach Westen zu neigen) überkam mich ein Gefühl der Beängstigung; krampfhaft zog sich das Herz zusammen ob dieses finster und verschlossen dastehenden Sandriesen, an dessen Fuße die Wellen des Flusses gleichsam furchtsam anschlugen, um sodann die Flucht zu ergreifen und wieder schüchtern zurückzukehren und den Versuch zu erneuern, die Basis des Giganten zu unterwühlen, ihn zu Falle zu bringen. Der Himmel weiß, wie lange dieser erbitterte lautlose Kampf schon dauern möge; die Spuren desselben sind deutlich sichtbar. Gleichdem wie der fallende Tropfen zu guterletzt den Stein aushöhlt, so haben die Wasser der Rossona die Basis angegriffen, gar manches Stück Erdreich mit sich gerissen, in verzweifeltem muthigem Anpralle ausgeklüftet. Aber der Riese lächelt verächtlich, geringschätzig ob dieses thörichten Beginnens und blickt von seiner stolzen Höhe auf den Zwerg da zu seinen Füßen herab, der sich in ohnmächtigen Anstrengungen erschöpft, ohne je Aussicht zu haben, zum Ziele zu gelangen.

Die ganze Gegend um den Teufelsberg (auf der rechten Uferseite) ist von einer geradezu bedrückenden Trostlosigkeit und Leere. Es ist als vermeide die Pflanzenwelt diese verfluchte Stelle, wo einst in grauer Vergangenheit ein ungesühnt gebliebenes namenloses Verbrechen begangen worden sein soll. Der Stempel des Fluches und der Vereinsamung ruht darauf. Nur auf dem äußersten Gipfel erhebt sich eine schwindsüchtige verkrüppelte Zwergbirke, die in melancholischem Schmerze, in herber Verzweiflung, in bitterer, aus dem Innersten der Seele kommender Klage ihre dürren Arme klagend gegen Himmel erhebt, sich gleichsam beschwerend, daß ihr das traurige Geschick beschieden, an dieser vermaledeiten Stelle das Licht der Welt erblickt, Wurzel gefaßt zu haben, flehend, daß ein baldiger Tod diesem einsamen elenden Leben ein Ende mache . . . . Es ist ein trostloser Anblick, der mir wirklich durchs Herz schnitt und ich beklagte den armen Krüppel und tröstete ihn, daß er bald von der Last des Lebens befreit sein würde, da die Agonie des Verdorrens factisch schon eingetreten sei. Ein Lächeln der Hoffnung verklärte das zusammengeschrumpfte Gesicht des Sterbenden, oder war es ein goldiger Sonnenstrahl, der sich mitleidig tröstend herüberstahl vom jenseitigen glücklichen Ufer?

Ich hatte mein Boot auf den Sand laufen lassen und begann den Berg zu erklimmen, was gerade keine leichte Aufgabe ist. Ich sank oft tief in den lockeren Sand, rollte ein paar Mal den abschüssigen Abhang herab, mußte mich an dem hie und da hervorragenden Gestrüppe festhalten und nach mancherlei Fährlichkeiten gelangte ich doch an's Ziel. Ich stand auf dem Gipfel des Teufelsberges und die entzückende Fernsicht, die sich mir von da darbot, versöhnte mich mit der gehabten Mühe, machte mich ganz daran vergessen, daß ich mich an verfluchter Stelle befand.

Zu meinen Füßen breitete sich der weite Silberstrom der zwei vereinigten Flüsse aus. Und weiter hinweg über den dunklen Wald und die hie und da zwischen Feldern und Wiesen zerstreuten Dörfer erblickte ich die unabsehbare Fläche des Meeres, der finnische Meerbusen lag vor mir gleich einem in der Sonne hochaufleuchtenden Riesenspiegel. Ich konnte deutlich den schwedischen oder norwegischen großen Dreimaster erkennen, der mit gerafften Segeln unbeweglich auf der Rhede von Hungerburg vor Anker liegt. Dank meinem trefflichen Fernrohr konnte ich deutlich das Verdeck des Schiffes sehen, auf dem kein Mensch zu erblicken war. Nur hoch oben zwischen den Tauwerken schien sich etwas zu bewegen, das ich anfangs für eine Krähe hielt, das sich aber zuletzt als ein Matrose entpuppte, der da irgend etwas an der Takellage auszubessern schien. Freundlich von der Sonne beschienen, leuchtete mir der weiße runde Leuchtthurm entgegen, auf dessen oberster Zinne Maurer arbeiteten und ameisengleich emsig und unermüdet an dem schwanken Gerüste auf und ab klommen. Der Mastenwald von Schiffen, die hohen rauchenden Schlöte der Sägemühlen, die einen dicken, schwarzen Dampf in die blauen Lüfte sandten und endlich das schlanke minaretartige Thürmchen des schmucken Curhauses mit seiner riesigen im Wind munter flatternden Tricolore... Es war ein reizender Anblick, diese große pittoreske Landschaft von der Vogelperspective zu betrachten, von dem Gipfel des Teufelsberges gesehn und kann ich den Besuch desselben angelegentlichst empfehlen.

Lange stand ich auf dem einsamen, kahlen Gipfel des Teufelsbergs. Doch da die Sonne sich stark gegen Westen zu neigen begann, beeilte ich mich den Abhang schleunigst herabzusteigen, zu meinem Boot zu kommen und die Reise nach dem stillen See fortzusetzen. Doch mein Segelboot hatte sich so tief in den Sand gefahren, daß ich es, trotz der verzweifeltesten Anstrengungen, nicht vom Platze bringen konnte, so daß ich gezwungen war, Stiefel und Strümpfe abzuziehen, die Hose hoch aufzukrämpen und in's Wasser zu steigen, um meinen Lebensnachen wieder flott zu machen. In dem Augenblick, wo ich damit beschäftigt war, brauste ein kleiner Dampfer an mir vorüber, der nach der Lugamündung mit Passagieren geht. Spöttisch sahen die letzteren meinem Treiben zu, doch Niemand fiel es ein, mir Hilfe zu leisten, obgleich es in Anbetracht meiner precären, jedoch auch nicht eines komischen Anstrichs entbehrenden Lage, doch ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Doch es war im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich nicht am Teufelsberg zu Grunde gehen sollte und nach halbstündiger Arbeit bekam ich mein Boot wieder flott und steuerte dem stillen See zu, den ich auch nach einer halben Stunde erreichte.

Der sogenannte „stille See" ist inmitten eines prächtigen Tannenwaldes gelegen und bietet ein Bild der vollkommensten Ruhe und Unbeweglichkeit dar, welcher er auch seinen Namen verdankt. Es ist ein traulicher, lauschiger, poesiereicher Ort, wo man sich ganz von der Welt abgeschnitten glauben kann. Kein Laut störte die majestätische, religiöse Ruhe. Ich konnte mich beinahe auf einem unbewohnten Eiland mitten im Ocean denken. Und träumend saß ich am Ufer des stillen Sees und blickte in seine silberhellen Fluthen, durch welche hindurch man den ockergelben Sand des Grundes sehen konnte. Hohe schlanke Tannen umgaben den See gleich Wache stehenden Soldaten, denen ein kostbarer Schatz zu behüten anvertraut wäre. Lautlos standen die schmucken, grünen Trabanten in ihrer kleidsamen Uniform, mit dem grünen wallenden Federbusch am Czako und schienen militärisch-stramm zu salutiren.

Zuletzt aber überkam mich doch ein Gefühl der Vereinsamung und ich fühlte das Bedürfniß Menschen zu sehen, den Laut der menschlichen Stimme zu hören. Es erfaßte mich plötzlich eine unsägliche Angst, als sei ich zu lebenslänglicher Einzelhaft verurtheilt, als sollte ich nie mehr meines Gleichen sehen. Der Mensch ist nun einmal eine sociale Bestie und im gegebenen Augenblicke wäre mir selbst mein ärgster Todfeind willkommen gewesen. Fort von diesem Zaubersee, der mich durch seine Ver-

einsamung an die Beschreibung vom todten Meer gemahnt, wenngleich er weit davon entfernt ist, dessen Schreckniſſe zu besitzen, sondern im Gegentheil ein Bild beschaulicher Ruhe bietet. Doch diese Ruhe gemahnt an die des Grabes, so daß mich ein Fröſteln überkam, gleichsam als wäre ich gewärtig, daß sich zwei riesige Tannen detachiren, sich mir nähern, mich ergreifen und lautlos auf den Boden des stillen Sees versenken würden, so daß kein Hahn nach mir krähte. Diese Perspective hatte für mich so wenig Verlockendes, daß ich eiligst den melancholischen Ort verließ.

Die Sonne war schon längst untergegangen, als ich heimwärts segelte. Am wolkenlosen Himmel zog der Vollmond dahin in stiller Majestät; Myriaden Sterne glitzerten und von der Ferne erhoben sich abermals die Contouren des riesigen Teufelsbergs, an dem ich mit einer gewissen abergläubischen Scheu vorübersegelte. Der Ort sah bei Mondlicht ganz besonders gespenstisch aus und hoch oben auf dem Gipfel sah ich deutlich Satan, dessen langer Schweif pfeifend die behaarten Flanken schlug, und der mich mit seinen feurigen Augen anblickte. Oder war es die verkrüppelte schwindsüchtige Birke, die im fahlen Halbdunkel die Form des Bösen angenommen. Das Ufer ist hier merkwürdig abschüssig und bietet das Bild einer regelrechten Bastion, einer Befestigung dar. Die an diesen glattbehauenen Sandbastionen in vollständig geregelten Reihen klebenden Schwalbennester haben ganz das Aussehen von Schießscharten und im falben Mondschein ist diese Täuschung eine vollkommene, so daß man wirklich glauben kann, eine drohende Veste vor sich zu haben, welcher die Nähe des Teufelsbergs etwas Finsteres, Gespensterhaftes verleiht. Und ich mußte mich stets umwenden, um diese seltsame Fata Morgana anzuschauen und immer däuchte es mir, Satan auf dem kahlen, nur hier und da mit wirrem Gestrüpp und schwindsüchtigem Farrnkraut bewachsenem Gipfel des Teufelsberges stehen zu sehen, der mir zuwinkte.

Dank einem leichten günstigen Winde ging die Rückfahrt schnell und glücklich von Statten. Mit wunderbarer Schärfe zeichneten sich die Häuser der Dorfschaften, an denen ich vorübersegelte, am lichten Horizonte ab und gewannen ganz das Aussehen von Decorationen aus einer Feerie, besonders als sich in den Hütten Feuer entzündeten und die Fenster freundliches Licht ausstrahlten. Die Nacht war schon ziemlich vorgerückt, als ich wieder in die Narowa einlenkte und von der Ferne auf der einsamen Meeresdüne das strahlende, immer wachsame Auge des Leuchtthurms gewahr ward.

VI.

Ueber die Grenze.

In Rußland überhaupt — und in St. Petersburg ins besondere macht sich zu gewissen Jahreszeiten ein seltsames Gebresten bemerkbar, das anfangs sporadisch auftritt, allmälig jedoch oft einen epidemischen Charakter annimmt. Diese Krankheit, welche, nach der Schwindsucht, unstreitig eine für den Organismus allerschädlichste ist, nennt man „Absentismus". Das ist ein Leiden, das jeden Russen früher oder später ergreift, ein Gebrechen, das nicht Geschlecht, noch Alter respectirt, das jedoch vorzugsweise junge Frauen und ältere Männer befällt, Kinder jedoch fast ganz verschont.

Der Absentismus tritt größtentheils epidemisch Ende April auf. Die Symptome dieser gefährlichen Epidemie machen sich jedoch schon im Anfang März fühlbar. In den höheren Gesellschaftskreisen grassirt sie am heftigsten, bricht sie am frühesten aus, oft schon in der ersten Fastenwoche. In plutokratischen Sphären ist diese Krankheit permanent, doch man kümmert sich um die Heilung gar nicht, sondern läßt den Patienten thun, was ihm beliebt, beschränkt selbst seine kostbarsten Phantasien, seine theuersten Excentricitäten nicht, natürlich weil die Mittel vorhanden sind, sie in vollem Maße zu befriedigen und den absurdesten Launen und thörichtsten Einfällen ein Genüge zu leisten.

Trotzdem die Epidemie des Absentismus in den verschiedenen Sphären der Gesellschaft verschiedentlich auftritt, sind die Symptome und der Verlauf derselben doch so ziemlich dieselben. Sie äußern sich durch ein allgemeines Uebelbefinden, eine allgemeine Unzufriedenheit. Man ist mit Allem und Allen unzufrieden, am meisten mit sich selbst. Die Selbstgeißelung geht oft bis an die äußerste Grenze des Erlaubten, die Selbstkasteiung wird immer energischer. Dem Patienten ist alles zuwider. Er hadert mit seinem Schicksal, unterwirft die socialen Zustände, in welchen wir leben, einer unbarmherzig herben Kritik, studiert mit fieberhaftem Eifer die Börsenbulletins und bekundet ein früher nie dagewesenes Interesse für den Zustand unserer Valuta, hat einen Durst nach öconomischem Wissen und vertieft sich in die Lecture von Bädeker's in flammenrothem Einbande prangenden Werken. Die Unzufriedenheit mit den gegebenen Verhältnissen wächst von Tag zu Tage, der Patient wird immer reizbarer und erregter, und nicht selten werden an ihm leichte nihilistische Anfälle bemerkt, die aber, Dank einer rationellen Behandlung durch Frottiren und Sinapismen, Massage und Heilgymnastik zeitweilig verschwinden, um jedoch dann mit erneuter Heftigkeit wieder aufzutreten. Der Durst der Oppossition wächst, der Hunger der Negation grenzt geradezu an Gefräßigkeit. Nichts stellt den Kranken zufrieden, für Alles macht er gewisse Institutionen, Personen und Principien verantwortlich, selbst das abscheuliche Wetter schiebt er ihnen in die Schuhe, geschweige die hohen Zucker-, Brot-

und Fleischpreise; die allgemein abnorme Steigerung aller Lebensbedürfnisse, die freisprechenden Urtheile notorischer Verbrecher seitens der Geschworenen und die Schuldigsprechung von Angeklagten, deren Schuld durchaus nicht erwiesen.

Die Krankheit steigt, der Patient wird in hohem Grade unangenehm und lästig für seine nächste Umgebung, gar oft staatsgefährlich, da er im Paroxismus destructive Tendenzen kundgiebt. Sobald das Uebel einen solchen Höhegrad erreicht, so giebt es kein anderes Mittel, als sich in das, Ecke der großen Morskaja und der Konnogwardeiski Pereulok belegene Büreau zu begeben, wo man für den Preis von fünf Rubeln ein kleines in dunkelgrünes Maroquinpapier geheftetes Büchlein erwirbt, dessen Anblik allein auf den vom Absentismus befallenen Kranken einen beruhigenden Einfluß ausübt. Denn dieses Büchlein besitzt in Bezug auf unsere Grenze die magische Kraft des „Sesam öffne dich". Kaum hat der Patient das Zauberbüchlein in Händen, so legt sich sein Fieberparoxysmus. Er wird ruhiger, geduldiger, sanfter und selbst die lustige Procedur des „Visirens" im deutschen Consulat (eine noch aus der Wetljankaepidemie datirende, uns zu Gunsten des geeinigten Deutschlands mit einer Fremdensteuer belegende Contribution) wird mit ziemlichem Gleichmuth ertragen. Die Devise „Mensch ärgere dich nicht" und Nil admirari — kommt immer mehr zur Geltung. . . .

Sobald nur der Patient (oder die Patientin) der Heimath den Rücken gekehrt, geht mit ihm eine seltsame Veränderung zum Bessern vor. Die Alles bekrittelnde Opposition verwandelt sich bereits in Dünaburg in eine milde Beurtheilung von Personen und Zuständen; in Wirballen wandelt sich das gährende Drachengift in Milch frommer Denkart und in Eydkuhnen kömmt wieder glühender Patriotismus zum Vorschein und was beim Kranken früher strenge Rüge hervorrief, erweckt im Reconvalescenten enthusiastisches Lob. Man wird liebevoller und nachsichtiger gegen Andere und kehrt gewöhnlich nach mehreren Monaten ganz geheilt, jedoch mit bedeutend erleichterten Portemonnaie zurück.

Wie Sie aus dieser kurzen Diagnose ersehen, ist der Absentismus eine ziemlich ernste Krankheit und dem epidemischen Auftreten und Überhandnehmen derselben wollte der Finanzminister (eine in solchen Fragen competente Autorität) durch eine unverhältnißmäßig hohe Paßsteuer entgegentreten. Dieses Project fiel bekanntlich in's Wasser. Dahingegen hat sich der ungewöhnlich niedere Stand unserer Valuta, die unerhört geringe Werthschätzung unseres Rubels sich als ein weit radikaleres Mittel gegen den Absentismus bewährt, als alle geplanten Prohbitivmaaßregeln.

Ein tiefes Gefühl der Beschämung überkommt einen, sobald man die russische Grenze überschreitet und deutschen Boden betritt. Mit dem Staub der Heimathserde, den man von sich schüttelt, schüttelt man auch die Hälfte seines Baargeldes von sich ab. Es war geradezu ein Gefühl moralischer Erniedrigung, das sich meiner bemächtigte, als ich sah, mit welch souveräner Geringschätzung man schon in Wirballen unsere schönen regenbogenfarbigen Kathinkas behandelt. Eine Röthe der Scham und des Unwillens stieg mir in den Wangen, als man mir für einen Hundertrubelschein 181 Mark 25 Pfennig bot [1]), während ich doch dafür rund 323 Mark hätte erhalten sollen. Die Deutschen entschuldigen sich sogar nicht mit ihrer Armuth, welche es ihnen nicht gestattet, mehr für unseren Rubel als etwa einen Poltinnik an Werth zu zahlen. Sie offerieren nur 181 Mark, je nach den Umständen auch noch weniger, und

[1]) Das war im Juni 1887. Seit der Zeit ist es noch viel schlimmer geworden und ist, Dank den Bestrebungen unserer Nachbaren und Freunde, unsere Valuta langsam aber stetig die abschüßige Bahn der Baisse herabgeglitten und ist ein Ende diesem Niedergange schwer abzusehen.

damit basta. Wir müssen damit zufrieden sein, was uns diese Hungerleider geben, müssen mit Allem vorlieb nehmen.

Um die Hälfte meines Baargeldes erleichtert, doch mit einer um so größeren Last auf dem Herzen (das sich mit dem Gedanken an diesen, unserem Nationalstolz angethanen Schimpf nicht versöhnen konnte) überschritt ich die Grenze. Der Opferlämmer, die auf diese Weise bis auf die Haut geschoren wurden, waren nicht gar viele. Trotzdem, daß es mit den ausländischen Pässen beim Alten geblieben, hat der Abfluß aus Rußland in's Ausland bedeutend abgenommen, so daß sich die Nutzlosigkeit dieser projectirten Steuer klar herausgestellt: sie sollte dem Absentismus das Handwerk legen, während diese Krankheit zufolge der beispiellosen Entwerthung unserer Valuta, wenn nicht ganz aufgehört, so doch erheblich nachgelassen und einen großen Theil ihres epidemischen Charakters verloren hat. Wie Sie sehen, hat das russische Sprichwort Recht, welches besagt „Нѣтъ худа безъ добра".

Der Contrast zwischen deutschem und russischem Gebiete frappirte mich stets und errinnerte mich an die bekannte Schtschedrinsche Satire von dem Jungen mit Hosen und dem Jungen ohne Hosen. Trotzdem, daß nur ein schmaler Streifen die Grenze zwischen den beiden Reichen bildet, ist der Unterschied zwischen hüben und drüben ein sehr fühlbarer. Die Gegend bis Königsberg ist von der Natur auch nicht sonderlich generös bedacht; im Gegentheil sogar recht stiefmütterlich behandelt; einförmig trostlos breiten sich riesige Sandwüsten, öde Haiden aus. Aber man sieht deutlich Spuren des Kampfes um's Dasein; man merkt es, daß der Mensch nichts unversucht läßt, um consequent dem Boden abzuringen, was nur überhaupt möglich ist. Die Deutschen sind arm, das ist wahr; sie können uns nicht viel mehr als einen Poltinnik für unsern Rubel zahlen und wir sind immens reich, da wir diese enormen Verluste, unter welchen ein anderer Staat längst erlegen wäre, gleichmüthig Jahr aus Jahr ein tragen können.

Die Deutschen sind so arm, daß sie einen jeden Zollbreit Erde nach Kräften ausnützen und verwerthen, einen jeden Pfennig zehnmal umdrehen, bis sie ihn ausgeben, nüchtern und mäßig und sparsam sind. Wir sind so reich, daß bei uns hunderte, ja tausende Werst fruchtbares Land oft brach liegen, daß wir nie zählen oder haushälterisch umgehen, sondern das Geld oft geradezu zum Fenster hinauswerfen, dem Moloch des Genusses Alles opfern und über die knauserigen sparsamen Hungerleider hohnlächeln.

Die Deutschen sind so arm, daß sie aus purer Noth sich Steinhäuser bauen, und die Holzhäuser aus den Dörfern fast ganz verschwunden sind; sie sind eben zu arm, als daß sie sich Holzhütten bauen und dieselben jährlich dem feurigen Moloch zum Opfer bringen könnten. Wir sind so reich, daß wir durchschnittlich jährlich gegen hundert Millionen Rubel freudig verbrennen lassen und fortfahren hölzerne Dörfer zu bauen, die eben so consequent jährlich in Flammen aufgehen. Sind wir nicht überreich an Wald, haben wir nicht heidenmäßig viel Geld?

Die Deutschen sind so arm, daß der Volksunterricht obligatorisch gemacht ist, daß Eltern, die ihre Kinder nicht in die Schule schicken, hart bestraft werden. Das ist weiter nichts, als eine Frucht des Elends. Die heranwachsende Generation muß lernen, damit sie nicht verhungert. Wir, Gott sei Dank, brauchen das nicht.

Die deutschen Bauerkinder gehen sauber gekämmt und gekleidet; vor den Bauernhütten sieht man keine Chimborassos von Mist und Unrath, weil die elenden Hungerleider durch Noth gezwungen sind, das Alles zur Düngung ihrer Felder zu verwerthen; es herrscht eine musterhafte Sauberkeit, die ihnen durch die Noth aufgedrungen ist, während wir dessen nicht bedürfen: der in unseren Dörfern herrschende Schmutz ist ein Zeichen des Ueberflusses. Unsere Bauern lassen vor ihren Häusern den Unrath anhäufen, um dadurch darzuthun, daß sie es verachten, davon Gebrauch zu machen.

Wir sind so unendlich reich; der Schoß der Mutter Erde birgt bei uns so ungezählte Reichthümer, daß wir uns gar nicht die Mühe nehmen, sie zu heben und mit verschränkten Armen dasitzen und ruhig abwarten, daß uns die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, während der deutsche Hungerleider sich abquält und der Erde gewaltsam das entreißt, was sie ihm stiefmütterlich vorenthält.

Doch genug der Ironie! Es ist beschämend, daß ein Staat wie Rußland, der über so immense Hilfsquellen gebietet, seiner Valuta nicht mehr Achtung im Auslande verschaffen kann. Ungezählte Schätze birgt der Schooß unserer Mutter Erde; Schätze, mit denen verglichen die Silbergruben von Potesi, die Diamantenlager von Golkonda in Nichts zerfallen, und man wagt es, unsere Solvabilität anzuzweifeln, versteigt sich sogar zu dem wahnwitzigen Gedanken, uns einen nahen Bankerott vorauszusagen.

„Ein Staatsbankerott in Sicht" riefen zähnefletschend die Finanzorgane eines unserer, uns am meisten wohlwollenden Nachbaren aus, welcher selbst seit Jahren bereits an unzweifelhaften Symptomen einer chronischen Zahlungsunfähigkeit laborirt und sich blos durch ein geschicktes Jongliren mit Ziffern und Nationalitäten über Wasser erhält.

Rußland, der an natürlichen Ressourcen reichste Staat der Welt, der in seinem Boden Hilfsquellen birgt, von denen man im Auslande keine Idee hat, wird als unzuverlässiger Debitör erklärt, der Credit wird ihm gekündigt und seine Werthzeichen werden auf die perfideste Weise zum niedrigsten Niveau herabgedrückt. Und wir, die wir schwelgen könnten am Bankette des Lebens, müssen darben; sind gezwungen, uns Entbehrungen aufzuerlegen, während wir Alles in Überfluß besitzen, müssen demüthig in der Fremde um Credit bitten, während wir doch vollkommen auf eigenen Füßen stehen könnten.

Und beim Himmel! wir könnten es doch ganz gut haben, wenn wir nur ein gutes Beispiel nehmen würden, nnd thun, wie es Andere machen. An Mustern mangelt es uns doch wahrlich nicht. Rußland ist ein internationales Reich in der Beziehung, daß es den Vertretern aller Völker die generöseste Gastfreundschaft gewährt, und Petersburg, wie es sich gebührt, geht mit löblichem Beispiele voran. Die nordische Palmyra vereinigt in ihren Mauern die Vertreter nicht nur sämmtlicher Nationalitäten Europa's, sondern auch Asien's, Afrika's und Amerika's. Die alte und die neue Welt reichen sich hier die Hände und alle fühlen sich sehr wohl unter den schützenden Fittichen des russischen Aar's, der sich wenig um die Hetzereien und Insinuationen kümmert und allen Racen eine echt königliche Gastfreundschaft, ein herzliches Willkommen bietet, selbstverständlich unter der Bedingung, daß die Gäste nicht den Rechten des Wirthes zu nahe treten, sich den Landesgesetzen unterwerfen. Denn wie besagt der classische Ausspruch: Concordia parvae res crescunt, discordia maxiae dilabuntur (Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zweitracht zerfällt das Größte).

Diesen goldenen Spruch sollte ein Jeder beherzigen, besonders unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen, wo der Kampf um's Dasein so erschwert ist, wo die Bevölkerung unseres Planeten so riesig wächst, daß es bald ganz eng und ungemüthlich zu werden droht und man wahrlich bald nicht mehr wissen wird, wo man alle diese zweibeinigen Vögel ohne Federn placiren und wie man sie alle ernähren soll. Denn es wird bald kein leeres Plätzchen mehr am Banketttisch des Lebens geben, von welchem schon ohnehin gar viele ausgeschlossen sind, so daß sie sich mühsam von den Brosamen nähren, die vom Tische, an welchem die vom Schicksal mehr Begünstigten sitzen, fallen. Daß dabei sich Neid und Scheelsucht in die Herzen derer stehlen, die von der wetterwendischen Göttin Fortuna stiefmütterlich behandelt werden, versteht sich von selbst und die öconomische Noth ist der Sitz aller sozialen Uebel. Und wenn nicht ein

frischer, sich periodisch wiederholender Krieg die dichten Reihen der Lebenden beträchtlich lichtete; wenn nicht diverse Epidemiden die Aufgabe des Aufräumens der Ueberflüssigen gefälligst übernähmen; wenn nicht Eisenbahnkatastrophen und Schiffbrüche, Ueberschwemmungen und Erderschütterungen, verheerende Feuersbrünste und entsetzliche Erruptionen wären, die auch zahlreiche Opfer fordern; wenn nicht die Elemente den Menschen dabei hilfreiche Hand leisteten, um mit vereinten Kräften den gar zu sehr überhandnehmenden Nachwuchs einigermaßen zu reduciren — so wäre wirklich kein Auskommen mehr und wir würden bald gezwungen sein, uns gegenseitig im erbitterten Kampfe ums Dasein zu zerfleischen, gleich Schiffbrüchigen, die auf einem engen Boote inmitten des unabsehbaren Oceans, ohne irgend welche Aussicht auf Rettung, zusammengepfercht, scheu und wild sich mit grausamen mörderischen Blicken messen und abwägen, wer zuerst die Beute der Anderen werden soll.

Denn schon jetzt leben auf der Erde 1,450,000,000 Menschen, von denen nur ca. 500 Millionen (also bloß ein Drittel) ordentlich bekleidet sind, d. h. regelrechte Kleider irgend welcher Art tragen, um ihre Blöße zu decken; 700 Millionen sind nur halb bekleidet, da sie nur wenige einzelne Theile des Körpers verhüllen und 200 Millionen tragen noch das Adamskostüm. Von den beinahe anderthalb Milliarden menschlicher Wesen, die den Erdball bevölkern, wohnen gegen 500 Millionen in Häusern, in denen als Anzeichen der Civilisation eine gewisse Ausstattung vorhanden ist, gegen 700 Millionen wohnen in Hütten oder Höhlen ohne besondere Cultur verrathende Ausstattung; 260 Millionen besitzen nichts, das man ein Heim nennt; kein Dach wölbt sich über ihren Häuptern, nichts nennen sie ihr eigen, sie leben noch im Zustande der absolutesten Barbarei. Das sind freilich höchst untröstliche Data, die uns die neueste Statistik bietet und die unseren Hochmuth, unseren Stolz auf die Fortschritte der Cultur etwas demüthigen müssen. Denn es ist wahrlich nicht sehr erbaulich, gezwungen zu sein einzugestehen, daß von dem ganzen Menschengeschlecht drei Fünftel oder 900 Millionen weit unter dem Niveau stehen, bei welchem nach unseren Begriffen das menschenwürdige Dasein seinen Anfang nimmt.

Beim Zeus! Das ist sehr trostlos und im Stande einen melancholisch zu machen, wenn man es nicht ohnehin schon wäre. Ich persönlich befand mich in der Lage der von Heine so anschaulich besungenen Hunde:

Zu Aachen langweilen sich auf der Straß'
Die Hunde; sie fleh'n unterthänig:
Gieb uns einen Fußtritt, Fremdling, das
Wird vielleicht uns zerstreuen ein wenig.

Zwar verzehrte ich mich durchaus nicht in Sehnsucht nach einem Fußtritt, da ich deren in Hülle und Fülle bekam (nota bene moralische, die freilich sich auch auf mein Portemonnaie erstreckten), seit ich den deutschen Boden betreten und die Geringschätzung constatiren mußte, mit welcher man überall die russische Valuta und ihre Träger behandelt. Denn, man kann es nicht in Abrede stellen, wir sind weit davon persona grata in Deutschland zu sein und von dem ehemaligen liebenswürdigen Entgegenkommen, das ich selbst bei meinen früheren Reisen in Deutschland vielfach zu constatiren Gelegenheit hatte, verspürt man jetzt gar nichts oder nur sehr wenig. Die ausgestreute böse Saat ist auf einen gar zu empfänglichen Boden gefallen und hat herbe Früchte getragen.

Je lockerer die Freundschaftsbande wurden, die beide Völker aneinander knüpften, desto ärmer wurden die Deutschen, desto weniger waren sie im Stande für unsere Papierrubel Mark und Pfennige zu zahlen. Es ist geradezu ein Jammer und die armen Hungerleider thaten mir in der Seele leid. Je mehr ich in Deutschland vor-

rückte (von der Grenze an in der That mit einem seiner Benennung Ehre machenden Blitzzuge) desto mehr bestätigten sich obige Ansichten. Unser Reichthum und ihre Armuth ist evident.

Um 9 Uhr langten wir in Königsberg an, bei einem abscheulichen, kalten, nassen Herbstwetter. Es hatte den ganzen Tag in Strömen geregnet und selbst die Aussicht auf die Meeresfläche, welche sich darbot, war durch die herbstliche Witterung erheblich beeinträchtigt. Man fror im Waggon und ward ganz enttäuscht, daß uns auf deutschem Boden ein so frostiger Empfang zu Theil ward. Die gegenseitigen Beziehungen der Nachbarvölker scheinen sich also nicht gebessert zu haben. Und der düstere, in einen grauen Regenmantel gehüllte Herbst mit einer Kapuze aus schwarzem Wachstuch, die sein ganzes grämliches Gesicht verhüllte, so daß nur der zottige graue Ziegenbart hervorlugte, machte mich ganz melancholisch. Den trostlos dreinschauenden Feldern entstiegen Nebeldämpfe, die sich zu gespenstischen Gestalten zusammenballten, sich über die feuchten Wiesen verstohlen gleich Raubthieren dahinschlichen, um sich dann mit einem Wuthgeheul auf uns zu stürzen, das uns das Blut gefrieren machte, welches ohnehin in Folge der empfindlichen Kälte nur träge und verdrossen circulirte. Und die Gespenster, die immer phantastischere, ungeheuerlichere Formen annahmen, jagten bald hinter uns daher, bald überholten sie uns, um dem dahinbrausenden Zuge dräuend entgegenzukommen. Es war in der That eine gespenstische Jagd.

Und unsere brave Locomotive stürzte sich muthig ins Kampfgewühl, nahm entschlossen den Handschuh auf, den ihr die Nebelgespenster zugeschleudert. Mit einem Wuthgeheul stürzte sich die vor Unwillen kochende Maschine auf die Schaar der Geister los, die beim Anblick der aus den eisernen Nüstern des Ungethüms entsteigenden Funken angstvoll feige zerstoben und sich auf die naheliegenden Wiesen flüchteten.

— Da haben Sie Ihr so verherrlichtes Deutschland, Ihr so sehr in den Himmel gehobenes, sagte höhnisch ein grimmig drein blickender Franzose, der, wie er mir später im Vertrauen mittheilte, ein Sohn des Leibkutschers Napoleons III. ist und daher die Deutschen vom Grunde seiner Seele haßt. Dieser bleigraue thränende Himmel kann einen zur Verzweiflung treiben. Verfluchtes Land, wo der Regen nur dem Schnee den Platz räumt und wo die Sonne stets durch ihre Abwesenheit glänzt.

Sein Landsmann mit der Rosette der Ehrenlegion, sah den schnauzbärtigen Sohn des Napoleonischen Leibkutschers verächtlich an, hielt es jedoch nicht der Mühe werth, ihm zu widersprechen. Diese Aufgabe hatte jedoch die Sonne übernommen; denn sie durchbrach plötzlich das graue Gewölk und übergoß uns mit einem goldigen Lichtmeer. In dem Maße, wie wir uns der deutschen Metropole näherten, heiterte sich der Himmel auf; der Sommer trat in seine Rechte und als wir um acht Uhr Abends in den Bahnhof der Friedrichsstraße in Berlin einliefen, da war es einer der denkbar herrlichsten Sommerabende.

Deutschland.

Berlin.

I.

Seit mehr als fünf Jahren war ich nicht in Berlin gewesen. Schon 1882 war die Kaiserstadt eine Metropole geworden, die durch ihre Großartigkeit selbst denjenigen überraschen konnte, der bereits andere große Hauptstädte gesehen. Aber jetzt gewann ich bald die Ueberzeugung, daß auch während dieser verhältnißmäßig kurzen fünfjährigen Periode Berlin gewachsen und sich derart verschönert hatte, daß man nicht umhin kann, seine gerechte Bewunderung über diese ungewöhnliche Entwickelung auszusprechen. Es ist mit dieser Stadt eine so außerordentliche Metamorphose vorgegangen, daß man seinen Augen nicht traut. Da, wo ich vor fünf Jahren unscheinbare Häuser oder leere Bauplätze gesehen, sind palastartige Gebäude, die von blühenden Squares umgeben, entstanden, die das Auge entzücken. Das Wachsthum der Metropole Germania's gemahnt an die deutschen Siege über die Franzosen. Ersteres ist ebenso sagenhaft, wie die letzteren.

Von der Station Friedrichsstraße (in welche unser Eisenbahnzug dröhnend hineinrollte) bis zum Centralhotel (wo ich abzusteigen beschlossen hatte) ist es eben so weit, wie vom Erhabenen bis zum Lächerlichen oder wie vom Capitol zum Tarpejischen Felsen, d. h. nur ein Schritt. Man geht über die Straße und man befindet sich in diesem Hotel, einem der größten und schönsten in Berlin, was nicht wenig sagen will. Es ist ein prächtiger fünfstöckiger Häusercomplex, eine riesige Caravanserei, die ein vollständiges Quadrat bildet und in der Mitte desselben befindet sich anstatt eines Hofes ein prächtiger Garten, wo riesige Palmen, herrliche Loorbeer- und Pomeranzenbäume sich erheben und ganz erstaunt scheinen, sich hier in der Sandwüste der Markgrafschaft Brandenburg zusammengetroffen zu haben. Morgens und Abends spielt da ein aus 12 Mann bestehendes Orchester schlecht und recht. Des Morgens um 7 ein halb Uhr beginnt die Musik mit einem geistlichen Choral, unter dessen schwermüthigen gedehnten Tönen das Publicum seinen Thee oder Kaffee schlürft.

Das Centralhotel ist sehr hübsch und comfortabel eingerichtet, jedoch dabei sehr theuer. Für ein Zimmer im dritten Stock (nach unserer Rechnung der vierte, zu welchem auch mehr als dreimal dreißig freilich mit weichen Teppichen belegte Stufen führen), ziemlich groß und recht hübsch, wenn auch durchaus nicht luxuriös eingerichtet, dessen Fenster in den Wintergarten herausgeht und besonders am Abend bei

elektrischer Beleuchtung eine hübsche Aussicht bietet, zahlte ich sieben Mark pro Tag. Wenn man aber bedenkt, daß wir unglücklichen russischen Touristen die deutsche Mark gegenwärtig mit 55 Kop. und mehr bezahlen, so macht der Preis des Zimmers (ohne Bedienung, die extra honorirt wird) 3 Rubel 85 Kop. Außerdem wird die individuelle Freiheit durch die Hoteladministration erheblich beeinträchtigt. So z. B. besagt eine, in jedem Zimmer angebrachte gedruckte Verordnung, daß wenn man den Morgenkaffee nicht im Hotel nimmt, man dafür zur Strafe pro Zimmer und Person eine Mark mehr fürs Logis zahlen muß. Wenn ich also mich eines Morgens unwohl fühle und nicht Thee oder Kaffee trinken kann, so kostet mich das Zimmer anstatt 7 Mark 8. Eben solch eine drakonische Verordnung existirt beim Diner, welches an der table d'hôte 3 M. 50 Pf. kostet. Wenn Sie keinen Wein dazu nehmen (Bier wird thatsächlich nicht ausgeschenkt, um den Gästen theueren Wein zu octroyiren) so müssen Sie eine Mark Strafe zahlen, d. h. das Diner mit 4 M. 50 Pf. honoriren. Das sind Verordnungen, die ich höchst ungerecht finde. Man sollte doch gegen die Reisenden coulanter sein.

Nachdem wir unsere durch eine 32stündige ununterbrochene Reise ziemlich delabrirte Toilette in Ordnung gebracht hatten, begaben wir uns auf die Straße und befanden uns bald mitten im Gewühle der Hauptstadt. Es war ein herrlicher warmer Sommerabend so gegen neun Uhr. Die Trottoirs der Friedrichstraße waren mit dichten Gruppen Spazierenden erfüllt, unter welchen sich besonders die Officiere verschiedener Waffengattungen durch ihre stramme militärische Haltung und durch ihr selbstbewußtes Auftreten hervorthaten.

Das Café Bauer (Ecke Friedrichstraße und Unter den Linden) erstrahlte im hellen Lichte und war ganz mit Besuchern erfüllt. Was hier an Eis, Kaffee, Bier, Melange, Kuchen u. dergl. consumirt wird, ist ungeheuerlich. Wir hatten uns bald auf einen der auf der Straße „Unter den Linden" herausgehenden Balkons placirt und bei einem Glase Melange mit Schlagsahne betrachteten wir ganz gemüthlich das Treiben da unten. Es war eine wundervolle Aussicht vom hohen Balkon, die belebte breite, mit schattigen Bäumen bepflanzte Straße bis zum Brandenburger Thor herabzuschauen. Wir konnten uns lange an diesem Anblick nicht sattsehen, promenirten darauf auf's Gerathewohl, kamen an dem Kaiserlichen Palais mit der Reiterstatue Friedrichs des Großen vorbei, durchwanderten viele bekannte und unbekannte Straßen, wobei ich jedoch die Bemerkung machte, daß die Gasbeleuchtung Berlins nicht um vieles besser ist als die von Petersburg ist. Freilich ein Theil der „Linden" nah dem Brandenburger Thor erstrahlt in Tageshelle, dahingegen versinkt der andere Theil, so wie die meisten Straßen in trübes Dunkel. Anerkennenswerth ist jedoch das Straßenpflaster, das geradezu bewunderungswerth ist. Die meisten Straßen sind mit prächtigem Asphalt gepflastert, auf welchem es sich wie auf Parquett fährt und geht. Wo kein Asphalt ist, da vertritt dessen Stelle ein Steinpflaster, das mit dem Petersburger eben solche Aehnlichkeit hat, wie die schaumgeborene Schönheitsgöttin mit einer schmutzigen Küchenmagd. Die Friedrichsstraße ist hell erleuchtet, weil sie sehr schmal ist, sonst läßt die Beleuchtung Berlins, wie gesagt, sehr viel zu wünschen übrig und steht durchaus in keinem Verhältniß mit den riesigen Fortschritten, welche die Metropole auf anderen Gebieten gemacht hat. Was die Sauberkeit anbetrifft, so ist sie in Berlin geradezu musterhaft und ein Gefühl des Neides und der Scham überkam mich, wenn ich an die nordische Palmyra dachte, die oft so salopp ist, wenngleich General Gresser den Augiasstall des alten Schlendrians bedeutend geräumt und mit dieser Herkulesarbeit fortwährend eifrigst beschäftigt ist. Ich ward ordentlich froh, als ich auf der Leipziger Straße auf dem Asphalt einige Papierschnitzel entdeckte, doch zu meinem größten Bedauern wurden dieselben durch Argusaugen bemerkt und durch emsige Hände fortgeräumt.

Wenn man 32 Stunden gereist, und gleich darauf mehrere Stunden spaziert, möchte man gern länger der Ruhe pflegen; doch da unten im Garten schmetterte die Musik einen lustigen Straußschen Walzer und die Sonne blickte herausfordernd durch die Jalousien in mein Zimmer, daß ich wider Willen aus den Federn mußte. Drunten im Garten da klapperten bereits Kaffeetassen und Teller und accompagnirten die Musik; befrackte Ganymeds eilten beflügelten Laufes dahin mit Kaffeegeschirr, Brötchen, Eiern, Honig und Butter beladen. Ich trank meinen Kaffee unter dem Schutzdache einer riesigen Fächerpalme, saß zwischen Lorbeern und Myrthen und wenn auch keine Goldorangen im dunklen Hain glühten, so konnte ich mich momentan unter den sonnigen Himmel Italiens versetzt glauben. Durch das geöffnete Thor drang in den Garten das Tagestreiben der Hauptstadt, welches in Berlin weit früher beginnt, als in Petersburg; wir sind bekanntlich Langschläfer, weil wir Nachtschwärmer sind.

Und so saß ich unter den Palmen-, Lorbeer- und Pomeranzenbäumen des prächtigen Gartens im Centralhotel und schlürfte meinen Kaffee, der, nebenbei bemerkt, in Deutschland überall schlecht ist. Ein arabisches Sprichwort besagt, daß Kaffee heiß sein müße wie die Hölle und schwarz wie der Teufel. Anstatt dessen bekommen Sie einen teuflischen Höllentrank, der lauwarm und hellbraun ist; der eher an unedle deutsche Cichorie, als an edlen arabischen Mocca gemahnt.

Ich trat in die von hellem Sonnenschein übergossene Friedrichsstraße hinaus und als ich munter fürbaß schritt, hatte ich unerwartet eine höchst interessante Begegnung. Einige Schritte von mir, gerade auf mich zuschreitend, erblickte ich einen hochgewachsenen Officier in preußischer Generalsuniform, dessen Gesicht mir sehr bekannt vorkam. Und in dem Maße als sich der General näherte, erkannte ich ihn. Es war der ehemalige deutsche Militärbevollmächtigte in St. Petersburg, gegenwärtig Gouverneur von Berlin, General von Werder. Trotzdem, daß Herr von Werder ein hoher Fünfziger ist, ist er stramm und rüstig. Seine elegante Gestalt hat so etwas Jugendliches und auch das freundliche blaue Auge hat noch den Schimmer der Jugend. Seitdem ich den General nicht gesehen, hat er sich durchaus nicht verändert und bekundet noch immer dieselbe stramme militärische Haltung, welche die Glieder der preußischen Armee gar wunderbar zu conserviren scheint.

General von Werder erkannte auch mich sofort und blieb erstaunt stehen. Er hatte augenscheinlich nicht erwartet, mich urplötzlich in Berlin umherflaniren zu sehen.

— Durch welchen Zufall kommen Sie hierher? fragte mich General v. Werder, indem er mir freundlichst die Hand reichte.

— Ich bin auf der Durchreise nach Kissingen, erwiderte ich, und bin dem glücklichen Zufall sehr dankbar, der mich Ew. Excellenz hier begegnen ließ.

— Alle Welt fährt nach Kissingen, sagte lachend der General. Was gedenken Sie denn da zu beginnen?

— Meinen zerrütteten Nerven einige Ruhe zu gönnen und meinen rebellischen Magen durch den Rakoczy zu bändigen, da derselbe letzthin mit meinen Nerven eine förmliche Verschwörung angezettelt hatte und mir gar manchen Schabernak spielte, den ich ihnen jetzt heimzahlen will. Es freut mich sehr, General, zu sehen, daß Sie sich so gut erholt haben. Sie sehen weit besser aus, als ich Sie das letzte Mal in Petersburg sah. Die Berliner Luft scheint Ihnen wohl zu bekommen.

— Ich war einige Tage im Lager und bin von da sonnengebräunt zurükgekehrt.

In der That sieht der General vorzüglich aus und Niemand, der diese elegante Gestalt, diese stramme Haltung, diese geschmeidigen Bewegungen, dieses ganze jugendliche Auftreten zu beobachten Gelegenheit hatte, würde in ihm einen Mann hoch in den Fünfzigern vermuthet haben. Bekanntlich war General v. Werder während seines vieljährigen Aufenthalts in Petersburg persona gratissima nicht nur bei Hofe,

sondern auch in der Gesellschaft. Die antigermanische Strömung, die sich bei uns seit längerer Zeit bemerkbar machte, schien machtlos an ihm vorüberzugehen; Dank seinem bedeutenden diplomatischen Takt und seinem gewinnenden Wesen, hatte er, ohne sich in irgend etwas zu vergeben, die allgemeine Zuneigung erworben und sein Abgang erregte in Petersburg allgemeines Bedauern; es war gleichsam, als risse ein seit lange bestandenes Band zwischen den zwei Reichen. Ich kenne den Nachfolger des Generals v. Werder, Oberst v. Villaume nicht, weiß auch nicht, welcher Art seine Stellung in Petersburg ist, aber ich glaube, daß es ihm nicht wenig Mühe kosten wird, die bevorzugte Stellung zu erobern, die sein sympathischer Vorgänger eingenommen. Man sprach jüngsthin sogar davon, daß General v. Werder den angeblich Petersburgmüden General von Schweinitz als deutschen Botschafter in Petersburg ersetzen werde. Ich gestattete mir, den General darüber zu befragen.

— Wenn es nicht eine Indiscretion ist, so würde ich mir erlauben, Sie zu befragen, General, ob es wahr ist, daß Sie einige Zeit als Nachfolger des Herrn v. Schweinitz ausersehen waren?

— Daran ist kein wahres Wort, erwiderte lebhaft der General. Das sind bloße Zeitungsgerüchte, die, ich weiß nicht wie, entstehen und circuliren. Der General von Schweinitz denkt nicht daran, seinen Posten zu quittiren.

Wir sprachen noch über Manches und ich fragte den General, wie sich der Kaiser Wilhelm befinde, den er unlängst gesehen.

— Oh, der Kaiser befindet sich vortrefflich; seine Gesundheit retablirt sich sehr befriedigend; er macht bereits Ausfahrten.

Die Richtigkeit dieser Aussage sollte ich noch am selben Tage bestätigt finden, denn kurz darauf sah ich selbst den Kaiser am historischen Eckfenster des Schlosses. Ich habe Seine Majestät vor vielen Jahren in Petersburg in der italienischen Oper gesehen und fand ihn nicht sehr verändert. Aufrecht, sich an das Fensterbrett lehnend, militärisch zugeknöpft, stand der Kaiser am Fenster und wohnte dem Wechsel der Wache bei. Eine zahlreiche Volksmenge hatte sich vor dem Palais und dem Monument Friedrichs des Großen angesammelt, um den Monarchen, den man so lange nicht gesehen, enthusiastisch zu begrüßen. Und als der ehrwürdige Herrscher am Fenster erschien und huldreich der ihn freudig ehrfurchtsvoll begrüßenden Menge zunickte, als ich dieses charakteristisch gefaltete, von schneeweißem dichtem Schnurr- und Backenbarte eingefaßte Gesicht erblickte, zu dem Millionen Deutsche mit Liebe und einer an Anbetung grenzenden Verehrung aufschauen, da hatte ich Gelegenheit zu constatiren, welch ein inniges, festes, unlösbares Band Kaiser und Volk verknüpfen, welch eine innige, aufrichtige, ich möchte fast sagen religiöse Verehrung und Anhänglichkeit das Volk für seinen greisen Herrscher empfindet, unter dessen segensreicher Regierung die große Idee vieler Jahrhunderte zur Thatsache geworden.

Die Anhänglichkeit der Deutschen für ihren Kaiser ist das, was mich in Deutschland am Meisten frappirte. Das sind keine officiellen Kundgebungen, keine öffentlichen Manifestationen, sondern ein jedem Deutschen innewohnendes Gefühl, das sowohl dem Monarchen als dem Volk zur höchsten Ehre gereicht. Besonders enthusiastisch sind die Berliner in den Kundgebungen ihrer Verehrung. Davon hatte ich Gelegenheit mich zu überzeugen, als ich in der Menge vor dem Schlosse stand und das Gesicht des Kaisers am Eckfenster sichtbar ward. Es war, wenn ich nicht irre, das erste Mal, daß sich der Kaiser nach der jüngst überstandenen Krankheit seinen Berlinern zeigte und die Freude, ihren Monarchen so rüstig und munter zu sehen, war eine eben so ungeheuchelte, als allgemeine, so daß ich tief gerührt wurde.

Und die am lasurblauen wolkenlosen Himmel strahlende Junisonne küßte das ehrwürdige Haupt des greisen Monarchen und schien den Scheitel desselben mit einem Glorienschein zu umgeben. Und der alte Fritz von seinem hohen Roß blickte mit

Wohlgefallen auf die durch das hohe Alter fast ungebeugte Hünengestalt des Enkels (die Hohenzollern der neuesten Generation sind in der That reckenhafte Gestalten, die schon durch ihr Aeußeres imponiren) und schien ihm freundlich zuzulächeln, ihm zu sagen: Bravo, Enkelkind, Du bist mein würdiger Nachfolger, nicht nur bist du ein Mehrer des Reichs geworden, sondern Du hast auch die verschiedenen deutschen Stämme zu einem mächtigen Ganzen durch Blut und Eisen zusammengeschweißt. Recht so, Enkelkind, Du hast das große von mir begonnene Werk vollendet, Dank Dir ist der Traum zur Wirklichkeit, das Wort zur That, das Ideal zur Realität geworden. Du hast das Reich gemehrt und geeinigt. Recht so, Enkelkind!

Und Friedrich der Große nickte Wilhelm dem Ersten freundlich zu und ward dann wieder steif-bronzen-unbeweglich. Und die hehre Gestalt am Eckfenster des Schlosses entschwand. Und ich wanderte fürbaß, bog in die Leipziger Straße ein, tief in Gedanken über die wunderbare Vision versunken, die ich soeben gehabt, als mich schmetternde Trompetenstöße aus meinen Träumen störten. Eine kleine Heeresabtheilung zog unter den lustigen Klängen eines heiteren Marsches vorüber. Prächtige Soldaten, martialische ungezwungene Haltung, ein selbstbewußtes Auftreten. Die Soldaten in ihrer kleidsamen, sauberen, schmucken Uniform mit der in der Sonne goldig leuchtenden Pickelhaube bieten ein Schauspiel, das wirklich interessant ist. Man begreift die Macht der deutschen Armee, selbst wenn man nur kleine einzelne Heeresabtheilungen sieht.

An der Spitze der Soldaten, die da vor mir in der Leipziger Straße vorbeidefilirten, marschirte ein Haufe Schulbuben, Schritt haltend mit dem Militär, regelrecht den Tact der Musik einhaltend. Den Ränzel mit Büchern und Heften auf dem Rücken, schritten die Burschе (unter ihnen manche schuhhohe Knirpse, Buben mit rothen Wangen und blitzenden Augen) an der Spitze der Soldaten, stolz, selbstbewußt, gleichsam als thäten diese zukünftigen Vaterlandsvertheidiger etwas, was ihnen vorgeschrieben, als entledigten sie sich ihrer Pflicht. Doch nicht nur Schulbuben, sondern auch ernste Männer schritten im Tacte der Musik neben den Soldaten einher, hielten sich stramm und marschirten dahin. Dieser militärische Geist macht sich sowohl bei Kindern als Erwachsenen bemerkbar. Die Deutschen fühlen es, daß sie die am meisten gehaßte, am meisten beneidete Nation auf Gottes Erdboden sind und daß der Ausspruch des Marschalls Moltke vollkommen begründet sei, Deutschland werde gezwungen sein, im Laufe eines halben Jahrhunderts das mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, was es durch die Waffen im Laufe eines halben Jahres erobert. Der in den Deutschen dominirende Militarismus, der die andern Nationen höchst peinlich berührt, ist nur eine logische Folgerung, ein natürlicher Ausfluß des Selbstschutzes. Es heißt stets auf der Wacht sein. Eine traurige Nothwendigkeit, die aber erklärlich und begreiflich ist, leider aber ganz Europa in ein Heereslager verwandelt. Der bewaffnete Friede lastet unerträglich schwer auf unserem Continent und sämmtliche Staaten müssen durch stete Kriegsbereitschaft für die vollzogene Einheit Deutschlands zahlen. Darum grollt man den Germanen, die ihre Nachbaren zwingen zahlreiche Heere zu unterhalten, da das gegenseitige Mißtrauen immer im Wachsen begriffen ist. Es ist eine höchst traurige Sachlage, an der leider für den Augenblick nichts zu ändern ist. Man muß den Thatsachen Rechnung tragen.

Da das deutsche Volk anerkennt, daß es seine Errungenschaften der Vergangenheit in der Gegenwart und Zukunft zu vertheidigen hat, so ist es auf die Organisation einer starken Armee, dieser mächtigen Schutzwehr des Reichs, bedacht gewesen. Und die deutsche militärische Macht ist in der That eine formidable und wie schwer die Nation auch unter der Last des Militarismus seufzt, der oft unerträgliche Bürden auferlegt, so gewinnt die Ueberzeugung immer mehr Raum, daß es nicht anders sein könne, daß man sich bis aufs Weitere mit dem Gedanken ver-

söhnen müsse, ein Volk in Waffen zu sein. Besser gefürchtet und beneidet, als verachtet und bemitleidet zu sein. Die Devise „seid stark" gilt jetzt für Alle und müßten sich sämmtliche Völker und Staaten dieselbe zu Herzen nehmen.

Doch es genügt nicht, viele Soldaten zu haben, wenn nicht zwischen dem Volk und der Armee ein inniges Band besteht. Die deutsche Armee wird vom deutschen Volke geliebt und geachtet, ist sie doch Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute. Die militärische Uniform ist ein passe-partout und dem Officier wird im Allgemeinen Hochachtung entgegengetragen, trotzdem, daß die deutschen Officiere überhaupt und die preußischen Officiere insbesondere Manches an sich haben, was den Fremden nicht sehr sympathisch berührt. Schon das Steife, Geschniegelte, diese künstlich hervorgebrachte Wespentaille, diese eben so künstlich producirte gewölbte Brust, der ostensiv klirrende Schleppsäbel, die herausfordernde Haltung, das gezierte eigene Sprechen so zwischen den Zähnen (wie es in vielen deutschen Lustspielen in den traditionellen Lieutenantsgestalten so köstlich persifflirt worden), dieses Alles und noch manches Andere ist gerade nicht geeignet, die deutschen Officiere für den Fremden (und auch in vieleu Fällen für den Einheimischen) sympathisch zu machen. Aber die guten Seiten des deutschen Officiercorps, die Unerschrockenheit und Bravour seiner Glieder, ihre Intelligenz und die bis zur Selbstaufopferung gehende Liebe für König und Vaterland lassen die Schattenseiten, vergessen und das deutsche Militär (Officier und Soldat) wird im Großen und Ganzen vom deutschen Volke geachtet, ja sogar geliebt. Das ist sehr viel, besonders wenn man berücksichtigt, daß der Militärstand in manchen anderen Staaten weder Liebe noch Achtung Seitens der Bevölkerung genießt.

In Oesterreich da ist der Militärstand eben so wenig in Ehren als in Italien, und in beiden Ländern betrachtet man die Soldaten als Parasiten, Schmarotzer, die sich an den Volksorganismus anheften, um ihn auszusaugen. Selbst in Frankreich, wo einst die Gloire das höchste Ziel war, ist der Militärstand gerade kein Ehrenstand: der Soldat wird vom Bourgeois als Miethling, als Söldner gering geschätzt und der Officier schämt sich seiner Uniform, die er im gesellschaftlichen Leben nur höchst selten trägt, da die Uniform die Thüren der Salons der Aristokratie und Plutokratie nicht nur nicht sperrweit öffnet, sondern im Gegentheil oft hermetisch verschließt. In England da geht es geradezu toll zu. Da wird der Soldat nicht nur nicht geliebt und geachtet, sondern geradezu gehaßt und verachtet. Ein englischer Officier wird es nie wagen, sich außer dem Dienst in Uniform zu zeigen, da diese „Livree" ihn zum Spott Aller machen würde. Es giebt kein Land in der Welt, wo der Wehrstand so sehr verachtet wird, als in England, daher auch die militärische Schwäche Großbritanniens. Es fand sich sogar ein englischer General, Lord Napier of Magdala (der Besieger des Abessinerkönigs Theodoros), der im Parlamente den ungeheuerlichen Vorschlag einbrachte, man möge sämmtliche Soldaten der britischen Armee (um den in ihrer Mitte stets überhand nehmenden Desertionen ein Ende zu machen), gleich Sträflingen im Bagno auf den Armen ein unverlöschliches Schandmal einbrennen, damit man sie um so leichter identificiren könne. Zur Ehre Englands sei's gesagt, diese abnorme Proposition wurde abgelehnt, aber schon der Umstand, daß sie überhaupt gemacht werden konnte, charakterisirt die Sachlage.

Dahingegen habe ich kein Land gesehen, wo sich das Militär solcher Achtung und Liebe erfreut, als eben in Deutschland. Darin eben besteht die deutsche Macht; sie wurzelt in der Achtung, die Volk und Heer einander gegenüber hegen und die sie unauflöslich bindet. Drum möge man den preußischen Lieutenant noch so sehr in Wort und Bild, auf der Scene und in Witzblättern persifliren — er hat vieles Gute an sich. Besagter Lieutenant, der Eroberer weiblicher Herzen und französischer Festungen, hat freilich in seinem Wesen etwas, was uns chokirt. Doch die oft unangenehme Schale

birgt größtentheils einen sehr tüchtigen Kern und über den letzteren muß man Nachsicht gegen den ersteren üben. Den Bauch herein, die Brust heraus — das macht nicht allein die Heeresstärke aus und die Beine in den oft bis zur Lächerlichkeit anliegenden Inexpressibles haben das sich Rückwärtsconcentriren nicht gekannt. Der deutsche Officier hält auf seine Würde; seine Ehre ist unantastbar und das ist sehr wesentlich. Er ist, trotz seines gespreizten manierirten Wesens, stets der vollendete Gentleman, der feine Cavalier und wenn er auch „auf Taille" schwört, so lassen ihm die Frauen das hingehen und schwärmen doch für den Lieutenant.

II.

Der Deutsche ist stolz auf seine Armee, die in der That die Blüthe der Nation ist und das macht die deutsche Armee stark; sie glaubt an sich selbst, weil sie sieht, daß man ihr vertraut. Da ich gerade eine flüchtige Charakteristik der deutschen Armee entworfen, so will ich mir gestatten, eine Schilderung des deutschen Volkscharakters zu geben, so wie ich denselben während eines etwas längeren Aufenthalts in Nord- und Süddeutschland zu beobachten Gelegenheit hatte.

Gewisse Seiten des deutschen Volkscharakters sind den Slaven durchaus nicht sympat hisch, ja sie sind ihnen geradezu antipathisch, wodurch sich auch eine Gereiztheit kundthut, welche die Slawen stets gegen die Deutschen gefühlt. Früher, als Deutschland noch ein Agglomerat von Kleinstaaten und ganz machtlos war, nicht mukken durfte, drückte sich dieses Gefühl der Antipathie durch eine geringschätzige Gönnermiene, durch einen verächtlichen Protectorton aus, der sich in Beziehungen zwischen Slaven und Germanen kund that. Doch seitdem sich die Deutschen haben beifallen lassen, auf eigenen Füßen zu stehen, selbstständig zu denken und zu handeln, konnte selbstverständlich das Gefühl der Zärtlichkeit und Liebe für sie nicht steigen wozu auch die germanische Arroganz das ihre nach Kräfter beitrug...

Wie gesagt, gewisse Eigenschaften der Deutschen, die so zu sagen ihre Cardinaltugenden bilden, sind uns antipathisch; ebenso wie dem Sparsamen — der Verschwender, dem Ordnungsliebenden — der Schlemihl, dem Mäßigen — der Schlemmer, dem Arbeitsamen — der Müßiggänger nie sympathisch sein kann und wird. Unserer широкой натурѣ erscheint der Deutsche kleinlich, knauserig, engherzig. Da wir selbst nicht zu rechnen lieben und größtentheils nur gering oder gar nicht unsere Interessen wahrnehmen, so berührt es uns unangenehm, wenn der Deutsche im Verkehr mit uns gar zu sehr berechnend und auf seinen Vortheil bedacht ist. Da wir den Rubel bekanntlich sehr gering schätzen, theils aus Leichtfertigkeit, theils in Folge der außerordentlichen Schwankungen, denen unsere Valuta unterliegt, so werden wir chokirt, wenn wir sehen, wie der Deutsche jeden Pfennig (der für ihn etwas Reelles, Constantes repräsentirt) zehnmal umdreht, bevor er ihn ausgiebt.

Das sind alles Eigenschaften, die uns am Deutschen unangenehm berühren und uns denselben unsympathisch machen. Selbstverständlich giebt es noch andere weit stichhaltigere Motive, die aber nicht hierher gehören.

Der Deutsche war früher im Allgemeinen urwüchsig, derb, ja oft grob. Europa's übertünchte Höflichkeit war ihm im Großen und Ganzen ziemlich unbekannt und der biedere Germane bestrebte sich auch durchaus nicht, sich dieselbe anzueignen; das überließ er den anderen Nationen, besonders den Franzosen und Polen, die von äußerer Höflichkeit geradezu überquellen und deren Sprachform und Satzbildung allein schon den äußeren Stempel einer bis auf die Spitze getriebenen Höflichkeit tragen, so daß dieselbe oft sogar peinlich und unangenehm wird, da sie nicht selten den Charakter der Kriecherei annimmt.

Nichts von allem dem machte sich bei den Deutschen von ehemals bemerklich, d. h. so lange noch Deutschland ein jeder realen Bedeutung barer geographischer Begriff war. Aber mit der politischen und nationalen Einigung fand in dieser Beziehung eine vollständige Umwälzung statt (ob dieselbe den Deutschen zum Vortheil gereicht—lasse ich dahingestellt sein) und die frühere urwüchsige biedere Derbheit machte einer ausgesuchten Höflichkeit Platz, wie sie einer großen Nation, die da an der Spitze der Cultur marschirt, würdig ist.

So lange die Deutschen ein Agglomerat von großen und kleinen Königreichen und Fürstenthümern darstellten, war ein jedes von ihnen je nach seinen individuellen Anschauungen, nach klimatischen, geographischen und ethnographischen Einflüssen, derb oder grob. Kaum hatte sie jedoch ein Band geeinigt und war das geeinigte Deutschland ins Leben gerufen worden, als sich die Sachlage blitzesschnell änderte, was ich durch persönliche Erfahrung bezeugen kann. Anstatt der früheren preußischen, baierischen, wülettembergischen, sächsischen, badischen, hessischen, meklenburgischen, reuß-schleiz-greizschen u. s. w. Derbheit, welche jede ihr eigenhümliches Gepräge trug, trat eine pangermanische Höflichkeit ein, die jedoch nicht ohne Selbstbewußtsein ist, die sich nichts vergiebt. Es ist eine Zuvorkommenheit, die den Starken bekundet, der sich seines inneren Werths bewußt ist. Und diese Erscheinung berührt sehr angenehm, besonders wenn man sieht, wie sie den Kindern frühzeitig inoculirt, ich möchte sagen mit der Muttermilch eingeflößt wird. Ich begegnete in verschiedenen deutschen Städten häufig einem ganzen Rudel von Kindern, Schulbuben, und alle wie auf Commando ziehen vor mir, dem Fremden, dem ihnen gänzlich Unbekannten, höflichst Mützen und Hüte und rufen mir im Chorus einen freundlichen „Guten Morgen" oder „Guten Tag" zu. Ebenso wird der Bauer oder der Handwerker nie an Ihnen vorübergehen, ohne die Mütze zu ziehen und Ihnen einen Grnß zu bieten. Diese Erscheinung berührt um so angenehmer, da man sie bei uns gar nicht kennt, da sie auch in andern Ländern nur vereinzelt auftritt. Das ist keine Selbsterniedrigung, sondern, wenn Sie wollen, eher ein Ausdruck des Selbstbewußtseins. Noblesse oblige. Und wenn man stark ist, so kann man nachgiebig sein, sogar schwach erscheinen.

Geradezu angenehm überrascht diese Höflichkeit bei der dienenden Classe, besonders ist sie für uns überraschend, die wir doch an die außerordentliche Grobheit unserer Dienstboten uns nolens-volens gewöhnt haben. Die dienende Classe in Deutschland hat stets durch ihr sauberes Aeußere, durch ihre uns ganz ungewöhnlich dünkende Höflichkeit, ebenso wie durch ihr Pflichtgefühl und ihre Arbeitsamkeit meine gerechte Bewunderung erregt. Daß es auch viele unliebsame Ausnahmen von dieser Regel giebt, will ich durchaus nicht in Abrede stellen, da der Mensch überall mit Schwächen und Mängeln behaftet ist — aber bekanntlich bestätigen die Ausnahmen die Regel. In Nord- und Süddeutschland, in der Stadt und auf dem Lande, in der großen Residenz und dem kleinen Badeorte, in der Privatwohnung und im Hotel habe ich stets den Dienstboten, männlichen und weiblichen, bedingungslose Anerkennung zollen müssen. Die äußere Sauberkeit ist allein schon bestechend, umsomehr, da sie mit dem bei uns vorherrschenden Schmutz, der bei uns traditionellen Nachlässigkeit so lebhaft contrastirt. Dazu drücken sich die deutschen Dienstboten in einer weit gewählteren Sprache aus und sind von einer ausgesuchten Höflichkeit, die außerordentlich angenehm berührt, besonders wenn man höchst unliebsame Vergleiche anstellt.

III.

Der Mercurtempel von Berlin, alias die Börse, bietet äußerlich nichts Besonderes, Hervorstechendes. Ich würde an diesem simplen, verwittert aussehenden von der Zeit fast schwarz gewordenen Gebäude, das sich durch nichts von den nebenanste-

henden Häusern unterscheidet, achtungslos vorübergegangen sein, wenn man mir nicht gesagt hätte, daß das eben die Berliner Börse sei, die auf unsere finanziellen Verhältnisse einen so unheilvollen Einfluß übt, unsere gesammte ökonomische Sachlage despotisch beherrscht, indem sie willkürlich den Werth unserer Valuta bestimmt und uns täglich auf eine ganz unqualificirbare Weise ausbeutet.

Mit einem Gefühle des Grauens sah ich auf dieses finster und drohend im strahlenden Lichte eines herrlichen Junitages dareinschauende Gebäude, in welchem der Moloch herrscht, dem täglich unser materielles Wohlsein mehr oder weniger zum Opfer gebracht wird, in welchem politische Rancune durch finanziellen Druck wettgemacht wird. Die Berliner Börse war für mich stets ein Schreckgespenst und jetzt, da ich dasselbe zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht sah, überkam mich eine helle Wuth und ich apostrophirte den Moloch auf eine nicht gerade höfliche Weise, die mich sicher mit der deutschen Justiz in Collision gebracht hätte, wenn dieses düstere unheilschwangere Haus im Stande gewesen wäre, mir eine Injurienklage anzuhängen. Glücklicherweise war dem nicht so und wurde von mir blos ein Tribut von 30 Pfennig erhoben, um das Recht zu haben, die obere Gallerie der Börse zu betreten, um von da dem erhebenden Schauspiele beizuwohnen, wie unser armer Papierrubel abgeschlachtet wird und wie sich die beutelechzenden Hyänen der Börse um die blutigen Stücke balgen....

Ebenso wie das Aeußere des Börsengebäudes in Berlin unscheinbar ist, so grandios ist das Innere. Stellen Sie sich einen riesigen zweistöckigen Saal vor, der durch prächtige Marmorsäulenreihen in drei gleiche immense Appartements getheilt wird. Von der prachtvollen breiten lichten Gallerie, auf der ich mich befand und die von unten durch Säulen aus carrarischem Marmor getragen wird, hatte ich eine freie Aussicht auf den unteren Raum, nur war ich gezwungen öfters meinen Standpunkt zu wechseln, um allem dem folgen zu können, was unten vorging, und meine Schritte hallten auf dem marmornen Estrich wieder; denn ich befand mich ganz allein auf der für die Zuschauer des sich da unten abspielenden Hexensabbaths bestimmten Gallerie und nur am äußersten Ende derselben erblickte ich ein Paar Damen, die mit riesigen Operngucken bewaffnet dem erhebenden Schauspiel mit großem Interesse zu folgen schienen. Die Wände der oberen Gallerie sind gleichfalls mit prächtigen Säulen aus braunrothem geadertem carrarischem Marmor geschmückt. Durch die großen weit geöffneten Fenster blickten traulich die belaubten Wipfel stolzer Kastanien und schmachtender Linden und nickten mir verständnißvoll zu, gleichsam als wollten sie mich warnen, ich möge auf meiner Hut sein. Ich lehnte mich an die Barriere und mit einem vorzüglichen Binocle versehen, blickte ich hinab in die sich vor mir ausbreitende gähnende Tiefe, aus welcher ein entsetzliches Geheul, Gekreisch, Gezeter emporstieg, so daß ich mich wahrlich im Fegefeuer zu befinden glauben konnte und erwartete, die armen Seelen schmoren zu sehen, während beschwänzte Teufelchen die Flammen anschüren, daß sie lustig auflodern.

Wenn es nicht die Hölle war, die ich jetzt hier zu beobachten Gelegenheit hatte, so war es sicher ein Tollhaus. Ich war im Londoner Bedlam, im Pariser Charenton, in Riga auf Alexanderhöhe, in St. Petersburg in einer Privatirrenanstalt auf Wassilij-Ostrow gewesen und ich kann Sie auf Ehrenwort versichern, daß die Berliner Börse auf mich ganz denselben Eindruck machte, nur mit dem Unterschiede, daß in besagten Tollhäusern es verschiedene Kategorieen von Irren gab (Stumpfsinnige, Maniaken, vollständige Idioten, Tobsüchtige, von fixen Ideen Behaftete, sonst jedoch logisch Denkende und Handelnde u. s. w.), während ich hier nur einen unentwirrbaren Knäul von Tobsüchtigen, Rasenden constatirte, die mit geballten Fäusten, keuchender Brust, aus den Orbiten tretenden Augen, geblähten Nüstern, gesträubten Haaren, knirschenden Zähnen, schaumbedeckten Lippen periodisch auf einander los-

stürzten, so daß ich instinctiv von der Barriere zurücktrat, gleichsam befürchtend, daß auch mich dieser Anprall feindlicher Elemente mit sich fortreißen könne in seinen entsetzlichen Strudel.

Wer so etwas nicht gesehen, der kann sich keine Idee davon machen. Es ist jedoch ein Schauspiel, das man so leicht nicht vergessen kann. Darum will ich mich bemühen, dasselbe eingehend zu schildern, da es in der That werth ist, auf dem Papier fixirt zu werden.

IV.

Der erste Eindruck, den ich beim Betreten der Gallerie der Berliner Börse empfing, war der, als ob ich mich auf tosendem Meere wäre und in der That fing ich bald an gewisse Vorzeichen der herannahenden Seekrankheit zu fühlen. Mir ward übel; denn das Toben der da unten tobenden Menschenwellen stieg zu mir empor und machte den Marmorestrich wanken und beben. Es rast der See und will sein Opfer haben. Diese Worte des Dichters kamen mir in den Sinn, als ich hinabblickte in die darunter gähnende Tiefe, und mir ward zu Muthe, wie dem Taucher in der Schillerschen Ballade, als er sich hinunterstürzte in den Strudel, um der Laune eines sensationsbedürftigen, blasirten Fürsten zu gehorchen.

Denn da unten wimmelte es im grausen Gemisch zu scheußlichen Klumpen geballt, zwar nicht von stachlichen Rochen und von Klippenfischen, aber es mangelte nicht an der Börse Hyänen, die dräuend ihre entsetzlichen gelben und defecten Zähne wiesen, wenn sie gewisse Worte in die auf- und abwogende Menge hineinbrüllten. Was diese Worte eigentlich bedeuten sollten, konnte ich nicht verstehen, trotzdem sie mit aller Kraft der Lungen ausgestoßen wurden; denn kaum begannen dieselben der Zähne Gehege zu entfliehen, als sie von einem allgemeinen Geheul, Gezeter, Gebrüll, Geschrei, Gejohl und anderen, durchaus nicht menschlichen Tönen erstickt wurden, die lawinenartig wuchsen und anschwollen, sich orkanartig über den immensen Raum verbreiteten und Alles mit sich fortzureißen schienen in wilder ungezügelter Flucht. Es ist unmöglich, diese Scene zu beschreiben, die einem Capitel aus der Dante'schen Hölle oder einer Skizze aus dem Irrenhause entnommen schien.

In der That kamen mir alle diese, sich da unten bewegenden und bedrohenden, schreienden und heulenden, gestikulirenden und schäumenden, jubelnden und lamentirenden Menschen, die oft einen unentwirrbaren, sich mit erbitterter Wuth bekämpfenden Knäuel bildeten, bald wieder sich in einzelne wilde Gruppen auflösten, wie Besessene vor und erinnerten mich dieselben lebhaftigst an die tanzenden Derwische, die ich einst in einer Moschee in Konstantinopel gesehen und die sich so lange wild im Kreise drehen und dabei mit aller Kraft ihrer Lungen Gebete, Anrufungen Allah's heulen, bis sie keuchend, erschöpft, mit schaumbedeckten Lippen, oft besinnungslos von religiöser Extase niedersinken und sich von den noch aufrecht gebliebenen Gefährten zu Ehren des Propheten mit Füßen treten lassen.

Ich kann Sie versichern, daß ich nichts übertreibe, daß der Anblick auf der Berliner Börse ein derartiger wilder phantastischer war, während da draußen ein herrlicher, warmer Junitag lächelte, die goldige Sonne am lasurblauen Himmel strahlte und die Wipfel der Linden weise und mißbilligend ihre grünen Kronen schüttelten, als sie durch die hohen Bogenfenster der Galerie hineinlugten in den Tempel des Merkur, wo die Israeliten, den Moment der längeren Abwesenheit Mosi benutzten um sich einen Götzen zu schaffen, ein goldenes Kalb, um das sie einen wilden Cancan ausführten, einen ungezügelten, sittenlosen, bacchanalischen Tanz, eine leidenschaftsvolle Orgie, eine heidnische Saturnalie, die an das Gelage des Belsazar gemahnte, und jeden Augenblick erwartete ich die feuerstrahlenden Worte an der Wand zu lesen:

„Mene, Tekel, Upharsin" und daß ein Wirbelwind heranbrausen und vor sich hersegen werde die fictiven Werthe, mit denen hier ein entsetzlicher Schacher getrieben wird und die Schächer und Pharisäer, die Börsenmakler und Bankfürsten verjagen werde, daß sie in bleicher Furcht das Hasenpanier ergreifen.

Doch der Hexensabbath nahm seinen ungestörten Verlauf und die Scene ward immer ungeheuerlicher, so daß es mir im Hirn zu wirbeln begann von diesem entsetzlichen Geschrei und Gezeter, von diesen gellenden Ausrufen der Freude und Verzweiflung, bei dem Anblick dieser, bald in wilder Hoffnungslosigkeit grauenhaft verzerrten, bald in tollem Jubel freudig erstrahlenden Gesichter. Und dazwischen ließen sich von Zeit zu Zeit die gellenden, Töne einer Glocke hören, die stets einen neuen Ausbruch ungezügelter Leidenschaften zu entfesseln schienen. Es war die eherne Zunge der Zeit, die da mahnend ertönte, die da erinnern sollte an das Vergängliche. Es waren hehre, ernste, schwermüthige, strenge Töne, die sich da vernehmen ließen, doch war ihre Wirkung keine beruhigende, sondern eine noch mehr aufregende und diese langgedehnten Töne schienen die bestialischen Leidenschaften noch mehr zu erwecken.

Und um die in der Mitte sich befindenden Holzpulte, an welchen augenscheinlich Priester des Merkur Dienste verrichteten und ihrem Gotte, dem nimmersatten Moloch immer neue Opfer zuführten, drängte sich die Menge. Einer war mit einer kleinen Agende bewaffnet, in die er von Zeit zu Zeit mit einem Bleistift etwas schrieb und es dem dienenden Priester übergab, der es seinerseits wieder einem andern reichte. Es kam mir vor, wie die Scene im Shakespeareschen „Kaufmann von Venedig", wo der Jude Shylok dem Kaufmann Antonio Geld borgt und der letztere dafür einen Schein ausstellt, durch welchen er sich verpflichtet, im Nichtbezahlungsfalle zum Termin seinem Gläubiger zu gestatten, ein Pfund Fleisch aus seinem Körper zu schneiden.

Es befinden sich in der Mitte des durch die Säulen drei Räume getheilten immensen Saales Holzgeländer, an welche von Zeit zu Zeit gewisse Leute mit sorgenvollen Gesichtern heraneilten und mit den Dahinterstehenden flüsterten; an den Seiten stehen Holzbänke, auf welchen in schlaffer, verzweifelter Haltung Leute saßen mit auf die Brust gesenkten Köpfen, starr auf den Fußboden schauend, vielleicht sich mit Selbstmordgedanken tragend. Das waren wahrscheinlich die im erbitterten Kampf zwischen Hausse und Baisse Geschlagenen. Echt Bassermannsche Gestalten waren es, die sich meinen Blicken darboten, Gestalten, denen man ungern Abends spät im Thiergarten begegnet und denen man scheu aus dem Wege geht, wenn sie mit heiserer Stimme sich nach der Zeit erkundigen, wieviel die Glocke geschlagen, mit der augenscheinlichen Absicht, sich gewaltsam in den Besitz eines fremden Zeitmessers zu setzen, da sie das eigene Maß der Zeit verloren.

Welch ein Gewimmel von Figuren und Typen: neben dem behäbigen aristokratischen Financier mit dem Schmerbauch, auf dem an schwerer goldener Kette die ganze Vitrine eines Juwelierladens in Gestalt von zahllosen Breloques, Jetons ꝛc. baumelt, — der gierige, hungrige, beutelechzende Makler, der Bönhase, der wirklich gleich einem gehetzten Wild dahineilt, doch nicht, um aus der Schußweite zu kommen, sondern im Gegentheil sich bestrebend, dem Jäger stets in's Gehege zu gerathen. Die höchste Eleganz neben der größten Schäbigkeit, der stolze, selbstbewußte Plutokrat neben dem unterwürfig kriechenden Proletarier. Und das Geschrei dauert fort und seltsamer Weise kann ich kein einziges Wort verstehen. Da z. B. springt ein dicker, bis hierzu ganz ruhig und scheinbar apathisch dasitzender bejahrter Mann in grauem Sommeranzug, glattrasirtem Doppelkinn und hochaufleuchtender, sich über den ganzen Kopf verbreitender Glatze (wodurch der Kopf des in Rede stehenden Individuums einer großen Billardkugel ähnlich sah) mit einem Male in wildem Satz auf und schreit aus aller Kraft seiner Lungen etwas in die Menge hinein, die dadurch in

wellenartige Bewegung geräth und Alle beginnen mit einem Male zu heulen, so daß sich die Schallwellen an den gelbgeaderten Marmorsäulen brechen. So bricht sich die Meeresbrandung schäumend am Felsenufer, am Korallenriff.

In dem Augenblick, wo ich an die Brüstung der Gallerie gelehnt, dem sich mir unten darbietenden Schauspiele mit dem höchsten Interesse folgte, fühlte ich plötzlich einen leisen Schlag auf die Schulter. Ich wandte mich erstaunt um und erblickte einen Mann von so sonderbarem Aussehen, daß ich im Augenblicke sogar vergaß ihn um eine Erklärung seiner Familiarität zu fragen.

V.

Es war ein Mann, dessen Alter man schwer bestimmen konnte. Er mochte eben so gut dreißig als sechzig Jahre alt sein. Das Gesicht unterlag einem ganz wunderlichen Wechsel, der sich jeden Augenblick vollzog: bald war dasselbe voller Falten und Furchen, welche die Jahre in dem menschlichen Antlitze graben und in denselben reichlich Noth und Sorge, Kummer und Elend verzeichnen; bald glätten sich diese zahllosen Falten und Fältchen, wie sich die Wellen der stürmischen See glätten, wenn darauf linderndes Oel gegossen wird (nicht nur im figürlichen, sondern im wirklichen Sinne des Wortes), so daß das Antlitz der Schimmer der Jugendlichkeit überflog und die Augen, die so eben trübe und matt unter den überhängenden buschigen Brauen hervorgeblickt hatten, lebhaft glänzend aufleuchteten.

Eben so seltsam wie das Aeußere des Individiums war seine Kleidung. Die höchste Eleganz vereinigte sich mit der tiefsten Schäbigkeit. Zu dem eleganten Frack neusten Schnitts paßte die abgelebte, unten mit natürlichen Franzen gezierte Hose kaum; eben so wie das schmutzige zerknitterte Hemd schlecht mit der blüthenweißen Weste und der frischen mit einer diamantstrahlenden Busennadel versehenen Sommercravatte harmonirte. Die perlengrauen, tadellos sitzenden Glacèhandschuhe blickten geringschätzig auf die abgetretenen Stiefel herab, deren einer sogar klaffte, so daß die Zehe wißbegierig in die Welt herauslugte, um zu sehen, was da vorgehe. Kurz, es war ein seltsames Gemisch von Armuth uud Reichthum, Eleganz und Schäbigkeit, das noch durch einen spiegelblanken Cylinder erhöht wurde, der herausfordernd auf wirrem ungekämmten Haare von einer außerordentlichen Fülle und schwer zu definirenden Nüance saß; diese Löwenmähne schien bald pechschwarz, bald gemahnte sie an eine Mischung von Salz und Pfeffer, in welcher das Salz vorherrscht.

Dieser seltsame Kauz sah mich schmunzelnd an, wobei er zwei Reihen großer gelber, stellenweise defecter Zähne enthüllte, zwinkerte mit dem linken Auge, in welchem sich ein goldenes Monocle befand und sagte mit heiserem Flüstern:

— Nun, wie gefällt es Ihnen hier?

Ich erwiderte kurz, daß dieses Schauspiel, welches sich da unten darbiete, äußerst widerwärtig sei, besonders wenn man berücksichtige, daß diese Menschen, die sich geradezu wie Tollhäusler benehmen, das Schicksal unserer Valuta bestimmen, mit den russischen Finanzen Fangball spielen, gleichdem wie der Jongleur im Circus mit Metallkugeln um sich wirft und dieselben geschickt auffängt, daß sie nicht zu Boden fallen. Es sei geradezu ein herzbrechender Anblick, zu sehen, wie diese Haufen von Besessenen uns Gesetze vorschreiben und täglich decretiren, wie viel unser Papierrubel werth sei. Noch trauriger sei es, daß sich unsere Börse einem solchen willkührlichen Gebahren füge, ohne sogar den Versuch zu machen, zu remonstriren. Für einen Russen sei dieses Schauspiel ein erniedrigendes, es beleidige das nationale Gefühl und mache die Blutwellen der Schamröthe in die Wangen steigen.

Mein seltsamer Nachbar hörte mich geduldig an, wobei er jedoch die entsetzlichsten Grimassen schnitt, die sein Gesicht oft auf eine so furchtbare Weise verzerrten, daß

ich betroffen zurückwich. Dann brach er in eine laute Lache aus, die gleich entferntem Donner tönte und immer stärker ward, so daß sie sogar zeitweilig den Höllenlärm da unten verstummen machte. Es war eine dröhnende Lachsalve, wie sie nur die Hölle hervorbringen kann; eine Eruption dämonischen Hohnlachens, das sich im Fegfeuer hören läßt, wenn ein neuer Transport von Verdammten anlangt, wenn sich die Teufelchen auf Befehl Seiner infernalischen Hoheit vorbereiten, das Feuer zu schüren, um darin fette Intendanten, behäbige Lieferanten, gaunerische Beamte, betrügerische Negocianten, gewissenlose Aerzte, käufliche Journalisten, wucherische Banquiers, Hetären, die mit ihrem Körper und Staatsmänner, die mit ihren Ueberzeugungen schacherten, tüchtig schmoren zu lassen. Das war ein Lachen, welches mir das Blut in den Adern gerinnen machte, und die Marmorsäulen des Börsengebäudes ins Wanken zu bringen schien, so daß ich in die Tiefe herabblickte, um zu sehen, ob dieses Gelächter der Hölle keinen Eindruck auf die speculirenden Tollhäusler gemacht, sie nicht aus dem Mercurtempel verscheucht. Doch der Hexensabbath da unten dauerte ungestört fort. Niemand schien sich um das gellende Lachen der Hölle zu kümmern, ja es zu hören. Man hatte weit andere Sorgen.

Nachdem die teuflische Heiterkeit des Unbekannten sich gelegt, und die brausenden Lachwellen sich geglättet hatten, sprach mein seltsames Vis-à-vis wie folgt:

— Entschuldigen Sie den Ausbruch dieser vielleicht unzeitigen und nicht gerade sehr höflichen Heiterkeit, für welche ich Ihnen übrigens äußerst dankbar bin, da es mir in der That schon lange nicht passirt, so herzlich zu lachen. Bei der gegenwärtigen höchst ernsten Zeit ist ein vom Herzen kommendes Lachen eine Stärkung, ein Labsal, eine erfrischende Douche. Aber Ihre Naivität ist auch zu groß, so daß ich mich nicht enthalten konnte. Sie beschuldigen die Berliner Börse, daß sie mit Ihrer Valuta Fangball spielt, mit Ihren Finanzen jonglirt, mit Ihrem Nationalwohlstand ein verwegenes Spiel treibt. Ich bitte Sie, ist eine solche Beschuldigung nicht der höchste Grad der Naivität, oder, verzeihen Sie mir das harte Wort, ein Symptom geistiger Vornirtheit, volkswirthschaftlicher Ignoranz . . .

Ich wollte den Unbekannten hier mit einer Geberde protestirenden Unwillens unterbrechen, doch er winkte mir gebieterisch zu schweigen. Dabei nahm sein ganzes Aussehen eine Autorität und Hoheit an, daß ich ordentlich scheu ward.

— Wie können Sie so naiv sein zu glauben, fuhr der Unbekannte fort (und seine Stimme wurde immer voller, eindringlicher, überzeugender), daß die Berliner Börse, wie mächtig sie auch sei, die finanzielle Lage eines solchen Riesenreichs wie Rußland beeinflussen, beherrschen könnte, wenn Ihr nicht sebst Veranlassung dazu geben würdet; wenn Ihr selbst nicht den Heft des Messers in die Hände eurer Gegner legtet? Warum können wir weder England noch Frankreich, Oesterreich oder Italien finanziell uns unterthänig machen? Warum gelingt es uns in Bezug auf Euch? Warum befindet Ihr Euch in sclavischer Abhängigkeit von uns? Tragt Ihr nicht selbst Schuld daran? Ihr seid reich, unermeßlich reich und müsset darben! Euer Boden birgt in sich ungezählte Schätze, deren Hebung hinreichen würde, eine ganze Welt zu bereichern und Ihr seid gezwungen zu Wucherzinsen bei denen zu borgen, die nicht einen verschwindenden Theil dessen besitzen, was Ihr effectiv besitzet! Im Verhältniß zu Eurem „Soll" ist Euer „Haben" so enorm, daß das „Credit" hundertfach das „Debet" decken könnte, und Eure Valuta ist fast um die Hälfte gesunken und die übrige Welt zahlt Euch für Euren Creditrubel von hundert Kopeken kaum mehr als fünfzig! Ist an allem Dem die Berliner Börse Schuld?

Ich schwieg, denn ich fand in der That nichts, was ich darauf hätte erwidern können. Mein Gegner blickte mich triumphirend an.

— Ich will nicht in Abrede stellen, fuhr er nach einer kürzeren Pause fort, daß wir die Krisis, die Ihr jetzt durchmacht, nach Kräften erhalten und dieselbe nach

Möglichkeit erschweren. Das ist aber weiter nichts, als die Folge einer Revanche. Warum habt Ihr Euch plötzlich von uns, Eurem natürlichen Bundesgenossen seit Jahrhunderten, abgewendet und liebäugelt mit unserem tödlichsten Feinde? Woher dieser intensive Deutschenhaß bei Euch, der mit einer noch nie dagewesenen Vehemenz auftritt? Warum glaubt Ihr den Worten der Hetzer mehr als den geschichtlichen Factas, die doch dargethan, daß Fürst Bismarck auf dem Berliner Congreß von 1878 Eure Interessen besser und wirksamer gewahrt, als die Staatsmänner, die Euer Land repräsentirt und die Interessen desselben hätten behüten müssen?

— Fürst Bismarck hat Rußland eben so kräftig auf dem Berliner Congreß beigestanden, als der Strick den Gehängten unterstützt.

— Wenn Sie glauben, damit etwas sehr Geistreiches gesagt zu haben, erwiderte höhnisch der Unbekannte, so irren Sie sich sehr. Doch lassen Sie jede satyrische Anwandlung bei Seite und stehen Sie mir Rede: Woher diese Macht, welche der Deutschfresser Katkow so plötzlich erworben, daß dieselbe sogar vermögend war, durch hundertjährige Traditionen sanctionirte Beziehungen zweier Nachbarvölker derartig von Grund aus zu zerstören?

— Sie überschätzen den Einfluß und die Bedeutung des Herrn Katkow, wandte ich ein, der Herausgeber der „Moskowskija Wedomostt" ist unzweifelhaft ein begabter Journalist, eine durch seine Geistesfähigkeiten eben so bedeutende, als durch seinen Patriotismus populäre Persönlichkeit. Aber ich kann Sie versichern, daß er durchaus nicht das Ansehen, den Einfluß und die Macht besitzt, welche man ihm (besonders in Deutschland) zuschreibt. Es ist geradezu lächerlich, die Behauptungen zu hören, die in dieser Beziehung ausgesprochen werden und denen zufolge man glauben sollte, daß Herr Katkow die innere und äußere Politik Rußlands lenke, ihr eine beliebige Richtung gebe. Das ist ja absurd. Die inneren und äußeren Angelegenheiten des Reichs befinden sich in guten, zuverlässigen Händen, zu denen man bedingungsloses Zutrauen haben kann, und Herr Katkow hat eben so wenig die Aufgabe, das russische Staatsschiff zu steuern, als der Chefredacteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", Herr Pindter. Letzterer bringt noch mancherlei inspirirte Artikel, die darum besondere Beachtung verdienen, während die „Moskowskija Wedomosti" Politik auf eigene Faust treibt, von Niemand beeinflußt wird, aber auch, ich kann Sie versichern, Niemand beeinflußt. Lassen Sie also die „Moskowskija Wedomosti" und die anderen russischen Zeitungen aus dem Spiele, für deren Enunciationen die russische Regierung eben so wenig verantwortlich gemacht werden kann, als man der deutschen Regierung die Schuld für die gehässigen und feindlichen Ausfälle der deutschen Zeitungen zuschieben darf. Lassen Sie Katkow — Katkow sein; es ist geradezu lächerlich, wenn ich überall in Deutschland nur diesen Namen höre, gleichsam als verkörpere derselbe in sich Rußland, als repräsentire er die vorherrschende Richtung.

Mein Partner hatte mich aufmerksam angehört, ohne selbst den Versuch zu machen, mich zu unterbrechen. Meine überzeugungsvolle Sprache schien auf ihn Eindruck zu machen, denn, nachdem ich geendet, wartete er einige Zeit, ob ich noch etwas zu sagen hätte. Dann erwiderte er ernst und bedächtig:

— Sie mögen in Manchem Recht haben. Es kann wohl sein, daß man den Einfluß Katkow's und der panslavistischen Partei überschätzt. Das ändert jedoch an der Thatsache nichts. Eure Zeitungen fahren fort, gegen Deutschland zu hetzen und zu intriguiren und mit Frankreich zu liebäugeln und zu kokettiren; sie säen Haß und Feindschaft und sind erstaunt, wenn die böse Saat giftige Früchte erzeugt. Wir müssen uns gegen Euch schützen. Da Ihr uns nicht als Freunde und Verbündete ansehen wollt, so könnt Ihr Euch durchaus nicht darob wundern, daß wir Euch als Feinde und Widersacher behandeln und Euch schädigen, wo wir können. Eure Finanzen bilden die Achillesferse des nordischen Colosses; wir suchen Euch an der verwund-

baren Stelle zu treffen und sind bestrebt, Euch soviel Schaden zuzufügen, als wir vermögen. Wurst wider Wurst. Schlägst Du meinen Juden, hau' ich Deinen Juden! Wir befinden uns im Stande der Nothwehr. Wir möchten Euch gern zu Freunden und Verbündeten haben. Ihr seid aber mit einem Male störrisch geworden und wollt partout nach eigenem Sinn handeln, so traget denn auch die Folgen.

— Aber Sie werden doch begreifen, rief ich unwillig aus, daß ein so mächtiger Staat wie Rußland nicht nach deutscher Pfeife tanzen, sich stets im deutschen Fahrwasser befinden und sich von der deutschen Politik bugsiren lassen kann. Wir haben unsere eigenen nationalen Interessen zu vertreten und können und dürfen nicht mit Euch gehen durch Dick und Dünn. Es wäre für das Nationalgefühl beleidigend, ganz abgesehen, daß es den vitalsten Interessen widerspricht. Deutschland kann nur unser gleichberechtigter Freund und Verbündeter sein. Doch ebenso wie wir seine Empfindlichkeit schonen und seine Interessen nicht schädigen, so sollte es auch in Bezug auf uns handeln und unserer Würde nicht zu nahe treten.

— Aber wer zum Henker tritt Euch denn zu nahe, rief der Unbekannte zornig aus. Wir wollten Eure Freunde sein und Ihr habt die dargebotene Hand zurückgewiesen, habt uns in die Arme Oesterreichs getrieben, zwingt uns feindlich gegen Euch aufzutreten. Aendert Eure Politik, so werden wir auch unser Verfahren darnach einrichten. Lasset uns Freunde werden, dann wird auch Eure Valuta sich bessern und Ihr werdet aufhören, so immense Verluste zu erleiden, die nur solch ein Riesenreich mit so unerschöpflichen Hilfsquellen lange tragen kann, ohne zu Grunde zu gehen. Hört auf, Katkow für das Prototyp politischer Weisheit zu betrachten und den Panslavismus als eine Panacee gegen alle socialen und öconomischen Gebresten anzusehen und ich verspreche Euch, daß sich Alles zum Besten wenden und daß Deutschland Hand in Hand mit Rußland den Frieden Europa's bewahren und daß das aufrichtig mit Deutschland gehende Rußland sein Finanzwesen bald wieder emporblühen sehen wird, worauf es so gegründete und berechtigte Ansprüche hat.

— Und wer zum Teufel sind Sie denn, der solche verlockende Versprechungen mit solcher Autorität ertheilt? rief ich aus.

— Ich bin der Börsengenius! erwiderte mein Unbekannter, der in diesem Augenblicke zu wachsen schien, so daß sein Cylinder an den Plafond stieß. Ich bin der Alles und Alle beherrschende Geist des Geldmarktes. Ich bin's, dem man Altäre baut, vor denen man gläubig knieet. Darum in die Kniee, Erdenwurm, und bete mich im Staube an, denn ich bin der Selbstherrscher der größten Macht auf Erden — des Geldes — der Gott der Gegenwart, der keine anderen Götzen neben sich duldet. In die Kniee, Staubgeborner! Winde Dich im Staube vor mir und bete mich an! brüllte das Ungeheuer mit einer Donnerstimme, daß sicher die Statuen auf der Kurfürstenbrücke hin- und herschwankten vor Schrecken.

— Du bist der Börsenteufel, der Moloch der Neuzeit, der Nimmersatt, der Geist, der nur Böses schafft, der Alles demoralisirt, was nur in seinen Bereich kömmt! Du bist der Hölle entsprungen und solltest zur Hölle zurückkehren, da Du zum Fluche der Erde geworden.

Mit diesen Worten stürzte ich mich in blinder Wuth auf den bekannten Unbekannten und wollte ihn an die Gurgel greifen. Es überkam mich eine Raserei, wenn ich bedachte, welches Unheil dieses Ungethüm angerichtet; wenn ich mich erinnerte, daß ich seinen heuchlerischen Worten gelassen zugehört, mich mit manchen seiner Ansichten sogar einverstanden erklärt hatte.

Ich wollte in sinnloser Wuth mein Müthchen an diesem Giganten kühlen, ohne die Ungleichheit des Kampfes zu berücksichtigen. Ich hatte geduldig seine Hohnrede angehört, von der Manches (ich mußte es zähneknirschend eingestehen) bittere Wahrheiten enthielt.

Doch der Coloß schleuderte mich von sich und schmetterte mich dröhnend auf den Marmorestrich der Gallerie, so daß meine Glieder krachten und wenn ich nicht die sämmtlichen Knochen meines Gerüstes vorsorglich rechtzeitig genau numerirt hätte, so zweifle ich sehr, ob es mir gelungen wäre, dieselben nach der soeben erlittenen niederschmetternden Niederlage wieder so zu ordnen, wie es einem anständigen Skelett gebührt. Der Fall betäubte mich und ich verlor die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, erschien mir das ganze Erlebniß auf der Gallerie der Berliner Börse als ein wüster Traum, denn ich befand mich am hellen strahlenden Sonnentage mitten im Herzen der Metropole Germaniens, Ecke der Friedrichsstraße, und saß auf der Imperiale eines Tramwaywaggons, der mich nach Charlottenburg entführte.

VI.

Die Pferdeeisenbahnen Berlin's zeichnen sich von denen in Petersburg dadurch aus, daß die Schienen derselben nicht wie bei uns über dem Pflaster hervorragen, wodurch die Equipagen beim Ueberfahren derselben erheblich leiden und die Insassen oft einer nicht unerheblichen Gefahr ausgesetzt sind, sondern mit dem Straßenpflaster auf gleichem Niveau gelegt sind. Warum man bei uns nicht so vorgegangen ist, ist mir nicht gut begreiflich, da dadurch vielen Mißständen vorgebeugt worden wäre. Eben so weiß ich nicht, warum man nicht bei uns wie in Berlin die Imperiale der Tramwaywaggons mit einem Zeltdache versehen, wodurch die Passagiere der höheren Sphären gegen die glühenden Sonnenstrahlen wie gegen den Regen geschützt sind. Gleichfalls sehr anerkennenswerth ist die Einrichtung, daß man nur für die Strecken zahlt, die man effectiv fährt. Was Sauberkeit anbetrifft, so lassen die Berliner Pferdebahnwaggons die unsrigen weit hinter sich zurück. Conducteure und Kutscher sind gleichfalls weit höflicher.

Charlottenburg ist von Berlin ungefähr so weit entfernt, wie Nowaja Derewnja von Petersburg, etwa sechs Werst, und dauert die Fahrt dahin etwas über eine halbe Stunde. Charlottenburg ist eine Stadt für sich, hat ihre eigene, von der Residenz ganz unabhängige Verwaltung und zählt gegen fünfzigtausend Einwohner. Die Stadt besteht aus sehr stattlichen, vier- bis fünfstöckigen Gebäuden. Man fährt dahin durch das Brandenburger Thor, durchschneidet die ganze Länge des Thiergartens, durch dessen herrliche Laubgänge elegante Villen mit Thürmchen, Erkern und Balkons freundlich winken. Ich fuhr nach Charlottenburg, um das im dasigen Park befindliche Mausoleum zu besichtigen. An dem reich vergoldeten, das Königliche Schloß von der Heerstraße abschließendem Gitter, welches in Profusion mit großen, in der strahlenden Junisonne leuchtenden goldenen Sternen und anderen Emblemen geschmückt ist, stiegen wir aus und betraten den prächtigen Park, in welchem eine religiöse Stille herrschte. Durch eine Allee riesiger Pomeranzenbäume in großen Holzkübeln schritten wir dahin. Von der anderen Seite ist diese Allee mit einer langen Reihe von weißen, durch Alter graugewordenen Marmorbüsten der Kaiser des classischen Rom's auf Marmorpiedestalen flankirt. Die Inschriften sind bei den meisten durch den Zahn der Zeit verwischt, doch gelang es mir einige zu entziffern. So z. B. las ich: Titus „die Wonne des menschlichen Geschlechts", Vespasian, Nero. u. s. w. Eine Tannenallee führte uns direkt zum Mausoleum, das sich in Gestalt eines antiken griechischen Tempels mit einem durch Säulen getragenen Dach präsentirt.

Sobald man in die Vorhalle des Mausoleums tritt, wo ein mysteriöses Halbdunkel herrscht, wird man von einem religiösen Schauer ergriffen. Unwillkürlich dämpft man die Stimme, tritt dann leise auf, man fühlt sich an geweihter Stelle. Das Licht fällt durch ein in der Kuppel angebrachtes kreisrundes, mit violetten Glä-

sern versehenes Fenster, welches dem Ganzen einen geheimnißvollen Anstrich verleiht. Je vier Säulen von herrlichem polirtem, schwarzweiß geädertem Marmor stützen das Gebäude. Auf zwei, in der Mitte des eigentlichem Mausoleums befindlichen, herrlichen, kunstvoll gemeißelten weißmarmornen Sarkophagen ruhen in liegender Stellung zwei Gestalten — die des Königs Friedrich Wilhelm III. und seiner erhabenen Gemahlin, der Königin Luise (die Eltern des Kaisers Wilhelm), von dem berühmten Bildhauer Rauch in weißem Marmor künstlerisch gemeißelt. Der König ist in voller Generalsuniform, bis zur halben Brust mit dem Militärmantel bedeckt. Die Königin, in griechischer Gewandung scheint zu schlummern. Man kann sich nichts Lieblicheres, Schöneres, Erhabeneres, Majestätisches denken, als dieses schöne Frauenbild mit den wunderlieblichen Zügen; diese wundervolle Statue der herrlichen Frau, der wahren Königin und Landesmutter, dieses echten deutschen weiblichen Ideals, dieser musterhaften Gattin und Mutter, die in den Herzen von Millionen als ein hehres, leuchtendes Vorbild, als ein strahlender Stern lebt.

Ich will mich hier nicht in eine Würdigung der wunderbaren Arbeit des berühmten Sculpteurs einlassen (Rauch schuf dieses Meisterwerk aus Pietät und Dankbarkeit gegen die erhabene Königin, die ihn, den Sohn ihres alten treuen Kammerdieners, hatte ausbilden lassen); es ist darüber genug gesagt worden. Es genüge zu sagen, daß das Mausoleum einen tiefen, unverlöschlichen Eindruck hervorbringt und daß man sich darin wie in dem Tempel des Herrn von einer religiösen Ehrfurcht befangen fühlt. Die Wände des Mausoleums sind ganz mit weißem Marmor getäfelt. Die schwarzweiß geäderten Säulen, denen das Oberlicht eine wunderbare violette Nüance verleiht, sind mit weißmarmornen Capitälern versehen und ruhen auf Piedestalen aus grauem Gestein. Durch die hohen Bogenfenster lugen die Wipfel riesiger Kastanien, schlanker Pappeln, prächtiger Linden und melancholischer Trauerweiden und sie flüstern und rauschen und werfen ihre lebenden Schatten in die erhabenen Hallen des Todes.

Und als wir aus der Stätte des Todes heraustraten in den Park des Lebens und durch die schattigen Alleen wandernd, die würzige Luft einathmeten, da schlug noch lange das Herz vor Bewegung ob dieses erhebenden Anblicks, dessen Erinnerung erneuert wurde, als ich die Königin Luise im vollen Glanze der Jugend und Schönheit im Panopticum erblickte, so täuschend lebensähnlich, daß es mir schien, als sollte ich das Knie beugen vor der erhabenen Königin, diesem Sinnbild weiblicher Tugend und königlicher Würde. Und am langen grünen Tische saßen noch immer die Glieder des Berliner Congresses von 1878 in grauenhafter Lebensähnlichkeit. Ein großer Theil dessen, was der Congreß für die Ewigkeit geschaffen zu haben glaubte, ist bereits vernichtet und die Diplomaten, die damals in thörichter Eitelkeit wähnten, der Weltgeschichte eine willkürliche Richtung zu geben; die das trennten, was durch die Natur selbst innig vereint zu sein bestimmt erschien, die das vereinten, was durch die Natur der Sache selbst getrennt sein muß, — sitzen noch immer da, während das Werk ihrer schwachen Hände in Trümmer gegangen ist und man sich jetzt rathlos die Köpfe zerbricht, wie man eine neue Ordnung schaffen soll, da die alte sich als unhaltbar erwiesen und nur convulsivische Erschütterungen auf der Balkanhalbinsel hervorgerufen hat, die einen tönenden Nachhall auf dem ganzen europäischen Continente fand.

Und so sitzen sie da, die Glieder des Congresses, grauenhaft lebensähnlich, bis sie in die Rumpelkammer gethan werden, um einer anderen Versammlung den Platz zu räumen. Viele von ihnen sind bereits hinabgestiegen in die Sphären, von wo es keine Widerkehr giebt. Da sitzt Lord Beaconsfield (Benjamin Disraeli) mit dem gefalteten, verzerrten, gelblichen, semitischen Gesicht. Unweit von ihm Fürst Gortschakow mit den feingeschnittenen Zügen. Die beiden Gegner sind in ein besseres Jen-

seits hinübergegangen. Zwischen ihnen steht Fürst Bismarck in seiner Kürassieruniform mit erhobener Hand, sprechbereit; neben ihm Graf Andrassy in reich verschnürter Honveduniform mit dem vom dunklen Schnurr-, Backen- und Knebelbart umrahmten Zigeunergesicht. Rechts Marquis Salisbury.

Alles bekannte historische Gestalten; die drei Türken in rothem Fez; Graf Schuwalow und Graf Corti. Ich kann mich lange nicht loßreißen von diesem grünen hufeisenförmigen Diplomatentisch, an welchem Beschlüsse gefaßt wurden, die für die Ruhe Europas von so unheilvollen Folgen begleitet waren, an denen wir noch jetzt kranken und die unser Festland in ein bewaffnetes Lager verwandelt, das ökonomische Gleichgewicht aller Völker und Staaten gestört. Und der Krieg hängt gleich einem Damoklesschwert über Europa und das hat mit seinen Beschlüssen der Berliner Congreß gethan.

Doch thun wir Unrecht, anderen die Verantwortlichkeit für eigene Schuld in die Schuhe zu schieben. Hätten wir mehr Muth und Consequenz in der Ausnützung unserer Siege zur Schau getragen, so würde Vieles anders geworden und wir wären bereits längst am Ziele, während wir jetzt weit davon entfernt sind. Wir ließen die prophetischen Worte, „beati possidentes" unbeachtet und suchen jetzt unser Müthchen an Anderen zukühlen.

Bemerkenswerth ist die Figur der Königin Victoria auf dem Thronsessel von einer frappanten lebensähnlichen Naturtreue, so daß man erschreckt zurückweicht. Neben dem General Boulanger in voller Uniform, die Brust mit zahlreichen Orden und dem Bande des Großkreuzes der Ehrenlegion geschmückt, steht Heer Schnäbele, der die Hand pathetisch zwischen die zwei Knöpfe des eleganten Salonanzugs gesteckt, im Vollbewußtsein seiner Würde, seiner ephemären europäischen Bedeutung. Ein dicker untersetzter Mann mit glattrasirtem Gesichte, Doppelkinn, echt germanischer Typus, mit blauen Augen und selbstzufriedenem Lächeln um die wulstigen Lippen, einem behäbigen Bierbrauer täuschend ähnlich, frech herausfordernd, ein geradezu polizeiwidriges Gesicht, das sich vor Sehnsucht nach einer tüchtigen Maulschelle zu verzehren scheint.

Die Täuschung der im Panopticum ausgestellten Wachsfiguren ist eine so große, daß ich positiv lebende Menschen von Mannequins nicht zu unterscheiden vermochte und zum Schlusse kam, daß auch ich eine durch einen Mechanismus zum Gehen gebrachte Wachsfigur sei. Sobald die mich in Bewegung setzende Feder abgelaufen, werde ich stille stehen. Zu dieser etwas seltsamen Schlußfolgerung kam ich, als ich neben der Estrade, auf welcher Kaiser Wilhelm und andere Mitglieder der Dynastie Hohenzollern standen, eine junge Dame erblickte, welche aufmerksam die Figuren betrachtete, wobei sie jedoch von Zeit zu Zeit den Kopf wendete, sich nach mir umschaute und mir gar seltsame Blicke zuwarf. Dem Anscheine nach war es eine Engländerin; sie trug ein schottisch carrirtes Kleid; über die Schulter hing an einem Lackriemen ein Binocle; in der Hand hielt sie einen Katalog, in welchen sie von Zeit zu Zeit blickte. Mich interessirte die Dame, besonders da sie sich für mich zu interessiren schien und fortfuhr, mir herausfordernde Blicke zuzuwerfen. Mit der uns Herren der Schöpfung, dem sogenannten starken Geschlechte eigenen Schwäche näherte ich mich, um meine Eroberung genauer in Augenschein zu nehmen. Doch stellen Sie sich meinen Schrecken und meine Beschämung vor, als ich nahe tretend und genau die Engländerin fixirend, gewahr wurde, daß es eine Wachsfigur sei, die von Zeit zu Zeit den Kopf wendete, mit den Augen winkte.

Derartige täuschend lebensähnliche Figuren sind in den zahlreichen Sälen des Panopticums so geschickt vertheilt, daß man in der That nicht mehr die Lebenden von den Marionetten zu unterscheiden vermag und ich, wie gesagt, an meiner eigenen

Identität zu zweifeln begann. Wie, wenn plötzlich der in mir thätige Mechanismus zu wirken aufhört und ich zu einer Wachsfigur werde, die der Wächter auf ihren Platz stellt, wo ich dann verurtheilt sein sollte, bis auf ewige Zeiten auszuharren und im Catalog als „Flaneur, treu der Natur nachgebildet", zu figuriren? Ein Grauen überkam mich bei diesem Gedanken und ich beeilte mich fortzukommen aus dieser unheimlichen Gesellschaft, so lange noch der Mechanismus in mir functionirte. Und als ich in die von hellem Sonnenlicht übergossene Friedrichstraße heraustrat, mich wieder in die Reihen der Lebenden mischte, da fing ich an, an mein Menschendasein wieder zu glauben, und um dasselbe einer kräftigen Prüfung zu unterwerfen, setzte ich mich auf die Gallerie vor der Kranzlerschen Conditorei unter den Linden und bestellte ein Vanilleneis, und als ich die duftige, schneeige Masse verzehrte, da fühlte ich, daß ich Mensch und keine Wachsfigur sei, wovon mich noch ein Besuch im Aquarium überzeugte.

Das Berliner Aquarium hat eine eben solche Aehnlichkeit mit dem Petersburger, als ein Professor der Philosophie mit einem des Lesens und Schreibens unkundigen Mushik. Etwas Schöneres kann man sich kaum denken als das Aquarium an der Spree, und wer sich von der Allmacht und Größe des Schöpfers noch nicht voll überzeugt hat, der besuche das Berliner Aquarium und beuge sich im Staube vor Gott, dessen Schöpfungen uns hier in so wunderbarer Schönheit, in so mannigfaltiger Abwechselung vorgeführt werden, daß Einem ordentlich die Augen übergehen. Allein die Farbenpracht der unterseeischen Welt, wie sie sich hier darbietet, ist im Stande, stundenlang zu fesseln.

VII.

Toujours Katkoff!

Das wird auf die Dauer langweilig. Ueberall, wohin ich in Berlin während meines achtundvierzigstündigen Aufenthalts kam, von allen Personen, mit denen ich während dieser Zeit zu verkehren Gelegenheit hatte, wurde mir der Redacteur der „Moskowskija Wedomosti" mit verschiedenen mehr oder weniger pikanten Saucen servirt, so daß es mir bei aller meiner Hochachtung vor Michail Nikiforowitsch geradezu zum Ekel wurde. Toujours perdrix!

Toujours Katkoff!

Auf die Dauer wird dieses ewige Einerlei monoton und langweilig. Wie man auch die Saucen variirte, um denselben einen neuen Beigeschmack zu geben — es bleibt doch immer dasselbe Rebhuhn und man fühlt es sofort heraus. Man merkt die Absicht und wird äußerst verstimmt.

Man sollte doch glauben, daß eine so intelligente Nation wie die deutsche mehr politische Einsicht und mehr diplomatisches Verständniß für die Angelegenheiten des Nachbarreiches habe und nicht Herrn Katkow eine solche Omnipotenz, einen solchen gewaltigen Einfluß auf Alle und Alles in Rußland zuschriben könne. Aber da predigt man tauben Ohren. Das sind Leute, die absichtlich die Augen zudrücken und die stereotype Phrase wiederholen: An Allem ist Katkow Schuld! Wenn die Berliner Börse die russische Valuta bis auf ein Minimum herabdrückt, so thut sie es aus Rache gegen Katkow; wenn sich die Verhältnisse zwischen Rußland und Deutschland unfreundlich gestalten, so trifft die Verantwortlichkeit einzig und allein den Jupiter vom Strastnoi Boulevard in Moskau; wenn ein erbitterter Zollkrieg zwischen den beiden Nachbarstaaten entbrennt, der die materiellen und moralischen Interessen beider Seiten schädigt (ganz abgesehen davon, daß er eine gegenseitige nicht unmotivirte Erbitterung hervorruft, die leicht von beklagenswerthen Folgen begleitet sein kann, so trifft immer Michail Nikiforowitsch die Schuld.

— Ja, wenn Katkow nicht wäre, so würde Vieles anders sein, sagten mir mehrere, sonst sehr verständige und wohlgesinnte Leute, die durchaus nicht zu den principiellen Russenfressern gehören.

Vergeblich bestrebte ich mich, den Leuten darzuthun, daß alle diese Anklagen, Beschuldigungen, Insinuationen, Verdächtigungen vollständig unbegründet seien; daß es geradezu kindisch sei, einem Journalisten (und stände er auch noch so hoch) einen derartigen allgemeinen Einfluß auf den Gang der Staatsgeschäfte, auf die Richtung der gesammten äußeren und inneren Potitik zuzuschreiben; daß so etwas doch in keinem Lande erhört und folglich auch nicht auf Rußland anwendbar sei; daß man mich mit Recht verhöhnen würde wenn ich z. B. die Behauptung aufstellte, daß der Redacteur irgend einer deutschen Zeitung die Politik Deutschland's derartig mit unumschränkter Macht beherrsche—Nichts half. Man hörte mich ruhig an, ließ mich höflich ausreden, zuckte jedoch skeptisch die Achseln und sagte:

— Wir begreifen, daß Sie so sprechen müssen; jedoch das ändert nun einmal unsere Ansicht nicht. Lassen Sie Katkow einmal von der Oberfläche verschwinden und Sie werden sehen, wie Alles plötzlich eine andere, bessere Wendung nehmen, wie Ih Wechselcours in die Höhe gehen wird. So lange aber Katkow am Ruder ist — bleibt Alles beim Alten und wir werden fortfahren, Sie an Ihrer Achillesferse zu treffen—in Ihrem Portemonnaie.

Katkow am Ruder! Ich verlor endlich die Geduld und ward grob. Da schlag' doch gleich ein Himmelkreuzbombendonnerwetter in diese durch nichts zu erschütternde Voreingenommenheit, die uns so theuer zu stehen kommt, uns in unseren vitalsten Interessen schädigt. Wir können doch nicht blödsinniger Vorurtheile halber Herrn Katkow in's Jenseits expediren. Und dann ist es fraglich, ob auch dieses drastische Mittel verschlagen wird. Es wird sich leicht ein anderer Popanz finden. Man will uns finanziell ruiniren, in der Hoffnung uns kampfunfähig und nachgiebig zu machen. Es überkommt einen zuletzt eine Beserkerwuth, wenn man diesen Hexentanz ansieht, für den wir die Zeche zahlen. Besonders empfindet es der im Auslande reisende Russe, da der Baarbestand in seinem Portemonnaie ohne jegliches Beithun seinerseits zusammenschmilzt. Um diesen mich überkommenden Welt- und Geldschmerz los zu werden, stürzte ich mich in den Strudel der Großstadt.

Ich machte dem königlichen Museum am Lustgarten einen Besuch; besichtigte, jedoch nur flüchtig, das Hohenzollern-Museum im Schloß Monbijou und wohnte einer Opernvorstellung bei Kroll bei. Die außerstädtischen Vergnügungsplätze sind alle sehr stark besucht und das Quantum des daselbst consumirten Biers ist geradezu ein ungeheures. Man kann jedoch nicht sagen, daß daselbst die Vergnügungen sich durch Mannigfaltigkeit hervorthun. So z. B. war ich im Garten der ehemaligen Gewerbeausstellung. Für ein sehr geringes Entrée (ich glaube 25 Pfennige) wird aber auch sehr wenig geboten. Der Garten selbst ist eine kahle Fläche mit wenig Grün, für den die Natur nichts, die Kunst fast nichts gethan hat. Zwei Militärorchester spielten abwechselnd mit großen Zwischenpausen und es waren da viele Tausende und Bier floß in Strömen. Alle Tische und Bänke waren besetzt, so daß ich mit genauer Noth mir ein Plätzchen und ein Glas Bier erobern konnte. Es geht da sehr lustig her und besonders spielt das Militär, das auch sehr zahlreich vertreten war, eine hervorragende Rolle.

Ueberhaupt ist in Preußen Alles militärisch veranlagt. Das merkt man, sobald man die Grenze überschreitet. Stationschef, Conducteur, Packträger und sonstige Eisenbahnbedienstete, Alles ist militärisch gekleidet, hält sich militärisch stramm und repräsentirt den Soldaten. Die Deutschen sind in der That ein Volk in Waffen und darin eben besteht ihre ungeheure Macht. Die Militärorganisation ist eine über jedes Lob erhabene, der man seine ungetheilte Bewunderung nicht versagen kann, selbst

wenn man mit ihr durchaus nicht sympathisirt. So z. B. ist die Anlage der Ring- oder Stadtbahn um Berlin eine rein strategische. Im Stadtverkehr ist sie durchaus von keiner solchen Bedeutung, als daß sie die ungeheuren auf sie verwandten Kosten (über 100 Millionen Mark) rechtfertigen könnte. Ein ungeheures Betriebsmaterial, viel zu groß und zu kostspielig für den gewöhnlichen Bedarf, ist stets bereit, militärischen Zwecken zu dienen. Dank dieser Bahn können im gegebenen Augenblicke aus dem Innern Deutschlands ganze Armeecorps, ohne gezwungen zu sein, umzusteigen, an die äußersten Grenzmarken des Reichs geworfen werden, ein im Kriege nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil. In weniger als zwei Stunden machte ich in der Ringbahn die Tour um ganz Berlin, fuhr in der Station Friedrichsstraße aus und langte, nachdem ich die Metropole im weiten Bogen umkreist, wieder am Ausgangspunkte an.

Unter den riesigen Schwibbogen, welche die Station Friedrichsstraße tragen, befindet sich ein sehr gutes Restaurant, „zum Franziskaner" genannt; ein Café im Style eines alterthümlichen Klosters mit Zellen, Refectorien und Nischen erbaut, wo man jedoch nicht betet und sich kasteit, sondern ißt und trinkt, und zwar gut und billig. An das Restaurant stößt ein großer Garten, in welchem gespeist wird. Alle zwei Minuten rollt über den Köpfen der Gäste ein Eisenbahnzug dahin, und es bemächtigte sich meiner ein ganz eigenthümliches Gefühl, als ich im „Franziskaner" (dessen braune getäfelten Wände mit verschiedenen witzigen Sinnsprüchen in altem Deutsch geziert sind) da saß und dinirte. Zwischen Suppe und Fisch zählte ich sechs Eisenbahnzüge, die über mir dröhnend dahinrollten. Und ich amüsirte mich bei dem Gedanken über die Folgen, die für mein Diner entstehen würden, wenn das Gewölbe und die Schwibbogen plötzlich nachgeben und so ein Eisenbahnzug mir in die Suppe fallen würde. Wer hätte dann die zerbrochenen Teller und die Zeche zu bezahlen?

Wenn man das Leben und Treiben in Berlin so ansieht, so wird man von Achtung vor der großen schöpferischen Hand durchdrungen, die dieses Alles in verhältnißmäßig so kurzer Zeit in's Leben gerufen; man begreift die Größe und die Macht Deutschlands und findet den Wunsch ganz natürlich, dasselbe zum Freunde und Bundesgenossen und nicht zum Gegner und Feinde zu haben. Rußland nnd Deutschland könnten und sollten Freunde sein und Arm in Arm ihr Jahrhundert in die Schranken fordern und den allgemeinen Frieden sichern. Doch es war zu schön, es hat nicht sollen sein: Böse Zungen zischelten Zwiespalt und es trennte sich feindlich das hehe leuchtende Paar, das von der Natur selbst berufen ist, sich gegenseitig zu ergänzen....

Doch ich bin ganz von dem Garten der ehemaligen Gewerbeausstellung abgekommen, wo noch immer die Militärmusik schmettert, Bier und belegte Brötchen in ungeheuren Quantitäten consumirt werden und ein zahlreiches gemischtes Publicum sich sehr gut unterhält. Besonderes habe ich darüber nicht zu berichten und schon bereitete ich mich vor, den Ort zu verlassen, als ich plötzlich auf einer Anhöhe einen von elektrischem Lichte beleuchteten, altgriechischen Tempel erblickte, dessen säulengetragenes Dach mir gastlich einladend zuzuwinken schien. Ein Tempel aus altgriechischer klassischer Zeit mit elektrischer Beleuchtung — wie reimt sich das? Auf meine Anfrage erfahre ich, daß es das Pergamonpanorama ist, wohin man für 50 Pfennige gelangt. Va pour Pergamon! Aus dem modernen Spreeathen nach dem klassischen Pergamon ist bloß ein Schritt und den machte ich resolut.

Dreimal achtzehn breite Granitstufen führen zu dem Tempel und nachdem ich dem Cerberus meinen Obolus entrichtet, trete ich ein und befinde mich urplötzlich unter dem lachenden Himmel des alten Grichenlands. Die Stadt Pergamon breitet sich vor mir in der Vogelperspective aus. Hohe Berge begrenzen die Perspective und auf dem sanft sich emporhebenden Bergesrücken sieht man weißmarmorne Tempel schimmern, deren korinthische Säulenreihen in den Strahlen der Abendsonne gleich

eitel Silber aufleuchten. Die Landschaft, die sich da vor mir ausbreitet, ist entzückend schön und es liegt über derselben ein so warmer südlicher Hauch, daß mir schwül wird und ich meinen Paletot, den ich im Garten da unten umgenommen, um mich gegen die frische kühle Abendluft Berlins zu schützen, im Angesicht von Pergamon abnehme.

Eine natürliche Marmortreppe führt in die altgriechische Stadt, so daß man sich versucht fühlt, die Stufen herabzusteigen, sich an der plätschernden Fontaine zu erfrische und sich dann in die verschiedenen Menschengruppen zu mengen, die sich da bewegen. Das Reale mit dem Phantastischen ist so vermengt, daß man das Eine von dem Andern nicht zu unterscheiden vermag und zwischen Wahn und Zweifel schwebt.

Und an die Brüstung träumerisch und in die Ferne schauend, erblicke ich die schöne Eucharsis; das weiße Cachemirpeplum schmiegt sich an die herrliche Gestalt und zeichnet liebevoll die klassischen Formen; das Purpuroberkleid ist die Taille entlang gesunken und entblößt die vollen weißen Arme; sie stützt den Kopf in die Hand und die Masse dunklen, üppigen, zu einer dicken Flechte um den Nacken sich schmiegenden Haares scheint für das reizende Köpfchen zu schwer zu sein. Ich möchte ihr zurufen: Eucharsis, ich bin es, komme in meine Arme! Lange habe ich Dich, Geliebte, vermißt, mich vergangen in Sehnsucht nach Dir! Da sehe ich, wie die hinter der schönen Jungfrau stehende Sclavin ihr einige Worte ins Ohr flüstert: Eucharsis wendet sich mit einer heftigen Bewegung um, erblickt mich und ruft mir mit melodischer Stimme im reinsten Griechisch zu:

— Wenn Du Katkow siehst, sag' ich laß ihn grüßen.

Ganz niedergeschmettert durch diese plötzliche Anrede stehe ich da. Mich plagte die entsetzlichste Eifersucht. Warum beauftragte mich Eucharsis, daß ich Katkow grüßen solle. Hatte sich denn Alles wider mich verschworen, daß selbst aus dem classischen Pergamon mir dieser Name entgegentönte. Ich stürzte aus dem Panorama, ohne die verrätherische Eucharsis ferner eines Blickes zu würdigen. Fort aus Berlin! Das war das Einzige, was ich empfand. Ein Königreich für einen Iswoschtschik, der mich zum Anhalter Bahnhof fährt. Ich bekam eine Droschke erster Klasse weit billiger.

Es war so ungefähr halb acht Uhr Abends, als ich an dem imposanten Gebäude des Anhalter Bahnhofes anlangte, wo ich sofort ein direcies Billet über Erfurt nach Kissingen löste und mich durch den Wartesaal ins Buffet begab, um dort eine Flasche Selterswasser zu leeren und mich etwas zu erholen. Der Wartesaal ist wie Alles in diesem Bahnhofe großartig prächtig veranlagt. In einer Nische dieses riesigen, sehr langen und ziemlich schmalen Raumes, so doch wie das Schiff einer Kirche, befindet sich das Colossalstandbild Stephenson's, des Erbauers der ersten Eisenbahn in England Ich wanderte den Marmorestrich des Wartesaals, der von Oberlicht beleuchtet ist, entlang und befand mich noch immer in Erregung. Was ich in diesen zwei Tagen gesehen und gehört, empfunden, war in der That genügend, um das moralische Gleichgewicht zu stören. Darum schleunigst fort ans Berlin, so lange ich noch Herr meiner selbst bin.

Präcise um 8 Uhr Abends dampfte ich aus Berlin nach Kissingen ab. Doch sollte ich auf dieser kurzen Strecke von zwölf Stunden die ersehnte Ruhe leider nicht finden.

II.

Von Berlin nach Kissingen.

I.

Ich kann gerade nicht behaupten, daß die Eindrücke, unter denen ich Berlin nach achtundvierzigstündigem Aufenthalt verließ, sehr angenehm gewesen wären. Im Gegentheil war ich ungemein ärgerlich und die Erniedrigung, die man unserer Valuta zufügte, wurmte mich nicht nur materiell, sondern auch moralisch, und letzteres hauptsächlich. Ich fühlte mich in meinen eigenen Augen herabgesetzt durch die geringschätzige Behandlung, die man unserem Creditrubel zu Theil werden ließ. Ich war empört, nicht durch den materiellen Verlust, den ich erlitten, sondern durch die Art und Weise, wie diese Einbuße geschah. Mit mitleidigem Achselzucken betrachtet man die Werthzeichen eines Hundertmillionenreichs und zahlt für sie gleichsam ungern noch 2 pCt. unter der Börsennotirung. Und dabei hält ein jeder lumpige Wechsler, der sich Banquier schimpfen läßt, es für angemessen, noch eine öconomisch-politische Vorlesung zu halten und zu erklären, warum eigentlich die Werthschätzung des Papierrubels eine so niedrige sei. Dieser Grund ist, weil wir Politik auf eigene Faust treiben wollen, weil wir uns nicht dem deutschen Kanzler fügen, nicht mit Frankreich brechen, und nach Konstantinopel streben, worüber Fürst Bismarck bereits anderweitig disponirt habe, so daß wir da nichts mehr zu suchen hätten.

So wenigstens erklärte mir ein behäbiger Banquier in der Friedrichsstraße. Doch diese hohe politische Dissertation, in die er sich einließ, hinderte ihn durchaus nicht, mich gehörig über's Ohr zu hauen, als ich bei ihm Francs kaufte, deren ich bedurfte. Das ausländische Geld ist für uns eine Waare geworden, die wir um so theuerer bezahlen müssen, als man unser eigenes Geld gering schätzt. Nicht nur, daß mir dieser lumpige Berliner Geldmann auf gelinde Weise das Fell über die Ohren zog und an dieser Operation genug verdiente, um sich mit seiner Familie bei Kroll zu amüsiren, so ließ er sich noch beifallen, mir Moral zu predigen, mir den Text zu lesen und auch Herrn Katkow zu citiren.

Ueber diese Unverschämtheit des Geldkrämers riß mir die Geduld und ich kanzelte ihn gehörig ab, sagte ihm, er möge die Politik hübsch bei Seite lassen, eben so wie Katkow und Konstantinopel, denn davon verstehe er ebenso wenig, wie eine Kuh von Sonntag, oder wie ein gewisses Thier, das die Juden perhorresciren, sich auf Orangen verstehe. Ich sagte dem Mann diverse Grobheiten, ließ meinen ganzen Aerger an ihm aus, so daß er offenen Mundes dastand, so etwas hatte er wahrscheinlich in seinem Leben noch nicht geört. Dann raffte ich die Goldstücke zusam-

men, theils mit dem Emblem des zweiten Empire (das Brustbild des dritten Napoleon), theils mit der Effigie der dritten Republik (ein Weib mit einer phrygische Mütze verwegen auf dem Chignon gestülpt), schlug klirrend die Thüre zu und ging davon.

Sie werden begreifen, daß ich ärgerlich war. In Petersburg hatte man mich vor Bauernfängern gewarnt, die öfters auf den Eisenbahnen ihr Unwesen treiben; die in Gestalt eleganter Herren oder verführerischer Damen, je nachdem, ihren Opfern Confecte, Havannacigarren, Wein oder Imbiß darbieten, sie betäuben und berauben. Bereits im vorigen Jahre hatte mich ein Moskauer Erfinder mit einer diebessichoren Tasche versehen, die stahlgepanzert und dennoch federleicht allen Attentaten trotzt. Sicher lagen meine Kathinkas in dieser gepanzerten Tasche, aber, trotzdem, daß die Tasche in der That vollständig diebessicher ist, verringerte sich mein Baarbestand von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, ohne daß ich daran gerührt hätte und bloß unter dem Einfluß der sich abermals zuspitzenden Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland, der Candidatur des Herzogs Ferdinand von Coburg auf den bulgarischen Thron und least not last der für die russischen Finanzen so wenig schmeichelhaften und so sehr hetzenden Artikel einiger deutschen Zeitungen, die für inspirirt gelten, ohne es in der That zu sein, was jedoch ihren Enunciattonen nicht die hohe Bedeutung nimmt, die man ihnen beimißt.

Und unter allen diesen hochpolitischen Einflüssen, die mich Privatperson im Grunde genommen doch gar nichts angehen, da ich doch bloß zur Erholung und Stärkung reise, schmilzt mein Baarbestand in der stahlgepanzerten Tasche immer mehr zusammen, so daß ich mit Grauen dem Zeitpunkte entgegensehe, wo ich in der That gar nichts mehr haben würde, sagte mir doch ein Bankier, gegen den ich re monstrirte, weil er mir für meine Kathinka schon gar zu wenig gab, wegwerfend: „Danken Sie Gott, daß man Ihnen überhaupt für Ihr Papier noch etwas giebt!“ Sollte es in der That so weit gekommen sein, daß wir Gott danken müssen, wenn uns der Deutsche noch überhaupt etwas für unsere Creditbillete giebt. Da schlag doch gleich ein Himmelschockschwerenothkreuzbombendonnerwetter drein! O Himmel, da fang ich gar zu fluchen an, was doch sonst nicht meine Gewohnheit ist. Aber bleiben Sie gleichmüthig und ruhig, wenn man Ihnen das Fell über die Ohren zieht und Sie dabei noch verhöhnt und Ihnen Grobheiten sagt!

Hol der Teufel meine diebessichere, stahlgepanzerte Tasche, wenn sie mich nicht gegen die Beutelust der Berliner Banquiers schützen kann. Vor Taschendieben wird auf Eisenbahnen und Tramways gewarnt. Man sollte eine solche Inschrift auf den Thüren sämmtlicher deutscher Banquiershäuser anbringen, wo unglückliche russische Touristen Geld wechseln, d. h. wo man an den russischen Schafen mit scharfer deutscher Scheere die Schurprocedur vollzieht, wobei man sich oft nicht mit der Wolle begnügt, sondern gleich ein erkleckliches Stück Fleisch mitnimmt.

Sie werden also die Ursache meines Aergers begreifen und ich war recht froh, mich im Coupé ganz allein zu finden. Ich stieg nicht in den für Kissingen bestimmten Wagen, sondern in einen andern, da ich ganz allein sein wollte bis Erfurt, wo ich umsteigen mußte. Ich hatte mir ein Anrecht auf dieses Alleinsein durch eine Mark erkauft, die ich dem Schaffner in die gierige Hand gedrückt, mich freuend, daß es mir gelungen war, einen deutschen Eisenbahnbeamten zu bestechen und damit darzuthun, daß auch die germanischen Eisenbahnfunctionäre käuflich sind. Behaglich und doch zugleich verdrießlich streckte ich mich auf einem der zwei langen Sophas des Coupé's aus, nicht um zu schlafen, sondern um bequem grübeln und comfortabler mich ärgern zu können, als plötzlich beim dritten Glockenschlage die Thür des Coupé's hastig aufgerissen wurde und der Schaffner noch einen Mann mit einem großen eleganten Reisesack hereinschob und sich gleichsam leicht vor mir entschuldigend (Schaffner, gieb

mir meine Mark wieder!) sagte: Der Herr fährt nur bis Erfurt! Und damit schlug er höhnisch die Thüre klirrend zu und der Zug setzte sich in Bewegung, ohne daß ich Zeit gehabt hätte, irgend eine Bemerkung zu machen, um Protest zu erheben gegen diesen Vertrauensbruch, gegen diese schmähliche Behandlung.

Nur bis Erfurt! Ist das nicht der reine Hohn! Nur bis Erfurt, also fast sechs Stunden, nach Verlauf deren ich ohnehin den Waggon wechseln mußte. Schaffner, gieb mir meine Mark zurück!

Der mir auf so unerwartete Weise im letzten Augenblick gewordene Gefährte hatte sich indessen, während es bei mir im Innern wallte und siedete, brauste und zischte (daß ich allein im Stande gewesen wäre einen ganzen Eisenbahnzug, ohne Beihilfe der Locomotive, mit einer Geschwindigkeit von 35 Kilometer pro Stunde in Bewegung zu setzen) im Waggon bequem gemacht, gleichsam als wäre er zu Hause.

Er war ein Mann so im Anfange der Fünfziger, stark untersetzt mit einem lebhaft gerötheten Gesichte, das von einem graublond melirten Bart umrahmt war, die Oberlippe war rasirt, wie es die Amerikaner tragen. Das breite rothe gutmüthige Gesicht war von einem kleinen, verschmitzt dareinblickenden, unruhig zwinkernden Augenpaar beleuchtet, das demselben etwas Fuchsartiges verlieh. Das kurzgeschnittene Haar stand borstenförmig in die Höhe. In der bunten Cravatte funkelte eine mit Smaragden garnirte große Brillantnadel; an den dicken kurzen Fingern strahlten zahllose breite Ringe mit diversen farbigen Edelsteinen; auf drm ziemlich umfangreichen Schmeerbauche machte sich eine lange massive, ungewöhnlich dicke goldene Uhrkette groß (die stark genug gewesen wäre, eine Dogge zu fesseln) und an derselben baumelten zahllose Goldbreloques der seltsamsten Formen, seltene Silbermünzen, goldene Locomotiven und eine erkleckliche Anzahl farbiger, kunstfertig ciselirter Eisenbahnjetons. Dieser bric-à-brac machte bei der geringsten Bewegung des Besitzers einen Höllenlärm, brachte ein unangenehmes Klirren hervor.

Mein Reisegefährte gefiel mir durchaus nicht. Um die Mundwinkel spielte ein verschmitztes Lächeln und das ganze Aeußere, wie auch dieser Aufwand von Schmucksachen (bei einem Manne geradezu lächerlich) war mir unsympathisch. Ich lehnte mich in die Ecke meines Sitzes zurück und betrachtete durch's geöffnete Fenster die hübsche Landschaft, die vom silbernen Lichte der eben aufgehenden Mondsichel übergossen, sich traulich geheimnißvoll dem Beschauer präsentirte. Ich war in tiefes Sinnen vertieft, als ich plötzlich aufschreckte, denn mein Reisegefährte stand dicht neben mir am Fenster und sagte:

— Finden Sie nicht, das es besser sei, daß Fenster zu schließen; es beginnt frisch zu werden.

Er sprach deutsch, aber mit fremdartigem Accent. Ich verneinte und erwiderte trocken, daß ich vorzöge das Fenster offen zu halten. Diese meine kurze Antwort schien dem Manne höchlichst zu mißfallen; denn er zog ein großes buntfarbiges Seidenfoulard aus der Tasche und schnäuzte sich demonstrativ. Ein starker, doch sehr angenehmer Wohlgeruch erfüllte plötzlich den Waggon und machte mich nervös, da ich Parfüme nicht ausstehen kann. Und plötzlich fielen mir die Erzählungen von Eisenbahnabenteuern bei, wo man Touristen vermittelst parfümirter Schnupftücher eingeschläfert, beraubt, ja ermordet hatte. Und ich blickte den Dicken mit unverhohlenem Mißtrauen an. Sein vom falben Mondlicht im gegebenen Augenblick erhelltes Gesicht hatte etwas Diabolisches und die rasirte Oberlippe zuckte verrätherisch, so daß mich ein seltsames Gefühl der Bangigkeit überkam und ich den Zufall (d. h. meine eigene Thorheit) verwünschte, der mich in das Coupé ganz allein mit einem verdächtigen Individuum gebracht hatte. Ich war unbewaffnet. Freilich war an der Wand gegenüber die Metallscheibe mit dem durch einen Bleistempel geschlossenen Signalschieber. Ich brauchte nur diesen Schieber von links nach rechts zu rücken, um ein Zeichen der Gefahr zu geben und den Zu

sofort zum Stehen zu bringen. Aber das Signal befand sich unglücklicherweise eben auf Seiten meines Gegners, so daß, bevor ich es erreichen und davon hätte Gebrauch machen können, er mich leicht unschädlich zu machen vermögend gewesen wäre.

Brummend kehrte mein Reisegefährte, den meine erregte Phantasie mit immer größerem Argwohn betrachtete, je mehr der Abend vorrückte, auf seinen Platz zurück. Er öffnete seinen Reisesack, zog aus demselben eine korbgeflochtene Flasche ansehnlicher Dimension nebst einem silbernen Becher hervor, goß in letzteren eine Flüssigkeit, die er mit einem Zuge leerte und dann schnalzte er behaglich mit der Zunge, um darzuthun daß ihm das Getränk gemundet.

— Ein Glas schwedischen Punsch gefällig? wandte er sich höflich an mich, mir die Flasche nebst Glas reichend.

Ich schlug die Offerte aus, welche meinen keimenden Verdacht noch steigerte. Es ist zweifellos, der Kerl hat böse Absichten. Er will mich durch irgend ein Höllengebräu betäuben, um dann sein satanisches Werk auszuführen. Schaffner gieb mir meine Mark wieder! Soll ich mich wirklich für mein eigenes Geld einer Gefahr ausgesetzt haben? Das wäre doch entsetzlich.

— Cigarre gefällig? unterbrach hier mein Gegenüber die düsteren Reflexionen, in die ich versunken war. Ich kann Sie versichern, daß es eine exquisite ist, eine echte Havanna.

Bei diesen Worten umspielte ein teuflisches Lächeln seine Mundwinkel; die rasirte Oberlippe zuckte convulsivisch und entblößte theilweise weiße, spitze Zähne, die unheimlich im Mondlicht leuchteten, seltsam drohten und gar sonderbar von dem sonnengebrännten, hochcolorirten Gesichte abstachetzn. Er hatte einem riesigen Strohetui eine große prächtige Cigarre entnommen, bei deren Anblick mir das Wasser im Munde zusammenlief. Ich bin ein passionirter Raucher und erkannte auf den ersten Blick, daß das in der That eine echte Havanna war. Doch ich widerstand der Versuchung. Wer weiß, vielleicht war diese Cigarre mit einer betäubenden Flüssigkeit getränkt. Ich schüttelte verneinend den Kopf und lehnte mich aus dem Fenster heraus, denn der Fremde hatte die Cigarre, die ich abgelehnt, in Brand gesteckt und ein köstliches Aroma verbreitete sich im Waggon. Das war eine der feinsten Cigarren, die ich je in meinem Leben habe rauchen sehen.

So verging einige Zeit in tiefem Schweigen. Ich war ärgerlich, unzufrieden mit mir selbst. Ich begann einzusehen, daß ich in meiner Verdächtigung zu weit gegangen war und daß mein Nachbar augenscheinlich ein ganz harmloser Man sei, der durchaus kein Anttentat auf meine diebessichere stahlgepanzerte Rocktasche, worin die regenbogenfarbigen Kathinkas liegen, beabsichtige. Ich war verdrießlich weil ich ein höfliches Entgegenkommen so zurückweisend aufgenommen hatte nnd wußte nicht, wie ich mein Unrecht wieder gut machen sollte. Mein freundlicher Nachbar (der mir, seit er seine Cigarre angebrannt, in einem ganz anderen Lichte erschien, da ich des Ausspruchs gedachte, „schlechte Menschen rauchen keine guten Cigarren") half mir aus der Verlegenheit, indem er sich wieder an mich wandte.

— Wenn Sie gerade keine Lust zum Schlafen haben, wie wär's wenn wir ein wenig plauderten. Ich gestehe es Ihnen offen, daß ich das Stillschweigen nicht liebe. Das Schicksal hat uns für ein paar Stunden zusammengeführt, warum sollen wir uns langweilen. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Uppmann aus Havanna. Da Sie kein Raucher sind, so wird Ihnen mein Name freilich nicht bekannt sein, der sonst einen ziemlich guten Klang in beiden Hemisphären hat.

Ich kein Raucher! O keusche Luna, sei meine Zeugin! Ich den Namen Uppmann nicht kennen! O ihr Sterne, kommt mir zu Hilfe! Uppmann aus Havanna. Welch eine Begegnung! Dieser Mann, für dessen Productionen ich seit Jahren geschwärmt (leider war meine persönliche Bekanntschaft mit denselben nur eine ziemlich ober-

flächliche), den ich als ein Ideal des Aroma's betrachtet, Uppmann aus der Havanna dessen Name ein jeder Raucher mit Rührung und Ehrerbietung nennt, er saß hier mir gegenüber, ich durchreiste mit ihm Thüringen, und ich Verblendeter hatte ihn für einen Strolch gehalten, der mich mittelst seines Taschentuchparfums, schwedischen Punsches und Havannacigarren betäuben und sich des armseligen Inhalts meines in der gepanzerten diebessicheren Tasche ruhenden Portomonnaie's bemächtigen wollte. Zur Strafe legte ich mir die Sühne auf, zu beichten, denn die Gestalt meines Nachbars schien mir plötzlich von einem aus Havannacigarren gebildeten Strahlenkranz umgeben, eine aromatische Tabakswolke umschwebte ihn und das, was mir früher ein diabolisches Lachen gedäucht, erschien mir jetzt als ein gewinnendes liebenswürdiges Lächeln.

— Mr. Uppmann, sagte ich, indem ich herzlich die mir dargebotene Hand des berühmten Tabaksplantators und Fabrikanten der Havanna drückte, ich bin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Doch zuvörderst muß ich Ihnen gestehen, daß Sie mir entsetzliche Furcht eingejagt haben.

Ich erzählte ihm freimüthig Alles. Herr Uppmann lachte laut.

— Zur Strafe, sagte er, daß Sie mich für einen Eisenbahnräuber gehalten, sollte ich Ihnen keine meiner Cigarren offeriren, da Sie eben ein leidenschaftlicher Raucher sind. Aber ich werde Gnade für Recht ergehen lassen und Sie sollen nicht nur eine gute Cigarre haben, sondern auch ein köstliches Glas schwedischen Punsch, für welchen Sie mir dankbar sein sollen.

Beim Zeus! Der schwedische Punsch war in der That gleich Nectar und was die Cigarre anbetrifft, so brauche ich Ihnen nicht zu sagen, daß eine von Mr. Uppmann offerirte — der beste Glimmstengel in der ganzen Christenheit war. Das Eis war gebrochen, wir plauderten sehr angenehm. Mr. Uppmann erzählte mir von seinen Reisen in Europa und Amerika. Er reiste viel, hatte die ganze Welt factisch besichtigt und plauderte höchst angenehm. Auch in Petersburg war er gewesen und da fiel es mir ein, daß ich ihm meinen Namen noch nicht genannt. Ich holte das Versäumte nach und theilte ihm mit, daß ich Mitarbeiter einer deutschen Zeitung in Petersburg sei.

— Oh, ich kenne diese Zeitung, sagte Herr Uppmann. A propos, ist Ihnen nicht ein Teufelskerl, der „Flaneur" geheißen, bekannt?

Kaum hatte ich ihm gesagt, daß ich selbst der Teufelskerl sei, als Mr. Uppmann mir so derb die Hand drückte, daß ich vor Schmerz hätte laut aufschreien mögen.

— Well, rief er aus, das ist eine unerwartete Freude — Sie haben mir oft viel Spaß gemacht mit Ihren Feuilletons, die ich sowohl in Europa als in Amerika häufig gelesen. Jetzt begreife ich, warum Sie mir so bekannt vorkamen. Ich habe vor zwei Jahren in San Francisko eine Sammlung Ihrer „Harmlosen Federzeichnungen" gekauft, wobei auch Ihr Porträt war. Nun, ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen und thut es mir sehr leid, daß ich Sie in Erfurt verlassen muß. Aber wir sehen uns in Kissingen wieder.

Die Stunden flogen auf die angenehmste Weise dahin und mein Reisegefährte entpuppte sich als der charmanteste, liebenswürdigste Mensch. Er versprach mir, mich baldigst in Petersburg zu besuchen, nannte mich wenigstens ein Dutzend Mal einen Teufelskerl, der ihn oft amüsirt, und als er so gegen ein Uhr nach Mitternacht in Erfurt ausstieg, zog er aus seiner großen Reisetasche eine Kiste mit Cigarren hervor die er mir zum Andenken anbot.

— Nur bis Kissingen! sagte er, dort werde ich Ihnen weit bessere bieten.

Ich weigerte mich lange, dieses Geschenk anzunehmen. Doch Mr. Uppmann warf mir die Kiste in den Schoß, griff seinen Reisesack, drückte mir die Hand und verließ den Waggon, indem er ausrief:

— Good bye! Auf baldiges Wiedersehen in Kissingen!

Mit der Kiste Havanncigarren im Schoße blieb ich im Waggon zurück, während sich die untersetzte, kräftige Gestalt Mr. Uppmanns im Portale des Bahnhofs verlor. Gleich darauf setzte sich unser Zug in Bewegung und ich war wieder allein in dem vom köstlichen Tabakaroma erfüllten Waggon.

Diese seltsame Begegnung mit dem berühmten Tabakspflantator und Cigarrenfabrikanten aus der Havanna hatte einen noch seltsameren Epilog, den ich nicht erwartet hatte und den ich mir auf keine Weise erklären kann, wie überhaupt das ganze Abenteuer dadurch einen phantastischen Anstrich gewinnt. Bald nach meiner Ankunft in Kissingen promenirte ich mit einem Freunde im Curgarten, als mich derselbe anstieß und auf einen Herrn hindeutete, der eben vorüberging.

— Das ist Mr. Uppmann aus der Havanna, einer der reichsten und bekanntesten Tabakspflanzer und Cigarrenexporteure.

Ich wandte mich um, in der festen Ueberzeugung, meinen Reisegefährten zu erkennen. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich in ein wildfremdes Gesicht blickte. Nicht die geringste Spur von Aehnlichkeit mit meinem Bekannten aus dem Waggon.

— Sind Sie aber auch sicher, daß es Mr. Uppmann ist? fragte ich.

— Ob ich sicher bin? Wir wohnen zusammen im „Königlichen Kurhaus!"

Jetzt erklär' mir Oerindur diesen Zwiespalt der Natur. Was soll mein Abenteuer bedeuten? Wer war mein Reisegefährte? Warum mystificirie er mich? Welche Beweggründe hatte er dazu?

Ich dachte lange darüber nach, ohne des Räthsels Lösung finden zu können. Die Kiste Cigarren, die mir mein unbekannter Reisegefährte beim Scheiden hinterlassen, erwies sich in der That als eine Uppmannsche und zwar eine der herrlichsten und kostbarsten Sorten, die man sich nur denken kann.

Vielleicht klärt sich diese geheimnißvolle Geschichte noch auf. Falls einst diese Zeilen meinem mysteriösen Reisegefährten vor die Augen kommen sollten, so ersuche ich ihn dringendst, mir mittheilen zu wollen, was diese Mystification zu bedeuten habe und warum er sich einen Namen angeeignet, auf den er doch kein Recht hat. Oder sollte es zwei Uppmanns in der Havanna geben? Welcher von ihnen ist der echte? Seltsam genug ist diese Geschichte und würde es mich sehr freuen, wenn mir die Gelegenheit geboten würde, den Schluß derselben zu erzählen.

II.

Doch das Alles erfuhr ich erst mehrere Tage später in Kissingen. Für den Augenblick war ich noch ganz unter dem Zauber dieser für mich höchst interessanten Begegnung und fühlte mich ganz vereinsamt, in dem Waggon, der soeben noch von dem hellen Lachen meines lebenslustigen Gefährten erfüllt war. Ich blickte sinnend hinaus in die vom Mondlicht übergossene herrliche Landschaft Thüringens, die sich vor mir ausbreitete. Die zahlreichen Telegraphendrähte, die dem Zuge bald behende vorauszueilen, bald athemlos ihn zu verfolgen schienen, hatten den Anblick von Spinngeweben, in die wir uns früher oder später verfangen müssen. Und inmitten dieses Wirrwarrs von Fäden, dieses Labyrintes sitzt die Spinne, gierig auf die Beute harrend. Und diese Spinne ist der Tod, dem uns der Eisenbahnzug blitzesschnell entgegenzuführen scheint. Und die bleiche Mondsichel am lazurblauen, mit zarten blüthenweißen Wolkenspitzen garnirten Horizont schien mitleidsvoll auf mich von der unendlichen Höhe herabzublicken; grüßte mich zärtlich als alten Bekannten, dem sie noch unlängst an den Newa auf der Jelagininsel holdselig zugelächelt.

Mit gleicher Liebe versendet sie ihr mildes Licht über alle Völker und Länder, die sich befehden, anfeinden, hassen, verfolgen bis aufs Messer, bis aufs Blut, die sich gegenseitig vernichten möchten in mörderischem Kampfe und die da frohlocken, wenn es ihnen gelingt, dem Bruder, dem Nachbar, dem Mitmenschen einen harten, empfindlichen Schlag zu versetzen.

— Glas Bier gefällig, warme Frankfurter Würstchen! tönte es plötzlich an mein Ohr. Durchs geöffnete Waggonfenster ward mir ein schäumendes Glas Bier, auf einem sauberen Papier zwei dampfende Würstchen und ein rundes Brötchen gereicht.

— Her, Bursche, mit dem kalten Bier und den heißen Würstchen. Aber wie bleibt's mit dem Glase. Ich kann doch nicht den Gerstentrank auf einen Zug leeren und der Zug setzt sich schon in Bewegung.

— Das Glas behalten Sie halt, gnäd'ger Herr.

Und für 25 Pfennig hatte ich nicht nur ein Glas Bier, sondern war noch Besitzer des Glases geworden. Für weitere 25 Pfennig — Würstchen nebst Brötchen, und ich soupirte wie ein König für 50 Pfennige, denn ich war hungrig geworden und der köstlichste Hummersalat, die leckerste Gänseleberpastete und die besten Flensburger Austern, gewürzt durch Chambertin und Sekt hatten mir nicht so gemundet, als dieses Paar Würstchen und das schäumende Glas Bier.

Und der Zug raste dahin durch die mondhelle Nacht und die reizende Gegend. „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" so könnte die pustende und keuchende Locomotive mit dem spitzbübischen Leporello aus dem Mozartschen „Don Juan" singen und der sämmtliche Chor der Eisenbahnbedienstete würde mit ihr sympathisiren. Denn in der That haben die Aermsten weder Ruhe bei Tag noch bei Nacht. Immer auf der Wacht. Die Schweizer haben es anders eingerichtet. Bei ihnen giebt es keine Nachtfahrten per Eisenbahn. Um 11 Uhr Abends hört die Eisenbahnbewegung im ganzen Bereich der Republik Helvetien auf. Glückliche Schweiz, die sich und den ihrigen diese Ruhe gönnen kann; die da einsieht, daß Eisenbahnbedienstete auch Menschen sind und daß man auch einer armen Locomotive einige Erholung gönnen muß.

Die braven Helvetier, die tapferen Nachkommen Tell's und Stauffacher's haben vollkommen Recht; sie denken sich halt so in ihrem Sinn: Man langt noch immer zeitig genug an. Komm' ich nicht heut', komm' ich morgen! Schaffner und Heizer sind doch im Grunde genommen auch mehr oder weniger Menschen und einer armen gehetzten Locomotive mag man doch auch einige Ruhe gönnen. Die Aermste keucht, stöhnt, ächzt in allen ihren eisernen Gliedern, stößt von Zeit zu Zeit ein wildes Geheul aus, das ein schriller Angstschrei und ein Bitten um Schonung ist; ein Warnungsruf und ein Flehen um Erbarmen. Sie athmet aus voller Brust; ihren eisernen Nüstern entsprühen zornige Funken: Ach ich bin so müde, ach ich bin so matt! möchte gerne schlafen gehn! scheint die Aermste zu keuchen.

Und das gefühlvolle Herz der Schweizer ward von göttlichem Erbarmen erfüllt und sie sistirten den Eisenbahnnachtdienst, während der Geist der Zeit in anderen Ländern schonungslos sein befehlerisches „Vorwärts" ruft. Vorwärts! Immer vorwärts! heißt die Losung der Gegenwart. Vorwärts ohne Ruhe und Rast, gleich wie von den Eumeniden gepeitscht, von den Erinnyen getrieben. Immer vorwärts! Rasten heißt rosten! Vorwärts! Und den dunklen Waggonschweif hinter sich nachschleppend, rast das eiserne Ungethüm durch Nacht und Graus dahin. Doch der böse Kobold rächt sich oft für die ihm von den Menschen angethane Gewalt. Schadenfroh springt er oft aus dem Stahlgeleise, die Opfer mit sich hohnlachend in's Verderben ziehend. Oder muthwillig verabredet er sich mit einem anderen Ungethüm, daß sie an gewisser Stelle zum allgemeinen Gaudium caramboliren sollen. Gellend mit dämonischem Lachen stoßen sie zusammen und begraben unter den Trümmern ihre Peiniger, die ihnen keine Ruhe gönnen. Und lebende Organismen in blutige Fleisch-

massen wandelnd, zähnefletschend ihre Quälgeister zerfleischend oder sie mit heißem Dampf sengend, kühlen die Ungeheuer ihr Müthchen. Das ist die Rache der Elementargeister, die der Mensch gezähmt, gebändigt, sich dienstbar gemacht.

Um zwei Uhr Nachts mußte ich in Dittendorf umsteigen, da der Waggon, in welchem ich bisher placirt gewesen, auf ein anderes Geleise nach Frankfurt überging. Ich öffnete ein Coupée, auf welchem mit Lapidarbuchstaben das Wort „Kissingen" zu lesen war. Doch kaum war ich eingetreten, so befand ich mich in tiefstem Dunkel und eine weibliche Stimme rief mir von irgendwo (sehen konnte ich absolut nichts) recht befehlerisch zu: „Bitte, schließen Sie die Thür, setzen und verhalten Sie sich ganz ruhig—mein Bruder ist soeben eingeschlafen".

Ich war ob dieser mir aus dem tiefsten Dunkel entgegentönenden ziemlich kategorischen Aufforderung nicht wenig erstaunt, um so mehr, da ich noch immer nichts sah. Es erwies sich, daß die in der Mitte des Waggons am Plafond angebrachte gaserleuchtete Glaskuppel mit einer dichten Wollhülle verdeckt war. Allmälig gewöhnte sich mein Auge an das im Wagen herrschende Dunkel und ein schwindsüchtiger Lichtstreifen, der durch die dichte Hülle hindurchschimmerte, gab mir die Möglichkeit, mich wenigstens einigermaßen zu orientieren und das Terrain zu sondiren.

Links von mir, fast das ganze Sopha einnehmend, lag ein hochaufgeschossener Knabe von ungefähr 10 Jahren, ganz unceremoniös ausgestreckt; rechts erblickte ich eine dunkle, mit einem grauen Plaid bedeckte Masse, die das zweite Sopha einnahm und die augenscheinlich auch einen menschlichen Organismus repräsentirte; denn als ich so unentschlossen zwischen den zwei besetzten Sophas wie Buridan's Esel zwischen den zwei Bündeln Heu dastand, hörte ich plötzlich unter dem Plaid dieselbe dumpfe Stimme ertönen, die mich schon beim Eintritt so zuvorkommend begrüßt hatte, und die mir jetzt zurief: So setzen Sie sich doch und stehen Sie nicht da, gleich der zu einer Salzsäule verwandelten Frau Loth.

Im nämlichen Augenblicke sah ich, wie der graue Plaid zusammenschrumpfte und immer kleiner wurde (ich hatte derartige seltsame Thiere im Berliner Aquarium gesehen), so daß ein gewisser Raum für mich frei wurde. Ich setzte mich und harrte resignirt der Dinge, die da kommen würden, hoffend, daß es doch nicht immer so bleiben würde. Zudem fing es bereits an etwas zu tagen. Am fernen, von hohen Bergen begrenzten östlichen Horizont zeigte sich eine leichte Röthe, die zu verkündigen schien, daß Aurora baldigst ihr Lager zu verlassen geruhen, mit ihren Rosenfingern den ihren Alkoven neidisch verhüllenden Wolkenschleier zurückziehen und die aus dem Nachtschlaf zu neuem Tagesleben erwachende Welt begrüßen werde.

In diesem Augenblicke constatirte ich unter dem Plaid ein höchst verdächtiges Geräusch. Es war mir, als ob man eine Flasche entkorkte, und ein eigenthümliches Cognacaroma machte sich entschieden bemerklich. Gleichzeitig hörte ich ein vernehmliches Gluck-Gluck, welches andeutete, daß dieses Getränk aus dem Halse der todten Flasche in die Kehle eines lebenden Organismus überging. Dann ward es wieder ganz still und bald verkündete lautes Schnarchen, daß der Göttertrank seine Wirkung gethan und daß das sich unter dem grauen Plaid bergende unsichtbare weibliche Wesen in den Armen Morpheus ruhe.

Eine saubere Nachbarschaft, dachte ich bei mir, ein Nachts direkt aus der Flasche Cognac trinkendes Weib! Sapristi! das ist eine Begegnung, die geeignet ist, jegliche Illusion von Grund aus zu zerstören.

Und die rosenfarbigen Tinten am Rande des östlichen Himmels wurden immer stärker. Berg und Wald traten deutlicher aus dem Dunkel hervor und ihre dunklen Conturen zeichneten sich schroff und präcise auf dem Fond des lichten Aethers. Ein Schauer schien durch die ganze Natur zu gehen, wie er gewöhnlich dem Erwachen

vorauszugehen pflegt. Ich war allmälig eingenickt und wäre sicher eingeschlafen, wenn nicht die ersten Sonnenstrahlen, die goldig blendend zwischen den dunklen Kiefern hervorbrachen und die Landschaft mit glühenden Tinten übergossen, mein sich schon schließendes Auge getroffen hätten. An Schlaf war nicht mehr zu denken.

Im Augenblick als ich mich anschickte, mich ganz in den Anblick der zu neuem Leben erwachenden Natur zu versenken, fiel mein Blick auf den grauen Plaid neben mir, d. h. auf das unter demselben sich bergende weibliche Wesen, welches in der tiefen Stille der Nacht seinen Durst mit Cognac stillte. Der den Kopf verdeckende Theil des Plaids hatte sich verschoben und ich prallte erstaunt zurück, gleichsam als hätte ich das Haupt des Gorgonen erblickt, welches bekanntlich alle diejenigen, die es anschauten, zu Stein verwandelte. Ich war in der That unbeweglich gleich einer Statue bei dem sich mir bietenden Anblick geworden, so ungewöhnlich war das, was sich meinem Auge darbot.

III.

Es war ein wunderliebliches Mädchenantlitz, das sich mir darbot; ein echtes Madonnengesicht, von herrlichem blondem, züchtig glatt sich an die Schläfe legendem Haar eingerahmt. Ein wundervolles Ebenmaß der Züge, ein Incarnat der Wangen; die Augen geschlossen, der kleine Rosenmund halb geöffnet und zwischen den vollen stolzen Lippen schimmerten zwei unvergleichliche Perlenreihen. Die jungfräuliche Brust hob und senkte sich unter den regelmäßigen tiefen Athemzügen. Und das reizende Köpfchen trat in überraschender Schönheit und Anmuth aus dem groben grauen Plaid hervor, gleich der eben aufgehenden Sonne, die strahlend und die ganze prächtige Scenerie mit goldenem Lichte übergießend, den rosig angehauchten Wolkenschleier durchbrach. Die Spitze eines mit einem eleganten Maroquinstiefelchen bekleideten Cendrillonfüßchens mit geschweiften ungeheuerlich hohen Absätzen lugte wißbegierig aus dem Saume eines dunklen Wollenkleides hervor.

Das war der Anblick, der sich mir beim Morgengrauen darbot, und Sie werden daher meine Ueberraschung, mein Staunen begreifen. Nach dem verrätherischen Gluck-Gluck der Flasche bei Nacht, nach dem sich derselben entringenden penetranten Cognacaroma, nach der heiseren Stimme, die mich im Dunkeln zur Ruhe gemahnt, hatte ich erwartet (und war dazu gewissermaßen berechtigt), ein altes, dem Trunke ergebenes Weib mit Triefaugen im gerunzelten, von wirren Strähnen stahlgrauen Haares umgebenen Gesichte, mit einer langen, spitzen, am äußersten Ende violett gefärbten Nase, die unverkennbare Spuren des Schnupftabakscultus trägt, und mit dünnen, zusammengekniffenen Lippen vor mir zu sehen und anstatt dessen dieses entzückend schöne, vor mir, dicht neben mir, auf demselben Sopha in süßem Schlummer hingegossene junge Mädchen mit den schwellenden plastischen Formen und dem lieblichen Ausdruck keuscher Jungfräulichkeit auf der weißen Stirne. Wie reimt sich dieses Madonnengesicht mit der Flasche Cognac?!

Ich war ganz in Betrachtungen dieses holden Gesichts verloren, in welchem ich zu lesen bestrebt war, um diese seltsamen Widersprüche zu versöhnen. Ich war unbeweglich und fürchtete die leiseste Geste zu machen, um nicht das schöne Traumbild zu zerstören. Es stieg in mir die Ueberzeugung auf, daß die Vision, die ich da vor mir hatte, nur ein Product meiner erregten Phantasie sei und daß bei der leisesten Bewegung dasselbe in Nichts zerfließen würde. Doch es genügte einen Blick auf das andere Sopha zu werfen, um sich von der Realität der Erscheinung zu überzeugen. Denn da lag unceremoniös ausgestreckt, in einer denkbar-ungezwungenen Pose der Knabe, ein hochaufgeschossener Bengel von ungefähr zehn Jahren in einem phanta-

stischen schottischen Costüm mit ganz nackten spindeldürren Beinchen. Sein mageres, mit Sommersprossen reich versehenes Gesicht hatte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit der schlafenden Schönheit, eben so wie eine schlechte Photographie der Raphaelschen Madonna in der Dresdener Gallerie mit dem göttlichen Original Aehnlichkeit haben kann.

Und wieder begann ich die reizende junge Dame zu fixiren, wobei ich jedoch eine mir bewußte Erfahrung außer Acht ließ, nämlich, daß man einen Schlafenden nie stark betrachten solle, da ein fester Blick einen wesentlichen Einfluß übt und das brüske Erwachen zu Wege bringt. So geschah es auch hier. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, aber mit einem Male öffneten sich die geschlossenen, mit langen Seidenwimpern vorsorglich versehenen Augenlider des jungen Mädchens und zwei blaue meerestiefe Sterne schauten verdutzt um sich. Die Schläferin war noch ziemlich traumbefangen; sie mußte augenscheinlich ihre noch vom Schlafe gefesselten Sinne sammeln, um sich Rechenschaft zu geben, wo sie sich eigentlich befände. Dann fiel ihr Blick auf mich und eine lebhafte Blutwelle stieg in die zarten Wangen; sie richtete sich hastig auf, warf den Plaid von sich und nahm eine sitzende Stellung ein.

— Sie sind es, der in Mittendorf eingestiegen? fragte sie mich (und der süße Wohllaut der Stimme traf mein entzücktes Ohr; im Dunkeln war mir diese Stimme unangenehm kreischend erschienen, vielleicht weil sie durch den Plaid, in den sich das junge Mädchen gehüllt hatte, gedämpft worden war), indem sie ihr Haar glättete und einige rebellische Löckchen zum Gehorsam zwang.

— Ja, mein Fräulein, und ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich mir die Freiheit genommeu habe Ihre Ruhe zu stören.

— Oh, ich bitte Sie, das genirte mich durchaus nicht. Ich fürchtete nur für meinen Bruder. Alfred ist so nervös und hatte den Veitstanz, da er im Schlafe erschreckt worden. Darum muß ich sehr vorsichtig sein. Der arme Junge hat soviel gelitten und Papa und Mama nicht weniger.

Bei diesen Worten sah sie den schlafenden Knaben mit einem Blicke unendlicher zärtlicher Liebe an, der das holde Gesicht womöglich noch verschönte. In diesem Augenblicke machte das Kind eine Bewegung und wendete sich um. Das junge Mädchen beugte sich besorgt über den Knaben, deckte ihn sorgfältig zu und nachdem sie einige Zeit gehorcht und sich überzeugt, daß er ruhig und gleichmäßig athmete, wandte sie sich wieder zu mir und sagte im Flüstertone:

— Ich bitte, sprechen Sie leise, damit der Kleine schlafe.

Und es entspann sich zwischen uns ein im Flüstertone geführtes reizendes Gespräch, das uns im Laufe weniger Minuten so sehr näherte, als hätten wir uns seit Jahren gekannt. Die junge Dame (sie mochte höchstens achtzehn Jahre alt sein) war von einer entzückenden Vertraulichkeit und Offenherzigkeit. Ich erfuhr bald, daß sie mit ihrem Bruder zu den in Kissingen weilenden Eltern reise, daß sie noch eine ältere Schwester habe, daß sie von Thüringen entzückt sei, wo sie vor zwei Jahren gewesen. Und sie deutete mir auf die Schönheiten der vor unseren Augen gleich wie in einem Wandelpanorama kaleidoskopartig vorüberziehenden Landschaft. Wahrlich ich hätte mich mit der jungen Dame in einem Panorama glauben können, wo uns die schönsten Ansichten Thüringens bei Sonnenaufgang vorgeführt werden. Ich erwartete fast jeden Augenblick, daß sich eine laute Stimme werde vernehmen lassen, welche die Namen der diversen Landschaften ausrufen werde.

Man kann sich nichts Schöneres, Poetischeres als diese Scenerie denken, durch welche wir mit der Geschwindigkeit von 40 Kilometer pro Stunde dahineilten. Die Locomotive mit ihrem langen dunklen Train eilt geschäftig pustend, schnaufend dahin, um anzudeuten, daß sie keine Zeit habe, sich in die Analyse diverser Naturschönheiten einzulassen, da sie zu bestimmter Stunde an einem bestimmten Orte ein-

treffen müsse. Von den hohen Bergen weht uns eine kühle frische würzige Luft entgegen, die wir mit Wonne durch das geöffnete Fenster einathmen.

Es waren Momente, wo ich mich mit meiner schönen Reisegefährtin in einer Loge des großen Theaters dachte, wo wir einer großen Zauber-Oper oder einem glanzvollen Ausstattungsballet beiwohnten. Diese himmelanstrebenden, bis an den Gipfel bald mit dunkeln Kiefernwaldungen, bald mit Reben bepflanzten Berge, die sich sanft aufsteigend terrassenförmig erhoben; diese anmuthigen Thäler; diese gleich immensen grünen Sammetteppichen sich ausbreitenden Wiesen und Fluren mit weidenden stämmigen buntgefleckten Kühen, deren Euter von Milch strotzten; diese sich in bunter farbenreicher Mannigfältigkeit darbietenden Felder, die mit einer ängstlichen Sorgfalt, mit einer peinlichen Genauigkeit und dabei mit ausgesuchter Eleganz (ich finde keinen andern Ausdruck — wenn er auch gerade nicht sehr passend ist — um den Eindruck zu schildern, den diese Felder auf mich hervorbrachten) cultivirt sind, so daß sie eher einem fashionablen Salonschmuck ähnlich sahen; diese von der Morgenbrise leicht bewegten gelblich grünen Wogen der Weizenfelder; nebenan das bläuliche Grau des Hafers, das mehr ins Grau schillernde Grün des Korns in mitten der prächtigen smaragdfarbenen immensen Matten, die ihrerseits mit den hochrothen Flecken des blühenden Klees und mit den mannigfaltigsten, in verschiedenen Farben sich dar bietenden Blumen geschmückt sind — dieses Alles ähnelt, meiner Treu, gar zu sehr einer außerordentlich geschickt inscenirten Decoration, so daß man bereit ist, den tüchtigen Regisseur vor die Rampe zu rufen und ihm seinen Dank für diese bewunderungswehrthe Leistung auszusprechen.

Und über diese wunderbare fesselnde Scenerie breitet sich ein süddeutscher Himmel in unendlicher Bläue aus und die in stolzer Schönheit erstrahlende Tagesgöttin durcheilt das Weltall, die Menschheit liebend umfassend, Licht und Leben sprendent. Und auf diesem lichten Fonds zeichnen sich die oft seltsamlich geformten Conturen der riesigen Berge, denen entlang bis zum höchsten Gipfel die köstliche Rebe sich schlingt und geduldig emporwindet, bei deren ungewohntem Anblick (und besonders in so überwältigender Fülle) sich ein leichter Nebel über meine Sinne tegt und ich eine Anwandlung von Rausch empfinde, gleichsam als hätte ich einen langen kräftigen herzhaften Schluck aus der Cognacflasche meiner reizenden Nachbarin gethan, welche (die Flasche, nicht die junge Dame) jetzt in den geheimnißvollen Tiefen eines eleganten Reisekorbs ruhte. Ich ward in der That berauscht, theils von den Weinbergen, auf welchen ich die gelbgrüne, von der Sonne liebend geküßte Rebe die goldgelbe Färbung annehmen sah, die für das Auge des Weinbauers so sehr erfreulich ist, theils von den frommen Veilchenaugen meiner lieblichen Reisegefährtin, die vertrauensvoll neben mir an die Brüstung der Loge gelehnt (pardon, ich wollte sagen: an das Waggonfenster), mich oft weißbegierig anschaute, Antworten auf Fragen erwartend.

— Um Himmelswillen, mein Fräulein, schauen Sie mich nicht so an, sonst werden Sie mich zwingen, etwas zu thun, was mich später reuen würde.

— Und was würden Sie denn thun? fragte sie, kokett lächelnd.

— Sie sehen hier das Nothsignal; es wird im Moment äußerster Gefahr gebraucht, um den Zug sofort zum Stehen zu bringen. Ich brauche nur die Metallkurbel von links nach rechts zu drehen, so weiß der Maschinist, daß in dem und dem Waggon etwas Außerordentliches vorgeht und er stoppt die Maschine.

— Aber haben Sie auch die Unterschrift beim Nothsignal gelesen? Wer dasselbe anwendet ohne triftige Gründe dafür zu haben, der wird einer Geldstrafe im Betrage bis hundert Mark unterworfen, ganz abgesehen von der criminellen Verantwortlichkeit vor der Justiz.

— Aber habe ich denn keinen triftigen Grund, das Nothsignal in Thätigkeit

treten zu lassen? Wenn man ermächtigt ist, das Nothzeichen zu geben, sobald ein elendes Portemonnaie bedroht ist, um wie viel mehr ist man berechtigt, zu diesem Hilfsmittel seine Zuflucht zu greifen, wenn man der Gefahr ausgesetzt ist, das zu verlieren, was einem am theuersten ist? Und ist dieser supreme Moment nicht jetzt angebrochen? Bin ich nicht der eminenten Gefahr ausgesetzt, meines Herzens beraubt zu werden? Und was soll ich denn ohne dieses edle Organ beginnen? Wie soll ich weiter meinen Weg durch's Leben fortsetzen? Freilich giebt es viele Menschen, die ohne Herz und Gewissen recht gut auskommen, aber ich gehöre nicht zu denen. Darum will ich meinen kostbaren Besitz gegen jegliches Attentat schützen, Mademoiselle, und sollte ich auch hundert Mark Strafe zahlen und mit der bairischen Justiz in Conflict gerathen.

Das junge Mädchen nahm meinen harmlosen Scherz gutmüthig auf und unser, wegen des schlafenden Knaben noch immer in halblautem Ton geführtes Gespräch, was demselben einen ganz besonders intimen Charakter verlieh, stockte für keinen Augenblick, fand in den an uns vorüberziehenden, stets neuen Naturschönheiten immer neue Nahrung.

Es ist geradezu wunderbar, mit welcher liebevollen Sorgfalt das Land hier cultivirt wird. Man sieht sogleich, daß das Volk an demselben keinen Ueberfluß hat, so daß es jeden Zollbreit zu verwerthen strebt. Bis hoch zu den Gipfeln der Berge breitet sich die Bodencultur aus. Die hohen Berge hatten bereits Morgentoilette gemacht, die sie während der Nacht einhüllende Nebelkappe abgeworfen, um das strahlende Tagesgestirn zu begrüßen. Die Gegend ward immer bergiger, oft wild romantisch, dann wieder reizend idyllisch. Dörfer und Weiler mit Steinhäusern, die oft ein gar städtisches Aussehen haben. Viele Wäsche zum Trocknen an den Leinen aufgehängt, jedenfalls ein äußeres Zeichen des Wohlstandes, den übrigens die comfortablen, weißgetünchten, sauber gehaltenen, meist von Gärten umgebenen, oft zwei bis dreistöckigen Häuser mit Giebeldächern auch ohnehin bekundeten.

Trotzdem fand ich daß die Scenerie, was Wohlhabenheit der ländlichen Bevölkerung anlangt, noch frappanter gewesen war, als ich im Jahre 1882 die Fahrt von Berlin nach Kissingen auf einer anderen Route (über Eisenach und Meiningen) machte. Da wurde ich durch den Anblick der blühenden Dörfer und Weiler, die oft Städten ähnlich sahen, ganz außer Fassung gebracht. Damals fuhr ich an der Wartburg vorbei und ist überhaupt jene Gegend weit interessanter. Doch jetzt ist seit ein oder zwei Jahren eine directe Route errichtet, die man einschlägt, die jedoch auch des Interessanten recht vieles bietet.

Die Gegend wurde, wie gesagt, immer bergiger mit wildromantischem Anstrich. Hohe dunkle Felsen erhoben sich drohend von beiden Seiten und schienen uns den Weg versperren zu wollen Die steilen hohen abschüssigen Felswände, von denen dunkle Fichten und schlanke Tannen mitleidsvoll auf uns herabblickten, gleichsam als beklagten sie uns und fühlten Mitleid mit dem uns baldigst bevorstehenden Schicksal, verengten sich immer mehr, drängten sich herausfordernd, finster dräuend zusammen, so daß der Augenblick nahe schien, wo wir Gefahr liefen von diesen Steingiganten zermalmt zu werden, wenn es uns nicht gelingen sollte, uns zwischen ihnen Bahn zu brechen, uns durchzubohren durch diese sich drohend vor uns erhebende Felswand, die uns Halt zu gebieten schien, daß wir unser freches thörichtes Beginnen, den Kampf mit der Natur aufzunehmen, aufgeben sollten.

Doch unsere brave unerschrockene Locomotive ließ sich durch diese Drohungen nicht einschüchtern. Ihre ganze Kraft zusammennehmend, stürzte sie sich mit einem Geheul der Wuth (wie es die Beduinen und Chinesen ausstoßen, um sich durch dieses wilde Geschrei Muth und dem Gegner Schrecken einzuflößen) auf den Feind in des Kampfes Gewühl, bohrte sich zwischen ihm schnaubend, aus den eisernen Nüstern Funken

sprühend den Weg durch, um dann von der Erde, die sich vor ihr öffnete, verschlungen zu werden.

Wir befanden uns inmitten eines großen Tunnels, durch welchen unser Zug heulend, warnend, flehend, drohend dahinraste. Tiefste Nacht umgab uns. Pechschwarze Nacht, in welcher man selbst die Hand vor dem Auge nicht sehen kann. Eine absolute egyptische, durch keinen Lichtstrahl erhellte Finsterniß, denn die Gasbeleuchtung des Waggons war in Folge des anbrechenden Tages längst ausgelöscht worden. Ich sah meine hübsche Nachbarin nicht. Ich fühlte nur ihre Nähe; ich hörte ihre süße Stimme halblaut in der Finsterniß und sie theilte mir den Eindruck mit, der sie während der Tunnelfahrten überkam. Sie fühle dann eine ungewöhnliche Beklemmung in der Brust; der Hals schnüre sich ihr zusammen; die Adern in den Schläfen schlagen, als ob sie platzen wollten und auf dem Hirn ruhe es bleischwer; sie befürchte stets, daß das Gewölbe einstürzen und den Zug mit Allen und Allem was drin ist, unter seinen Trümmern begraben werde.

Ich ergriff die Hand des jungen Mädchens und suchte es zu beruhigen. In der That fühlt man sich unheimlich wie in einem Grabe. Durch's geöffnete Fenster strömt eine feuchte kalte Moderluft, die peinlich berührt. Ich fürchtete jedoch das Fenster zu schließen, damit es nicht zu dumpf im Waggon wurde. Ich weiß nicht, wie groß der Tunnel ist, den wir im gegebenen Augenblicke passirten; wie lange die Fahrt durch denselben dauerte, aber die Secunden däuchten Minuten und die Minuten wurden fast zu Stunden. Es schien mir, daß dieser Tunnel gar kein Ende nahm. Das Gewölbe warf das Tosen des Zuges zurück und die feuchtkalten Schallwellen berührten peinlich. Endlich ein kleiner lichter Punkt, der immer wuchs und sich vergrößerte.

Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das rosige Licht.
Da unten, da ist es fürchterlich.

Der Tunnel spie uns verächtlich aus, da es ihm nicht gelungen war, uns, wie er es stets beabsichtigt, unter seinen Trümmern zu begraben und mit Wonne begrüßten wir wieder das Licht des Tages. Eine Last fiel mir vom Herzen, denn ich bin ein Feind jeglicher Finsterniß, sei sie materiell oder moralisch. Ich war froh, daß uns der düstere Berggeist freigegeben. Freilich war die Gefahr noch nicht ganz vorüber, denn über uns hingen noch oft riesige Felsstücke, die uns beim Fallen zu zermalmen drohten. Wir fuhren noch immer zwischen hohen bewaldeten Bergen, die sich oft zu verengen und die Passage hemmen zu wollen schienen; doch unsere brave Lokomotive zwängte sich muthig zwischen ihnen durch, fraß sich so zu sagen in's Gestein hinein, den langen Zug nach sich schleppend. Freilich war es nicht ohne gehörige Anstrengung, nicht ohne außerordentliche Aufbietung aller Kräfte, denn je mehr wir in Unterfranken vorrückten, desto steiler, gebirgiger ward die Gegend und keuchend, schwerathmend mit ihren eisernen Lungen, klimmt die Locomotive, ihren langen Schweif nach sich schleppend, die zwar sanft aufsteigenden, jedoch darum nicht minder hohen Berge empor. Es ist gerade wunderbar zu sehen, wie sich die Macht der Vegetation durch das Gestein Bahn bricht. Gewaltsam drängt sich die schwache Pflanze durch den starken Stein. Der kleine David besiegt den großen Goliath. Dieses dient zum Beweise, daß man durch Beharrlichkeit, Geduld und Ausdauer stets zum Ziele gelangt und daß man Alles erreichen, die größten, unbesiegbar dünkenden Hindernisse beseitigen kann, wenn man nur weiß, was man will, sein angestrebtes Endziel unverrückt im Auge behält.

Und durch die hoch oben den Horizont begrenzenden dunklen Kieferwaldungen, aus denen ein lustiges schmetterndes Concert der befiederten Sänger entgegenschallt,

erblickt man eine prächtige Schlucht, die sich vor uns aufthut und die Einsicht auf ein entzückendes Panorama gewährt. Eine wahre Dorfidylle bietet sich dar. Ein vom goldenen Sonnenlicht übergossenes schmuckes Dorf, dessen weiß getünchte Häuser gleich eitel Silber glitzern. Majestätisch erhebt sich aus der Mitte üppigen Grüns der verwitterte graue Kirchthurm. Und das Alles verschwindet und wir rasen beflügelten Laufes dahin. Bei Oberhof abermals ein Tunnel, der sich durch seltsam geklüftete Felsen hindurchgebohrt. Phantastisch zerrissen ist das Gestein, als habe ein Riese daran gerüttelt und es zornig hie- und dorthin geschleudert. Wieder umgiebt uns tiefste Nacht. Wir hören dröhnendes Hohnlachen. Das sind die Berggeister, die dem Zuge bald vorauseilen, bald hinter ihm herziehen. Und dieses geisterhafte Lachen findet ein dröhnendes Echo an den Felswänden des Tunnels, der diese dräuenden Laute vielfach verstärkt wiedergiebt, so daß die Schallwellen uns betäuben . . .

Und dann erschließen sich die Berge, gleichsam wie durch Zauberkraft eröffnet und es präsentirt sich ein herrlicher See, dessen Lasurbläue mit dem sich über demselben wölbenden Himmelsdome zu rivalisiren scheint. Ganz erstaunt über diesen Gebirgssee, der sich so plötzlich meinem entzückten Auge darbietet, mache ich meine Reisegefährtin darauf aufmerksam. Doch während sie meiner Andeutung folgend, in die Ferne blickt, zerfließt der See, der eine bloße Sinnestäuschung, so eine Art von Fata Morgana war, hervorgezaubert durch den von den Bergen sich in die Ebene senkenden Nebel, durch seltsame Brechung der Sonnenstrahlen beleuchtet. Und anstatt des phantastischen blauen Gebirgssees präsentirt sich ein schmuckes Dorf, so romantisch im Thal zwischen himmelanstrebenden Bergen gelegen, daß ich mich versucht fühlte hier zu bleiben, auszuraften von des Lebens Müh und Sorge. Es ist ein reizendes Stück Land dieses Thüringen, ein der Erde von milder Hand geschenktes Stück Paradies. Verlockend blicken die schmucken, weißgetünchten Häuser mit den rothen Schindeldächern durch das üppige Grün. Goldig strahlen im Sonnenschein die sauberen Fenster mit ihren blüthenweißen Vorhängen; durch die geöffneten Fensterflügel, durch blühende Blumentöpfe hindurch sieht man in das schmucke Innere dieser Bauernhütten. Wann werden wir bei uns solche Dörfer haben? Und die Wipfel der hohen Bäume säuseln mir süße Hoffnung in's Herz.

Der Bauer in Unterfranken, wie ich Gelegenheit hatte zu bemerken, liebt seine Erde leidenschaftlich, hängt fanatisch an ihr; nicht wie an der legitim angetrauten Frau, deren Besitzes man sicher ist, den Niemand einem streitig machen kann, sondern wie an einer wetterwenderischen, launenhaften, schönen Geliebten, deren man nie ganz sicher sein kann, da es ihr jeden Augenblick einfallen dürfte durchzugehen, das Weite zu suchen. Der Bauer von Unterfranken liebt sein Land leidenschaftlich, hängt an dem heimathlichen Boden mit treuer unwandelbarer Liebe. Die thüringsche Erde hat aber auch gegründete Ansprüche auf diese hingebungsvolle Liebe, für welche sie reichlich lohnt, denn sie ist fruchtbar und ergiebig und zahlt zehnfach die Sorgfalt heim, die man ihr spendet. Und wie sollte man sie nicht lieben, diese schöne, gesegnete Gotteserde; wie sollte man sie nicht lieben, diese smaragdfarbigen, sammetartigen Wiesen und Fluren, diese herrlichen Thäler, diese erhabenen Berge, diese dunklen Waldungen, diese fruchtbaren Ebenen mit des Kornes bewegten Wogen; wie sollte man sie nicht lieben, diese gute, zärtliche Mutter, die ihren Kindern so Alles in Ueberfluß giebt, die Niemand darben läßt, wer nur nicht die Hände in den Schooß legt. Wie sollte man sie nicht lieben, diese rebenumrankten Berge, die einem so liebevoll entgegenkommen.

Betteln ist in Unterfranken, wie überhaupt im Baierischen ganz unbekannt. Nur einmal stieß mir ein Bettelweib auf. Ob dieses ungewohnten Anblicks ganz überrascht, gab ich der Bettlerin zehn Pfennige, doch gereute mich diese meine großmüthige Anwandlung bald; denn ich bin überzeugt, daß ich nur die Faulheit und

Trägheit ermuntert. Wer arbeiten will, der findet Beschäftigung und Brot. Der baierische Bauer ist sehr conservativ. Er verschmäht größtentheils noch jetzt die Streichhölzchen und benutzt Stahl, Feuerstein und Zunder, um seine Pfeife in Brand zu setzen. Es ist ein blühendes, wohlhabendes Land. Während bei uns die Städte oft das Aussehen von Dörfern haben, präsentiren sich besonders in Unterfranken die Dörfer in Gestalt von Städten . . . .

IV.

In diesem Augenblick dehnte und reckte sich der kleine Bursche auf dem großen Divan und öffnete erstaunt die Augen. Die Schwester eilte auf ihn zu.

— How are you, dear? fragte sie theilnehmend, indem sie den Knaben küßte und ihm die wirren, semmelblonden Haare aus der Stirne strich.

Durch diese Worte erst erfuhr ich, daß meine Reisegefährtin eine Engländerin war. Das erklärte mir die oft seltsame Betonung der deutschen Sprache, welche sie jedoch fließend und mit Eleganz sprach.

— Get up, dear, fuhr die junge Dame fort und sich zu mir wendend sagte sie: Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Bruder vorzustellen, Alfred Algernon Sidney, als Stammhalter hat er drei Namen, während ich nur einen besitze. Doch Alfred spricht kein Wort deutsch.

— Ich spreche etwas englisch, Fräulein, so daß ich mich mit Mr. Alfred schon werde verständigen können. Well sir, indem ich mich zu dem Kleinen wandte, how do you do?

— Thank you sir, quite Well, erwiderte der Kleine ernst.

— Reiche dem Gentleman die Hand, Alfred. Danke ihm, daß Du so gut hast schlafen können.

Der Kleine stand auf und reichte mir mit komischer Grandezza die Hand.

Kissingen lag bereits zu unseren Füßen. Wir liefen in die Station ein, die eine der denkbar reizendsten durch ihre Lage ist. Kissingen macht auf den Fremden sofort bei seiner Ankunft einen ungemein günstigen Eindruck. Der geräumige, auf einer Anhöhe sehr schön erbaute Bahnhof, der sich in eleganter Architektur mit zwei Säulenreihen, die sehr anmuthig mit wilden Reben ganz bedeckt sind, präsentirt, beherrscht das ganze Saalethal und gewährt eine reizende Vogelperspective des Badeorts mit seinen stattlichen, oft palastartigen Villen und Häusern, mit seinem herrlichen, üppigen Grün, mit dem romantisch gelegenen Altenberg, mit den dunklen Waldungen, durch welche schmucke, weiße Landhäuser kokett hindurchblicken und freundlich verlockend winken.

Ich trennte mich von meiner schönen Reisegefährtin und ihrem Bruder mit einem herzlichen Händedruck und mit der sicheren Aussicht uns in Kissingen wieder zu sehen. Ich ließ mein Gepäck im Bahnhof zurück und wanderte zu Fuß durch die reizenden Anlagen, die in die eigentliche Stadt führen. Kissingen verdient gleich Schiras die Stadt der Rosen genannt zu werden. Ich habe kaum noch eine andere Stadt gesehen, wo die Rosencultur so sehr verbreitet ist. Fast vor jedem Hause ist ein Rosengärtchen, wie ein jedes Haus fast im Garten liegt. Mit Ausnahme der eigentlichen Stadt mit ihren krummen licht- und luftlosen Gäßchen, die so zu sagen einen dunklen Fleck auf dem lichten Fonds bilden, ist ganz Kissingen ein weiter, schöner, schattiger Garten, in welchem eine würzige, den Geruchssinn sehr angenehm berührende reine Luft herrscht. Manche Häuser hier sind geradezu Paläste und zeichnen sich durch Comfort und Luxus aus.

Als Centralpunkt des Curlebens dient der Curgarten, den ich durchschritt, um

zum Fürstenhof, meiner jenseits der Saale gelegenen Residenz zu gelangen. Ich schlenderte dahin gleich einem alten Badegast, passirte die Alleen des Curgartens (in welchem die Musik bereits zu Ende war) und durchschritt die Gegend, wo von der einen Seite Backwerk und von der anderen Blumen feilgeboten werden. Ich ward durch den Bretzelduft und das Rosenaroma ganz betäubt. Ich kaufte eine protestantische Bismarckbretzel und einen katholischen Krummstab (um meine religiöse Parteilosigkeit darzuthun). Doch will ich Ihnen im Vertrauen gestehen, daß ich von der Kanzlerbretzel gar wenig erbaut war; sie erwies sich als gar zu protestantisch-trocken und dürr, während der katholische Krummstab, ganz abgesehen davon, daß er im Nothfall als Spazierstock dienen kann, sich beim Kaffee als sehr mürbe und schmackhaft herausstellte. Ich bitte daraus keine Schlußfolgerung zu ziehen, daß ich mehr zum Katholicismus hinneige, oder daß ich die bei uns so allgemeine Antipathie gegen den deutschen Reichskanzler theile und auf die seinen Namen tragende Bretzel übertrage. Dem ist nicht so. Ich zolle nur der Wahrheit den ihr gebührenden Tribut.

Und so zwischen Bretzeln und Rosen, zwischen Backwerkduft und Blumenaroma wandernd, hatte ich für den Magen bereits gesorgt. Jetzt handelte es sich darum, auch für die Aesthetik etwas zu thun. Ich wählte eine Theerose, um damit verschämt anzudeuten, daß ich nach Kaffee dürstete, steckte mir die herrliche duftende Blume in's verwaiste Knopfloch, wo sie den Orden der geflügelten Eidechse ersetzte (den ich übrigens nicht besitze) und wanderte munter fürbaß, über die große steinerne Brücke (welche über die Saale und mächtige, tiefliegende, zum Trocknen und Bleichen der Wäsche bestimmte Wiesen führt), dem Saaleufer entlang, trat unbemerkt in den Garten des Fürstenhofs und setzte mich an einen unter der großen Kastanie stehenden Tisch, an welchem ich vor fünf Jahren stets gesessen. Als das Stubenmädchen vorüberging, rief ich sie an: „Anna, sehen Sie doch zu, daß Sie mein Zimmer baldigst ordnen!" Das Mädchen sah mich mit großen Augen und offenem Munde an: Jessus-Maria! hörte ich sie ausrufen und ich glaube, meiner Treu, sie bekreuzigte sich bei meinem Anblick, gleich wie bei dem eines Gespenstes. Sie erkannte mich, konnte nicht begreifen, wie ich so plötzlich herabgeschneit und an dem altgewohnten Platze dasäße.

In diesem Augenblicke ging der Diener Andreas vorüber, der mich nicht bemerkte. Ich rief ihn an: Heda, Andreas, und wo bleibt denn mein Kaffee und die pflaumenweichen Eier? Es sind schon mehr als fünf Jahre, daß ich darauf warte.

Der schnauzbärtige Andreas, der ein mit Kaffeekannen und Tassen reich besetztes Brett auf den Händen trug, ließ vor Schrecken die ganze Bescheerung fast zur Erde fallen. Er sah mich erstaunt an und dann eilte auch er der Thüre zu und rief in's Haus hinein:

— Hoben's g'hört? Der gnäd'ge Herr J. ist do und sitzt holt do unter'm Kastanienbam und verlangt Kaffee und Aier und sogt, er hobe schon fünf Johr holt gewortet.

Meine Mystification war vollständig gelungen. Die Dienerschaft begrüßte mich freundlich: Grüß Gott, gnäd'ger Herr. Wo kommen's denn her?

Nach wenigen Augenblicken fühlte ich mich wieder so heimisch, als wäre ich wochenlang hier gewesen. Das herrlichste Wetter begünstigte meine Ankunft, blieb mir auch während meines ganzen Aufenthalts hier fast unveränderlich treu. Während man in dem größten Theil Europa's über Kälte und Regen klagte, herrschte hier das schönste beständigste Sommerwetter, welches selbstverständlich nicht wenig dazu beitrug, den Aufenthalt angenehm und die Cur gedeihlich zu machen.

II.

Bad Kissingen.

I.

Der „Fürstenhof“ (der diesen Namen nicht mit Unrecht trägt) ist ein palastartiges dreistöckiges hübsches Gebäude, welches von einer Anhöhe das ganze Saalethal beherrscht. Es liegt in der nächsten Nähe des Diruffschen Hauses, in welchem Fürst Bismarck wohnte, bis zu dem Attentat, welches vor ungefähr dreizehn Jahren der Tollhäusler Kullmann an dem Reichskanzler verübte. Das ganze Haus besteht aus elegant möblirten Zimmern, die nur pro Woche vermiethet werden. An das Haus stößt ein sehr hübscher Garten, der terassenförmig von der Höhe bis auf die Fahrstraße herabsteigt. Aus dem Fenster meines Zimmers habe ich eine wunderbare Aussicht. Tief unten schlängelt sich die Saale zwischen den mit herrlichen Wiesen und Kastanienbäumen geschmückten Ufern. Die Saale ist ein Flüßchen, das nicht viel breiter ist, als unsere Ligowka. Und trotzdem ist dieses sich capriciös, im launenhaften Zickzack dahinschlängelnde, lustig und lebhaft dahinfließende Flüßchen schiffbar. Ein Miniaturdampfer unterhält die Verbindung zwischen Kissingen und der Saline, wohin man zu Fuß durch eine herrliche Kastanienallee in ungefähr einer halben Stunde bequemen Gehens gelangt. Wie so diese Nußschale von Dampfer (der trotzdem so gegen dreißig Passagiere faßt) auf diesem Miniaturfluß überhaupt operiren kann, ist mir unbegreiflich, denn an manchen Stellen ist die Saale so schmal, daß sich das Boot dem Anscheine nach nur mit genauer Noth durchdrängen kann.

Riesige, himmelanstrebende Berge begrenzen die Landschaft, die von einer wunderbaren Schönheit ist. Aus dem üppigen Grün ragt hie und da eine Villa, oder der Glockenthurm einer Kirche hervor; eine würzige Luft dringt durch's Fenster; aus dem naheliegenden Kurgarten schallen schmetternde Trompetenstöße und die goldigen Sonnenstrahlen begrüßen mich freundlichst, den Fremden aus dem Norden, den ein gütiges Schicksal zeitweilig nach dem Süden verschlagen. Das ist Bad Kissingen, welches im Grunde genommen eine große Karawanserei, eine möblirte Stadt ist, wie man möblirte Häuser hat; ein großes Hotel garni und immenses Restaurant. Ein jeder Kissinger ist entweder Hotelier oder Restaurateur; oder er bietet ein schützendes Obdach mit Kaffee für so und so viel pro Woche, oder er füttert Ihren Körper mit Diners und Soupers. Jeder Kissinger Einwohner vermiethet ohne Ausnahme Wohnungen an Fremde. Selbst der König von Baiern ist unter die Hoteliers gegangen und hat ein dem Rakoczybrunnen gegenüber liegendes stattliches Hotel „Königliches Kurhaus“ genannt.

Der Besuch in Kissingen ist in diesem Jahre nicht so stark als früher, was sich durch die gespannten politischen Verhältnisse erklärt. Die Franzosen sind ganz ausgeblieben. Nach dem Incedent Schnäbele ziehen sie es vor, Deutschland zu meiden. Besonders jedoch wird hier die Abwesenheit der Russen beklagt, die stets gern gesehene Gäste waren. Die traurigen finanziellen Verhältnisse und der beispiellos niedere Stand unserer Valuta haben dem russischen Absentismus einen weit kräftigeren Hemmschuh angelegt, als es die ungeheuerlichste Paßsteuer je hätte thun können. Wenn sich beim Ueberschreiten der Grenze das halbe Capital verflüchtigt, so fühlt man eben keine sonderliche Lust, diesen Schritt zu thun. Man zieht es vor, diesseits des Rubicons zu bleiben. Bleibe im Lande und nähre dich redlich, wenn du kannst.

Eine höchst interessante Begegnung hatte ich gestern Morgen am Rakoczybrunnen. Ich trat an die Barriere, um aus der Hand des Dieners das Glas mit dem prickelnden Naß zu nehmen, als ich einen neben mir stehenden hochgewachsenen Herrn mit dem Ellbogen anstieß. Ich bat um Entschuldigung; mein Nachbar wandte sich um und stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich den Prinzen Alexander von Battenberg erkannte, der mich einen Augenblick fixirte, dann sich abwendete, seinen langen dichten Schnurrbart kräuselte und sich an eine sehr hübsche junge Dame in einem sehr einfachen, doch gleichzeitig sehr eleganten Kleide, wandte (wie ich später erfuhr, die Gräfin Haukwitz) und ein früher begonnenes Gespräch fortsetzte, wobei er aus seinem Glase Rakoczy von Zeit zu Zeit einen Zug nahm.

Ja, das war der Prinz Alexander von Battenberg und wäre ich meiner ersten Eingebung bei dieser unerwarteten Begegnung gefolgt, so hätte ich Seine Hoheit beim Knopfloch seines Jaquets genommen und an ihn die vertrauliche Frage gerichtet:

— Unter uns, mein Prinz, wie denken Sie über Bulgarien? Welcher Ansicht sind Sie über Stambulow, Stoilow und Karawelow? Beabsichtigen Sie wieder nach Sofia zurückzukehren und den verlassenen Thron abermals zu besteigen?

Doch ich that nichts dergleichen, sondern begnügte mich, den Prinzen zu fixiren, der dicht neben mir stand, sich mit der schönen Gräfin Haukwitz lebhaftigst unterhaltend, deren silberhelles, melodisches Lachen gleich Musik meinem Gehör schmeichelte. Die Gräfin ist eine junge Dame so ungefähr in der ersten Hälfte der Zwanziger mit einem sehr hübschen, regelmäßigen Gesicht, das durch ein lebhaftes, geistsprühendes Augenpaar noch verschönt wird. Ein koketter Strohhut war herausfordernd auf's dunkelblonde Haar gestülpt.

Der ehemalige Fürst von Bulgarien, der seit zwei Jahren so viel von sich reden macht, der factisch aus den Spalten der Zeitungen zweier Welten, von den Lippen hunderter Millionen Menschen nicht verschwindet; der vielleicht noch berufen ist, eine hervorragende historische Rolle zu spielen, da neuerdings die Bestrebungen, ihn wieder auf den Thron zu bringen, mit großer Intensivität auftreten, ist ein hochgewachsener junger Mann von sehr sympathischem Aeußern. Im Vergleiche zu den Photographieen, ist er bedeutend magerer im Gesicht, was sich theils durch das tragische Geschick der letzten zwei Jahre, theils jedoch durch eine anhaltende Krankheit neuerdings erklärt, gegen deren Nachwehen ihm auch der Aufenthalt in Kissingen verordnet wurde. Ein braunblonder Vollbart umrahmt das ausdrucksvolle männliche Gesicht, dem der dichte, lange, die Oberlippe und einen Theil des Mundes ganz verdeckende Schnurrbart (den der Prinz häufig martialisch kräuselnd durch die Finger zieht) etwas Kriegerisches verleiht, dem jedoch der sanfte, milde Ausdruck der großen freundlichen Augen widerspricht.

Prinz Alexander von Battenberg ist von sehr hohem Wuchs, so daß sein charakteristischer Kopf mit den scharfgeschnittenen edlen Zügen über alle ihn Umgehenden

hervorragt. Ohne zu wissen, wen man vor sich hat, könnte man sofort an der ganzen Haltung des Mannes errathen, daß man es mit einer nicht gewöhnlichen Persönlichkeit zu thun hat, mit einem Manne, der an's Befehlen, an's Herrschen gewöhnt ist. Trotz seiner Civilkleidung konnte man an seiner strammen Haltung, an seinem festen Auftreten den Soldaten erkennen. Der Prinz trug ein weises, sackartiges Jaquet aus einem weißgrauen wollenen Sommerstoff und des gleichen Hose und Weste. Die Kleidung saß ihm sehr salopp und man sah, daß er an die militärische Uniform gewohnt ist.

Das Aeußere des Exfürsten von Bulgarien ist sehr sympathisch und disponirt zu seinen Gunsten. Besonders angenehm berührt die ungekünstelte Einfachheit seines Wesens. Man sagte mir, daß er sehr liebenswürdig und geistreich sei und eine nicht genug anzuerkennende Resignation bekunde. Ich spreche hier über den Prinzen als Menschen, will hier sein politisches Verhalten als Fürst von Bulgarien durchaus nicht berühren. Ich kann trotzdem nicht umhin das Gebahren unserer Zeitungen zu rügen, die sich nicht entblödeten, den Prinzen als Feigling darzustellen, zu behaupten, er habe bei Sliwnitza, so wie auch bei anderen Gelegenheiten das Schlachtfeld desertirt. Es genügt, den Prinzen nur einmal gesehen zu haben, um den Schluß zu ziehen, daß er kein Feigling sein kann, was er übrigens auch durch die That bewiesen.

Prinz Alexander hat als Fürst von Bulgarien den Interessen Rußlands gegenüber sich feindselig verhalten. Deswegen können wir mit ihm nicht sympathisiren. Aber das soll uns doch nicht abhalten, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das sollte uns doch nicht dazu bringen, den Gegner zu verleumden. Man soll nur offen, mit ehrlichen Waffen kämpfen. Den Feind aber dadurch unschädlich machen, vernichten wollen, daß man ihn verleumdet, daß man ihm Laster anhängt, die er durchaus nicht besitzt, ist ein Gebahren, das nicht gebilligt werden kann.

Da ich den Prinzen Alexander von Battenberg jeden Morgen am Brunnen begegnete und wir so zu sagen aus einer Quelle schöpften, die bekanntlich bestimmt ist, den Stoffwechsel hervorzubringen und eine Regeneration zu produciren, welche mit dem alten Adam Kehraus macht, so trat mir selbstverständlich die Idee nahe, den Exfürsten von Bulgarien zu interviewen und ihm etwas auf den Zahn zu fühlen. Stellen Sie sich vor, welch ein Triumph für mich, wenn es mir gelungen wäre, die Welt über diegeheimen Absichten des Prätendenton aufzuklären, der damals gerade die öffentliche Aufmerksamkeit absorbirt, da er abermals zum Centrum einer politischen Bewegung geworden, die ihn sehr leicht wieder auf die Oberfläche tragen konnte, von welcher er für einige Zeit verschwunden war, so daß man ihn schon als abgethan betrachtete. Doch dem Anschein nach ist dem durchaus nicht so. Prinz Alexander von Battenberg scheint mir nicht der Mann zu sein, der, nachdem er einmal die Last einer Krone getragen, die herbe Süßigkeit zu herrschen gekostet, sich freiwilllig mit dem Gedanken versöhnen soll, in das Dunkel zurückzukehren. Kissingen war, während meines vorjährigen Aufenthalts daselbst (im Juni 1887) das Hauptquartier der Battenbergschen Diplomatie geworden und im Hotel „Königliches Kurhaus", wo der Prinz wohnte, herrschte eine rege Thätigkeit und zwischen Kissingen uud Sofia fand täglich mehrmals ein sehr lebhafter Depeschenwechsel, ein telegraphischer Meinungsaustausch statt.

Ueberhaupt spielt dieser Badeort in der Politik eine sehr bedeutende Rolle. Der hochselige Kaiser Alexander der Zweite besuchte Kissingen häufig, wo auch hochwichtige politische Unterhandlungen gepflogen wurden, und diplomatische Zusammenkünfte stattfanden. In Kissingen war es, wo die Unterhandlungen zwischen dem Fürsten Bismarck und dem päpstlichen Vertreter (Cardinal Meglia, wenn ich nicht irre) begannen, welche ein Ende des langjährigen Culturkampfes herbeiführten. Und daß Prinz Battenberg gerade diesen Ort erwählt, um sich von seiner bulgarischen Indigestion zu

erholen, ist auch ein Symptom der Zeit, besonders da der deutsche Reichskanzler binnen Kurzem hier erwartet wurde und dessen Wohnung in der Saline schon fertig gestellt wird.

Sie werden also begreifen, daß es für mich von hohem Interesse war, den Prinzen Alexander von Battenberg zu interviewen, umsomehr da man mir sagte, daß er, augenscheinlich um dem Fürsten Bismarck keine Ungelegenheiten zu bereiten, denn der gleichzeitige Aufenthalt des deutschen Reichskanzlers und des bulgarischen Exgospodars an einem Orte könnte leicht zu verschiedenen Gerüchten Veranlassung geben, denen man gern vorbeugen möchte, um die ohnehin so erregte öffentliche Meinung nicht noch mehr zu beunruhigen und der Medisance keine Gelegenheit zu geben, Alarmgerüchte und sensationelle Mittheilungen zu verbreiten. In Anbetracht der baldigst bevorstehenden Abreise des Prinzen mußte ich mich beeilen.

Doch ein Interview des Prinzen erwies sich durchaus nicht als so leicht, wie man denken mag. Freilich begegne ich dem Prinzen des Morgens an der Quelle, späterhin auf der Promenade, oder in der zur Saline führenden, sich längs dem Saale flüßchen hinschlängelnden herrlichen schattigen Kastanienallee. Doch konnte ich ihn nicht ansprechen, ohne ihm vorgestellt zu sein. Und auf der Promenade, oder am Brunnen, oder in der Kastanienallee, wo es stets von Menschen wimmelt, kann man doch kein politisches Zwiegespräch pflegen, das bestimmt sein soll, einen tönenden Wiederhall zu finden. Wie es beginnen, da in mir die Begierde immer stärker wurde, den Prinzen zu interviewen? Ich hatte mir vorgenommen, so Vieles zu sagen — doch es war zu schön, es hat nicht sollen sein. Mein ganzer kunstfertig angelegter Plan ward zu Wasser.

Durch einen hiesigen Bekannten, der mit einer dem Exfürsten von Bulgarien nahestehenden Persönlichkeit vertraut ist, ließ sich das Terrain sondiren, um zu erfahren, ob Seine Hoheit geneigt sei, mich zu empfangen, wobei ich ausdrücklich bemerkte, daß ich das Interview vollständig zum Abdruck in der Zeitung bringen werde, und mich anheischig machte, das Manuscript dem Prinzen zur Durchsicht vorzustellen, damit er sich überzeuge, daß ich seine Worte nicht entstellt und den Charakter des Interviews vollständig wiedergegeben. Zu meinem größten Leidwesen ward mir ein abschlägiger Bescheid. Der Prinz ließ sich entschuldigen, daß er aus naheliegenden Gründen mich behufs meines freimüthig dargelegten Zwecks nicht empfangen könne, da er sich das Wort gegeben, in keine directen Beziehungen mit irgend einem Repräsentanten der Presse zu treten, um Mißdeutungen auszuweichen, daß jedoch, wenn ich mich als Privatperson vorstellen wolle, er mich gern empfangen würde u. s. w.

Ich begriff und würdigte vollkommen die Gründe, die den Prinzen zu dieser Verweigerung meines Ansuchens bewogen. Anderseits hielt ich es für zwecklos, mich ihm vorzustellen zu lassen, wenn ich aus dieser Entrevue nichts an die Oeffentlichkeit bringen dürfte und sich das Gespräch auf Gegenstände beschränken müßte, die kein actuelles Interesse haben könnten. Ich zog es vor, der Versuchung aus dem Wege zu gehen. Ich hätte vielleicht mich hinreißen lassen, das gegebene Wort zu brechen, ja aus den unschuldigsten Bemerkungen die gewagtesten Schlußfolgerungen zu ziehen und vielleicht Confusion angerichtet. Sobald es einmal kein vollständiges Interview sein sollte, so hatte der Gegenstand jegliches Interesse verloren. Es war zu schön, es hat nicht sollen sein. . . . .

II.

Die Ankunft des Fürsten Bismarck verzögerte sich etwas, wie mir Oekonomierath Streit, der Bewohner des Hauses an der oberen Saline, in welchem der Reichskanzler sein Absteigequartier nimmt, sagte. Dieses Haus gehört dem baierischen Fiscus und wird dem Fürsten während seines Aufenthalts in Kissingen zur Verfügung gestellt. Selbstverständlich interessirte ich mich sehr dafür, dieses Gebäude früher zu besichtigen und Oekonomierath Streit, der Verwalter der Curanstalt und Saline (deren Pächter sein Bruder, der Hofrath Streit ist), welcher dieses Haus immer bewohnt und es zeitweilig dem Kanzler abtritt, willigte nach einigem Zögern drein, mir die Räumlichkeit zu zeigen, wobei er sich sehr beklagte, daß er von dergleichen Bittgesuchen überlaufen werde. Diese Bemerkung war gerade nicht sehr höflich seinerseits, wie ich überhaupt bei den Bewohnern von Unterfranken noch die uralte, oft an Grobheit grenzende Derbheit zu constatiren Gelegenheit hatte. Diese mit der sonst großen Höflichkeit der Norddeutschen überhaupt in Widerspruch stehende Grobheit geht auch Hand in Hand mit einem gewissen Separatismus, der sich hie und da kund thut. Der Bauer, besonders in Unterfranken, ist größtentheils Particularist, schwärmt durchaus nicht für die Idee der deutschen Einheit, und hat neben der pangermanischen Höflichkeit noch seine urwüchsige baierische, von der Grobheit schwer zu unterscheidende Derbheit, die jedoch inmitten der ausgesuchten europäischen Höflichkeit oft nicht unangenehm berührt. Es erging mir eben so wie jenem Dorfschulmeisterlein, das in eine bessere Gesellschaft gerathen, ganz wirr geworden war von den in der Luft schwirrenden Höflichkeiten und erst zu sich kam und sich in seinem rechten Elemente befand, als er in seiner Zerstreutheit über ein Feld ging und von dem Besitzer mit einigen tüchtigen Püffen tractirt wurde. Da rief das Schulmeisterlein erfreut aus: „Jetzt bin ich doch einmal endlich unter Menschen gekommen, wo man sich verständigen kann."

Die kernige Derbheit der Oeconomieraths Streit berührte mich aus eben diesem Grunde recht angenehm, obgleich er mir, wie ich sah, recht ungern seine Erlaubniß zur Besichtigung der Bismarck'schen Behausung gab. Doch scheerte ich mich um seine unzufriedene Miene nicht, war doch mein Zweck erreicht. Bis 1874 wohnte Fürst Bismarck (der ein häufiger Besucher Kissingens war und ist) im Hause des Dr. Diruff an der Saale und man sah ihn häufig am Rakoczybrunnen und sich in den schattigen Alleen des Curgartens ergehen. Bei dieser Gelegenheit wurde mir eine sehr hübsche Episode erzählt, für deren Authenticität ich garantire, da sie mir aus zuverlässiger Quelle (von einem Augen- und Ohrenzeugen) mitgetheilt wurde.

Beim Eingang in die Alleen des Curgartens werden verschiedene Backwerke verkauft. Da sind improvisirte Ladentische aufgestellt, auf denen ganze Berge von Bismarckbretzeln, Wiener Kipfeln, Krummstäben (Kuchen in Gestalt von Stäben katholischer Bischöfe ich begreife nur nicht, wie ein katholischer Bäcker in einem katholischen Lande sich eine solche Ironie gegen die hiesigen katholischen Prälaten erlauben konnte) und diversen anderen sehr schmackhaften und leckeren Kuchen liegen. Wenn man durch die Allee wandert, so werden von der einen Seite die Geruchsnerven angenehm berührt durch den Duft aufgehäuften frischen Backwerks; während von der anderen Seite Herz und Sinn durch das prächtige Aroma von ausgestellten duftigen Kindern Floras außerordentlich wohlthuend gekitzelt werden. So wandelt man zwischen appetitlichen Bismarckbretzeln und üppigen Rosen, riesigen katholischen Bischof-Krummstäben (als Backwerk) und frommen Veilchen, verführerischen Wiener Kipfeln und stolzen Lilien u. s. w. Ein jeder Curgast hält es für seine Pflicht, sich sein

Backwerk zum Morgenkaffee selbst zu kaufen und sich gleichzeitig eine Thee- oder Moosrose, in deren Kelch noch Thautropfen gleich köstlichen Diamanten funkeln, in's Knopfloch zu stecken. Das ist eine Sitte, der sich Alle unterwerfen. Und gegen acht Uhr Morgens umdrängt Alles die Brot- und Blumentische und mit einer mit Backwerk gefüllten Papierdüte in der einen Hand, mit einem Bouquet in der anderen setzt man die Promenade unter den Klängen der Musik fort.

Es geschah also zu der Zeit, als sich noch Fürst Bismarck gleich einem gewöhnlichen Sterblichen unter anderen Menschen bewegte, daß er an den Brotstand trat, um sich sein tägliches Brot zum Morgenkaffee zu kaufen. Er wählte einige Krummstäbe, die ich auch einem Jeden empfehlen kann. Das ist ein leicht verdauliches, schmackhaftes Backwerk. Wenn Sie diesen katholischen Prälatenstab (dessen Länge mehr als eine halbe Arschin beträgt und den Spottpreis von 20 Pfennig kostet) in irgend welchen heißen Kaffee (sei er katholisch, protestantisch oder israelitisch) tauchen, so wird er sofort mürbe und zergeht im Munde. Der Reichskanzler kaufte sich also einige derartige Bischofsstäbe (ich muß hier einschalten, daß damals der Culturkampf am tollsten wüthete und Pius IX. dem Fürsten Bismarck den Titel des „Antichristen" verliehen hatte) und ließ sie in eine Papierdüte legen. Ein dabei stehender regierender Großherzog (der auch den Einkauf seines täglichen Kaffeebrotes höchsteigenhändig besorgte) sagte scherzend zum Kanzler:

— Eure Durchlaucht neigen trotz Allem zum Katholicismus hin, wie ich sehe.

— Sie haben nicht Unrecht, Ew. Hoheit, erwiderte lächelnd Fürst Bismarck. Nach Canossa gehen wir nicht. Die Schwarzen mag ich nicht leiden, aber ihre Kuchen esse ich zum Kaffee gern.

Seit der Zeit hat sich Vieles geändert. Der Culturkampf hat aufgehört. Papst und Kanzler sind die besten Freunde geworden.

Doch Fürst Bismarck wohnt nicht mehr in Kissingen, besucht nicht mehr den Rakoczybrunnen, sondern haust einsam an der oberen Saline in einem, dem bayrischen Fiscus gehörigen alterthümlichen Gebäude. Eine an der ehemaligen Behausung des Fürsten (an der Wand des Diruff'schen Hauses) angebrachte Marmortafel erklärt die Ursache in geschnörkelter altgothischer Schrift. Diese Inschrift lautet wörtlich folgendermaßen:

„Am 13. Juli 1874 wurde an dieser Stelle Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, Kanzler des deutschen Reichs, aus Mörderhand errettet. Diese Gedächtnißtafel widmet dem deutschen Volke die Stadtgemeinde Kissingen."

Doch Kissingen hat sich damit nicht begnügt. Es hat dem Kanzler ein prächtiges Standbild errichtet, nahe an der Saline, an deren Quellen und in deren Bädern Fürst Bismarck neue Kraft zur Fortsetzung und Ausführung seiner Herkulesarbeit schöpfte.

Die eherne Gestalt des eisernen Kanzlers steht auf einem hohen einfachen Piedestal aus behauenem Sandstein mit der einfachen Inschrift: „Fürst von Bismarck, Kanzler des deutschen Reichs." Die helle Bronzestatue stellt den Fürsten barhaupt (die drei historischen Haare sind nicht zu sehen) in Kürassieruniform und hohen Cavallerie-Stulpenstiefeln dar; die Brust ziert das eiserne Kreuz; die von buschigen Brauen überschatteten Augen schauen in die Ferne; der Ausdruck des Gesichts ist wunderbar getroffen und der dichte, fast den ganzen Mund bedeckende Schnurrbart verleiht dem Gesicht etwas Hartes, drückt ihm den Stempel der Unbeugsamkeit auf. Der Fürst stützt sich mit beiden Händen auf einen Cavallerieschleppsäbel; links auf einem Baumstamm ruht die mit der Cocarde geschmückte Militärmütze auf einer entfalteten Papierrolle. Die Statue befindet sich inmitten eines hübschen blühenden Blumenparterres, in welchem rothe Rosen dominiren, zu den Füßen des Kanzlers am Piedestal hängt ein verwelkter Lorbeerkranz an verblichenem Seidenbande.

Wenn man das riesige Gradiergebäude (ein Holzbau im Umfange von beinahe einer Werst, wo die Soole durch Dampf aus der Quelle emporgehoben, durch dichte Sträucherwerke hindurchsickert und gereinigt wird; man promenirt und sitzt da häufig, um die durch Salzatome geschwängerte feuchte Luft einzuathmen, was sehr gesund für Lungen und Nerven sein und quasi die Seeluft ersetzen soll) und das Salinenbad passirt, so gelangt man in die obere Saline. Doch zuvor passirt man einen kleinen schmucken Friedhof, der da sehr romantisch gelegen ist, so daß man sich plötzlich von ungebändigter Sehnsucht erfaßt fühlt, an diesem lauschigen ruhigen Platz auszuruhen von des Lebens Mühe und Noth, Kummer und Sorgen. . . .

Die obere Saline besteht aus einigen nicht sehr ansehnlichen und ziemlich verwitterten Gebäuden, unter denen das vom Fürsten Bismarck bewohnte Haus hervorragt. Das ist ein altes, von der Zeit ganz schwarz gewordenes Gebäude altdeutscher Bauart und von höchst unscheinbarem Aeußern. Nichts verkündet, daß hier einer der Mächtigsten der Erde zeitweilig Ruhe, Heilung sucht, um seinem überspannten Nervensystem einige Erholung zu gönnen, auf die der moderne, die Weltkugel auf seinen Schultern tragende Atlas gegründetere Ansprüche hat, als wohl irgend Jemand. Mit der einen Seite stößt das Haus an die Heerstraße und hat keine besondere Aussicht. Dagegen ist die Rückseite des Hauses prächtig gelegen und bietet in der That eine entzückende Fernsicht. Eine herrliche wellenförmige Wiese, die an die Schweizer Matten gemahnt, breitet sich gleich einem riesigen smaragdgrünen Sammet-Teppich aus und erfrischt Herz und Auge. Dazwischen schlängelt sich die capriciöse Saale in launenhaften Windungen dahin. Und weiter die hohen bewaldeten Berge, die da sanft terrassenförmig emporsteigen.

Es ist wirklich sehr hübsch da und kann man sich für einen unter der Last seiner Arbeit fast unterliegenden, nervenkranken Staatsmann schwerlich einen angenehmeren, erfrischenderen Aufenthaltsort denken, besonders wenn man daselbst in strengster Zurückgezogenheit von der lärmenden Außenwelt lebt und die stärkenden Heilquellen nebenbei hat, in welchen der ermüdete Körper frische, neue Kraft zum weiteren segensreichen Thun gewinnen kann.

Ueber dem halbrunden Thorweg ist ein in Stein gehauenes buntes Wappen angebracht. Wenn man in den Thorweg tritt, so führt rechts eine dunkelbraun angestrichene Holzthür in die Wohnung des Kanzlers, über welcher in gothischer Schrift die Worte prangen: „Glück auf!“ Ich ziehe den Glockenstrang und eine unsichtbare Hand öffnet mir die Thür. Ich trete in eine braun getäfelte Vorhalle, an deren Holzwänden mehrere alterthümliche, verwitterte Porträts in dunkeln Holzrahmen hängen. Eine braune polirte Holztreppe führt in die obere Etage, in die Gemächer des Fürsten.

Zuerst ein großer beinahe zwei Stockwerke hoher Saal mit Oberlicht, sehr einfach, fast ärmlich mit alten abgenutzten Möbeln decorirt. Ein großer kunstvoll geschnitzter Schrank aus altem, fast schwarzem Eichenholz; ein kreisrunder Divan mit hoher Rücklehne in der Mitte, mit verschossenem rothem Plüsch bezogen. Dieser große Empfangssaal bietet nichts Besonderes, Hervorragendes dar. Hier und da einige alterthümliche soit-disant Kunstgegenstände, auf welche der Besitzer derselben, Herr Oeconomierath Streit, nicht wenig stolz ist, obwohl dieselben im Grunde genommen durchaus nichts Sehenswürdiges vorstellen, allenfalls dadurch bloß einen Werth gewinnen, daß ihnen die Ehre erwiesen ist, in den von dem größten Staatsmann unseres Jahrhunderts bewohnten Räumen zu stehen.

Aus dem Empfangsaal gelangt man in ein düsteres, kahles und ärmlich decorirtes Arbeitszimmer, das ziemlich klein und niedrig ist. Auf dem Schreibtische liegt aufgeschlagen ein altes in Folio gedrucktes Werk mit vergilbten Blättern, welches in großer gothischer Schrift eine Geschichte Würzburgs enthält. Dieses Gemach, das

(gleich dem nebenliegenden Schlafzimmer des Fürsten) Aussicht auf die Wiese, den Wald und die Berge bietet, hat durchaus nichts Anheimelndes an sich, Alles darin sieht so ungemüthlich und unfreundlich aus, daß ich mich mit einem solchen Aufenthalt schwer befreunden könnte. Eben so ungastlich präsentirt sich das Schlafzimmer mit seinem breiten Bette, das einer Bahre nicht unähnlich sieht. Ueberhaupt bringt die ganze Wohnung einen nicht gerade angenehmen Eindruck hervor und befindet sich das Innere in vollständiger Harmonie mit dem verwitterten, von der Zeit geschwärzten Aeußern desselben. Leicht möglich, daß bei näherer Bekanntschaft das vom Fürsten Bismarck bewohnte Haus gewinnt (sonst würde doch der Reichskanzler es auch nicht zum temporären Aufenthalt erwählt haben) aber wie gesagt, der erste Eindruck, den es auf mich machte, war kein günstiger. Hier begannen die eigentlichen Unterhandlungen zwischen Papst und Kanzler. Der päpstliche Delegat war aus München gekommen und die Bedingungen der Einstellung des Culturkampfes wurden hier zum ersten Male ventilirt. Es dauerte freilich ziemlich lange, bis ein Compromiß zu Stande kam.

Ich athmete ordentlich frei auf, als ich die düsteren Räume der Bismarckwohnung verließ und in die von strahlendem Sonnenschein übergossene herrliche Landschaft trat, die eine entzückende Scenerie von abwechselnd Berg und Thal bot, wie man sie sich nicht schöner in der gelungensten Opern- oder Balletdecoration denken kann. Und so schlenderte ich dahin in die Betrachtung der schönen Natur versunken, die eine gütige schöpferische Hand so verschwenderisch dotirt hat.

III.

Im nördlichen Theile des Königreichs Baiern, nahe der Grenze, die den Süden vom Norden Deutschlands scheidet, fast in der Mitte derselben, von den Städten Würzburg und Meiningen, Bamberg und Fulda umgeben, entspringen, nächst den Ufern der Saale die berühmten Mineralquellen von Kissingen. Die Saale, der fränkische Nebenfluß des Mains, hat hier durch die letzten Verzweigungen, die das basaltische Rhöngebirge gegen Süden hin in die fruchtbaren Gauen Unterfrankens aussendet, ein reizvolles Thal gebildet, das von mächtig hohen, bald vortretenden, bald zurückweichenden Hügeln zu beiden Seiten begleitet, seine Richtung in der Länge von einer Meile und in der Breite von tausend bis fünfzehnhundert Fuß von Norden nach Süden nimmt. Durch dieses abwechselnde Vorspringen und Zurücktreten entwickelt sich eine sehr anmuthige Mannigfaltigkeit, indem sich dadurch mehrere besondere Thalgründe mit verschiedenen Eigenthümlichkeiten abgrenzen.

Ein saftiger farbenschimmernder Wiesengrund, von der Saale zwischen Gebüschen durchschlängelt und bewässert, breitet sich an ihren beiden Ufern aus; am Fuße der Anhöhen wogen fruchtbare Saatfelder, abwechselnd mit einem Walde von Obstbäumen; an den sonnigen Abhängen prangen Weinreben; den ungleichen Hügelflächen selbst entsproßt fast sämmtlich reiche Laubwaldung, die an einigen Stellen über die Abhänge bis ins Thal hinabreicht, so daß ihr mannigfaches Grün bald mit dem dunklen Grün der Weinberge, bald mit dem blumigen Grün der Wiesen und Felder zusammenfließt und ein, Herz und Auge entzückendes harmonisches Gesammtbild darstellt. Nur wenige Bergscheitel, vorzüglich auf dem linken Ufer, tragen Nadelholz. Südlich geschlossen wird das Thal durch Anhöhen, die, von Nordost nach Südwest sich wendend, mit drei Gipfeln hervortreten, auf deren mittlerem die Ruinen der Burg Bodenlaube einsam und düster hervorragen, deren nördlicher runder Thurm, das ehemalige Burgverließ, noch gut erhalten ist. Wenn man die zum besagtem Thurm

führende Treppe ersteigt, hat man, oben angelangt, eine entzückende, das ganze Saalethal beherrschende Fernsicht: Zu den Füßen des Beschauers liegt das zwischen üppigem Grün und prachtvollem Blumenflor wißbegierig lugende Kissingen mit seinen palastartigen Villen, das ganze Saalethal mit Treuburg und die lange Kette des Rhöngebirges mit dem hohen Kreuzberg. Unterhalb der Ruine befindet sich das vielbesuchte Restaurant „Zur Linde", wo ich häufig meinen Kaffee schlürfe, oder einen Schoppen goldgelben Saalewein trinke. Der Kreuzberg, einer der höchsten Punkte des Massengebirges, erhebt sich 2853 Fuß über den Meeresspiegel und die vielgestaltigen Bergrücken seiner näheren Umgebung schließen den Gesichtskreis und dienen so zu sagen als prächtiger Riesenrahmen zu diesem schönen Naturgemälde.

Der Besuch der Ruinen der Festung Bodenlaube bringt auf den Touristen einen tiefen Eindruck hervor. Nachdem man den langen zu derselben führenden steilen Weg erklommen, gelangt man auf eine Anhöhe, wo einst der Zwinger gestanden. Ursprünglich bestand die Burg aus einem Mittelbau und zwei Thürmen, von denen der südliche (von welchem nur noch wenige Mauerreste übrig sind) die Burgcapelle enthält, während der nördliche kreisrunde Thurm noch sehr gut erhalten ist. Wenn man durch die niedere Thüre in das frühere Burgverließ tritt, so empfängt einen eine kalte Moderluft; man fühlt sich wie in einem Grabe und mit einem Gefühl von Schauer und Bangigkeit betrat ich die noch gut erhaltenen Steinstufen, die in die obere Ruine führen. Durch eine daselbst angebrachte Schießscharte, die sich durch Abbröckeln des Gemäuers stets erweitert, hat man ein köstliches Lug aus auf die Gegend. Es ist gleich einem in ein Stück irdisches Paradies gehauenen Fenster. Zum zweiten Absatz, auf die Zinne des Thurmes, führt eine moderne Holztreppe, da die ursprüngliche steinerne zerfallen ist. Und von oben hat man die köstliche Aussicht, deren ich erwähnt. Dieser Thurm ist aus Quadersteinen errichtet und scheint für die Ewigkeit gebaut, der Zeit und den Elementen trotzen zu können. Und dennoch hat der Zahn der Zeit daran genagt und wie lange dauert es noch, wird auch der letzte Quaderstein der Burg der Raubritter einstürzen . . . .

Als ich so oben auf der Zinne des kreisrunden Thurmes stand und von der Höhe herabschaute auf die sich mir darbietende entzückende Landschaft, da hörte ich plötzlich einen donnerartigen Schall. Anfangs glaubte ich, ein Theil des Gemäuers stürze zusammen und ich hielt mich instinctiv an den hervorragenden Quadersteinen fest, um nicht mit in den Sturz des bereits wankenden Theils fortgerissen zu werden. Doch bald überzeugte ich mich, daß die Besorgniß eine vergebliche gewesen; der Thurm wankte nicht, aber ein Blick nach unten belehrte mich, daß ich Gefangener geworden. Der Wind hatte die zum Burgverließ führende Thür zugeschleudert und sie war in's Schloß gefallen. Ich war Gefangener. Anfangs überkam mich ein unheimliches Gefühl, wenn ich bedachte, daß ich hier allein unter Larven die fühlende Brust sei; daß vielleicht nach Wochen, Monaten ein wißbegieriger Tourist meinen Leichnam finden und die Schreckenskunde nach Kissingen bringen werde. Also war es mir vom Schicksal bestimmt, im Burgverließ eines alten verfallenen Raubritterschlosses mein Leben zu beschließen. Doch bald sah ich das Thörichte dieser Befürchtungen ein. Die Ruinen werden häufig besucht. Das Schlimmste, was mir passiren konnte, war da oben auf der Burgzinne unter freiem Himmel eine Nacht zuzubringen, freilich auch keine sehr angenehme Perspective.

Ich stieg die Treppe herab, um zu sehen, ob ich in der That Gefangener sei. Und stellen Sie sich meine Freude vor, als es mir ohne sonderliche Mühe gelang, die Thüre zu öffnen, das Schloß hatte freilich zugeschnappt, widerstand aber nicht dem leichten Druck. Ich trat aus dem finstern feuchtkalten Burgverließ in die von goldigen Sonnenstrahlen übergossene reizende Landschaft. Ich war frei . . .

Die ganze Gegend Unterfrankens trägt, wie ich bereits mehrfach zu erwähnen

Gelegenheit hatte, den Charakter der Fruchtbarkeit, des Reichthums und der Schönheit; ihre einzelnen Theile greifen harmonisch ineinander und man fühlt sich stets anmuthig angeregt, äußerst befriedigt, oft überrascht, wenn das entzückte Auge über Fluß und Thal, Dörfer und Felder, Weinberge und Waldungen dahinschweift und man sich nicht satt sehen kann an diesem reizvollen Anblick. Gleich einem buntfarbigen Kranze ist das Thal von einer Menge von blühenden volkreichen Städtchen, Weilern und Dörfern umgeben, mit denen es nach allen Richtungen durch trefflich in Stand gehaltene Kunststraßen verbnnden ist. Und dazwischen singt die Nachtigall ihr ewiges Liebeslied; ertönt das einförmige Selbstlob des selbst sich rufenden Kukuks; läßt sich die Drossel und die Feldlerche hören und an diesem vierstimmigen Concerte betheiligen sich noch die anderen zahlreichen befiederten Sänger von Wald und Feld: die Amsel und der Bergfinke, der Goldammer und die Thurmschwalbe, der Dompfaff und der Zeisig, der Stieglitz und das Rothkehlchen u. s. w. und wie dieses gesammte befiederte Chor noch heißen mag, in welchem Philomele wie überall die Rolle der Primadonna ausfüllt.

Ich will mich hier in keine weitschweifigen historischen Rückblicke einlassen. Ich will nur kurz berühren, daß über die Anfänge Kissingens im Allgemeinen sichere, vollauf zuverlässige Angaben fehlen. Der Name selbst soll dem slavischen Worte „Kissig" (russisch кислый, sauer) entspringen, da die Quelle viel Kohlensäure enthält. Die von dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus erwähnte Schlacht zwischen den Chatten (Hessen) und Hermanduren (Thüringern) im Jahre 58 n. Chr. wegen eines „reichlich Salz spendenden Grenzflusses" soll eben in Kissingen stattgefunden haben. Doch wie weit das authentisch ist, will ich dahingestellt sein lassen. Erst im IX. Jahrhundert geben einige im Archiv zu Fulda enthaltene Urkunden Nachrichten über Kissingen und seine Salinen. Das vom heiligen Kilian auf dem Kreuzberge gepredigte Christenthum schlug nach Besiegung der Sachsen und nach Befestigung der Frankenherrschaft kräftige Wurzeln. Vom IX. bis zum XIII. Jahrhundert wurde Kissingen nebst Umgebung von dem mächtigen Geschlecht der Grafen von Henneberg beherrscht, unter denen es sich zu einer befestigten Stadt entwickelte. Fortwährende Fehden und Kämpfe beunruhigten die Bürger, bis endlich Kissingen mit den umliegenden Oertern durch Kauf im Jahre 1394 um die Summe von 9000 Gulden in den Besitz des Bischofs Gerhard von Würzburg kam, worauf Kissingen eine erhöhte Bedeutung erlangte, indem sich der Adel zahlreich nach dem Städtchen zog und der Stadt, zur Entschädigung für die ihr in den Fehden erwachsenen Schäden, manche Vortheile eingeräumt wurden. Im XVI. Jahrhundert wüthete auch hier der Bauernkrieg, während dessen die meisten umliegenden Burgen und Klöster zerstört wurden.

In diesem Zeitraume erst verbreitete sich der Ruf der Kissinger Mineralwasser in weiter Ferne und zog zahlreiche Kranke herbei, so daß im Jahre 1544 diesen neuen veränderten Verhältnissen entsprechende Einrichtungen getroffen werden mußten. Je doch bald darauf (1552) wurde die Stadt durch die Raub- und Verheerungszüge des wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg hart mitgenommen. Bald darauf brach eine der am meisten verbreiteten Pestseuchen, die von 1557 bis 1573 fast ganz Europa verwüstend durchzog, in Kissingen aus und raffte einen großen Theil der Einwohner dahin. Im siebzehnten Jahrhundert verheerte die Pest abermals das Städchen, das sich noch kaum von den Folgen erholt hatte, als im Jahre 1627 die berüchtigten Hexenprocesse begannen, welche innerhalb drei Jahren neunhundert Opfer forderten und erst ein Ende mit Schrecken nahmen, als die Angeklagten den Bischof selbst und seinen Kanzler als Mitschuldige der Hexerei angaben. Die Jesuiten zeigten sich hierbei besonders thätig und im Namen des Gottes der Liebe verbreiteten sie Grauen und Schrecken, Tod und Verderben. Entsetzliche Trauer durchzitterte während dieser

drei Unglücksjahre ganz Franken. Kaum jedoch hatte Kissingen Zeit gewonnen, von dem bedrückenden Alp der Hexenprocesse und der auto-da-fes aufzuathmen, als es von dem schweren Unheil des dreißigjährigen Krieges betroffen ward, welches den aufstrebenden Kurort um mindestens ein halbes Jahrhundert wieder zurückbrachte.

1737 ward die wunderthätige Quelle Rakoczy entdeckt, so daß heuer Kissingen das hundertfünfzigjährige Jubiläum der Quelle feiern könnte, welcher es so sehr seinen Aufschwung, sein materielles und geistiges Emporblühen zu verdanken hat. Warum diese Feier nicht stattgefunden hat, weiß ich nicht. Undankbar ist es sicherlich. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts machte Kissingen abermals schwere Prüfungen durch, herbeigeführt durch die Kriege der französischen Revolution und die darauf folgende Napoleonische Gewaltherrschaft. 1796 war Kissingen von einer französischen Armee besetzt, welche die ganze Gegend hart bedrängte. Dank der Säculariſationsacte war das Bisthum Würzburg dem Kurfürsten von Baiern übergeben worden, unter dessen kurzer Regierung der Sitz des Amtes nach Kissingen verlegt wurde. 1806 kam das ehemalige Bisthum als Großherzogthum an den Erzherzog Ferdinand von Toskana. In der damaligen Zeit wechselten die Völker oft ihre Herrscher, wie jetzt eine Modedame ihre Handschuhe. Erst als der Friede in die deutschen Länder zurückkehrte und das vereinte Europa unter Rußlands Führung das schmachvolle verderbliche Napoleonische Joch von sich abgeschüttelt hatte, ward die Provinz Franken definitiv mit dem Königreich Baiern vereint und Kissingen begann aufzublühen und sich normal zu entwickeln. 1866 jedoch war der Stadt wiederum bestimmt, die Scene eines blutigen Kampfes zu werden. Einen unsäglich schmerz- und thränenreichen Tribut hatte das deutsche Volk der ehernen geschichtlichen Nothwendigkeit seiner politischen Wiedergeburt und nationalen Auferstehung gerade auf diesen friedensgrünen Auen Kissingens zu zahlen, von denen an dem schreckensvollen 10. Juli 1866 Ströme im mörderischen Bruderkampfe vergossenen Blutes tapferer deutscher Krieger, edler Söhne des gemeinsamen Vaterlandes zum Himmel rauchen sollten.

IV.

Man sagt, daß die Leiden und Freuden einer Nation sich in ihren öffentlichen Denkmälern wiederspiegeln. Ganz im Kleinen, innerhalb der engen Verhältnisse eines bescheidenen Städtchens könnte dieser Ausspruch auch auf Kissingen Anwendung finden. Die zahlreichen, den einzelnen Gefallenen errichteten Monumente auf dem Gottesacker, an der Straße nach Nüdlingen, beim Steinbruch der Saline, sowie die vielen eisernen Kreuze auf Bellevue und allen den verschiedenen Gefechtsfeldern, besonders jedoch das allen, damals den Heldentod gestorbenen Kriegern gemeinsam gewidmete, ihre Namen auf marmorner Tafel verzeichnende ergreifende Denkmal, das in der idealen Gestalt einer über die blutige Zwietracht ihrer Söhne und den Tod so vieler der besten unter ihnen in tiefster Trauer versunkenen Germania ausgeführt ist, gegenüber dem Friedhof (welches der bekannte Bildhauer Arnold geschaffen) — alle diese Denkzeichen legen Zeugniß ab, sowohl vom Gefühle der Pietät, als von der Versöhnung.

Im Anfange der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts erweisen sich besonders zwei Ereignisse von großer Bedeutung für das Emporblühen Kissingens. Erstens wurden die bereits bestehenden Heilquellen (Rakoczy, Pandur und Max) durch eine vierte, den Soolsprudel, vermehrt, welcher 1822 in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit erbohrt, zwar nicht als Heilquelle im engeren Sinne des Wortes gelten konnte, jedoch durch die eigenthümliche chemische Zusammensetzung seiner Soole seinen Ueber-

fluß an Kohlensäure u. s. w. den Reichthum der Kissinger Curmittel wesentlich erhöhte. 1824 erhielten die Gebrüder Belgano von Würzburg die beiden Bäder Kissingen und Bocklet in Pacht und begannen, durch erprobte Geschäftskenntniß geleitet, sofort nach allen Seiten hin zu wirken, um Kissingen zu dem Range zu erheben, den es unter den Bädern einzunehmen bestimmt ist. Das Curhaus ward durch einen Saal und ein Badehaus vergrößert; an der Rakoczyquelle eine bedeckte Halle erbaut, ein Curwohnhaus errichtet u. s. w. Die Versendung des Rakoczywassers nahm ungeheure Dimensionen an und kann nach Millionen Flaschen zählen, wodurch die Einkünfte der Pächter selbstverständlich erheblich stiegen. Den Versandt des Wassers hatte der bekannte Banquier Feustel bis zum 1. October 1871 gepachtet. Hier beginnt etwas Seltsames, worüber ich mich etwas eingehend auslassen will, da es darthut, daß Mißbräuche und Nepotismus überall, selbst in dem wohlorganisirtesten Staate, möglich sind.

Am 1. October 1875 liefen die Einzelcontracte sämmtlicher Pächter der verschiedenen Curetablissiments (die nach den Gebrüdern Belgano dieses Geschäft übernommen hatten) ab und die königlich bairische Regierung hatte bereits früher Verfügungen getroffen zur Aufnahme und Einschätzung der gesammten Bade-Realitäten einschließlich der zu Kissingen gehörigen Stahlquelle Bocklet, um solche dem Verkaufe zu unterstellen. Was erschien nun selbstverständlicher, als daß der Staat bei dieser Gelegenheit ein altes Unrecht (auch wenn dasselbe sich mit der Fahne des formellen Rechts deckte) zu allgemeiner Befriedigung wieder gut zu machen suchen würde. nämlich der Gemeinde Kissingen, welcher 1769 ihr kostbares Eigenthum vom Staat für ein Linsengericht so zu sagen gewaltsam abgerungen worden *), die man einer sichern

*) Im Jahre 1769 entsandte Seine Hochfürstliche Gnaden der Würzburger Fürstbischof Adam Friedrich v. Seinsheim seinen Hofkammerrath Schirmer nach Kisingen mit dem Auftrage, die Abtretung des der Stadtgemeinde gehörigen „Bronnen" gegen ein Aequivalent auf schickliche Art zu erreichen. Der Hofkammerrath wußte durch seinen, auf dem Rathhaus zu Kissingen gehaltenen Vortrag „daß Hochfürstliche Gnaden die Curbronnen in mehrere Preperte gesetzt wissen wollen und die gemeine Stadt von dem Bronnenertrag das utile ziehe, so sei sie allerdings schuldig das onus zu tragen, der desfallsige Aufwand aber in das Große laufen und sohin zu schwer fallen dürfte" Bürgermeister und Rath dahin zu bestimmen, das unberechenbar werthvolle Eigenthum der Stadt, ihren Reichtsum, ihren Schatz, mit dem sie der gütige Himmel beschenkt hatte, kurz ihre kostbaren Mineralquellen sammt dem ganzen Curgarten für ewige Zeiten aus der Hand zu geben, an den Staat zu verkaufen. Und um welchen Preis wurde von den weisen Vätern der Stadt dieser, ungezählte Millionen repräsentirende Besitz verschachert! Um sieben ein halb Morgen Wiesen! ! ! Ein Amerikaner erzählte im vorigen Jahrhundert, daß man ihm das Territorium, worauf jetzt die Stadt Newyork steht, für ein Paar Stiefel angeboten habe, daß aber dieser vertheilhafte Kauf nicht zu Stande gekommen sei, weil er (der Erzähler) das dazu nothwendige Paar Stiefel nicht besessen.

Esau verkaufte sein Erstgeburtsgerecht dem schlauen Jacob für ein Linsengericht, weil er gerade hungrig war. Doch da die Väter der Stadt Kissingen im Jahre 1769 sicher keine Ochsen waren (obgleich sie sich als Esel entpuppten), so hattdn sie sogar nicht den Grund des Hungers für den seltsamen Handel anzugeben, für sieben ein halb Morgen Wiesenland den Millionenbesitz entfernten Generationen auf ewige Zeiten zu entziehen, die Nachkommen zu berauben, ohne selbst dafür etwas zu haben. Uebrigens wurde den Kissingern noch das Recht eingeräumt, für ewige Zeiten gratis aus den ihnen gehörigen Brunnen zu schöpfen. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Es war ein beispielloses Geschäft, das da abgeschlossen wurde. Esau verkaufte etwas, was im Grunde genommen werthlos war und empfing doch wenigstens dafür eine Suppe, die

Einnahmequelle beraubt, gerechten Ersatz zu leisten, sie in ihr altes natürliches Eigenthum wieder einzusetzen; dazu kam noch, daß die Gemeinde bei jeder Gelegenheit vielen werthvollen Grund nnd Boden zu Nutz und Frommen des Bades unentgeltlich an das königliche Areal abgetreten hatte.

Da die bairische Regierung sich jedoch nicht entschließen konnte, das Bad an die Gemeinde abzutreten (d. h. der Gemeinde das wiederzugeben, was ihr von Rechtswegen gehören sollte), ein öffentlicher Verkauf aber, jemehr man der Frage näher trat, natürlicherweise immer größere und gewichtigere Bedenken dagegen hervorrief, so ließ man das Project wieder fallen und kehrte zu dem Wege der Verpachtung zurück. Wohl einsehend nun, daß ein Weltbad, gleich Kissingen, auch gleichen Schritt mit den übrigen großen Bädern Deutschlands und Oesterreichs halten müsse, suchte man die Mittel, welche jene theils durch Selbstverwaltung (eigenen Besitz), theils durch Schaffung großer Curfonds aus den Spielpachtgeldern erhalten hatten, auf dem Wege einer längeren Verpachtung in Form von Amelierationen, welche dem Arendator während der Pachtzeit auferlegt wurden, zu ergänzen.

Die Gemeinde Kissingen versäumte keinen Augenblick in dieser für sie so vitalen Frage, alle entscheidenden Schritte zur Erlangung der Pacht zu unternehmen und erbot sich, alle Einnahmen und jeden Gewinnst nur zur wirklichen Verschönerung und nur auf Zwecke zur Hebung und Verbesserung des Bades zu verwenden und proponirte eine vom übrigen Gemeindevermögen geschiedene Badeverwaltung unter vertragmäßig dem Staate zu sichernder Mitwirkung, außer der allgemeinen gesetzlichen staatlichen Aufsicht. Sie unterstützte ihre Eingabe durch Abordnung ihres Bürgermeisters sowohl, als durch specielle Deputationen. Doch alle Bestrebungen und Anstrengungen blieben vergebens. Im Sanhedrin von München war die Frage bereits entschieden, bevor sie noch eigentlich angeregt worden. Das große Loos der Pacht fiel einem ehemaligen Advocaten in Würzburg, Hofrath Streit zn, der, ohne öffentliche Concurrenz und gegen Bewerbung der Kissinger Stadtgemeinde, die Pacht auf 25 Jahre erhielt und zwar wieder für ein Linsengericht. Man wollte genanntem Herrn aus seiner früheren Thätigkeit, als Abgeordneter im Landtag, für einen brauchbaren Mann erkannt haben und namentlich hoffte man von seiner Energie und Thätigkeit nicht nur Hebung des Bades im Allgemeinen, sondern man erwartete auch von ihm, daß er, als früherer langjähriger Rechtsanwalt, vermöge seiner juridischen Kenntnisse und Erfahrungen, besonders geeignet sei, die rechtlichen Interessen des Areals, besonders im Ansehen der bestehenden zahlreichen und mitnnter sehr complicirten Servitusverhältnisse mit Umsicht wahrzunehmen.

In wie fern der Pächter im Laufe der ersten elf Jahren alle diese Erwartungen gerechtfertigt, lasse ich dahin gestellt sein. Manche Klagen lassen sich hören, daß Alles nicht so sein soll, wie es hätte sein können, daß bei dem Spottpreis, den Hofrath Streit zahlt (50.000 Mark jährlich Pacht und nach ca. 50,000 Banten und Remonten, im Ganzen also gegen 100,000 Mark), bei den immensen Revenuen, die er bezieht (der Versandt des Rakocy soll allein die ganze Pachtsumme decken, dann kommen die höchst bedeutenden Einkünfte von den beiden Badeanstalten — in der Saline und im Curhaus, die Gewinnung der Mutterlauge und des Salze, die Exploitation des prächtigen Hotels „Königliches Curhaus“ und der Salzquellen Bocklet, der Ver-

seinen Hunger stillte. Die Kissinger Väter der Stadt verschacherten etwas Reelles für einige Bündel Heu, womit sie sich selbst charakterisirten. . . So unglaublich es scheint, so wahr ist es. Und die Mitglieder der St. Petersburger Duma von 1887 können sich mit dem Gedanken trösten, daß ihre Collegen von Kissingen im Jahre 1769 die ihnen anvertrauten städtischen Interessen noch weit kräftiger wahrten, als es unsere Municipalität in der Tramway-, Wasser-, Gas- und anderen Fragen gethan . . .

kauf von Molken u. s. w.), weit mehr hätte geschehen können. Hofrath Streit, dessen persönliche Bekanntschaft ich machte, ist ein kleiner untersetzter Mann mit cholerisch rothem Gesichte, so etwa in der zweiten Hälfte der Sechziger stehend, mit ganz weißem kurz geschorenem, ziemlich schütterem Barte und recht kurz angebunden. Seine Sprechweise ist peremptorisch und durchschneidet den gordischen Knoten resolut, anstatt ihn geduldig zu lösen. Als Protegé des bairischen Ministerpräsidenten von Lutz, Dank dem er diese 25jährige Pacht erlangt, welche einen Reingewinn von fünf Millionen Mark repäsentirt, ist er ministeriell gesinnt und zugleich Anhänger der Bismarckpolitik, besonders in Bezug auf Rußland. Ich hatte mit dem Herrn Hofrath über diesen Gegenstand einen ziemlich lebhaften Meinungsaustausch, da ich seine mir gegenüber peremptorisch ausgesprochene Ansicht, Rußland müsse und könne nur im deutschen politischen Fahrwasser schwimmen, bekämpfte. Obgleich ich stets ein Anhänger der Idee eines deutsch-russischen Freundschaftsbündnisses gewesen und es noch jetzt bin, so kann ich mich dennoch mit der Idee, die in Deutschland allgemein verbreitet ist, nicht befreunden, daß Rußland seine Interessen denen Deutschlands unterordnen müsse, und ich glaube, daß in dieser Beziehung die öffentliche Meinung hier weiter geht, als es selbst Fürst Bismarck beabsichtigt, der als weiser Staatsmann doch unmöglich ein Verlangen stellen kann, von dessen Unausführbarkeit er im Voraus überzeugt sein muß. Ein Staat wie Rußland kann unmöglich seine vitalsten nationalen Interessen denen eines anderen, auch noch so befreundeten, unterordnen. Das ist eben so undenkbar, als wenn Rußland ein derartiges Ansinnen an Deutschland stellen würde.

Die beiden Staaten und Völker könnten jedoch, ihre eigenen nationalen Interessen unbeschadet, neben einander in Frieden und Freundschaft existiren und gedeihen. Doch — „böse Zungen zischelten Zwietracht und es trennte sich feindlich das hohe leuchtende Ehepaar". Böse Zeitungszungen waren es, die da hetzten und intriguirten, verleumdeten und insinuirten, bis die gegenseitige Gereiztheit da war. Nach dem Federkrieg kam der Zollkrieg; jetzt sind wir in die Periode des Finanzkampfes getreten, der Seitens Deutschlands mit einer Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit geführt wird, die einen hohen Grad der Animosität bekundet und daher nicht umhin kann, in Rußland ein Gefühl großer Erbitterung hervorzurufen. Welches auch die Ursachen dieses sich gegenwärtig auf finanziellem Gebiete abspielenden erbitterten Kampfes seien, in welchem wir der leidende Theil sind, so haben die deutschen Officiösen durch ihre parteiliche Stellung, durch ihre leidenschaftlichen Ausbrüche von Russophobie, durch ihre maßlosen Ausfälle gegen Rußland den Beziehungen beider Völker und Staaten außerordentlich geschadet, und es wird lange dauern, bis man bei uns das wird vergessen können, bis es möglich sein wird, abermals ein leidliches Verhältniß wiederherzustellen. Es ist sehr betrübend, solche Facta „gutnachbarlicher" Beziehungen registriren zu müssen; noch trostloser ist es, daß derartige anormale Zustände so lange anhalten und daß für den Augenblick gar keine Hoffnung auf irgend eine Besserung vorhanden ist.

Ich hatte in dieser Beziehung hier viel zu kämpfen, da man dem Russen nicht sehr wohlwollend entgegenkommt, sobald das Gespräch auf's politische Gebiet herüberspielt. Man hört hier größtentheils Ansichten äußern, die durch ihre Bornirtheit, durch ihre crasse Ignoranz russischer Verhältnisse sehr peinlich berühren. Katkow wird mir täglich mindestens fünf Mal mit verschiedenen Saucen servirt, des Morgens beim Brunnen, dann beim Kaffee, beim Diner, beim Nachmittagskaffee, bei der Abendmusik und zuletzt beim Souper. Es hatte sich dieser Tage hier das Gerücht verbreitet, Michail Nikiforowitsch sei gestorben, und muß ich mit Bedauern constatiren, daß diese Nachricht, die sich später als unbegründet herausstellte und durch die ernste, wenn auch nicht lebensgefährliche Krankheit Herrn Katkow's hervorgerufen war,

hier keine Theilnahme fand, sondern Freude verursachte. Der Redacteur der „Moskowskija Wedomosti" wird hier als Russenfresser par excellence betrachtet und gehaßt. Durch ein seltsames Zusammentreffen ereignete es sich, daß die Nachricht von dem Tode M. N. Katkows fast genau an demselben Tage circulirte, an welchem vor genau fünf Jahren hier die Nachricht von dem in Moskau erfolgten plötzlichen Hinscheiden des Generals Skobelew telegraphisch gelaufen war. Der Leichnam eines Feindes riecht nie schlecht, sagte ein römischer Dichter der klassischen Vergangenheit. In der Gegenwart scheint man auch diesem Grundsatze zu huldigen, denn die Freude über den Tod Skobelew's (ich muß es mit Beschämung für die Deutschen constatiren) war damals groß, hatte doch der berühmte General kurz vor seinem Ende in Paris seine fulminante Rede gegen Deutschland gehalten. Ich war damals in Kissingen und wohnte mit innerem Schmerz und tiefer Trauer diesem allgemeinen Frohlocken bei. Derartige Eruptionen von Befriedigung sind einer großen Culturnation unwürdig.

Doch um wieder auf den Pächter von Kissingen, den Hofrath Streit zu kommen, so schien er seinem Namen Ehre machen zu wollen, denn er stritt mit mir tapfer, löste peremptorisch Fragen, die selbst Fürst Bismarck noch nicht spruchreif befunden und sprach stets „Wir wollen nicht", „wir werden nicht zugeben", „wir werden nicht gestatten, daß Rußland sich auf der Balkanhalbinsel festsetze", „daß die Kosaken ihre Rößlein in den Wellen des Bosporus tränken", daß ich spöttisch fragte ob er unter dem „Wir" sich und seinen Bruder, den Oeconomierath, verstände, denen freilich Alles möglich ist, da es ihnen gelungen ist, Kissingen unter so günstigen Bedingungen sich dienstbar zu machen. Freilich ist der Pächter verpflichtet, den Curgästen das Mineralwasser unentgeltlich zu verabreichen, dafür hat er aber so viele andere Einnahmequellen, daß für ihn Rakoczy und Pandur, Max und Bocklet, Saline und Soolbäder u. s. w. zu richtigen Goldquellen werden.

V.

Ein Spaziergang durch den alten Theil Kissingen's bietet dem Fremden des Merkwürdigen wenig dar. Von den alten Mauern, Thürmen und Gräben sind bloß noch Spuren vorhanden: die Edelhöfe und Rittersitze sind verschwunden. Nur an das Rathhaus auf dem Markte knüpfen sich einige Erinnerungen aus dem Schwedenkriege, die hier Erwähnung verdienen. An der Ostseite desselben ist ein [illegible] Stein ausgehauen, der zum Andenken an Peter Heil angebracht wurde. Als [illegible] Schweden im Jahre 1643 von ihrem Lager auf der Rhön aus die ganze Gegend [illegible] ab bis nach Kissingen ausgeplündert hatten, schickten sie einen Streifzug auf [illegible] Kissingen zu überfallen und ebenfalls zu plündern. Schon waren sie dem [illegible] nahe und hielten sich im Walde verborgen, als sie entdeckt und ihre Nähe [illegible] gern angezeigt wurde, die sich sofort rüsteten. Daher fanden sie bei ihrem [illegible] ngriff heftigen Widerstand, der sie zur Belagerung und Beschießung des [illegible] ns zwang. Schon sank den Bürgern der Muth, da gab ihnen Peter Heil den Rath, ihre Bienenkörbe, deren sie eine große Menge besaßen, von der Mauer herab dem anstürmenden Feind entgegen zu werfen. Die Bienen fielen in Grimm über die Schweden her und zwangen sie zum Rückzuge. Se non è vero è ben trovato!

Als Centrum für alle Gäste und des gesammten Badelebens dient der Curgarten. Dieser schöne, ein längliches Viereck bildende, mit zwölf regelmäßigen Reihen, sechs schattige Alleen bildenden Ulmen und Kastanien bepflanzte Platz bildet den Hauptvergnügungspunkt der Kissinger Curgäste, besonders entfaltet sich auf demselben während der Trinkstunden Morgens und Abends das regste Leben. Morgens von

6 bis 8 und Nachmittags von 5 bis 7 spielt ein aus 55 Mann bestehendes recht gutes Orchester. Nach acht Uhr abends verwandelt sich der dem Conversationssaal zunächst liegende Theil des schönen Gartens in einen weiten Speisesalon. Gruppenweise sitzen die Gäste — Vertreter verschiedener Nationen — da und führen lebhafte Gespräche. Im Hintergrunde ziehen sich die 200 Meter langen und 7 Meter breiten Arkaden (eine gedeckte Säulenreihe aus behauenem Sandstein) hin, die zu Spaziergängen bei regnerischem Wetter dienen. Sie zählen 46 Bogen, welche auf Säulen und Pfeilern ruhen. In ihrer Mitte werden sie von dem im reichsten byzantinischen Stile erbauten 30 Meter langen und 20 Meter tiefen Conversationssaal überragt, in dem Concerte und Reunions abgehalten werden und wo sich die Curgäste bei ungünstiger Witterung gern aufzuhalten pflegen. Daselbst steht ein Flügel zu allgemeiner Benützung. Im oberen Raume befindet sich ein kleiner eleganter Damensalon, in welchem ein Flügel für musikliebende Damen aufgestellt ist; herrliche Anlagen mit prächtiger Teppichgärtnerei und zwei Springbrunnen, deren hohe silberne Wasserstrahlen in der blauen Luft zerstäuben, dann in melodischer Cascade in das Granitbassin zurückfallen, schmücken den Platz vor dem Conversationssaal und machen dieses lauschige Plätzchen zu einem der denkbar reizendsten und anmuthigsten, wo das den Blumen verschiedener Art entströmende Aroma die Luft würzt und den Aufenthalt höchst angenehm macht.

Jeden Donnerstag findet Reunion, d. h. Ball statt, zu welchem sich die Majorität der Gäste einfindet, besonders die Damen in eleganten Toiletten. Getanzt wird wenig und durchgängig schlecht. Die edle choreographische Kunst hat hier die schlechtesten Vertreter. An den Tänzen betheiligen sich nur wenige und diese wenigen thäten besser, es hübsch bleiben zu lassen; denn es kann nichts Jämmerlicheres, Trostloseres geben, als diese sogenannten Tänze, die ein träges, lässiges, ungraziöses Dahinschleichen sind und sich zum wirklichen Tanz so verhalten, wie ein Erardscher Flügel zu einem Leierkasten. Die Damen erscheinen größtentheils um sich zu zeigen und zu sehen. Diese Reunions stehen auch im Dienste Hymens, wie überhaupt Kissingen, gleich anderen fashionablen Badeorten, im Grunde genommen nichts weiter als ein großes Heirathsbureau ist, wohin fürsorgliche Eltern ihre mannbaren Töchter führen, um sie so schnell als möglich unter die Haube zu bringen. Der Himmel allein weiß (bekanntlich werden daselbst ja alle Ehen geschlossen), wie viele Herzensbündnisse die Rakoczyquelle auf dem Gewissen hat und wie viele Männer und Frauen mit Erbitterung an das kohlensaure Wasser zurück denken, welches sie zusammengeführt, gleich Galeerensclaven des Bagno für's ganze Leben an eine Kette geschmiedet.

Getanzt wird in den Reunions sehr schlecht. Es ist kein graziöses Dahinschweben im Rythmus der Musik, sondern ein höchst ungelenkes, unschönes, taktloses Hüpfen, ein bedächtiges, tastendes sich im Kreise um seine eigene Achse Drehen, so daß mein ästhetisches Gefühl verletzt wurde und ich es mehr als eine Viertelstunde nicht aushalten konnte. Ich verließ den heißen Saal und trat in die kühle würzige Abendluft und Frau Luna sah mich spöttisch an: „Es geschieht Dir ganz Recht. Anstatt mit mir zu plaudern, läufst Du irdischen Weibern in Reunions nach." Ich gab der strahlenden, keuschen Göttin das Wort, es nicht wieder zu thun. Doch hielt ich mein Versprechen nicht; ging am nächsten Donnerstag wieder in die Reunion, wo mich abermals dieselbe herbe Enttäuschung traf.

Am nördlichen Ende der Arcaden zieht die Statue des Königs Maximilian II, im Costüm des Hubertusordens die Aufmerksamkeit auf sich. Das Standbild befindet sich zwischen herrlichen Palmen- und Orangenbäumen, inmitten eines prächtigen, mit farbenreicher Teppichgarnitur gezierten Blumenparquets. Sie ist vom Bildhauer Arnold ausgeführt, durch Beiträge der Kissinger Bürger. König Max verweilte mit Vorliebe hier und förderte vor Allem die Verschönerungen. — Dem Rakoczybrunnen

gegenüber befindet sich ein zweites, von demselben Künstler gemeißeltes Monument — die Quellengruppe. Auf einem länglichen, viereckigen Sockel erhebt sich in der Mitte Hygiea, die Göttin der Gesundheit, ihr zur Seite rechts und links zwei kräftige, bärtige Männergestalten: Rakoczy und Pandur. Die Saale durchschneidet den prächtigen Curgarten und zwei eiserne Brücken führen über dieselbe.

An der südöstlichen Seite des Curgartens unter einer stilvoll ausgeführten gußeisernen Trinkhalle entspringen die zwei berühmten Quellen — der Rakoczy und der Pandur. Dieser elegante Brunnenpavillon ist in seinem Mittelbau, der von zehn Bogen getragen wird, 7 Meter hoch; der Oberbau stützt sich auf 56 Säulen. Der Mittelbau, in dessen Tiefen die heilkräftigen Quellen entspringen, ist von Arcaden umgeben, welche von 84 kleinen Bogen getragen werden und die Trinkhalle bilden. Er ist mit einem kleineren Pavillon, in welchem sich ein Wärmeapparat behufs Austreibens eines Theiles der Kohlensäure aus dem Mineralwasser befindet, und mit dem großen Arcadenbau durch einen gedeckten Gang verbunden.

Während sich das aristokratische Zwillingspaar — Rakoczy und Pandur — einer sehr luxuriösen Ausstattung und außerordentlichen Beliebtheit erfreuen, ist der am nordwestlichen Ende des Curparkes gelegene Maxbrunnen vernachlässigt und wird geradezu stiefmütterlich behandelt, obwohl es ein höchst liebenswürdiger, geistreicher Bursche ist. Kein kostbares Schutzdach wölbt sich über ihn; keinen Pilger sieht man früh Morgens zu ihm wandeln, um in seinen Fluthen Heilung zu suchen. Man trinkt dieses reichhaltig kohlensaure Wasser so zum Spaß, nicht als Cur. Es ist sehr wohlschmeckend und dem Selterwasser ähnlich. Der Rakoczyquelle naht man mit religiöser Andacht, wie die muselmännischen Pilgrime dem Grabe Mohameds in Mekka. Bereits um fünf Uhr Morgens umstehen die Durstigen die geliebte Quelle und gleich dem Derwisch, der mit näselnder Stimme von der Höhe des Minarets die Gläubigen zum Frühgebete ruft, rufen sie begeistert aus: La Allah w' Racoczy rasul Allah!

Punkt sechs beginnt die Musik stets mit einem geistlichen Choral; dieser Zug der Pietät gefällt mir sehr. Das Publicum umsteht den Musikpavillon und gleich einer Orgel schwellen die erhebenden gedehnten Töne des Chorals an, steigen zu dem grünen Laubdach der Ulmen und mächtigen Kastanien empor, die einen smaragdähnlichen Dom bilden, so daß man sich füglich im Tempel des Herrn glaubt und von religiöser Weihe und Andacht ergriffen wird. Und aus der Stadt ertönen die Kirchenglocken, welche die Frühmesse einläuten und das Alles bildet eine erhebende Symphonie, eine Hymne an den Schöpfer, in welche die befiederten Sänger freudig einstimmen: Halleluja!

VI.

— Mich wollte es schier bedünken, daß der Prinz Ferdinand von Coburg gut thäte, bei seiner bevorstehenden Reise nach Bulgarien gleich ein Retourbillet zu nehmen, sagte der Professor, indem er gedankenvoll die Asche von seiner Zehnpfennigcigarre abschüttelte.'

Wir waren unsere sechs an der Tafelrunde von Tivoli, einer etwa zwanzig Minuten von Kissingen sehr anmuthig gelegenen Kneipe, wo man zwar schlecht speist, aber vorzüglich trinkt. Insbesondere wird da ein Münchener Bräu servirt, das ich Ihnen empfehlen kann. In weißen Töpfchen mit Zinndeckeln versehen, schmeckt es vorzüglich.

Der Professor der süddeutschen Universität, der erwähnten philosophischen Ausspruch that, hielt sich für berechtigt, die orientalische Frage peremptorisch zu behandeln, da

er beabsichtigte eine Ferienreise nach Bukarest oder Konstantinopel anzutreten. Dabei sprach er so ein seltsames Deutsch, daß es mich fast an das Sanskritidiom gemahnt hätte. So aber erinnerte es mich an eine Mischung von schwedisch und chinesisch mit Hinzusetzung von Cayennenpfeffer und griechischer Wurst. Im Ganzen jedoch kam es mir spanisch vor.

Der zweite der Tafelrunde, ein Nürnberger Spielwaarenhändler, nickte zustimmend. Er hielt sich für eine competente Autorität in der hohen Politik und scheute sich durchaus nicht internationale Fragen zu entscheiden, da er in der Fabrikation von Hampelmännern excellirt. Der fette Metzger aus Mainz, der Alles vom Gesichtspunkte der Ochsen betrachtete, schüttelte den Kopf und der hagere, weißhaarige, ehemalige Dorfschulmeister, der sehr hungrig drein blickte, obwohl er Besitzlichkeiten in Kissingen für mehr als 300,000 Mark besitzt (was nicht die Macht der Gewohnheit ist, er hätte gern gesehen, daß ich ihm mit einer Portion rohen Schinkens regalirte, ich that es aber exprès nicht, um den Harpagon keine Freude zu machen) kratzte sich bedenklich am Hinterkopf, während mein nächster Nachbar seinen langen grauen Bart behaglich mit der Hand strich und vielsagend nichts sagte.

Das Kannegießern begann und kam Rußland dabei ziemlich schlecht weg. Ein jeder war bestrebt, uns den Kopf zu waschen und Herr Katkow wurde mit den diversesten, oft ganz unglaublichen Saucen heißt servirt. Der Redacteur der „Moskowskija Wedomosti" ist der Popanz in Deutschland, über den herzufallen sich jeder für berechtigt hält und von dem man sich augenscheinlich die ungeheuerlichsten Begriffe macht. Man stellt sich ihn als einen riesigen Mushik mit einem bis an den Gürtel herabhängenden fuchsrothen Bart, Juchtenstiefeln und einer Nagaika in der schwieligen Hand vor. Wenn man den Leuten sagt, daß Michail Nikiforowitsch in Jena, Göttingen und Heidelberg studirt hat, daß er die deutsche Sprache eben so wie die russische beherrscht, daß er Professor an der Moskauer Universität gewesen, daß er keine Talglichter zum Dessert verzehrt, so wollen sie es nicht glauben: sie haben sich nun einmal eine barocke Idee über Katkow in den Kopf gesetzt, den sie sich anderseits als einen Kosaken im blutrothen Hemd und blauen Pluderhosen, mit zottigem, in die Stirn fallendem Haar vorstellen. Daß solch ein Popanz die äußere und innere Politik eines großen Culturvolkes, eines Hundertmillionenreichs beeinflußen soll — ja, dieser grelle Widerspruch fällt niemand ein.

Jedenfalls ist Herr Katkow der sagenhafte Held geworden, von dem ganze Legenden im Umlaufe sind, eine lächerlicher, absurder als die andere und wir Alle werden dafür verantwortlich gemacht. Ich kann gerade nicht behaupten, daß der russische Tourist hier sonderlichem Entgegenkommen begegne. Man ist in Bezug auf ihn nicht sehr expansiv. Der Russe fühlt sich hier im Allgemeinen isolirt, wozu auch theilweise der Umstand beitragen mag, daß, zufolge ungünstiger finanzieller Verhältnisse und dem beispiellos niedrigen Stande unserer Valuta, der russische Reisende im Auslande größtentheils nicht mehr im Stande ist, die Rolle des Nabob zu spielen, die Goldstücke generös auszustreuen. Wenn man die deutsche Mark mit sechsundfünfzig und mehr russischen Kopeken bezahlt (die Herren Bankiers wechseln consequent nur um 2 pCt. niedriger als die officielle Cotirung ist), so wird man unwillkörlich berechnend. Die Deutschen haben es gut; sie besitzen eine Valuta, die keinen Schwankungen unterworfen ist. Papiergeld circulirt wenig und, wenn Sie Gold gegen Papier umtauschen wollen, so müssen Sie noch ein geringes Agio darauf zahlen. Das sind Zustände, an die man sich erst gewöhnen muß.

Falsche Creditscheine kennt man in Deutschland fast gar nicht. Woher das kommt und warum wir in dieser Beziehung in solcher Profusion bedacht sind, läßt sich schwer erklären. Denn ich glaube nicht, daß die deutsche Biederkeit oder idealen Rechtsbegriffe daran Schuld sind. Vielleicht möge der Grund der sein, daß hier Papierwerthscheine

im gewöhnlichen Leben nur selten circuliren. Die deutschen Fälscher halten es nicht für gerathen, in dieser Branche mit dem Staate zu concurriren, während unsere Gauner — der Expedition zur Anfertigung von Reichspapieren bei der egyptischen Brücke an der Fontanka oft erfolgreich Concurrenz machen. Man sage, was man wolle, der Klang des Goldes hat etwas Verführerisches. Wird die Zeit kommen, wo auch bei uns dieser Klang allgemein werden und das Knittern des Papiergeldes ersetzen wird? Die Goldvaluta hat noch den Vortheil, daß sie den Menschen sparsam macht. Wenn man in seinem Portemonnaie etwas besitzt, was einen fest definirten, reellen, keinen Schwankungen unterworfenen Werth hat, so schätzt man dasselbe weit höher, als ein Papier, welchem nur ein problematischer Werth eigen ist und dessen Preis so erheblichen Schwankungen unterliegt. Darum wird auch der im Auslande reisende Russe berechnender, sparsamer.

In diesem Sinne sprach ich mich auch mit dem Bade-Commissar, Bezirkshauptmann und königlich bairischen Kammerherrn, Freiherrn von Bechtelsheim aus. Das ist ein höchst charmanter, liebenswürdiger Mann, dem man allenfalls seine gar zu große Herzensgüte zum Vorwurf machen könnte, Dank welcher manchem Unwesen nicht kräftig genug gesteuert wird. Mit allen ihren Beschwerden haben sich die Badegäste an den Baron v. Bechtelsheim zu wenden, der sie alle mit einer außrordentlichen Aufmerksamkeit anhört, aber für deren Abstellung nicht energisch genug auftritt. So z. B. sollte dem räuberischen Gebahren gewisser Hoteliers ein Ziel gesetzt werden. die das Aussaugesystem schon gar zu sehr in Anwendung bringen und dabei außer Acht lassen, daß der Badegast doch die Henne ist, die kostbare goldene Eier legt, die den Kissingern zu Gute kommen. Diese kostbare Bruthenne kann man freilich vorsichtig rupfen, aber den Hals abschneiden darf man ihr nicht, da mau sonst der goldenen Eier verlustig gehen kann. In dieser Beziehnng sollte Freiherr v. Bechtelsheim als Bade-Commissar und Bezirks-Hauptmann energisch eingreifen, da das habgierige Gebahren Einzelner dem Ganzen sehr schadet. Im Allgemeinen kann man sich jedoch hier nicht über gar zu große Exploitation beklagen; in einzelnen Fällen kommt solches vor. Doch dazu ist ja der Hecht im Teiche, daß die Karpfen nicht sorglos schlummern. Glücklicherweise sind derartige Vorkommnisse nur vereinzelt und das Leben ist im Ganzen hier äußerst behaglich, wenn nicht die Trinkgelder wären, die einem die Existenz vergällen. Was ich bereits hier an Trinkgeldern verausgabt, können Sie sich gar nicht denken. Die hohe Pforte wäre froh, wenn sie die Gesammtsumme in ihren Kassen hätte. Freilich ist sie weit von fünf Milliarden, aber noch immer erkleklich genug. Man muß hier die Hände stets in den Taschen haben, von Morgens früh bis Abends spät, um in eine jede sich gierig ausstreckende Hand eine gewisse Münze zu drücken. Ich stehe Morgens fünf Uhr auf und bin um halb sechs beim Brunnen. Da verabreicht man dem Diener, der für Sie aus dem Lebensquell schöpft, der für Sie die liebliche Mischung von Rakoczy mit Molken oder mit Bitterwasser oder mit Sool herstellt, ein Trinkgeld. Das ist nicht obligatorisch, aber man thut es doch und ein gewisser Blick Seitens des Betreffenden deutet auf die Nothwendigkeit hin. Von da aber beginnt das obligatorische Trinkgelderunwesen, dem man sich nicht entziehen kann und darf, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, niederträchtig schlecht servirt zu werden. Trinkgelder werden verabreicht 1) beim Morgenkaffee, 2) beim Baden, 3) beim Diner, 4) beim Nachmittagskaffee, 5) beim Souper. Ganz abgesehen von den Trinkgeldern, die Sie in Ihrer Wehnung dem Stubenmädchen, den Dienern, dem Hausknecht u. s. w. verabreichen müssen.

Dieses fortwährende Trinkgeldverabreichen fällt einem oft sehr lästig, ganz abgesehen von den bedeutenden Kosten, die es verursacht. Die Dienerschaft wird hier nicht bezahlt, sondern ist auf das Trinkgeld angewiesen. Das ist eine Unsitte, eine gewissenlose Ausbeutung der Badegäste Seitens der Wirthe, die ohnehin enormen Ge-

winn einstreichen, daher auch ihre Dienerschaft besolden könnten. In den großen Hotels ist männliche Bedienung, in Bezug auf welche ich mich stets in einer höchst peinlichen Lage befinde. Da in Deutschland Alle militärpflichtig sind, so haben auch die Diener selbstverständlich die Waffen getragen. Jetzt bedenken Sie die Lage. Sie geben 10 — 15 Pfennige Trinkgeld vielleicht einem Helden von Königsgrätz oder Sedan, Metz oder Straßburg. Meine Hand erhebt sich, um Demjenigen eine Nickelmünze zu geben, der Napoleon III. den Garaus gemacht, der den Marschall Bazaine gefangen genommen, der den General Bourbaki geschlagen! Einem Ritter des Eisernen Kreüzes zehn Pfennige reichen, das schien mir mit dessen Würde unvereinbar. Zu einer Mark, um den Heroen zu ehren, konnte und wollte ich mich nicht aufschwingen. Darum zog ich es vor, Restaurants mit weiblicher Bedienung aufzusuchen und hatte Ursache, mich zu diesem Entschlusse zu beglückwünschen.

Die weibliche Bedienung in den Restaurants zweiten und drirten Ranges ist eine vorzügliche. Sich durch ein hübsches, sauber gekleidetes, junges Mädchen mit einer Rose an der schwellenden Corsage, bedient zu sehen, erhöht den Genuß. Dabei sind diese weiblichen Kellner sehr charmant, zuvorkommend, dienstfertig und nett; stets ein reizendes Lächeln um die rosigen Lippen, nie verdrießlich, zänkisch, wie die Herren der Schöpfung; stets zufrieden, die geringste Gabe mit einem melodischen „Danke schön" entgegennehmend, daß es ordentlich eine Freude ist. Der Genuß des Essens wird durch diese Bedienuug bedeutend erhöht. Die Kellnerinnen sind fast durchgängig hübsche, angenehme Erscheinungen; sehr nette Mädchen, die jedoch durch ihr anständiges, keine unzarten Vertraulichkeiten duldendes Betragen Respect einflößen. Die weibliche Bedienung in unseren Petersburger Restaurants und Bierhallen mußte polizeilich verboten werden, da in Folge derselben grobe Ungehörigkeiten sich eingeschlichen hatten, die in solchen Localen nicht geduldet werden können.

Nichts Derartiges macht sich hier bemerkbar. Es wird keinem Gast einfallen, die Achtung aus dem Auge zu setzen, die man einem jeden Weibe, sei es eine Dame oder Kellnerin, schuldig ist. Wehe Demjenigen, der diese elementare Regel der guten Gesellschaft verletzen sollte. Es ist wahr, daß das Betragen der Kellnerinnen ein derartiges ist, daß sie zu Zweideutigkeiten keine Veranlassung geben. Das sind größtentheils Töchter aus anständigen Bürgerhäusern, die durch den Sommerverdienst die Familie unterstützen. Dieser Verdienst ist ein ziemlich bedeutender, wie mir eine Kellnerin, eine sehr nette Lothringerin, mit der ich mich in ein Gespräch einließ, erklärte. Die Kellnerinnen bekommen nur Kost und Quartier, keinen Gehalt. Trotzdem beläuft sich das monatliche Einkommen einer jeden auf 100—120 Mark bloß von Trinkgeldern, was für die vier Sommermonate mehr als 400 Mark ausmacht, eine sehr respectable Summe. Das sind aber auch keine gewöhnlichen Dienstboten, sondern Mädchen, die eine gute, häusliche Erziehung erhalten, sittliche Principien und religiöse Ueberzeugungen besitzen, die ich in unseren weiblichen Kreisen so allgemein verbreitet zu sehen wünschen würde. Und russische und französische Journalisten und Touristen faseln von der in Deutschland angeblich allgemein herrschender Sittenlosigkeit! Ein jedes deutsche Weib kann man kaufen, es handelt sich nur um den Preis, ruft einer von ihnen kategorisch aus. Das ist eine freche Verleumdung, die ich auf dem deutschen Weibe nicht sitzen lassen kann.

VII.

Ich hatte mich per Extrapost nach dem Kreuzberg begeben. Die Extrapost erinnert an die alten guten Zeiten, wo noch keine Eisenbahnen existirten, wo man sich langsam aber sicher per Postkutsche fortbewegte. nicht so blitzesschnell, wie jetzt, aber, beim Himmel, weit angenehmer und mit mehr Nutzen reiste. Hier existirt noch Extrapost, welche von Touristen zu Ausfahrten benutzt wird nach Gegenden, wohin keine directe Eisenbahnverbindung ist. Manche ziehen jedoch die Extrapost selbst den Eisenbahnen vor, da man wirklich nur auf diese Art die Schönheiten der uns hier umgebenden Natur kennen lernen und würdigen kann. Die Postkutsche — ein gelb angestrichenener Wagen auf hohen Rädern — ist auch so ein Stück grauer Vergangenheit, alter Romantik. Selbst der Postillon, „Schwager" genannt — (warum Schwager? ja das kann nur Helios sagen, der alles Irdische bescheint) — versetzt uns in die guten Zeiten zurück, wo Postkutschen, Schwager und sogar die Klepper eine solche bedeutende Rolle in den Liebesromanen spielten. Der „Schwager" trägt ein etwas comödienhaft aussehendes Costüm; ein unendlich kurzes blaues Röckchen, reich mit weißen Schnüren verziert und die Schöße, die hinten so eine Art von Frack bilden, der ziemlich drollig aussieht, mit großen blanken Metallknöpfen geschmückt; weiße gemslederne, enganliegenden Kniehosen, hohe blanke Stulpenstiefeln mit gelben Aufschlägen; einen runden, oben spitz zugehenden, blanklackirten Lederhut mit weiß-blauer Plumage (wie überhaupt der ganze „Schwager" in den bairischen Landesfarben — blau und weiß — gekleidet ist, was sich gar nicht übel ausnimmt) — kurz, ein ganz theatralischer Aufputz; so ungefähr, denke ich mir, muß der Postillon von Lonjumeau auf der Scene erscheinen (ich selbst habe leider diese alte, aber sehr hübsche Oper nicht gesehen). Zum Ueberfluß trägt der „Schwager" noch an weißer Wollschnur ein vielfach gewundenes Messinghorn, auf welchem er — größtentheils mit viel Verständniß und Virtuosität — heitere und schwermüthige Lieder bläst und seinen innersten Gefühlen Ausdruck giebt.

Eine unter derartigen Verhältnissen unternommene Fahrt in's Gebirge, in die freie schöne Gottesnatur ist sehr angenehm, erfrischend und belehrend, besonders wenn sie ein solch verlockendes Ziel als den Besuch des Kreuzberges hat. Das ist unzweifelhaft einer der lohnendsten Ausflüge. Der 962 Meter hohe Kreuzberg (24 Kilometer von Kissingen entfernt) ist der zweithöchste Berg des Rhöngebirges. Es ist ein mächtiger, sich von Nordost nach Südwest Unterfrankens erstreckender Berg, an der Ostseite ganz bewaldet und steil abfallend, weshalb er auch von dieser Seite den Touristen am meisten imponirt. Ich fuhr bis Aschach und von da nach Sandberg. Hier setzten wir die Reise zu Fuß fort nach dem Franziskanerkloster, welches 96 Meter unter dem Scheitel des Berges liegt. Der Kreuzberg selbst hat außer seiner imponirenden Höhe und romantischen Lage noch eine große historische und civilisatorische Bedeutung für Baiern, genießt daher auch bei der Bevölkerung einer nicht geringen Achtung.

Vor mehr als 1200 Jahren (668) predigte auf dem Kreuzberge der Franziskanerapostel Kilian das Evangelium. Der heilige Kilian, der den in die Nacht des Heidenthums versunkenen Franken zuerst das Licht des Christenthums brachte, genießt noch jetzt in Baiern einer ganz absonderlichen Verehrung. Dieser Tage erhielt ich selbst eine factische Bestätigung dessen. Ich bat das Stubenmädchen, mir einen defecten Knopf an meinen Rock zu befestigen, da der erstere starke separatistische Anwandlungen bekundete. Das Mädchen sah mich mit großen Augen an und rief aus: „'s thut mir sehr laid, gnäd'ger Herr, aber i kann hait holt nit nähen; 's is hait holt das Fest

des hailigen Kilian." Ich will Ihnen offen gestehen, daß bis dahin der heilige Kilian für mich eine ganz unbekannte Größe gewesen war. Doch nach dem frommen Entsetzen, das sich auf dem Gesicht der Stubenmagd malte, als ich ihr dieses Ansinnen stellte, zu urtheilen, hatte ich eine Forderung gemacht, die mit den Glaubenssatzungen in strictem Widerspruch steht. Da ich fremde religiöse Ueberzeugungen stets achte, wenn ich auch dieselben nicht theile, so entschuldigte ich mich bei der Zofe wegen meines unbewußt an sie gestellten sündlichen Antrages: „I hätte nit g'wußt, daß es holt so a großes Fest sai."

Fürstbischof Echter von Mespelbrun ließ 1582 ein steinernes Kreuz aufrichten (daher auch der Name) und durch Franziskanermönche, welche im Sommer in Hütten auf dem Berge, im Winter in einem Kloster in Dattelbach wohnten, Gottesdienst halten. Das jetzt bestehende Kloster gründete 1687 Fürstbischof Peter Philipp von Dornbach. Der Kreuzberg wird als Wallfahrtsort von einer großer Zahl Andächtiger aus allen Himmelsgegenden besucht, die dann jedes Mal im Kloster, in dem gegenüber gelegenen Wirthshause, oder auch, wenn größere Wallfahrten stattfinden, in der Kirche übernachten. Die meisten Touristen übernachten auf dem Berge, um dem bei günstigem Wetter herrlichen Anblick des Sonnenunter- und Aufganges zu genießen. Im Kloster giebt es eine Anzahl Fremdenzimmer außerhalb der Clausur, woselbst auch Damen übernachten können. Da das Kloster für die gewährte gastliche Aufnahme nichts verlangt, so macht man sich nachher die Rechnung selbst, indem man nach dem Tarif eines mittleren Gasthauses bezahlt. Im Kloster wird ein vorzügliches Bier gebraut. Im Fremdenzimmer befindet sich eine reichhaltige Sammlung von Rhönmineralien und das Fremdenbuch ist wegen seiner vielen interessanten, zum Theil höchst originellen Einträge zur Durchsicht zu empfehlen. Bei dem Kloster ist ein sehr hübsch angelegter und gut unterhaltener Garten, der dem Geschmack der Franziskanermönche alle Ehre macht.

Die Spitze des Berges trägt ein riesiges hölzernes Kreuz (26 Meter hoch) zur Erinnerung an die Einführung des Christenthums von dieser historischen Anhöhe aus. Vor wenigen Jahren wurde dieses Symbol vom Sturme geknickt; die milden Beiträge von zahlreichen Verehrern des Kreuzberges ermöglichten aber dem Kloster die Aufstellung eines neuen, das unter entsprechenden Feierlichkeiten im Beisein Tausender von Bewohnern der Umgegend eingeweiht wurde. Neben dem Kreuze befindet sich ein steinernes Observatorium, von dessen Giebelfenstern aus man bei günstigem Wetter die denkbar großartigste und prächtigste Fernsicht hat. Wir baten, uns im Kloster den Schlüssel zu dem Observatorium aus und vom herrlichsten Wetter begünstigt, hatten wir vor uns ein Panorama, das in der That seines Gleichen sucht. Im Norden und Nordwesten die lange Kette der himmelanstrebenden Rhönberge; im Nordosten — die dunklen Massen des Thüringer Waldes, die sich kräftig, majestätisch vom lichten Fonds abheben; im Osten—das auf einer sanft sich erhebenden Höhe gelegene Schloß Coburg; im Südosten — die hohen imposanten Massen des Fichtelgebirges; im Süden — der Steigerwald, Schloß Marienburg bei Würzburg nebst der Capelle und den Spessart, bei dessen Anblick mir die reizenden sich daselbst abspielenden Erzählungen von Wilhelm Hauff einfielen, die mich in meiner Kindheit so entzückt; im Westen—den Taunus und das Vogelgebirge. Das Klima ist, selbst im heißesten Sommer, der Höhe des Berges entsprechend rauh, so das wir uns freuten, die wärmenden Ueberzieher mitgenommen zu haben, obwohl daß eine überflüssige Vorsicht schien, da es in Kissingen sehr heiß war; doch das Sprichwort besagt vom Kreuzberg: Drei Viertel Jahr Winter und ein Vierteljahr kalt. Die Rhönbewohner sind ein äußerst genügsamer, gemüthlicher, Menschenschlag; ihre vocalreiche singende Sprache ist geradezu unverständlich; ich hörte sie mit offenem Munde an, verstand aber kein Sterbenswörtchen, obgleich dem Anscheine nach deutsche Laute an mein Ohr schlu-

gen. Es klang ungefähr so: jo—so—so—mo—hel'—i—ka; es konnte ebenso gut chinesisch als schwedisch, oder irgend ein anderes mir total unbekanntes Idiom, malayisch und die Hindusprache nicht ausgenommen, sein; es bestand aus abgebrochenen Monosyllaben, von denen die eine Hälfte noch dazu verschluckt wird, während man die andere in gedehnteren singenden Tönen ausstößt.

Und als ich da oben auf der Höhe stand, weit über die übrige Menschheit erhaben, da begriff ich, daß dem Hochstehenden die da unten so gering und verächtlich erscheinen. Die Menschen da unten am Fuße des Berges kamen mir so klein und nichtig vor, wie einem Riesen ein Zwerg geringschätzig und winzig vorkommen muß. Das Jagen dieser Pygmäen da unten, die mir einem Ameisenhaufen gleich schienen, nach Ehren und Reichthümern, nach Rang und Würden, nach bunten Bandfetzen und tönenden Titeln dünkte mir so verächtlich im Anblicke dieser hehren Natur.

Die Zeit spielt zum Tanze auf und, im Kreise sich schwingend, reicht die Armuth der Arbeit die Hand, die Arbeit dem Reichthum, der Reichthum — der Ueppigkeit und die Ueppigkeit — der Armuth. Das ist der Zauberkreis, in dem sich die Gesellschaft bewegt. Die Eltern erwerben und die Kinder verprassen; geizige Väter haben verschwenderische Söhne, die nichts Eiligeres zu thun haben, als die angetretene Erbschaft in den Wind zu streuen, und was im Laufe von Jahrzehnten durch Leuteschinderei und Aussaugesystem, durch unbarmherzigen Wucher und mitleidlose Erpressungen, durch Lug und Trug, Meineid und Gaunerei zusammengescharrt, geht in kurzer Zeit den Weg alles Fleisches. Die Väter sparen und geizen, versagen sich jeden Genuß, jegliches Vergnügen, führen ein Leben voll Noth und Entbehrungen und finden nur den einzigen Trost im Anblick des Geldsackes, der sich immer mehr füllt. Und kaum hat der Todesengel mit knöchernem Finger an die Thür gepocht, so geht der Jubel der lachenden Erben los.

Die Zeit spielt zum Tanze auf und im Kreise sich schwingend, reicht die Armuth der Arbeit die Hand, die Arbeit dem Reichthum, der Reichthum — der Ueppigkeit und die Ueppigkeit — der Armuth. . . .

Ein sich unten mühsam hinschlängelnder Eisenbahnzug ähnelte einem Spielwerk, das man bequem in die Westentasche stecken kann und der schrille, durchdringende, ohrenbetäubende Angstschrei der Dampfpfeife schlug an mein Ohr gleich dem Zirpen einer schwindsüchtigen Grille. Athemlos war ich oben an der Spitze angelangt und fiel keuchend erschöpft zu den Füßen des Riesenkreuzes nieder. Und gleichzeitig überkam mich ein toller Uebermuth, eine ausgelassene Freude, und wenn nicht die Heiligkeit des Ortes, die Gegenwart einiger Wallfahrenden, die gläubig knieten und beteten, mich abgehalten hätte, ich hätte laut aufjauchzen mögen vor Freude und Lust, so erregend wirkte die kalte durchdringende Bergluft auf mich, erregte meine Nerven, machte mich elastisch. Ich begreife das Jodeln der Schweizer. Es ist ein Ausdruck instinctiver Erregung, die beim Besteigen hoher Berge sehr natürlich ist und sich Luft machen muß. Man athmet eine so reine, erregende Luft, athmet tief und lange ein, und das Ausathmen nimmt unwillkürlich die Form des Jodelns an. Es ist auch so eine Art unwillkürlicher Huldigung, dem Schöpfer dargebracht.

Ich hätte laut aufbrüllen mögen vor heller Freude, mit beiden Händen das Gras ausreißen und in die blaue klare Luft werfen, kurz, ich fühlte ein ungebundenes Verlangen, mich gleich einem freigelassenen Schulbuben zu betragen; die wunderbaren Lichteffecte der Sonne berauschten mich; die ganze Gegend stieg mir zu Kopfe; die himmelanstrebenden Berge, die dunklen Waldungen, die gespensterhaften Contouren der Schlösser und Burgen umzogen mein Hirn gleich wie mit einem Schleier. Mein Herz schlug lebhaft, mein Auge glänzte; ich sog gierig die kalte, frische Luft ein und meine Brust erweiterte sich. Ich fühlte mich gleich einem Sclaven, dem plötzlich die Freiheit wiedergegeben, gleich einem Gefangenen, vor dem sich die Thore des

Kerkers geöffnet und der nicht weiß, was er mit sich beginnen will, den die goldene Freiheit eben so erschreckt, wie ihn die goldigen Strahlen der Sonne blenden.

Auf dem Rückwege rasteten wir eine Weile in Bocklet. Das ist ein sieben Kilometer von Kissingen entlegenes Stahlbad, welches zu den heilkräftigen (besonders für anämische Menschen) gehört und den Stahlquellen von Pyrmont sehr ähnlich sein soll. Diese Quelle wurde 1720 von dem Aschacher Pfarrer Schöppner entdeckt. Der Würzburger Fürstbischof Christoph von Hutten ließ die Quelle fassen, die auch daher den Namen Christophquelle führt. Der Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal (1787) ließ das große Curgebäude, den Fürstenbau, errichten und den schönen Park anlegen, desgleichen erbaute er eine neue Badeanstalt und den Brunnentempel, der sich noch heute über der Quelle erhebt und in goldenen Lettern die Inschrift trägt: „Zum Besten der leidenden Menschheit 1787". Zu Anfang dieses Jahrhunderts erfreute sich Bad Bocklet großer Frequenz, doch seit den fünfziger Jahren kam es allmälig in Vergessenheit, besonders in Folge des Emporblühens von Kissingen.

Unter den Klängen des bekannten Körner'schen Liedes:

Steh' ich in finst'rer Mitternacht
So einsam auf der stillen Wacht u. s. w.

das unser „Schwager" vortrefflich blies, fuhren wir in Kissingen ein, das schon in den Armen Morpheus sich befand. Man steht hier sehr früh auf, geht aber auch sehr früh schlafen.

Bereits um fünf Uhr Morgens ist die Rakoczyquelle von den frenetischen Anhängern derselben umlagert, die nicht den Augenblick erwarten können, wo der köstliche, prickelnde, säuerlich angenehm schmeckende Trank servirt wird. Es giebt Fanatiker des Rakoczy, die am Brunnen die ersten und letzten sind und die ungeheure Quantitäten Mineralwasser consumiren Um sechs Uhr beginnt die Musik, öffnen sich alle fashionablen Magazine. Das echte Treiben beginnt jedoch erst um sieben, wo sich die Nachzügler einfinden. Dann ist um den Brunnen ein solches Gedränge, daß man sich sein Glas Wasser ordentlich erkämpfen muß. Dann kommen schaarenweis elegante junge Mädchen, die ihre Netze auswerfen und auf den Gimpelfang ausgehen und denen der Rakoczy nur ein Vorwand ist, um auf den prickelnden Wellen desselben in den Hafen der Ehe einzulaufen.

Um neun — zehn Uhr nach dem Kaffee beginnt die Wanderung in's Bad. Sie können sich kaum etwas Erregenderes, Prickelnderes denken, als solch ein Soolbad; Sie mögen sich auch das Bad noch so kühl machen (ich stieg von 26 auf 21 Grad herab), sobald Sie nur eine Minute drin sind, so fühlen Sie sich von einer prickelnden Wärme durchströmt; die Kohlensäure, die Gasatome steigen empor und es ist, als ob Sie am ganzen Körper von leichten Nadelstichen attakirt würden, oder als liefe auf Sie eine Legion von Ameisen Sturm. Und prickelnd steigt die Kohlensäure empor und kitzelt Sie am Körper, steigt Ihnen zu Kopf, gleichsam als hätten Sie Champagner getrunken, oder säßen neben einer Fontaine von schäumendem Sekt, nähmen ein Champagnerbad, wie es sich die schwarzäugige Ziegeunerin Olga Schischkin seiner Zeit erlaubt haben soll. Wer von Hause aus kitzlig ist, der wird sich in einem solchen Bade ziemlich unbehaglich fühlen und der Midshipman (von dem Gogol erzählt), der so kitzlig war, daß, wenn man ihm nur einen Finger zeigte, er sich vor convulsivischem Lachen förmlich wand, könnte es in einem Soolbade nicht einen Augenblick aushalten. Das prickelt und kitzelt Sie in einem fort, so daß man gleich der Judic in einem ihrer köstlichen Lieder (wo sie das Kitzeln so anmuthig darstellt) ausrufen will: Ne me chatouillez pas, monsieur, vous me faites mal!

VIII.

Ich soupirte dieser Tage in der Schützenhalle. Das ist ein kleines Restaurant mit einem sehr großen Garten, recht hübsch gelegen, mit einer Schießhalle verbunden. Sie bekommen da einen guten Schoppen Wein, ein anständiges Krügel Bier und auch etwas zu essen, wenn Sie nicht geradezu verwöhnt sind. Ich ließ mir ein Wiener Schnitzel, ein paar pflaumenweiche Eier und ein Krügel Bier serviren. Doch ging Alles so lässig von Statten; bald fehlte Dies, bald fehlte Jenes, daß ich ungeduldig ward und der Kellnerin eine Bemerkung darüber machte, daß man doch hier sonst sehr prompt bedient werde und daß es heute gar nicht zum Aushalten sei; es happere überall.

Die Kellnerin hat mich um Entschuldigung mit so süßen melodischen Tönen und in einer so gewählten Sprache, die von dem üblichen volksthümlichen Dialect so grell abstach, daß ich erstaunt aufblickte und das junge Mädchen fixirte, das ich heute zum ersten Male sah. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich von dieser Musterung ganz überrascht war, obschon ich schon gewohnt bin unter den Kellnerinnen größtentheils sehr hübsche Mädchen zu finden. Seltsamerweise habe ich in Baiern constatirt, daß man die hübschesten Frauen und Mädchen eben in den niederen Volksclassen findet. Die höheren Gesellschaftsschichten brilliren gerade nicht durch die Schönheit ihrer Damen. Aber im Volke und in der mittleren Bürgerclasse findet man sehr häufig reizende Gesichter, anmuthige Gestalten.

Aber die Kellnerin der Schützenhalle, die jetzt vor mir mit vor Scham über die Reprimande purpurübergossenen Wangen stand, übertraf Alles das, was ich in diesem Genre bis jetzt gesehen. Es war geradezu eine Schönheit. Das feingeschnittene Gesicht mit den regelmäßig edlen Zügen war von einer rührenden Anmuth und man kann sich kaum etwas Holderes, ich möchte beinahe sagen, Madonnenhafteres denken. Eine griechische feingezeichnete Nase mit rosigen stolz sich blähenden Nüstern; ein Mündchen von wunderbar kleinen Dimensionen gemahnte an eine schüchtern und verschämt sich erschließende Rosenknospe und zwischen den halb zum schmollenden Lächeln geöffneten Lippen schimmerte das Elfenbein tadellos kleiner Zähne. Ein Augenpaar von tiefstem, leuchtendstem Kornblumenblau blickte schelmisch hinter dem seidenen Vorhange der Wimpern hervor und rebellische, dunkelblonde, krause Löckchen fielen in die weiße jungfräuliche Stirn. Eine außerordentlich elegante und schlanke Gestalt, welche von dem einfachen dunklen Kleid und der blüthenweißen Schürze gleich der köstlichsten Robe umflossen war. Hoheit und Grazie, Anmuth und Lieblichkeit that sich in jeder Bewegung dieses reizenden Wesens kund, das sich noch zudem in einer so gewählten Sprache ausdrückte, wie ich es noch nie von einer Kellnerin gehört.

— Sind Sie schon lange hier? fragte ich das junge Mädchen.

— Seit mehr als einem Monat, erwiderte das hübsche Mädchen, indem ihm eine neue Blutwelle in die zarten Wangen schoß. Doch bin ich nicht eigentlich Kellnerin, sondern nur in Küche und Wirthschaft behilflich. Das „Fräulein" (die Kellnerinnen werden alle „Fräulein" genannt) ist heute in's Theater gegangen und da muß ich aushelfen. Bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich es Ihnen nicht recht gethan, aber ich bin nicht dran gewöhnt. Und hat man mich schon darum gezankt.

— Ich muß Sie um Verzeihung bitten, mein Fräulein, unterbrach ich sie, daß ich mir gestattete, Ihnen eine Bemerkung zu machen. Doch nach Ihrer Redeweise zu urtheilen, gehören Sie eigentlich nicht hierher. Sie scheinen doch eine gute Erziehung genossen zu haben. Wie kommen Sie denn in die Schützenhalle?

— Meine Mutter hat mich hergegeben, um Wirthschaft und Küche zu erlernen. Bis jetzt war ich in Berlin in einer Erziehungsanstalt, wo ich von meinem dreizehnten Jahre an verblieb; im Juni bin ich achtzehn Jahre alt geworden. Mein Vater ist unlängst gestorben und meine Mutter wohnt in Schweinfurt. Jetzt hat sie mich für die Sommermonate hergegeben und Ende September gehe ich zurück. Es gefällt mir hier nicht so recht, aber man muß lernen, da hilft nichts.

Und zu meinem größten Erstaunen erfuhr ich, daß die Töchter mittlerer, selbst besserer Bürgerclassen oft für einige Zeit in Restaurants gegeben werden, um mit Küche und Keller, Haus und Wirthschaft vertraut zu werden (Andere nehmen dienende Stellung in Milchwirthschaften ein und werden streng zur Arbeit angehalten, trotzdem sie als Töchter wohlhabender Eltern nicht nur keinen Lohn bekommen, sondern auch oft noch für Kost und Quartier zahlen). In wie fern für ein junges achtzehnjähriges Mädchen (das soeben das Institut verlassen), eine solche Stellung in einem Café-Restaurant ein geeigneter Ort ist, um für das praktische Leben erzogen zu werden, will ich dahin gestellt sein lassen. Bei uns wäre so etwas undenkbar und ein junges Mädchen, das solch eine Stellung einnähme, wäre verloren. In Deutschland ist das etwas Anderes. Ungehörigkeiten mit der weiblichen Bedienung erlaubt sich kein Gast, selbst nicht in einer Kneipe niederen Ranges, wo Droschkenkutscher verkehren. Ich hatte oft Gelegenheit, hier dergleichen Kneipen zu besuchen, wo man stets ein gutes Glas Wein zu billigem Preise (um die Hälfte billiger und besser als im Casino oder Curhause) findet, speiste oft an einem Tische mit dem Kutscher, der mich eben gefahren und der sich mit mir ganz ungenirt unterhielt. Doch nie habe ich gesehen, daß der äußere Anstand irgend wie verletzt würde.

Aus einem weiteren Gespräche mit der wirklich reizenden Hebe aus der Schützenhalle erfuhr ich Einzelheiten ihres Lebens. Bis zu ihrem dreizehnten Jahre wurde sie zu Hause erzogen (ich hatte Gelegenheit ihr etwas auf den Zahn zu fühlen, sie sprach französisch und englisch ziemlich gut, schien auch belesen zu sein; besonders sagte sie mir, habe sie stets Neigung für Musik gehabt und spiele sie auch Piano, welches sie in der Schützenhalle nach neun Uhr benutzen dürfe; ich hatte zwar keine Gelegenheit sie zu hören, aber nach den Stücken, die sie mir nannte und die sie spielte, eben so nach ihrem Urtheile über Musik, muß sie eine recht bedeutende Clavierspielerin sein) von frühester Kindheit an fühlte sie eine unüberwindbare Neigung in's Kloster zu treten und Nonne zu werden. Da sie aber protestantisch war und an einen Uebergang zur römisch-katholischen Kirche nicht zu denken war, so wollte sie wenigstens Diaconissin werden. Das war eine so religiöse Schwärmerei, wie sie sich manchmal bei jungen ideal veranlagten Mädchen bemerkbar macht. Den Eltern kostete es nicht wenig Mühe, dem dreizehnjährigen Kinde diese Grille aus dem Kopfe zu treiben. Sie ward nach Berlin in eine Erziehungsanstalt gethan, wo sie den Lehrcursus absolvirte. Im März starb der Vater; sie kehrte nach Schweinfurt zurück und darauf traf ihre Mutter mit dem Besitzer der Schützenhalle das Uebereinkommen, daß das junge Mädchen zur Lehre für den Sommer eintreten solle, um sich mit der Küche und Wirthschaft vertraut zu machen, gleichzeitig jedoch wurde es ihr zur Pflicht gemacht, im Nothfalle der Kellnerin behilflich zu sein und überhaupt überall Hand anzulegen.

Das ist eine Erscheinung, die bei uns geradezu undenkbar ist und wenn sie sich je realisiren sollte, sicherlich die traurigsten Folgen nach sich ziehen würde. In Deutschland jedoch ist es gang und gäbe. Ich folgte mit großem Interesse der schlanken, graziös dahinschwebenden Gestalt, wie sie auf einem großen Holzbrette ganze Berge von Krügen mit Bier, Schoppen mit Wein und Speisen trug gleichsam als hätte sie nie in ihrem Leben etwas Anderes gethan. Sagen Sie mal einem von unseren clavierspielenden, französisch und englisch plappernden Fräulein, daß sie Kellnerin-

nendienste in einem Restaurant verrichten, ja daß sie im eigenen Hause in Küche und Wirthschaft behilflich sein sollen, sie werden geringschätzig die Achseln zucken; fühlen sie sich doch zu etwas Höherem berufen!

Und dieses bildschöne, graziöse und (wie ich aus einer längeren Unterhaltung mit ihr schloß) geistig sehr entwickelte und verständige Mädchen eilte geschäftig durch den weiten, sich terrassenförmig erhebenden Garten, Trepp auf, Trepp ab, in die Küche und von da wieder zurück, freudig in Erfüllung ihrer Obliegenheit, unverdrossen mit einem reizenden Lächeln um die Rosenlippen, mit einem melodischen „danke schön" die Zeche und das Trinkgeld in die an ihrer Seite hängende elegante Ledertasche steckend, lange Rechnungen im Nu zusammenstellend, zusammenaddirend, nie sich täuschend, von einem Tisch zum anderen geschäftig eilend, gehorsam den diversen Rufen: „Fräulein, ein Bier; Fräulein, ein Schnitzel; Fräulein, ein Beefsteaks; Fräulein, eine gebratene Kalbsniere". Und das Fräulein, das Schiller und Göthe, Shakespeare und Byron, Hugo und Racine gelesen, das eine Beethovensche Sonate spielte und genau wußte, wenn die punischen Kriege stattgefunden, eilte geschäftig dahin, bestellte und brachte Bier und Wein, Schnitzel und Steaks und alle Gäste folgten mit Wohlgefallen der lieblichen schlanken Gestalt, wie sie sich im Publicum bewegte, nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Fürstin, die sich herabläßt, geladenen Freunden und Bekannten höchsteigenhändig zu serviren. Daß ich nicht überschwänglich übertreibe, sondern noch weit hinter der Wirklichkeit in Schilderung dieses charmanten jungen Mädchens zurückgeblieben, erweist sich am Schlagendsten aus dem Umstande, daß selbst die (sonst gegen weibliche Reize wenig empfindlichen und sich nicht leicht dafür begeisternden) im Garten anwesenden Damen sich nicht enthalten konnten, dem jungen reizenden Mädchen den Tribut ihrer Bewunderung auszusprechen. Und die Kellnerin hörte erröthend die Complimente an, nahm Zahlung und Trinkgeld in Empfang und eilte beflügelten Laufes dahin, um das Bestellte zu holen und ihre melodische Stimme ertönte von Weitem: „A Bier, a Wein, a Schnitzel und ein pflaumenweiches Ei!"

IX.

Dem sogenannten Conversationshaus im Curgarten gegenüber, in der Mitte der Promenade ist ein „Wetterhäuschen" aufgestellt mit Thermometer und Barometer, dem die Curgäste täglich große Aufmerksamkeit schenken, da alle Berechnungen von Ausflügen, Vergnügungen u. s. w. davon abhängen. Auf einer Seite dieses eleganten, schmucken „Wetterhäuschens" ist täglich die telegraphisch übermittelte Witterungsprognose für den nachfolgenden Tag ausgestellt. Diese Verkündigungen gehen von dem delphischen Wetterorakel in München oder, richtiger gesagt, von der dortigen Königlich Baierischen Meteorologischen Centralstation aus, so daß ich also bereits heute weiß, was morgen für eine Witterung sein wird und mich darnach einrichten kann. So viel ich Gelegenheit hatte zu bemerken, bewähren sich diese Witterungsprognosen größtentheils, obwohl es auch Ausnahmefälle giebt. Doch bekanntlich bestätigen die Ausnahmen nur die Regel.

Als ich mich heute dem Wetterhäuschen näherte, um die Prognose des Münchener meteorologischen Orakels (das seine Sprüche abweichend vom delphischen Collegen nicht dunkel und vielseitig, sondern präcis und klar auseinandersetzt) für den morgenden Tag zu erfahren, las ich Folgendes:

„Kühl, unbeständig, Niederschläge, von Rußland her nach dem Westen gewitterdrohend."

Wenn ich dieses Telegramm in einem politischen Blatt und nicht an dem Kissinger Wetterhäuschen gelesen hätte, so würde ich daraus folgende schwerwiegende Schlußfolgerung gezogen haben: Die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland sind kühl bis in's Herz hinein, zufolge dessen unser Wechselcours sich durch chronische Unbeständigkeit auszeichnet und von Schwächeanfällen ergriffen wird, die einen weiteren erheblichen Niedergang befürchten lassen. Rußland bedroht die westliche Friedensliga, indem es im Bunde mit Frankreich die germanisch-österreichisch-italienische Allianz angreifen will, um die bulgarische Frage im panslavistischen Sinne zu lösen.

So ungefähr wäre die Deutung des meteorologischen Telegramms im politischen Sinne, und sie wäre annähernd eine richtige. Doch die zweite Hälfte der Prognose der Königlich Baierischen Meteorologischen Centralstation in München, wie eine solche heute am Kissinger Wetterhäuschen zu lesen war, bedarf einer Richtigstellung. Nicht von Rußland her droht dem Westen das für die Ruhe Europa's so bedenkliche Gewitter, sondern eher umgekehrt. Denn Rußland, das officielle Rußland (einige durchaus nicht autoritäre Preßstimmen abgerechnet), bedroht in der That Niemand. Es beansprucht nur sein Recht, das man ihm nicht streitig machen kann. Rußland hat Bulgarien mit Aufwand immenser Opfer an Blut und Gold geschaffen; es hat sein eigenes Gleichgewicht bedenklich erschüttert, um den unterdrückten Bruderstamm vom drückenden Türkenjoch zu befreien, und jetzt kommen Andere und wollen da ernten, wo wir gesäet; wollen nicht nur sich den Löwenantheil aneignen, sondern die Früchte unerhörten Opfer unserer ganz einheimsen und uns aus der Stellung, die wir mit Aufwand von so viel Blut und Gold erkauft, verdrängen. Kann Rußland das dulden? Darf ein Großstaat sich so etwas gefallen lassen?

In diesem Sinne sprach ich mich mit mehreren sehr verständigen und politisch reifen Persönlichkeiten aus, die aus ihrer Animosität gegen Rußland, das angeblich durch seinen Starrsinn den allgemeinen Frieden bedrohe, durchaus kein Hehl machten. Ueberhaupt ist man hier, wie überall in Deutschland, gegen uns aufgebracht. Man begegnet uns gerade nicht offen feindselig, aber wir stoßen hier, wie überhaupt in Deutschland (aus dessen verschiedenen Gauen sich in Kissingen Vertreter befinden) allgemein auf Mißtrauen und Unfreundlichkeit, wodurch man sich äußerst peinlich berührt, in seinen innersten Gefühlen verletzt fühlt. Es ist ein unsichtbarer, aber fühlbarer Ostracismus, dem die Russen hier ausgesetzt sind, und Alle beklagen sich darüber. Früher begegnete man dem russischen Touristen mit außerordentlichem Wohlwollen, bevorzugte ihn vor allen Anderen. Jetzt ignorirt man ihn vornehm und verhätschelt hingegen die Engländer und Amerikaner, Oesterreicher und Italiener. Erstere sind hier sehr zahlreich vertreten und, nach den Deutschen, bilden sie das stärkste Völkercontingent, so daß die englische Sprache dominirt, während das Französische blos durch seine Abwesenheit glänzt. Oesterreicher sind hier auch nur sehr wenig, da sie ihre eigenen Mineralbäder haben und patriotisch genug sind, ihre Gulden daselbst auszugeben, anstatt sie in die Fremde zu schleppen und beim Tausche einen gewissen, auch noch so geringen Theil einzubüßen.

Wie gesagt, wir sind hier nicht gerade auf Rosen gebettet und man thut gut, sich jeden politischen Gesprächs zu enthalten, sonst ärgert man sich nur. Ich hatt eine kleine Unterhaltung mit Seiner Erzbischöflichen Gnaden Joseph, Metropolit und Primas von Rumänien, der, um Farbe zu bekennen, in der Villa Germania hier abgestiegen ist. Der rumänische Erzbischof ist ein sehr charmanter und gebildeter alter Herr, ein sehr würdiger Prälat, der zudem das Französische mit Eleganz beherrscht, was ihn jedoch nicht hindert, von der allgemeinen Russophobie angesteckt zu sein, und das ist doch sehr betrübend; denn die Jünger des Gottes der Liebe und Versöhnung, die Priester im Hause des Herrn (und besonders wenn sie noch hochgestellte Prälaten sind) sollten doch mehr Duldsamkeit bekunden. Freilich haben wir uns über allzugroße

Liebe seitens der Rumänen nicht zu beklagen. Man dürfte eher einen Mangel an Ueberfluß constatiren.

Daß der Fremde an einem Badeorte speciell dazu da ist, um eines großen Theils seiner Federn und auf dem Bratspieße einer gewissen Portion seines Fettes beraubt zu werden, ist selbstverständlich und können wir dagegen nichts einwenden, da wir doch freiwillig gekommen, wohl wissend, welches Schicksal uns bevorstehe. Doch, daß man den russischen Touristen nicht nur eines erheblichen Theils seiner Baarschaft entledigt, sondern ihn noch dazu in seinen patriotischen Gefühlen verwundet, ist ein Unrecht, das die gegenseitigen Beziehungen durchaus nicht bessern kann.

— Sie haben in Bulgarien nichts zu suchen, sagte man mir peremptorisch.

— Was würde Preußen gethan haben, erwiderte ich, wenn man ihm 1864, nachdem es Dänemark zu Boden geschlagen und den verlassenen Bruderstamm befreit, gesagt hätte: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehn. Ihr habt Schleswig-Holstein vom Dänenjoch befreit. Das ist sehr hübsch und edel von euch! Aber jetzt, nachdem ihr eure Aufgabe gelöst, packt euch und gebt Anderen die Möglichkeit da zu ernten, wo ihr gesäet." Was, glauben Sie, würde Preußen dem Frechen gesagt und gethan haben, der sich unterfangen hätte, es derartig zu apostrophiren? Uebrigens, Sie wissen es sehr gut; denn die Art, wie Preußen mit seinem Bundesgenossen im schleswig-holsteinischen Kriege verfahren, mit seinem Verbündeten, der ihm geholfen Dänemark zu besiegen, deutet darauf hin, wie es vorgegangen wäre, wenn sich jemand würde haben beifallen lassen, es der Früchte seiner mit so edlem Blute erkauften Opfer zu berauben. Preußen zahlte Oesterreich seinen Antheil an der Beute in Gold und Silber, da aber die Habsburger damit nicht zufriedengestellt waren, so zahlte es ihnen zwei Jahre später in Blut und Eisen nach und nahm das Gold und Silber wieder an sich, wobei es noch den ehemaligen Bundesgenossen aus Deutschland hinauswarf. Befindet sich Rußland nicht in einer ähnlichen Lage? Soll es Oesterreich die Früchte seiner blutigen Siege abtreten? Ist es nicht verpflichtet für dieselben einzustehen? Warum mißgönnt uns Deutschland das, was Preußen in ähnlichen Fällen für logisch und gerecht befunden? Was dem einen recht — ist dem andern billig.

— Comparaison n' est pas raison und zudem hinkt der Vergleich noch gewaltig, erwiderte man mir im Chorus, nachdem man meine Dithyrambe ungeduldig angehört.

— Die Vergangenheit ist dazu da, um uns zu lehren die Gegenwart auszunutzen, um uns anzudeuten, wie wir uns in der Zukunft zu halten haben. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Dem Himmel ist es bewußt, wie ich ein freundschaftliches inniges Zusammengehen Deutschlands mit Rußland ersehne. Aber dasselbe kann nur unter den Bedingungen voller Gleichberechtigung stattfinden. Keiner der beiden Contrahenten darf und kann seine specifisch nationalen Interessen zum Opfer bringen, was im gegebenen Falle um so leichter ist, da dieselben durchaus nicht collidiren. Freilich, das Sitzen zwischen zwei Stühlen ist sehr schwer und kann oft in peinliche Situationen versetzen. Ein inniges Zusammengehen Deutschlands mit Oesterreich und Rußland zugleich ist eben so ein Unding, wie die Tripelallianz stets gewesen, die nur ein Hemmschuh war. Freilich, wer die Wahl, hat die Qual.

Doch man predigt tauben Ohren. Die Strömung ist nun einmal hier eine uns nicht wohlwollende, wozu das fortwährende Hetzen der Zeitungen nicht wenig beiträgt. Sie können sich gar nicht denken, welchem naiven Unsinn ich hier in manchen deutschen Zeitungen begegne, besonders, wenn dieselben über russische Verhältnisse zu raisonniren beginnen. Da schreckt man vor nichts zurück, läßt der Phantasie freien Lauf. Nichts ist so sensationell, das nicht Glauben fände. Je mehr die Nachricht unwahrscheinlich ist, desto glaubwürdiger ist sie. Man muß nur verstehen, das

Gruseln hervorzubringen. Und der deutsche Spießbürger liebt es, beim Glase Bier so etwas recht Gruseliges über Rußland zu lesen. Wenn wir uns beifallen ließen, das über Timbuktu und Dohomey zu schreiben, was ich hier oft über Rußland lese, man würde uns mit Recht der crassesten Ignoranz beschuldigen. Je obscurer das Blatt, desto sensationeller sind seine Mittheilungen über russische Zustände, wobei der Consum von Dynamit und Nihilisten ein so ungeheuerlicher ist, daß einen wirklich das Gruseln überkommt.

Dazu kommt noch, daß russische Touristen sich größtentheils passiv verhalten, nicht genug Patriotismus und Entschlossenheit (theilweise sind auch ungenügende Sprachkenntnisse daran schuld) haben, um energisch gewissen blödsinnigen Verleumdungen und Insinuationen entgegenzutreten.

Die im Auslande reisenden Touristen zerfallen meinen Beobachtungen nach in zwei große Hauptgruppen: Erstens diejenigen von ihnen, die alles Fremde loben, in den Himmel erheben, alles Eigene verächtlich herabsetzen; die selbst das Schlechte im Auslande besser finden, als das Gute in der Heimath, die sclavisch vor dem Fremden sich beugen und in den Chor derjenigen einstimmen, die alles Russische herabwürdigen. Ich muß es gestehen, daß die Zahl der zu dieser Kategorie gehörigen russischen Touristen von Jahr zu Jahr sich verringert und daß das nationale Gefühl sich immer mehr stärkt. Zur zweiten Sorte gehören die sogenannten Kwaßpatrioten, die alles Fremde schlecht finden, begeifern, kritisiren, eben weil es nicht russisch ist; die selbst unsere anerkannten Mängel als Tugenden verherrlichen und sich selbstverständlich dadurch Blößen geben, die von geschickten Gegnern ausgenutzt werden. Diese Herren blicken besonders auf die Deutschen mit souveräner Geringschätzung herab und machen aus ihrer Verachtung durchaus kein Hehl, wofür diesen bramarbasirenden Reisenden mit gleicher Münze heimgezahlt wird. Während sie den Franzosen und Engländer als sich ebenbürtig betrachten, behandeln sie den Deutschen und Italiener en canaille. Letzterer läßt es sich gefallen, wenn man ihn dafür nur bezahlt. „Verachte mich, aber zahle dafür" ist der Wahlspruch des Italieners, der oft hündisch die Hand leckt, die ihm einen Schlag versetzt, wenn sich nur in ihr eine Zechine darbietet. Früher war das auch bei den Deutschen theilweise der Fall. Seit der nationalen Einigung aber ist Derartiges ganz verschwunden. Die Deutschen nehmen den Russen sehr gern ihr Gold ab (welches dieselben zu so hohen Preisen bei ihnen kaufen), lassen sich jedoch keine Ausfälle von Hoch- oder Uebermuth gefallen.

Doch derselbe russische Tourist, der alles Fremde tadelt, alles Heimische verherrlicht (so lange er im Auslande lebt), wird häufig ein fanatischer Westler, sobald er in die Heimath zurückgekehrt ist. Nichts kann ihn daselbst befriedigen; er stellt stets Vergleiche an, die fast immer zu Gunsten der Fremden ausfallen. Es giebt noch eine dritte Kategorie, die am wenigsten zahlreiche, welche unparteiisch, sine ira et studio, sowohl der Fremde, als der Heimath Gerechtigkeit widerfahren läßt, das Gute lobt, wo es vorhanden ist, das Schlechte tadelt, wo es auch aufstößt; das erstere zu befördern, das letztere zu vermeiden sucht, und aus den Reisen effectiv Nutzen für sich und die Heimath zieht. Doch leider ist die Zahl derartiger unbefangener, klar sehender, unparteiisch urtheilender Touristen eine sehr geringe, so daß ihre Ansichten noch leider nicht maßgebend sind. Daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo sich die deutsch-russischen Beziehungen so sehr zugespitzt haben, die Eindrücke, die der in Deutschland reisende Russe von da mitnimmt, gerade keine sehr angenehmen sein können, ist unleugbar und nicht wenig zu bedauern. Der Deutsche zeigt sich jetzt dem Russen gegenüber gerade nicht von der liebenswürdigsten Seite. Ich selbst traf fast nirgends freundliches Entgegenkommen, ausgenommen von Seiten des von mir bereits erwähnten Bezirkshauptmannes und Badecommissars, Kammerherrn Freiherrn von Bechtelsstein, eines sehr liebenswürdigen Herrn, der keine Spur der allgemeinen

Russophobie bekundete, im Gegentheil dieselbe als bei den Deutschen vorhanden negirte.

— Wir fühlen durchaus keinen Haß gegen Sie, sagte mir der Freiherr, mir scheint, die ganze Animosität rührt von Ihnen her.

Und wieder wurde Katkow citirt. Armer Michael Nikiforowitsch, der damals schwer krank in Moskau darniederlag an dem Gebresten, welches ihn bald dahinraffte. Wenn er gewußt hätte als welch' einen omnipotenten Popanz man ihn allgemein in Deutschland betrachtet, er würde, trotz seiner Leiden, sich nicht eines Lächelns enthalten haben können und sich gewundert haben, daß ein großes Volk der Denker, das Schiller und Goethe, Lessing und Klopstock, Heine und Börne, Jean Paul Richter und noch andere große Geister producirt, so leichtgläubig-naiv sein kann.

X.

Vor ca. vier Decennien, als Eisenbahnen bei uns im Innern Rußland fast noch eine ganz unbekannte, fabelhafte Einrichtung waren, von der man mit ungläubigem Grauen sprach, passirte es (die Petersburg-Moskausche Eisenbahnlinie war dazumal eben erst eröffnet worden), daß zwei russische, von der Cultur noch nicht beleckte Kaufleute auf dem halben Wege in einem Waggon zusammensaßen und bekannt wurden. Die Eine fuhr aus Petersburg, der Andere aus Moskau.

— Welch' wunderbare Einrichtung diese Eisenbahnen sind, rief der Eine aus. Da sitzen wir Beide in einem Wagen und fahren doch in ganz entgegengesetzten Richtungen. Sie fahren nach Petersburg und ich nach Moskau und wir sitzen in einem Wagen. Ist das nicht wunderbar?

Dieser Enthusiasmus über die neue Erfindung wurde jedoch baldigst abgekühlt, als man dem begeisterten Anhänger des Eisenbahnwesens erklärte, daß er irrthümlich in den Waggon eines Zuges gestiegen, der ihn wieder seinem Ausgangspunkte zuführe.

Diese (wahrscheinlich erfundene Anecdote) fiel mir bei, als ich mich mit mehreren Curgästen unterhielt. Die Einen waren nach Kissingen gekommen, um ihrer Corpulenz abzuhelfen, die sie höchlichst genirte: der Rakoczy sollte sie magerer machen. Die Andern wiederum kamen nach Kissingen speciell um ihrer Magerheit abzuhelfen: der Rakoczy sollte ihnen eben das geben, was die Andern zu viel hatten. Wie vereint sich das?

Dem Anscheine nach kann man an einer und derselben Quelle eben so wenig gleichzeitig an Gewicht verlieren wie gewinnen, als man in einem und demselben Waggon nach zwei entgegengesetzten Richtungen fahren kann. Das scheint aber nur so. In der That liegt die Sache anders. Der Rakoczy hat die Eigenschaften, die Functionen des Magens (und folglich auch aller andern Organe des menschlichen Organismus) zu reguliren und namentlich den Stoffwechsel zu befördern und eine regelmäßige Verdauung hervorzubringen. Bei den Fettleibigen wirkt dieses Wasser in dem Sinne, daß sich die parasitischen Fettablagerungen mehr oder weniger verlieren; bei den Magern hingegen, wo die Ernährung und Verdauung eine ungenügende war, wird durch die Regulirung der Verdauung der Körper gestärkt und nimmt an Gewicht zu. Sie sehen also, daß ein und dieselbe Quelle ganz verschiedenartige, strict etngegengesetzte Resultate erzeugen kann.

Man behauptete jüngsthin, die Kissinger Quellen hätten einen Theil der ihnen früher innerwohnenden heilenden Kraft verloren, die mineralischen Bestandtheile seien durch Sättigung mit Süßwasser in der Tiefe der Erde abgeschwächt worden.

Die hiesigen Aerzte negiren das natürlich; doch wäre es interessant, wenn unparteiische, competente Autoritäten, Chemiker vom Fach, von anerkanntem Wissen und erprobter, über jeden Zweifel erhabener Rechtlichkeit, eine sorgfältige Analyse vornähmen und dieselbe veröffentlichten, um gewissen circulirenden Gerüchten entgegenzutreten. . . .

Gestern starb hier ein Curgast in der Badewanne. Er hatte drei Glas Rakoczy getrunken und sich gleich darauf, trotzdem es von den Aerzten verboten ist, in ein warmes Soolbald begeben. Die Kohlensäure stieg dem ziemlich corpulenten Herrn zu Kopf und er ward vom Schlage gerührt. Trotzdem, daß ärzliche Hilfe zur Stelle war, konnte der Aermste nicht mehr gerettet werden. Der Tod hatte sein Werk gethan. Das Uhrwerk stand still. Keine menschliche Kunst war mehr vermögend, dasselbe wieder in Bewegung zu setzen. Gott sei Dank, so weit hat sich der menschliche Erfindungsgeist noch nicht verstiegen. Es wäre auch zu toll, wenn das je der Fall sein sollte, wenn wir am Ende noch gar zur Unsterblichkeit verdammt würden. Es wäre ja rein zum Davonlaufen. Jetzt hat man noch wenigstens die Hoffnung, einst diese Bürde, Leben genannt, von sich werfen, von ihr befreit werden zu können. Was würde aus uns, wenn uns diese Hoffnung genommen werden sollte? Mir graut allein bei dem Gedanken an solch eine entsetzliche Perspective. . . . .

Man beeilte sich, den Glücklichen in der Stille der Nacht, wo Alles von tiefsten Schlafe umfangen ist, zur letzten Ruhe zu bestatten und zwar auf einem sehr romantisch am Rande eines Abhanges gelegenen Friedhof, von wo man eine prächtige Aussicht hat. Die Lebenden ruhen zu den Füßen der Todten. Leichenzügen begegnet man hier nie, da man durch diese Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Irdischen befürchtet, auf nervöse, zartbesaitete Gemüther deprimirend zu wirken. Richtiger ist es, daß hier materielle Motive im Spiele sind. Man fürchtet, daß die Gäste von panischer Furcht ergriffen, auseinanderstieben würden, sobald sie erführen, daß der Sensenmann in ihre Mitte gedrungen. Darum werden die Todten verstohlen beerdigt. Gleich Verschwörern zieht sich in nächtlicher Weile die Procession durch die menschenöden Gassen, ohne Sang und Klang, um Niemand in der süßen Ruhe zu stören. Die Curgäste erfahren wohl hie und da etwas, aber suchen es zu ignoriren, da doch ein jeder Affect die Wirkung der Cur beeinträchtigen kann. Ueberhaupt sind die Curgäste durch und durch Materialisten: Rakoczytrinken, Soolbäder mit Welle oder Strahl, Morgen- und Abendkaffee, Diner und Souper und Spaziergänge. Andere Interessen scheinen gar nicht zu existiren. Alle Gespräche drehen sich um den Brunnen und die Verdauung; als ob weiter garnichts auf der Welt vorhanden wäre.

In Kissingen genießt man nur das Leben, man stirbt nicht. Die Eingeborenen haben factisch keine Zeit dazu; sie müssen Zimmer vermiethen und Kaffee brauen, Waaren verkaufen und die Gäste exploitiren. Ich bitte Sie, wo hat man da Zeit, an's Sterben zu denken, der Natur den ihr gebührenden Tribut abzutragen. Heirathen und Sterben versäumt man nie. Darum schieben die Eingeborenen die Erfüllung dieser zwei Pflichten bis auf den Herbst auf, wo sie mehr Zeit haben. Die Curgäste denken noch weniger an's Sterben, sind sie doch speciell hergekommen, um ihr Leben zu verlängern, und wenn einer so unvorsichtig ist, sich in der Badewanne vom Schlage überraschen zu lassen — tant pis pour lui! Gehen wir zur Tagesordnung über, d. h. zur Kalbskeule mit Compot und besonders zu der himmlischen Himbeertorte, die eigentlich nicht curgemäß ist, aber — Viele kommen auch durchaus nicht her, um sich zu curiren. Z. B. Eltern bringen ihre erwachsenen Töchter her, um Freier zu angeln. Doch geht das Geschäft schlecht; die Goldfische beißen nicht an:

Die Waare putzt sich wie sie kann
Und bringt sich doch nicht an den Mann.

Die patriarchalischen Zeiten, wo man frischweg heirathete, wo die Bäder ein Eldorado für Eltern und mannbare Töchter waren, sind dahin. Es wird bei den jetzigen schlechten Zeiten verdammt wenig geheirathet. Freilich sind auch die Mädchen jetzt darnach, daß es mit ihnen sehr riskirt ist, einen Pact für's Leben zu schließen. Der Kampf um's Dasein en deux wird nicht nur nicht erleichtert, sondern noch erheblich erschwert.

Es kommen auch Gelehrte her, um sich zu erholen und bei einer leichten erregenden Cur ihre wissenschaftlichen Arbeiten fortzusetzen. Unter Anderen befindet sich seit Kurzem hier der berühmte Rechtsanwalt und Denker Herr Spassowitsch (ehemals Professor des russischen Rechts an der Petersburger Universität). Er ist hergekommen, um in Ruhe einige wichtige, wissenschaftlichen Arbeiten zu vollenden. Als ich den hochsympathischen Gelehrten besuchte, fand ich ihn zwischen Folianten vergraben. Herr Spassowitsch ist ein höchst liebenswürdiger und charmanter Mann und sein Gespräch ist eben so unterhaltend wie belehrend. Physisch ist er ein kräftig gebauter Sechziger von mittlerem Wuchse mit freundlichem, offenem, lebhaft colorirtem, ausdrucksvollem Gesichte, dem ein stark ergrauter Schnurr- und Knebelbart etwas Französisches verleiht. Als Universitätsprofessor war Herr Spassowitsch eben so bedeutend, wie er in seiner Eigenschaft als Rechtsgelehrter, Schriftsteller und Denker ist. Obgleich polnischer Abstammung und die polnische Sprache vollkommend beherrschend, ist der eminente Gelehrte griechisch-orthodoxer Religion.

Selbstverständlich, daß wir im Laufe einer längeren Unterhaltung auch politische Zeitfragen berührten. Herr Spassowitsch hatte auch, gleich mir, Gelegenheit gehabt die in Deutschland jetzt vorherrschende Russophobie zu constatiren und sein aufrichtiges Bedauern über diese heillosen Zustände auszusprechen, die sehr leicht zu einer Collision führen und eine gewaltige, ganz Europa in den Grundvesten erschütternde Eruption brutaler, nationaler Leidenschaften zur Folge haben können. Die Katastrophe wird sich schwerlich lange aufschieben lassen, da Alles gewaltsam dazu drängt. Es ist eine traurige Wahrheit, die man aber nicht aus dem Auge verlieren darf. Eine Collision ist fast zu einer historischen Nothwendigkeit geworden, nicht in Folge der kritischen Entwicklung der Ereignisse, sondern Dank dem trotzigen Willen der Menschen, die verblendet dem Abgrunde zustürzen. Die Verhältnisse haben sich so verwirrt; es sind derartige Begriffsverirrungen vorgegangen, daß man wähnt, zur ultimo ratio greifen zu müssen. Da man fieberhaft erregt, nicht die nöthige Geduld und Ausdauer hat, den unentwirrbar scheinenden Knäuel des gordischen Knotens der Gegenwart behutsam zu lösen, da man daran bloß gewaltsam zerrt, wodurch die Verwickelung sich nur noch vermehrt, so kommt man schließlich zu der Ueberzeugung, daß an eine ruhige, friedliche Lösung nicht zu denken sei, daß nichts Anderes übrig bleibe, als den verfluchten Knoten mit scharfem Schwerte zu durchhauen. Doch was dann? Ist denn das eine Lösung der die Menschheit gegenwärtig fieberhaft erregenden Fragen? Und wenn es Sieger nnd Besiegte geben wird, kann man dann auf die Wiederherstellung normaler Zustände rechnen, da man doch im Grunde genommen nichts gethan, um das sociale Uebel zu saniren, und Feuer und Schwert doch nur zerstören, aber nicht aufbauen. Wo ist dann ein Ausweg aus diesem Labyrinth der Gegenwart zu finden? Wird der gegenseitige Haß nicht durch neue Siege einerseits, neue Niederlagen andrerseits noch mehr geschürt werden? Muß nicht unter solchen Verhältnissen ein beendeter Krieg nur der Vorbote einer neuen schweren Periode des bewaffneten Friedens werden, der wiederum in seinem Schooße den Saamen neuer Collisionen birgt, da der Durst nach Revanche neu angeregt worden? . . . . .

Und als ich fruh Morgens, es war präcise sechs, in Gesellschaft des berühmten russischen Rechtsgelehrten im Curgarten promenirte, da intonirte gerade das Orchester den Choral „Wir glauben All' an einen Gott", und diese hehren, gedehnten

Töne, die gleich Glockenklang und Orgelsang, gleich dem Chor der Seraphime das Ohr berührten, das Herz erfüllten, die Brust höher schlagen machten, standen in gar seltsamem Widerspruch mit dem, was im wirklichen Leben vorgeht, mit dem Racenkampf, dem Glaubenshader, den politischen Zwistigkeiten, dem öconomischen Kampfe, dem Neide, der Mißgunst, die jetzt überall vorherrschen und Brüder gegen Brüder, Völker gegen Völker in die Schranken rufen zum Ausfechten blutiger Fehde.

Wir glauben All' an einen Gott! Und gleich einer väterlichen Warnung, einer mütterlichen Mahnung klangen die Töne des Chorals, bei welchen sich jedoch die leichtsinnig auf- und abwogende Menge schwerlich etwas dachte. Man wählte eine Rose für's Knopfloch, eine Bretzel für den Kaffee; man sprach über Rakoczy und die Verdauung, über Rostbraten und Bohnensalat, über Saalewein und Münchener Bier.

Und dann folgte das herrliche Gebet von Schubert, „Ave Maria", sich würdig dem majestätischen Choral anreihend. Dieser poetische Aufschrei eines schwerbedrückten, niedergeschmetterten Herzens zu dem hehren, göttlichen Ideal des Weiblichen Gebenedeit seist Du, Maria, Du Schmerzensmutter, die Du das Fürchterlichste erlitten und getragen. Ave Maria! Und die herrlichen, tief empfundenen, aus dem Innersten der Seele entquellenden, zum Herzen gehenden Töne schwellen immer mehr an und die Geige weinte und die Harfe schluchzte und tröstend erklang dann die ernste Stimme des Cello, tröstend, erhebend, verheißend, Gottvertrauen einflößend. Und immer stiller, leiser ward die Klage, die Thränen wurden getrocknet, das krampfhafte Schluchzen hörte auf und getröstet, erhoben zerschmolz Alles in einem zarten innigen lispelnden Gebete: Ave Maria.

Und von der Ferne ertönten die Kirchenglocken. Und gleichzeitig ließ sich die eherne Zunge der Zeit vernehmen. Ich habe bemerkt, daß sich die hiesigen Kirchthurmuhren durch eine außergewöhnliche pangermanische Höflichkeit auszeichnen und sich strikt an die Devise halten, die man leider im gesellschaftlichen Leben nur gar zu sehr vernachlässigt, nämlich — Ausreden lassen. Eine Uhr wartet immer höflich ab, bis die andere geschlagen, um dann ihrerseits die Stunde zu verkünden. Das ist eine nicht genug anzuerkennende Höflichkeit und die lebenden Menschen könnten bei den todten Uhren in dieser Beziehung lernen. Es ist um so mehr lobenswerth in dem gegenwärtigen Zeitalter allgemeiner Ueberstürzung, wo man sogar seinen Nächsten nicht recht ausreden lassen will und man sich beeilt, ihn zu unterbrechen und sein eigenes Wort anzubringen, gleichsam als befürchte man, keine Möglichkeit dazu zu haben, daher man die Gelegenheit beim Schopf ergreifen müsse. Es ist geradezu eine fieberhafte Periode, in der wir leben. Ruhe- und rastlos eilen wir dahin. Uns scheint das Rad der Zeit noch nicht beschleunigt genug zu rollen. Wir möchten gern daß es noch mit beflügelterer Eile sich dahin bewege, dabei außer Acht lassend, daß wir uns muthwillig die ohnehin so kurz bemessene Lebensfrist abkürzen.

Diese Betrachtungen kamen mir, als ich auf der Promenade mehreren Herren (und auch Kindern) begegnete, die einen breiten Trauerflor rund um den rechten Arm gebunden trugen. Dieses äußere, ostensiv getragene Zeichnen der Trauer (das mir bereits in anderen deutschen Städten aufgefallen war) chokirte mich, aufrichtig gestanden. Wozu diese für die Außenwelt berechnete Trauerdemonstration? Die Trauer um einen theuren Dahingeschiedenen trägt man im Innersten des Herzens, in liebender pietätvoller Erinnerung, aber nicht um den Arm in Gestalt eines Flors. Und wenn man mit diesem äußeren Zeichen der Trauer lacht und scherzt, Concerte besucht und an Pikniks theilnimmt, gut dinirt und fröhlich soupirt — so ist der Flor um den Arm geradezu profanirt und man frägt sich unwillkürlich: Wozu dieses äußerliche Trauersymbol, da doch das Herz keine Trauer kennt?

Unter diesen und dem ähnlichen Gedanken war ich in das Dunkel des Waldes getreten, der einen ziemlich hohen Berggipfel so dicht bedeckt, daß ich oft gezwun-

gen war mir Bahn zu brechen. Mich umfing eine heilige Stille, eine religiöse Ruhe weit von dem Treiben und Lärm der Welt. Knorrige hundertjährige Eichen, mächtige Kastanien, schlanke Pappeln, hochstrebende Ulmen begrüßten mich, neigten leise zum Gruß ihre hohen Wipfel, die über meinem Haupte ein schützendes Dach bildeten, so daß sie mir sogar den Anblick des Himmels entzogen, der unterdessen aus einem heitern Blau in ein verdrießliches Grau übergegangen war. Ein Gewitter war im Anzuge. Die Luft war schwül und drückend. Es wetterleuchtete. Die Wetterprognose der königlich bairischen meteorologischen Centralüation in München bewährte sich. In der Ferne ließen sich vereinzelte dumpfe Schläge hören; das Rollen des Donners nahte und die befiederten Sänger des Waldes suchten scheu das schützende Nest.

Dann begann es zu regnen. Das heißt, ich hörte wohl den Regen, fühlte ihn aber nicht. Die Bäume bildeten liebend ein Schutzdach, auf welches der Himmel Thränen des Verdrusses über die Verderbtheit der Menschheit vergoß. Nur vereinzelte Tropfen erreichten mich, die mich jedoch durchaus nicht genirten. Ich athmete mit Wollust die frische Bergluft ein und eine Linde überschüttete mich generös mit ihren schönsten Blüthen. Der Gipfel des Berges hatte vorsorglich eine Kapuze über's Haupt gezogen, worin er sehr komisch aussah und zum Verwechseln dem Franziskanermönche ähnlich war, der mich den Kreuzberg heraufgeleitet und mir die Geschichte des daselbst errichteten riesigen Kreuzes erzählt hatte. Es war ein braver Mönch mit dem zusammengeschrumpften Gesichte eines Anachoreten, welches zum Verwechseln einem gebratenen Borstdorfer Apfel ähnelte, so daß ich mich gewaltsam zurückhalten mußte, um nicht in lautes Lachen auszubrechen, was schon in Folge der Heiligkeit des Ortes unstatthaft gewesen wäre.

VI.

Ein Ausflug nach Würzburg.

So eben kehre ich von einem Ausflug nach Würzburg zurück, den ich unternommen hatte, um meinen sehr geehrten Freund, den berühmten Frauenarzt Professor Scanzoni zu besuchen, dessen Bekanntschaft ich vor fünf Jahren gelegentlich der vierhundertjährigen Jubelfeier der Würzburger Universität gemacht hatte und mit dem ich seit der Zeit manchmal in brieflicher Verbindung gestanden.

Professor Scanzoni hatte sich nämlich seinerseit mißbilligend über den von mir in der Presse gegen das Apothekenmonopol unternommenen Feldzug ausgesprochen und die Behauptung aufgestellt, daß im Interesse der öffentlichen Hygiene eine Beibehaltung dieses Monopol's höchst wünschenswerth wäre.

Trotz dieser Meinungsdifferenz hielt es ich für meine Pflicht, die letzten Tage meines Aufenthalts in Kissingen zu benutzen, um dem berühmten Gelehrten in dem nahgelegenem Würzburg einen Besuch zu machen und bei dieser Gelegenheit nochmals diese hübsche Stadt zu besuchen, die, nach meinem ersten Besuche derselben in mir so angenehme und freundliche Erinnerungen zurückgelassen hatte.

Um zehn Uhr Morgens dampfte ich aus Kissingen ab und so gegen halb zwölf langte ich in Oberndorf an, wo ich ca. anderthalb Stunden auf den nach Würzburg gehenden Zug warten mußte. Da ich diese Zeit nicht umsonst auf der einsamen Station vertrödeln wollte, so begab ich mich in die kaum fünfzehn Minuten von Oberndorf entfernte Stadt Schweinfurt, welche ich im Laufe einer Stunde in allen Richtungen durchkreuzte. Das ist eine alterthümliche Stadt, die des Bemerkenswerthen nichts Besonderes bietet. Sie hat das allen deutschen Städten eigene Gepräge. Das Innere, die eigentliche Stadt bildet ein krauses Gewirr von engen, krummen, holprigen Straßen und Gäßchen, die oft so schmal sind, daß kein Wagen passiren kann. Dieses Zusammenpferchen, dieses dicht an einander Bauen (das ich auch in Würzburg constatirte) erklärt sich durch die unruhigen Zeiten des Mittelalters, wo die Einwohner der Städte öfteren feindlichen Anfällen ausgesetzt waren und sich so eng als möglich zusammengruppirten, um sich mit vereinten Kräften besser und wirksamer gegen den gemeinschaftlichen Feind vertheidigen zu können. Man sah weniger auf Luft und Licht, sondern war mehr um Sicherheit und defensive Stellung besorgt. Daher die Häuser auch so gebaut wurden, daß sie Festungen ähnlich sahen und eine Belagerung eventuell aushalten konnten; daher die engen Gassen, um sie leichter verbarrikadiren zu können; daher dieses krause unentwirrbare Gewirr von Gäßchen und Winkeln, damit sich der eindringende Feind in ihnen nicht zurechtfinde.

Die Gebäude in Schweinfurt sind größtentheils alterthümlich; besonders sehenswerth ist das auf dem Marktplatz befindliche Rathhaus, ein großes im altgothischen, Styl erbautes Haus mit schlanken Thürmchen, vorspringenden Erkern und Zinnen. Die Stadt ist ziemlich leblos. Lohnfuhrwerke giebt es auf den Straßen keine. Wenn man eines Fuhrwerkes bedarf, so muß man es sich bestellen. Glückliche Stadt, deren Einwohner keiner Iswoschtschiki bedürfen, da die Entfernungen so gering sind. Dank diesem Umstande war ich jedoch gezwungen, die Tour von Oberndorf und zurück per pedes apostolorum zu machen. Ich durchwanderte das Städtchen, den großen Marktplatz mit dem kleinen, von einigen schwindsüchtigen Bäumen besetzten Sqare, bewunderte die mit rothen Dachziegeln gedeckten Häuser mit Gibeldächern, sah auch einige Gebäude neuer moderner Construction, wie auch breitere luftigere Straßen, welche die Enkel angelegt, die keine so zwingende Gründe als die Vorfahren hatten, sich zusammenzupferchen und stets auf der Hut zu sein. . . . .

Und wieder raste der Zug dahin über Berg und Thal, Wiesen und Felder, durch blühende Dörfer und volkreiche Städte. Es ist ein von der Natur reich dotirtes Land dieses Unterfranken. Diese Vorsehnng hat über dasselbe in Profusion ihr Füllhorn ausgeschüttet und in anmuthiger Abwechselung entzückende Landschaften hervorgebracht, welche die Menschen durch ihre Cultur und Arbeitsamkeit verschönert haben. Es ist ein kräftiger Menschenschlag diese Baiern. Wenn ihnen gleich auch das den Preußen eigene Stramme, Militärische abgeht, so mangelt es ihnen nicht an kriegerischen Eigenschaften. Das haben sie 1866 und 1870 bewiesen. Selbst Kissingen ward zum Schlachtfeld und fand unweit dieses idyllischen Badeortes ein erbittertes Gefecht statt, wobei viele Opfer fielen. Noch jetzt sieht man an mehreren Stellen auf der Promenade Denkzeichen, wo die preußischen und bairischen Kugeln eingeschlagen. Es war ein Bruderkrieg, hoffentlich der letzte.

Das unglückselige Kriegsjahr 1866, wo sich die Glieder eines und desselben Stammes im mörderischen Kampfe zerfleischten, trug seine Schrecken auch in das friedliche Saalethal und die Stadt Kissingen. Am 10. Juli wurden mehrere tausend Baiern nach heißem Kampfe in und um Kissingen und nach heldenmüthiger Gegenwehr durch die preußische Division Göben, in Folge Umgehung ihrer Stellung, bis Nüdllngen zurückgedrängt, wo sie schließlich, durch die Division Stephan unterstützt, das Feld behaupteten. Der Kampf kostete den Baiern 101 Todte, darunter den General v. Zeller, und 191 Verwundete; die Preußen hatten dagegen einen Verlust von 143 Todten und 696 Verwundeten. Die Einwohner Kissingens wetteiferten im Liebeswerke, die Verwundeten zu pflegen, von denen mancher noch lange unfreiwilliger Kurgast blieb. Fast sämmtliche Kurgäste hatten sich geflüchtet; nur einige unerschrockene Engländer und Amerikaner blieben zurück, trotzdem die Kugeln in den Kurgarten und auf die Promenade drangen. Vorgestern, den 10. Juli, am 21. Jahrestage des brudermörderischen Kampfes, genannt das Gefecht bei Kissingen, wurden die in der Umgegend hier befindlichen eisernen Grabkreuze, so wie die Gedenksteine für einzelne gefallene Officiere (auf dem von mir erwähnten traulichen Friedhofe zwischen der oberen und unteren Saline) mit frischen Kränzen geziert uud dieser Act der Dankbarkeit und Pietät gegen die gefallenen Söhne des Volks begegnete den lebhaftesten Symphatien seitens sämmlicher anwesenden Kurgäste.

Es ist ein tüchtiger, kerniger Menschenschlag diese Baiern, weungleich sie auch noch urwüchsig derb sind und noch nicht so von der Cultur beleckt, wie die Norddeutschen, die schon darum die Straßen in ihren Städten viel breiter anlegen, um Raum für ihre oft gar zu überschwängliche Höflichkeit zu haben, da sie ihre Hüte beim Ziehen zum Gruße einen so weiten Bogen, eine so immense Curve beschreiben lassen, was bei den früheren engen Gassen ganz undenkbar war. Die Höflichkeit kommt also theuer zu stehen, leistet jedoch der Hygiene großen Vorschub. Dieselben Ansichten sprach

ich auch Professor Scanzoni gegenüber aus (der darüber laut lachte), dem ich meine Bewunderung des bairischen Volks aussprach, das die Katastrophe der letzten Zeit (Wahnsinn und Selbstmord eines Königs, Thronbesteigung eines wahnsinnigen Nachfolgers) so ruhig durchlebt, ohne die geringste innere Erschütterung. . . .

Unweit Würzburg (bei Faulberg) zeigte man mir die Stelle, wo vor einiger Zeit (im November vorigen Jahres) eine fürchterliche Katastrophe stattgefunden, bei welcher 10 Menschen getödtet und mehr als 40 verwundet wurden. Der Schnellzug aus Würzburg und der aus Schweinfurt kommende Postzug geriethen an einander . . . Die Collision war entsetzlich. Beide Locomotiven waren so in einander hineingefahren, daß man sie später nur dadurch trennen konnte, daß man zwei andere Lokomotiven vorspannte; der Zusammenstoß war furchtbar gewesen; beide Theile hatten sich so voll Wuth in einander gefressen. Der Zugführer des Schnellzuges wußte sehr wohl, daß er auf einem falschen Geleise (durch irrthümliche Weichenstellung, die wiederum durch eine falsche Disposition hervorgerufen war) befinde; er hoffte jedoch noch rechtzeitig die gefährliche Stelle zu überschreiten; es kam jedoch anders . . . Dieser Tage sollte diese sensationelle Affaire im Reichsgericht verhandelt werden; doch die Todten weckt man dadurch nicht zu neuem Leben, daß man die lässige Administration verurtheilt einige tausend Mark Entschädigung für die Opfer zu zahlen; eben so wie man Katastrophen dadurch nicht verhindert, daß man die niederen Beamten strafweise entläßt oder einsperrt, während die eigentlichen Schuldigen, die Chefs, straflos ausgehen. Tout comme chez nous! Die Eisenbahnkatastrophen haben sich auch in letzter Zeit in verschiedenen Theilen Deutschlands gar zu häufig ereignet, so daß schleunige Abhilfe erforderlich ist. Man muß dem Uebel auf den Grund gehen, es mit der Wurzel ausreißen. Man muß rücksichtslos vorgehen; man muß das Publikum gegen Lässigkeit und Energielosigkeit schützen.

Um halb zwei Uhr Nachmittags langten wir in Würzburg an. Der Bahnhof ist prächtig und grandios angelegt und erbaut (ist er doch ein Knotenpunkt für fünf große Eisenbahnlinien und passiren Würzburg täglich gegen 180 Züge). Eine reizende Lage hat dieses mit einer langen stolzen Säulenreihe versehene, elegant und imponirend aufgebaute Gebäude, welches ein prächtiger großer Platz von der einen Seite abschließt. Ein herrlicher Garten breitet sich dann aus und längs demselben zieht sich fast um die ganze nicht allzu große Stadt (die doch gegen 60,000 Einwohner zählt) eine Ringstraße (Hauger Ring) mit prächtigen palastartigen Gebäuden außerordentlich geschmackvoller Architektur besetzt. Diese Gebäude (die von der Aristokratie des Blutes und des Portemonnaie's bewohnt werden) sind mit prächtigen Squares und herrlichen Gartenanlagen versehen, die den Hauger Ring (mit der Aussicht auf den großen Park) zu einem der denkbar reizendsten Spaziergänge machen.

Ueberhaupt ist Würzburg eine reizende Stadt, die mir außerordentlich gefiel. Strahlenförmig gehen vom Bahnhofplatz die Straßen, die in die eigentliche (neue Stadt) führen. Diese Straßen sind größtentheils breit, schön, luftig, prachtvoll gepflastert, mit wahren Palästen, besetzt, mit prächtigen Alleen, Squares, Blumenparquets (besonders zeichnet sich in dieser Beziehung die Ludwigstraße aus) geschmückt. Es ist eine wahre Freude, diese Stadt, die sich dazu noch durch eine außerordentliche Sauberkeit auszeichnet, zu durchwandern. Was Sauberkeit anbetrifft, so übertrifft Würzburg noch Berlin und gemahnt mich an eine Stadt in Holland (deren Namen mir leider jetzt entfallen) in der ich vor vielen Jahren war und wo ich von einem Polizeiconstabler sehr energisch zur Rede gestellt wurde, weil ich die Asche von meiner Cigarre auf das Straßenpflaster hatte fallen lassen.

— Wozu sind die öffentlichen Aschenbecher da? fragte mich vorwurfsvoll der Agent der niederländischen Hermandad.

Und ich fühlte mich ins Innerste meines Herzens getroffen, senkte beschämt das

Haupt und blieb die Antwort schuldig. Wozu sind denn die öffentlichen Aschenbecher da? Augenscheinlich, o Barbar, um das dreimal täglich mit Seife und Bürste gescheuerte Straßenpflaster nicht durch die Asche Deiner ekelhaften Cigarre zu verunreinigen. Fragen Sie bei uns: Wozu sind die öffentlichen Aschenbecher da? Augenscheinlich um gestohlen zu werden.

Die innere Stadt Würzburg bietet gleichfalls einen unentwirrbaren Knäuel von krummen, engen, bald steil sich erhebenden, bald brüsk sich senkenden Gassen und Gäßchen dar, so daß die Fuhrleute (auch elegante Ein- und Zweispänner, Phaëtons, Landauer und Kaleschen) stets den vorn an ihrem Sitz angebrachten Hemmschuh zur Anwendung kommen lassen müssen. Würzburg trägt den Charakter einer streng katholischen Stadt an sich, viele alterthümliche Kirchen, Nischen mit dem Standbilde der Gottesmutter u. s. w. zieren die Straßen. Besonders bemerkenswerth ist die auf dem an den Ufern des Main, der Festung Marienburg gegenüber, herrlich gelegene Wallfahrtscapelle, zu der viermal zweiundzwanzig Stufen führen, wobei man Gelegenheit hat, die Passionsgeschichte in anschaulichen, wenn auch nicht sehr künstlerisch ausgeführten Bildern vor sich vorüberziehen zu sehen. Das ist eine der reizendsten Capellen, die ich je gesehen und fühlt man sich daselbst ordentlich versucht, katholisch zu werden.

Die sich von der Höhe der Mariencapelle bietende Fernsicht ist wirklich entzückend. Gegenüber, auf hohem Berge (die ganze Maingegend und die Stadt Würzburg stolz beherrschend) erhebt sich die Festung Marienburg, dunkel, drohend, altersgrau und verwittert. Doch die mit Moos umwachsenen Bastionen (welche von wilden Reben schäkernd umschlungen werden, gleich dem, wie sich ein junges, hübsches, lebensfrohes Mädchen an einen altersmüden häßlichen Greis schmiegt) flößen keinen Schrecken ein; auch die gähnenden Schießscharten sehen durchaus nicht furchtbar aus; die Thürme und Zinnen, Erker und Mauern haben alle ein friedliches Aussehen, scheinen zu sagen: Fürchtet Euch nicht. Ich bin ein guter Kerl, thue Euch nichts zu Leide, trotzdem, daß ich gleich einem Eisenfresser drein schaue. Immer näher heran, Ihr Herrschaften, es geschieht Euch nichts.

Und ich stand lange auf den höchsten Stufen der poetischen Wallfahrtscapelle und blickte auf die sich vor meinen Augen ausbreitende herrliche Landschaft von Unterfranken mit ihrer anmuthigen Abwechselung von Berg und Thal, von Wald und Wiesen, mit den in der Ferne in dunklen Massen sich am Horizonte zeichnenden Kieferwaldungen, mit den unverkennbaren Spuren des menschlichen Fleißes, der jeden Zollbreit Erde cultivirt, der hinauf bis in die Gipfel der himmelanstrebenden Berge die Rebe pflanzt, das Getreide säet — da überkam mich ein gar seltsames Gefühl und wenn der Versucher an mich herangetreten wäre und gesagt hätte: „Dieses Alles ist Dein, wenn Du mir Dein Seelenheil abtrittst", wahrlich, der Pact wäre ohne sonderliche Schwierigkeiten zu Stande gekommen. Paris vaut bien une messe! sagte der Hugenottenkönig Heinrich IV. als er katholisch ward. Unterfranken hat in meinen Augen weit mehr Verlockendes als das Seinebabel. Da unten zu meinen Füßen, da rollte der Main seine schwerfälligen Wellen. Der Main ist hier nicht breiter als unsere Fontanka, doch die beiden Ufer sind herrlich und konnte ich mich lange nicht von diesem reizenden Anblick losreißen, der in vielem an die Elbgegenden gemahnt, nur daß es hier noch weit hübscher ist.

Und während da oben die hehre Stille der todten Vergangenheit herschte, pulsirte da unten die rege Thätigkeit der lebenden Gegenwart und das graue Alter blickte in grimmer Gutmüthigkeit herab auf die grüne Jugend und die Vorfahren schienen mit Wohlgefallen Theil zu nehmen an Leid und Freud' der Nachkommen. Und der Main schien zwischen den beiden den Vermittler zu spielen und seine schwerfällig dahin

rollenden Wellen hatten dem Anscheine nach die Aufgabe übernommen, die grollende Vergangenheit mit der protestirenden Gegenwart zu versöhnen.

Doch beim Anblick aller dieser Naturschönheiten und in Bewunderung der reizenden Stadt hatte ich ganz vergessen, daß ich noch nicht dinirt hatte. Ich aß im „Kronprinzen von Baiern" zu Mittag, nicht wie man sagt, schlecht und recht, sondern sehr schlecht, dahingegen sehr theuer. Ich hatte die Table d'hote versäumt und wurde dafür empfindlich am Magen und Portemonnaie gestraft. Doch das schlechte Diner beeinflußte durchaus nicht meine gute Laune, auf welche auch der abscheuliche braune lauwarme Aufguß — Kaffee genannt, — den man mir in einer Conditorei servirte, keinen Eindruck machte. Der schlechteste Kaffee ist in solcher Umgebung gut. Seltsam, daß man in Deutschland, im Lande der Kaffeeschwestern par exellence, keinen vernünftigen Kaffee zu brauen versteht. In dieser Beziehung sind die Deutschen noch weit zurück. Vielleicht holen sie es nach einem neuen siegreichen Kriege nach.

Auf den Straßen Würzburgs herrschte ein ungewöhnlich reges Leben, was sich theilweise durch die 50jährige Dienstjubelfeier eines Universitätsprofessors (dessen Name mir leider entfallen ist), theils durch einen Jahrmarkt (Messe) erklärt. Auf den Straßen begegnete ich theils zu Fuße, theils in Equipagen Gruppen von Studenten in phantastischem, comödienhaftem Aufzug und Aufputz, der bei uns ganz undenkbar gewesen wäre, und einen Straßentumult verursacht hätte, mit Hohn und Spott begrüßt worden wäre, in der Universitätsstadt Würzburg jedoch mit voller warmer Sympathie aufgenommen ward. Studenten mit den farbigen winzigen Corpsmützchen auf dem Kopf, die Corpsfarben über die Weste und ungeheuere breite orrangefarbige Seidenbänder über Brust und Rock, von oben bis unten mit Blumeu besteckt, schritten gruppenweise dahin, oder füllten die sich bedächtig im Trabe dahinbewegenden Miethfuhrwerke, wobei sie riesige, reich mit Gold und Seide gestickte Fahnen schwenkten. Die Würzburger Studenten haben mit unserer studierenden Jugend ungefähr eben solch eine Aehnlichkeit, als ein Satter mit einem Hungrigen.

Hohläugig, mit fahlen Wangen, schlotternden Beinen, eingefallener Brust und matter Haltung, schleicht unsere mürrische studierende Jugend dahin, eben so wie das Blut träge in ihren Adern rollt, richtiger dahinkriecht. Selbstbewußt, mit glänzenden Augen, vollen rothen Wangen, gewölbter Brust, wohlgenährtem Körper, sicheren festen Ganges schreitet der Würzburger Student einher. Dor eine ist unwillkürlich Skeptiker, Pessimist, wird Atheist und zuletzt Nihilist, weil er mit Noth und Entbehrung zu kämpfen hat, weil für ihn der Kampf um's Dasein besonders erschwert ist. Der andere sieht Alles vom rosigen Gesichtspunkt aus an; er glaubt an Gott, den Menschen und sich selbst, weil er die Schattenseiten des Lebens fast nicht kennt. Der russische Student ist vom Weltschmerz angehaucht, fühlt sich berufen, die Rolle des Weltverbesserers zu spielen, möchte ewige sociale Fragen lösen, den gordischen Knoten der Gegenwart durchhauen; das Ei will die Henne belehren; unreife Schulbuben wollen höhere Politik treiben. Der deutsche Student bleibt der Politik ganz fern; er kennt seine Unreife und bescheidet sich damit; er fühlt, daß er lernen muß und folglich nicht lehren kann; er begnügt sich mit seiner Rolle, studiert, bereichert sein Wissen, trinkt Bier, geht auf die Mensur, genießt das Leben in vollen Zügen und reift zum Mann. Bei uns drängt sich das Proletariat der Handwerker, der Gewerbetreibenden, der Bauern in's Gymnasium, in die Universität. In Deutschland kommen solche Fälle nur ausnahmsweise vor. Nur der Wohlhabende beansprucht akademische Bildung, die dem Armen nicht zugänglich, weil sie theuer ist. Man wird einwenden, daß dadurch dem Genie von vornherein der Weg abgeschnitten ist. Doch dem ist nicht so, das wahre Genie durchbricht alle Hindernisse, macht sich die Bahn frei; die Wissenschaft braucht nicht die goldene Mittelmäßigkeit, die dem Handwerke, dem Gewerbe, dem Handel, der Industrie weit größeren Nutzen bringen kann.

Schuster bleib bei Deinem Leisten. Dieser weise Ausspruch des Appeles gilt noch größtentheils in Deutschland, so weit ich zu bemerken Gelegenheit hatte. Es wäre äußerst wünschenswerth, daß er auch bei uns mehr und mehr zur Geltung käme. Dann hätten wir freilich viel weniger Gymnasiasten und Studenten, aber umsomehr tüchtige Handwerker und Gewerbetreibende. Da hätten wir weniger bartlose Gelehrten, aber auch weniger hirnlose Nihilisten. Die Zahl der vom Weltschmerz Behafteten, von der Manie des Weltverbesserns Inficirten (die traurigen Folgen der Halbbildung) würde sich dann verringern. Die Classen der Gymnasien und die Auditorien der Universitäten wären dann freilich nicht so überfüllt, aber die Zellen der Gefängnisse wären dann auch nicht so besetzt und die Bergwerke in Sibirien würden nicht so viele unfreiwillige Arbeiter haben, die bei einer rationellen, den Bedingungen des Landes und Volkes mehr entsprechenden Bildung nicht in diese traurige Lage versetzt wären, sondern in der Heimath geblieben und sich redlich genährt hätten, ohne daran zu denken, die Welt aus den Angeln zu heben, radicale sociale Reformen zu realisiren.

Diese und dem ähnliche Betrachtungen kamen mir, als ich die Vertreter der Würzburger studierenden Jugend sah, aus deren Gesichtern ausnahmslos Frohsinn, Jugendhoffnung und Lebensfreudigkeit strahlte, während sich bei unseren Studenten Apathie, Hoffnungslosigkeit und Uebermüdung bemerkbar macht. Das Aeußere des Universitätsgebäudes ist nicht sehr verlockend. Freilich kann man von einem mehr als vierhundertjährigen Greise keine elegante Tournüre verlangen. Ein dreistöckiges, finster und verdrossen dreinschauendes, verwittertes Gebäude, dessen Außenwände von der Zeit ganz schwarz geworden. Die Fenster der unteren Etage sind mit starken rostigen Eisengittern versehen, welche dem Ganzen eher den Anblick eines Gefängnisses, als den eines Tempels der Wissenschaft verleihen.

Von der Universität begab ich mich auf den Jahrmarkt (Messe), wo ein reges, lustiges Treiben herrschte, welches mich höflichst amüsirte. So ein echtes unverfälschtes Stück pulsirenden Volkslebens defilirte kaleidoskopartig vor meinen Augen. Der bairische Soldat in seinem unschönen, veralteten, particularistischen Raupenhelm, der nur theilweise der modernen, schmucken, pangermanischen Pickelhaube Platz gemacht; das schmucke Dienstmädchen, das noch immer für das Militär schwärmt und den bekannten Berliner Gassenhauffenhauer singt:

Und man vergönnt uns einmal nicht
Dat bisken Militär! (bis!)

der lustige Student mit den hübschen Zofen liebäugelnd und dem Soldaten gefährliche Concurrenz machend (die weibliche dienende junge Welt rechnet es sich zur hohen Ehre, von Studenten courtoisirt zu werden und zieht in den meisten Fällen den Lehrstand dem Wehrstand vor, besonders wenn der Erste sich in der Gewalt eines flotten Corpsburschen präsentirt); der behäbige Handwerker; die elegante Modedame; die bescheidene Bürgersfrau; der lärmende Schulbube mit dem von Büchern der Weisheit strotzenden Ränzel auf dem Rücken; der schmächtige Backfisch mit der Musikmappe am Arm; der grauhaarige Professor mit der in Horn gefaßten Brille auf der Spitze der langen, in Purpurviolet erglühten Nase; der geschniegelte, spornklingende, säbelschlürfende Offizier mit der Wespentaille, der hochgewölbten Brust mit den unendlich schmalen Inexpressibles; die schnippische hübsche Kammerzofe und die behäbige Köchin mit dem Vollmondsgesichte; der Invalide mit dem Stelzfuß und der kleine Schusterbursche mit einem Paar blankgewichsten großen Stiefeln in den Händen.

Kurz, alle Stände und Alter und beide Geschlechter waren hier zahlreich vertreten auf diesem Jahrmarkt des Würzburger Lebens, diesem veniiy fair von Unter-

franken, den nur die Feder eines Thakeray würdig hätte schildern können. Und das Alles drängte sich in buntem Gewühl um die Schaubuden, wo Gegenstände zu lächerlich billigen Preisen angeboten wurden. Da waren Buden, wo Alles à 80, 70, 60, 50 Pfennige u. s. w. bis zu etlichen Pfennigen feil war. Manche Sachen sind unglaublich billig. Besonders interessirte mich die Schaubude eines untersetzten kräftigen Hausirers der einen von einer dichten Menge umlagerten riesigen Karren voll diverser Schnurrpfeifereien und billigen Galanteriesachen vor sich hatte, die er in niederbayerischer Mundart mit einer außerordentlichen Zungenvolubilität und urwüchsigem Humor darbot. Das Publicum, welches um den Karren eine dichte Schutzmauer gebildet hatte, bestand aus Stubenmädchen, Soldaten, Schulbuben, Backfischen u. s. w., die durch die angepriesenen Herrlichkeiten in Entzücken geriethen, und das Geschäft ging vorzüglich, wozu der trockene Humor und der kaustische Witz des verschmitzten Verkäufers nicht wenig beitrug. Hier einige Abrisse aus seinen Reden, denen ich aber leider den Zauber der Volksthümlichkeit eben so wenig geben kann, als ich nicht vermögend bin, das Mienenspiel dieses Künstlers, seine Gewandtheit, seinen kaustischen Witz wiederzugeben, der stets von brüllendem Lachen der empfänglichen Menge begleitet war, in welcher das ewig Weibliche vorherrschte.

— Immer 'ran, maine Herrschaften, immer 'ran! Do hoben's a Cigarren- und Tabaksdosel mit dem allerschönsten Portrait des Prinzregenten, des Kaisers Wilhelm, des Kronprinzen, des Fürsten Bismarck g'schmückt, 's kost halt in der Bude 5 Mark. Ich laß's Ihne vor vier, vor drei, vor zwei, vor eine Mark! 'S finden's noch zu thaier! Gut! Fufzig Pfennig, dreißig, zwanzig, zehn Pfennig! Graifen's zu maine Herrschaften! Graifen's zu! Dos ist 's letzt', das ollerletzt', mehr hob' i holt kains! Wird mehr och kains g'macht. Nehmen Sie's Frailein, für Ihren Schotz, den tapfern Ulanen, der's brauchen thut.

Und die zehn Pfennige regnen von allen Seiten und Schulbuben und Backfische, Zofen und Soldaten und Professore kaufen die Dosen, die wirklich fabelhaft billig sind. Und der witzige Händler schleudert diese seine Waare, von welcher er immer neue derselben aus seiner Karre hervorzieht, trotz der Behauptung, daß dies die allerletzten seien, in's Publicum und es regnen auf ihn Zehnpfennigstücke und er hört nicht auf zu provociren.

— Immer 'ran, maine Herrschaften. Do hoben Sie Portemonaies aus Schweins-, Kalb-, Roß-, Ziegen- und Jungfernleder. Letzteres ist am zähesten. Im Magazin kost's drei Mark; bai mir hoben's holt um die Hälfte, um a Drittel, um a Zehntel. Zwanzig Pfennige, zehn. Beailen's sich; 's ist holt nit mehr viel do. Und morgen kommen's zu mir und grainen: „Hi! hi! hob ma Geld verloren, weil i ka Portemonaie kauft", kann Ihna dann nicht helfen. Kaufen's heute. Zehn Pfennig. Kalbsleder, Schweins-, Roß-, Ziegen- Jungfernleder, welches am zähesten ist.

Und die Mädchen kichern und kaufen für ihr Militär Portemonnaies, die einen reißenden Abgang finden.

— Hosenträger, die loß'n sich dehnen von Würzburg nach München, geben noch wie die Freisinnigen, sind dauerhaft wie die Conservativen und zuverlässig wie die Clericalen. Immer 'ran, maine Herrschaften. Toilettensaife, a bessers Mittel gegen die Unsauberheit gibt's nit. Es wäscht halt a unsaubres Gewissen ebenso rein wie a schmutzige Hand, a schwarze Seel' wie an grauen Kopf! Es rainigt von körperlichen Schmutz und geistigem Schlamm. Es ist holt a Mittel gegen Alles! Kaufen's, fünf Pfennig das Stück! Drei Pfennig! Hier die Zahntinctur, weg ist der Schmerz, so bald man's nur anschaut!

Und in diesem Tone ging's fort und bedaure ich sehr, diese witzigen Anpreisungen, diese politischen Anspieglungen auf den Kampf der Parteien nicht wiedergeben zu können; sie wären werth stenographirt und in einem Witzblatt abgedruckt zu wer-

den. Ich amüsirte mich köstlich und erst ein Blick auf die Uhr gemahnte mich, daß es Zeit wäre, dem Professor Scanzoni einen Besuch abzustatten. Mit großem Bedauern verließ ich den Jahrmarkt im Augenblicke, wo eine blonde hübsche Küchenfee ihrem Biskn „Militär" einen von Würzburg nach München sich dehnenden Hosenträger für 15 Pfennige kaufte.

Professor Scanzoni wohnt auf dem Paradeplatz, ein lauschiges stilles mit schattigen Bäumen bepflanztes, mit uralten alten Häusern besetztes Plätzchen. Häuser und Bäume sehen sehr gemüthlich und vertrauenerweckend aus. Ich trat in den Thorweg eines dieser Häuser, auf welchem die Schilder mehrerer Professoren und Aerzte angebracht waren, die daselbst wohnten. Es ist ein dreistöckiges schmuckloses alterthümliches Haus, an dessen sämmtlichen Fenstern die Holz-Jalousien herabgelassen waren, so daß das ganze Gebäude seine zahlreichen Augen geschlossen zu haben und zu schlummern schien. Ich stieg die sauber polirte Holztreppe hinauf in den ersten Stock (seltsamer Weise sind in vielen Häusern Deutschlands noch die so feuergefährlichen hölzernen Treppen beibehalten worden) und zog die Glocke an einer Glasthür, welche sich sofort öffnete und ein schmuckes Stubenmädchen erschien auf der Schwelle.

— Herr Geheimrath Scanzoni?

— Bedauere sehr, erwiederte außerordentlich höflich und in sehr gewählter Sprache die Nymphe, der gnädigste Herr schläft jetzt und wird erst halb sechs aufstehen. Wenn es Ihnen beliebte dann vorzusprechen.

— Ich werde sicher kommen; ich bitte Sie indessen dem Herrn Geheimrath meine Karte zu übergeben. Adieu.

— Adieu, mein Herr.

Und dieses langgedehnte süße Adieu klang gleich einem Segensspruch: „Gott segne und behüte Dich, er lasse sein Angesicht über Dich leuchten!" schien dieses unendlich gedehnte Adieu zu sagen. In den Café-Restaurants mit weiblicher Bedienung will dieses Wort auch sagen: Der Herr führe Sie den rechten Weg und leite Ihre Schritte recht baldigst wieder in unsere Mitte.

Während der halben Stunde promenirte ich; ging rechts und links aufs Gerathewohl und punkt halb sechs fand ich mich ein. Das hübsche Mädchen öffnete auf mein Klingeln und bat mich mit noch größerer Vollkommenheit als früher, einzutreten.

— Der gnädigste Herr erwartet den gnädigen Herrn.

Bereits im weiten langen Corridor, der das Vorzimmer bildet, kam mir Professor Scanzoni mit freundlich vorgestreckter Rechten (in der Linken hielt er eine glimmende Cigarre) entgegen.

— Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, sagte mit herzlichem kräftigen Händedruck der berühmte Gelehrte, indem er mir, trotz meiner Weigerung, den Vortritt in sein Cabinet gab, ein kleines, sauber und comfortabel eingerichtetes Arbeitszimmer, dessen Fenster auf den von den goldenen Sonnenstrahlen erleuchteten Paradeplatz gehen. Nachdem wir Platz genommen und mir Professor Scanzoni eine vorzügliche Havanna-Cigarre offerirt hatte, ging das Gespräch los. Anfangs mußte ich viele mich betreffende Fragen beantworten, dann Auskunft über seine Bekannten in St. Petersburg geben (er war einmal — vor langer Zeit — in der nordischen Palmyra gewesen, wohin er berufen worden, um die hochselige Kaiserin Maria Alexandrowna zu behandeln) und dann kamen die brennenden Tagesfragen auf's Tapet.

Freiherr Scanzoni von Lichtenfels ist ein Mann so in den Siebzigern; eine kräftige untersetzte Gestalt mit einem rothen gutmüthigen glattrasirten Gesicht, mit Ausnahme eines kleinen weißen Schnurrbarts, (der mit seinen wenigen schütteren Haaren vergebliche Versuche macht, die Oberlippe zu beschatten, herausfordernd zu erscheinen) und kleinen, intelligenten Augen. Trotz seines hohen Alters, trotzdem daß er vielfacher Millionär ist, fährt er fort, Vorlesungen an der Universität zu halten

und zu praktisiren. Würzburg hat ihm einen großen Theil seines Aufschwungs zu verdanken und wurde er sogar „König von Würzburg" genannt, da er eine ungeheuere Zahl von Patientinnen, besonders aus Rußland, England und Nordamerika anlockte, die sich dort behandeln ließen und der Stadt große Einkünfte verschafften, weil sich nach Würzburg doch größtentheils nur reiche Damen begaben. Jetzt freilich hat dieser Zufluß nachgelassen; denn Professor Scanzoni ist alt geworden, hat aber seinen großen Ruf bewahrt, obwohl die magische Anziehungskraft nicht mehr die frühere ist.

Selbstverständlich kam das Gespräch auch auf die Politik und die russisch-deutschen Beziehungen. Professor Scanzoni sprach als ein Mann der Wissenschaft, dem nationale Vorurtheile fremd sind, der weder Glaubens- noch Racenhaß kennt. Er bedauerte sehr die gespannten Beziehungen zwischen den zwei Nachbarreichen und sprach sich sehr anerkennend über unseren Minister des Auswärtigen, Herrn von Giers, aus, mit dem er persönlich schon seit vielen Jahren befreundet ist, als der Minister noch diplomatischer Agent in Teheran und nachher Gesandter in Stockholm war. Herr von Giers war häufig bei Professor Scanzoni in Würzburg, der dessen Frau und Tochter ärztlich behandelt hatte.

Das Gespräch war ein sehr animirtes und ging von einem Gegenstande zum anderen über, so daß die Zeit unbemerkt vorüberflog und erst ein Blick auf die Uhr mich belehrte, daß es schon Zeit sei auf die Eisenbahn zu gehen, da ich noch am selben Abende nach Kissingen zurückkehren mußte. Es thut mir sehr leid, das höchst interessante Gespräch mit dem Professor Scanzoni hier nicht bringen zu können, da es hieße, einen offenen Herzenserguß mißbrauchen. Der berühmte Gelehrte ward ja von mir nicht interviewt, sondern es war eine private freundliche Visite, die ich ihm machte und welche also der Oeffentlichkeit nicht unterliegt. Professor Scanzoni gab mir, trotz meinen energischen Proteste, das Geleite bis an die Treppe, und als ich schon unten war, rief er mir gutmüthig spöttisch nach:

— A propos, Sie haben mich noch immer nicht zu Ihren Ansichten über die Nothwendigkeit der Aufhebung des Apothekermonopols bekehrt.

— Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Herr Professor, erwiderte ich lachend über sein gutes Gedächtniß, das sich durch diese brüske Aeußerung bekundete, daß es mir noch gelingen wird. Gott erhalte Sie.

— Adieu, mein lieber Freund, auf Wiedersehen.

So schieden wir.

Um halb neun war ich wieder im Eisenbahnwaggon und verließ mit Bedauern die reizende Stadt.

Nach elf Uhr Nachts langte ich in Kissingen an, das in tiefen Schlaf versunken war und als ich über den Curplatz dahinging, da sah ich dem Rakoczybrunnen weiße Dämpfe entsteigen, die sich zusammenballten und allmälig die Gestalt des kriegerischen ungarischen Feldherrn annahmen, nach dem die Quelle getauft. Und das Gespenst trat mir drohend entgegen und schien mir Halt zu gebieten, Rechenschaft zu fordern, warum ich die Nachtruhe störe. Und ich beeilte mich davon zu kommen und als ich die steinerne Brücke über die Saale entlang schritt und mein Schritt laut auf den Fliesen wiederhallte, da murmelten die Wellen Vorwürfe, daß ich ihnen keine Ruhe gönne und ihnen den süßen Schlaf raube. Ich that Buße und versprach, es nie mehr wieder zu thun.

VII.

In der Schweiz.

I.

Von Kissingen nach Basel.

Der Abschied von Kissingen ward mir nicht leicht. Ich schied im Gegentheil mit schwerem Herzen von diesem reizenden Badeorte, wo ich so angenehme Eindrücke empfangen, so viele freundliche ruhige Tage zugebracht, so manche liebe und interessante Bekanntschaft gemacht. Ich hatte vergessen zu erwähnen, daß ich mit dem jungen hübschen Mädchen, dessen Bekanntschaft ich im Eisenbahnwaggon gemacht hatte, in Kissingen zusammengetroffen war. Meine reizende Reisegefährtin auf der kurzen Strecke von Mittersdorf nach Kissingen, hatte mich ihren Eltern vorgestellt, mit denn ich mich rasch befreundete. Lord und Lady Hugh A. waren von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, hatten nichts von der, den Engländern überhaupt und der britischen Aristokratie in's Besondere eigenen Steifheit und Unnahbarkeit. Sie waren im Gegentheil herzlich und zuvorkommend und beim Abschied versprach ich Lord und Lady A., mit ihnen in Luzern zusammenzutreffen, um von da gemeinschaftlich eine Excursion nach Brienz (an dem See gleichen Namens) zu machen, wo die charmante Familie in strenger Zurückgezogenheit als Nachcur zuzubringen gedachte.

Ich verließ Kissingen, wie ich gekommen, d. h. ich flanirte im Garten umher, hörte noch die Musik, trank noch zum letzten Male ein Glas Rakoczy unter den Klängen des hübschen Maritanawalzers von Dallberg und schlenderte dann gemächlich zum Bahnhof. Noch einen Blick auf das zu meinen Füßen liegende Kissingen und seine prächtigen Anlagen, seine stattlichen Villen, seine duftigen Rosengärten und das Dampfroß entführte mich dem idyllischen Badeort. Wir rasten durch Würzburg und nur von der Ferne sah ich die romantische Wallfahrtskapelle auf der Höhe und ihr gegenüber die Marienfestung. Bald hinter Würzburg befanden wir uns auf badischem Gebiete. Das Königreich Baiernen hatte aufgehört; das Großherzogthum Baden begonnen. Und so durcheilte ich im Fluge und bei Nacht Carlsruhe und

Heidelberg, von denen ich nur die erleuchteten dunklen Silhouetten der Häuser sah.

Das badische Gebiet erstreckt sich bis Basel, wo sich auch auf dem rechten Rheinufer ein badischer Bahnhof befindet, der aber so unsauber, salopp und armselig aussieht, daß ich mich ordentlich schämte. Ich schämte mich gleichfalls über die Ignoranz meines Reisegefährten, der trotz seiner eleganten Kleidung sich mit der deutschen Rechtschreibweise so wenig vertraut erwies, daß er starr und steif behauptete, die in den Fenstervorhängen des Waggons eingestickten Buchstaben „B. S. E." bedeuten „Preußische Staatseisenbahn". Vergeblich bewies ich ihm die Unhaltbarkeit seiner Behauptung, daß Preußen nicht mit einem weichen „B" sondern mit einem harten „P" geschrieben werde. Es verschlug nichts. Er blieb bei seiner Ansicht und ich gerieth darüber in so helle Wuth, daß ich einen Zusammenstoß von zwei Zügen herbeiwünschte, um diesen Starrkopf zu zermalmen, ein Erdbeben, um ihm das verschrobene Gehirn zurecht zu setzen.

Ich begreife jetzt, warum sich oft die Elemente empören; ihre Zerstörungssucht erklärt sich nicht dadurch, daß sie das Gebilde der Menschenhände hassen, sondern weil sie bei dem Blödsinn, den die Menschheit begeht, oft die Geduld verlieren und dem sich überhebenden Erdenwurm ihre Superiorität zu fühlen geben. Darum bebt die Erde vor Unwillen und ganze Städte stürzen ein, unter ihren Trümmern diejenigen begrabend, die sich in stolzer Vermessenheit Herren der Schöpfung nennen! Schöne Herren, die nur zur Rolle willenloser Sclaven berufen sind! Darum treten die Flüsse voller Wuth aus; die Seen verschlingen zornig ganze Städte, sobald diese vom Feuer verschont sind, oder ihnen nicht ein Orkan den Garaus genacht hat. Kurz, die Elemente haben sich letzthin wider die Menschen verschworen, um dieselben dafür zu strafen, daß sie sich gegenseitig so verfolgen, hassen und befehden, sich einander das Leben vergällen und das Paradies der Erde in eine Hölle verwandeln.

Vorbei Heidelberg und Carlsruhe nach Freiburg. Im Badischen sind die Waggons von außerordentlicher Eleganz und mit einem Comfort ausgestattet, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann. Die Schaffner sind von einer so erstaunlichen Höflichkeit, daß man geradezu ägerlich wird und sich nach einer kräftigen Portion urwüchsiger Grobheit sehnt. „Bitte um Ihr Billet nach Basel," sagte zu mir der Schaffner in einem bittenden, fast flehenden Tone, der zu sagen schien: „Sie thun mir damit einen persönlichen Gefallen, den ich Ihnen nie vergessen werde, Sie sind mein Wohlthäter und bin ich dafür bereit, für Sie durch Feuer und Wasser zu gehen!" Wie kann man einer so eindringlichen Bitte widerstehen? Ueberhaupt muß ich bemerken, daß die Schaffner in Süddeutschland sich durch eine außerordentliche Höflichkeit, Anstelligkeit und Intelligenz auszeichnen. In Norddeutschland überhaupt und in Preußen insbesondere sind die Eisenbahndiensteten größtentheils barsch oder kurz angebunden, betrachten die Passagiere als ihre Untergebenen, die gleich Soldaten gedrillt werden müssen. Der Militarismus macht sich eben in Allem bemerkbar, selbst im Eisenbahndienst und vom Publicum wird stricter Gehorsam gefordert. Nicht raisonniren. Ganz anders ist es in Süddeutschland. Am behaglichsten gestaltet es sich jedoch in der Schweiz. Bevor ich jedoch das Territorium der Republik Helvetien betrete, will ich das Resumè der Eindrücke schildern, die ich daselbst empfangen, damit ich ein für allemal mit diesem Thema abschließe, das sich sonst bei jedem von mit zu schildernden Orte wiederholen müßte, indem der Gesammteindruck überall fast derselbe war.

Ich habe den deutschen Theil der Schweiz (bis nach Bern) in verschiedenen Richtungen durchkreuzt (ich wählte gerade diesen Theil, weil ich die französische und italienische Schweiz bereits von meinen früheren Reisen her kannte) und überall den Eindruck empfangen, daß die helvetische Republik nichts weiter als ein riesiges Hotel,

eine immense Karawanserei mit zahllosen Filialen in verschiedenen Städten und Dörfern sei, daß ihre drei Millionen Einwohner fast fast eben so viele Kellner, mehr oder weniger befrackte Ganemeds seien, eigens dazu da, um die in der Schweiz periodisch zusammentreffenden Vertreter aller Nationen des Erdballs zu bewirthen und — zu exploitiren.

Die Schweiz ist ein großes Hotel — das ist der Eindruck, den selbst die großartige Natur, die herrliche Scenerie, die mich umgab, nicht verwischen konnte. Jeder, Schweizer ist mehr oder weniger Hotelier oder Kellner, je nachdem. Ich will damit den Schweizern durchaus nicht zu nahe treten. Aber es ist nun einmal so. Sowohl in den Städten als in den Dörfern herrscht während des Sommers ein derartiger Zufluß von fremden Touristen, die da kommen, diesen schönsten Winkel auf Gottes Erdboden zu bewundern, daß die Verwandlung eines ganzen Staates in eine Karawanserei etwas ganz Natürliches ist. Der Fremdenzug in der Schweiz (besonders in dem modernen Theile derselben) konnte nicht umhin einen mehr oder weniger demoralisirenden Einfluß auf die Bevölkerung dieser Gegend auszuüben. Die Städter und Landleute werden durch die Fremden von ihren üblichen Beschäftigungen abgewendet und rächen sich dafür, indem sie die Störer ihrer beschaulichen Ruhe nach Kräften ausbeuten. Selbstverständlich daß eine derartige, im Laufe vieler Jahre sich fortsetzende Specialität — die Ausbeutung von Touristen — nicht ohne einen verderblichen Einfluß auf die Einwohner bleiben konnte; besonders ward dadurch ein Theil der ländlichen Bevölkerung demoralisirt, für welche die Fremden-Exploitation eine süße Gewohnheit ward. Auf die Energie und Arbeitskraft des Volkes übte dieses Alles auch eine schlimme Wirkung aus, wie ich persönlich Gelegenheit zu constatiren hatte.

Ein Hotel kann gerade keine geeignete Erziehungs-Anstalt genannt werden und ein gewisser Theil der Schweizer Bevölkerung wächst eben in solch einer Institution auf, und schon die Kinder gewöhnen sich an die Exploitation, an das Umherlungern, an das Faullenzen. Das kann mit der Zeit schlimme Folgen herbeiführen. Und wenn auch der Fremdenzufluß den Schweizern enorme Summe einbringt, so weiß ich nicht, ob nicht dieser materielle Gewinn durch den moralischen Verlust, den er nothwendig herbeiführt, aufgehoben wird.

Selbstverständlich, daß ich hier nur von den Schweizer Cantons spreche, über welche sich vorzugsweise der aus allen Himmelsgegenden fließende Strom wißbegieriger, schaulustiger, sensationsbedürftiger Touristen ergießt. Der andere Theil der helvetischen Republik (und zwar der größte) wird von dieser Invasion gar nicht, oder nur theilweise berührt, daher er auch von den Folgen derselben verschont bleibt. Und die Bevölkerung daselbst ist ein urkräftiger, wenn auch gerade nicht schöner Menschenschlag, biederderb, treu, ehrlich, zuverlässig, glücklicherweise von dem Gifte der europischen Cultur und ihren Ausschreitungen noch wenig inficirt; arbeitsam, betriebsam, genügsam und gastfreundlich, wie die Ahnen gelebt und gethan.

Die Schweiz umfaßt Angehörige von vier verschiedenen Nationalitäten; den Kern und die Mehrzahl bilden die Deutschen, die jedoch ein Deutsch sprechen, das mit dem Japanesischen und Chinesischen eben so große Aehnlichkeit hat, als mit dem Italiänischen oder Persischen. Ich konnte von dem sogenannten „Schweizer Deutsch" kein Sterbenswörtchen verstehen; die eine Hälfte der Silben wird gar nicht ausgesprochen; die andere so modificirt, daß vom Stamme gar nichts übrig bleibt. Außerdem spricht nicht nur jeder Canton, sondern sogar fast ein jedes Dorf sein eigenes Idiom so daß man sich in diesem Sprachenwirrwarr gar nicht zurecht finden kann. Die französische Sprache herrscht in den Cantonen Waadt, Genf und Neuenburg vor, sowie auch theilweise in Wallis und Freiburg. Italiänisch wird in Tessin und einem kleinen Theil von Graubünden gesprochen. Außerdem trifft man in einem bedeu-

tenden Theil Graubündens Romanen mit einer eigenthümlichen Sprache „Ladin" genannt, die ein Idiom des classischen Lateins ist, wie es die alten Römer gesprochen haben. Trotz dieser verschiedenen Sprachen und Abstammung, trotz der diversen Racen und Religionen, die sie hier vereinen, bildet die Schweiz ein compactes Ganzes, welches darthut, daß nicht Sprachen-, Religion- und Raceneinheit nothwendig ist, um als Basis eines Staates zu dienen. Das ist ein neuer, schlagende Beweis der Unhaltbarkeit der von den Ultranationalisten proclamirten Grundsätze.

Diese Gedanken sprach ich auch einem Schweizer Rechtsgelehrten gegenüber aus, dessen Bekanntschaft ich im Waggon (er war in Carlsruhe eingestiegen) zu machen Gelegenheit hatte. Er theilte diese meine Ansichten, doch nicht ganz.

— Wie weit wir noch von der Rechtseinheit sind, sagte er mir unter Anderm, kann ich Ihnen auf eine recht drastische Weise veranschaulichen. Die Schweiz hat inbegriffen die Bundesgesetzgebung, 4 bis 500 Bände Gesetze, weit mehr noch als Ihr berühmter „Sswod Sakonow", dessen Dimensionen mir auch bekannt sind. Um diese unsere Gesetzbücher zu transportiren, bedürfte es einer ganzen Waarenladung. Rechnet man den Band durchschnittlich zu 500 Seiten (es giebt solche von tausend und mehr Seiten) und die Seite zu sechs Paragraphen, so haben wir Schweizer ꝛc. 1,500,000 Gesetzesparagraphen. Mit einem Blatte, auf dem alle schweizerischen Gesetze abgedruckt wären, könnte man mehr als eine Juchart Land überdecken.

Das war für mich ganz neu. Bis jetzt hatte ich geglaubt, daß wir die am meisten mit Gesetzen dotirte Nation sind; jetzt ergiebt es sich, daß uns die Schweiz weit überflügelt, daß man dort vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht, vor lauter Gesetzen das Recht nicht erblickt. Die Unterhaltung meines Reisegefährten war in dieser Beziehung für mich eben so belehrend als unterhaltend. Wie weit die Gemüthlichkeit oft in den helvetischen Gerichten geht, davon erzählte mir mein Schweizer folgende lustige Episode:

Die Schweizer Justiz ist oft eine sehr nachsichtige Dame, die es gar nicht übel nimmt, wenn man mit ihr einen familiären Ton anschlägt, sich gewisse Vertraulichkeiten erlaubt; sie läßt sich sogar öfter zu einem sehr ungezwungenen Gedankenaustausch mit ihren Clienten herab, läßt mit sich „handeln". Unlängst sollte ein aus Basel verwiesenes sogenanntes „Fräulein" wegen aller möglichen Vergehen gegen die Sittlichkeit auf Antrag des Staatsanwalts 10 Wochen lang in unfreiwilliger Zurückgezogenheit über ihre Vergangenheit und Zukunft nachdenken. Die junge „Dame" protestirte so lebhaft gegen das Strafmaß, daß der Gerichtspräsident sich veranlaßt fühlte zu sagen: „So, so, Fräulei, Sie finde das z' viel? Wisse Sie was? Wenn Ihne der Antrag des Herre Staatsanwalt nit g'fällt, so stelle Sie doch selber e Antrag. Was thäte Sie jetzt sage, wenn Sie Staatsanwalt wäre?" Worauf das „Fräulein" mit beredter Zunge auseinandersetzte, daß in Berücksichtigung früherer Urtheile und in Anbetracht der Paragraphen so und so, der Antrag des Staatsanwalts mindestens um vier Wochen zu hoch gegriffen sei und daß der Vertreter der Procuratur sie um dreißig Tage in der Ausübung ihres Gewerbes beeinträchtigen wolle, was doch Unrecht sei. Der Richter nickte zustimmend und setzte die Strafe um vier Wochen niedriger an. Siegesbewußt verließ die Bestalin den Tempel der Justiz.

Solche Fälle sind nicht vereinzelt, und wirft das ein nicht sehr günstiges Licht auf gewisse Schweizer Verhältnisse. Die Sittenreinheit in der Republik läßt auch viel zu wünschen übrig, woran übrigens die Touristen den größten Theil der Schuld tragen. Eine jede Nationalität trägt einen gewissen Theil ihres demoralisirenden Einflusses in die Schweiz. Seltsam, daß die von einer so grandiosen Natur umgebenen Schweizer so wenig künstlerisch veranlagt sind. Die herrliche Scenerie hat noch keinen einzigen Schweizer Poeten, Maler, Bildhauer zu einer Meisterschöpfung begeistert. Auf dem Gebiete der Kunst hat die Schweiz verhältnißmäßig sehr wenig pro-

ducirt. Der Schweizer liebt seine Heimath unstreitig; wenn er gezwungen ist, sie zu verlassen, so wird er von Heimweh verzehrt; aber gleichgiltig, kalt, theinahmlos geht er an den sich ihm auf jeden Schritt darbietenden Naturschönheiten vorüber; er würdigt sie nicht, vielleicht eben darum, weil es für ihn etwas Alltägliches ist. Die herrliche Natur hat in den Schweizern keine Gefühle des Schönen, Erhabenen, Edlen erweckt, keine poetischen Neigungen angeregt; sie sind indifferent gegen die sie umringende Majestät und nur empfänglich, weil dieselbe dazu dient, sie zu bereichern; weil sie eine Rente repräsentirt, Dank welcher man ein behäbiges Leben führen, sich größtentheils einem behaglichen Nichtsthun hingeben kann.

Die Schweizer haben die sie umringende erhabene Natur in Pacht genommen und schachern damit. Während ein Theil der Bevölkerung sich rege mit einer sich stets entwickelnden Industrie, mit einer sich in beständigem Aufschwung begriffenen Landwirthschaft beschäftigt, spielt der andere Theil während der vier-fünf Sommermonate den Hotelier und Kellner, um während der sieben-acht übrigen Monate die Zeit in süßem Nichtsthun zubringen zu können. Die Schweizer beuten die sie umgebenden Naturschönheiten auf sehr geschickte Weise aus. Wo etwas Sehenswerthes ist, bauen sie ein Hotel hin; den Rheinfall bei Schaffhausen beleuchten sie mit elektrischen und bengalischen Flammen; Sonnen-Auf- und Untergang muß man stets theuer bezahlen. Ich wundere mich nur, daß man noch nicht auf die Idee gekommen ist, vom schneebedeckten Gipfel der Jungfrau eine Rutschbahn zu errichten, ebenso wie man eine Zahnradbahn bis an die Spitze des Rigi erbaut, wie man jetzt daran ist, eine elektrische Bahn auf den Pilatus zu führen, wie auf dem Gütsch bereits eine Drahtseilbahn functionirt.

Die Schweizer hausiren mit der Natur en gros und en detail; ein Sonnenaufgang kostet so viel, ein Sonnenuntergang so viel, ein Blick auf die Jungfrau, den Rigi, das Schreckhorn, eine romantische Schlucht, ein halsbrechender Steg, ein Aufgang, bei dem man sein Genick riskirt — für Alles ist ein feststehender Tarif, Trinkgeld nach Belieben, d. h. je mehr, je besser. Es ist ein Schacher, der oft die Naturschönheiten verleidet. Sie steigen den Berg empor; da von oben, auf grünenden Matten, schallt Ihnen der Kuhreigen entgegen. Sie lauschen entzückt den Tönen, werden poetisch gestimmt, erinnern sich an Schiller's und Rossini's „Wilhelm Tell". Da präsentirt sich Ihnen plötzlich ein kleiner Junge, der auf einem großen Horn bläst und der die schmutzige Hand nach einem Trinkgeld ausstreckt. Das poetische Gebilde zerfließt beim Anlick des trinkgelddurstigen, unsaubern, kleinen Jungen, der in's große Blechhorn mit aller Gewalt seiner Lungen bläst und dann Zahlung für diesen Ohrenschmaus verlangt. Wo bleibt da die Poesie des Kuhreigens?

Die Schweizer sind alle realistisch. Sie besitzen sogar keine Volkspoesie. Ihre Nationalgesänge sind inhaltslos, einförmig und langweilig. Die Aesthetik ist ein unbekanntes Wort. Kalt, theilnahmlos schachern sie mit den sie umgebenden Naturschönheiten und verkaufen das Edelweiß, wie das Alpenglühen, den schimmernden Schnee der Jungfrau, wie das Eis der Gletscher, gleich Milch, Butter und Käse. Alles ist ihnen feil — Alpenglühen und Holzschnitzereien, Mondschein und Cigarrenspitzen aus imitirtem Gemshorn. Dadurch erklärt sich, daß die Schweiz auf dem Gebiete der Dichtkunst und Musik der Malerei und Bildhauerei so wenig geleistet, trotzdem, daß die sie umgebende grandiose Natur sie zum Schönen und Erhabenen begeistern könnte.

Die Schweizer sind Hoteliers und Kellner geworden und von dem früheren Biedersinn ist schwerlich eine Spur zu finden, ebenso wenig wie von der einst so berühmten Gastfreundschaft. Ein biederer Hotelier ist ein Unding und man kann keine Gastfreundschaft ausüben, wenn man alljährlich von einem ungeheurem Schwarm von genuß- und erholungssüchtigen Touristen überschwemmt wird. Man muß noth-

wendigerweise Exploitator werden. Für jegliche Augenweide läßt man sich zahlen. Selbst die Kinder werden frühzeitig dazu angehalten. Und neben dem Waggon der Zahnradbahn auf dem Rigi, neben dem Saumthier, das langsam den Berg emporklimmt, neben der Equipage, die längs dem Abgrund dahinfährt, rennen Buben und Mädchen, bieten Blumen und Früchte, verkaufen Milch und Brot zu horrenden Preisen. Das ist eine Art verschämter Bettelei, die schwerlich einen wohlthätigen Einfluß auf die Jugend ausüben kann, trotz dem unentgeltlichen, obligatorischen und confessionslosen Volksunterricht. Der Schweizer betrachtet sich als einen von der Gottheit wohlbestallter Arrendator, der den schönsten Theil der Erde in ewige Pracht bekommen und aus seinem Erbtheil den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen sucht. Die Zeiten der Tells, Stauffacher, Winkelrieds und Anderer sind dahin. Die entarteten Nachkommen sind weit nicht mehr das, was die großen Vorfahren waren. Und kann man diesen Niedergang einer heldenmüthigen Nation nur mit Bedauern constatiren.

II.

Basel.

Noch auf badischem Gebiete vor Basel melden sich Vorzeichen der nahenden Schweiz. Steile Felsen erheben sich drohend, doch die an denselben oft emporrankenden Reben, Epheu- und Schlingpflanzen mildern den strengen Ausdruck der ernsten Natur. Diese Vorzeichen verlieren sich jedoch bald, und das Land wird wieder flach und monoton. Wer beim Betreten des Schweizer Territoriums erwartet, sofort von himmelanstrebenden, weit über die Wolken reichenden Bergen empfangen zu werden, der wird sich bald herbe enttäuscht sehen. Im Gegentheil ist hier anfangs die Natur so nüchtern langweilig und eintönig ohne jegliche Abwechslung, wie man sich nur denken kann. Es ist so ein schlauer Kunstgriff, ebenso wie ein Kaufmann zuerst mit seinen geringeren Waaren sich producirt und erst allmälig mit den höheren, schöneren Sorten hervorrückt, um mit ihnen eben durch den Contrast einen desto größeren Effect zu erlangen.

Der badische Bahnhof in Basel ist sehr unansehnlich und unsauber, doch sollte ich baldigst dafür durch den Anblick des Rheins entschädigt werden, dessen hellgrüne Wellen ich mit Entzücken begrüßte. Basel ist zu beiden Seiten des Rheins malerisch gelegen und ich begrüßte den so sehr besungenen und verherrlichten Fluß, an dessen Ufer so viel Wein producirt und so viel Blut vergossen worden, daß man den Saft der Reben von dem noch edleren Saft des Lebens nicht mehr zu unterscheiden vermag. Seit Jahrtausenden hat man sich erbittert um den Rhein bekämpft. Das mag auch wohl die Ursache sein, daß der Alte so grämlich dreinschaute, als ich ihm mit glänzenden Augen, hochklopfendem Herzens und freudig ausgestreckter Hand nahte.

— Gott grüß' Dich, Vater Rhein! Du Vielgeschmähter, Vielverherrlichter, Vielumworbener, Vielbeneideter, Vielgeliebter und Vielgehaßter! Gott zum Gruße!

Der Alte blinzelte mich unter den buschigen Brauen mit seinen blauen Augen an und indem er sich den langen, bis an den Gürtel herabwallenden Bart strich, sprach er unwirsch:

— Siehe da, Tausendsassa! Bist du auch erschienen? Was treibt Dich her, Du Hans Dampf in allen Gassen? Bist Du auch gekommen, mich zu schmähen und zu verunglimpfen?

— Aber, Väterchen, was fällt Dir denn ein? Bin ich doch stets dein glühender Verehrer gewesen!

— Oh, ich kenne diese Verehrer, entgegnete der Rhein grämlich, auch Katkow, als er in Göttingen und Jena Collegia hörte, war mein Verehrer, schwärmte für mich und jetzt möchte er mich mit Feuer und Schwert vernichten oder mich gar den leichtfertigen Franzosen ausliefern, was ich nie und nimmermehr dulden werde. Apropos, wie geht es Michael Nikiforowitsch? Ich hörte, er sei in der letzten Zeit ernstlich krank gewesen.

— Ich danke für gütige Nachfrage. Es geht dem berühmten Publicisten jetzt etwas besser.

— Seid ihr bei euch noch immer von solcher Deutschfresserei besessen und ist es wahr, daß euere Jungfrauen das Gelübde abgelegt, keinem Germanen mehr Hand und Herz zu schenken?

— Das ist eine infame Lüge, eine gemeine Verläumdung, Väterchen, rief ich eifrigaus.

— So ist es auch nicht wahr, fragte bitter der Rhein, daß ihr dem leichtfertigen, eingebildeten Gecken, Champagner genannt, den Vorzug gebt vor meinen Kindern, die ich liebevoll groß gezogen und denen ich meine besten Gaben verliehen? Sprich, Unglücklicher, stehe mir Rede.

Ich ließ traurig den Kopf hängen. Ich hörte nicht länger. Der Alte legte mein Schweigen richtig aus; er würdigte mich keines Wortes, sondern floß langsam majestätisch dahin. Selbstverständlich, daß mich diese Rücksichtslosigkeit verdroß und ich ging fürbaß, ohne den unwirschen Patron fürder eines Blickes zu würdigen, was mich jedoch nicht abhielt die Schönheit der Stadt Basel anzuerkennen. Diese zu beiden Seiten des Rheins sehr pittoresk gelegene Stadt schlief noch, als ich in den jenseits des Flusses gelegenen Centralbahnhof einfuhr. Bis Basel fährt man noch mit Nachtzügen. Dann hört für die ganze Schweiz die nächtliche Bewegung auf den Eisenbahnen auf. Meiner Ansicht nach geschieht das nicht so sehr aus Humanität gegen die Eisenbahnbediensteten, als aus pecuniären Rücksichten für die Bevölkerung. Durch Einstellung der Eisenbahnnachtdienste zwingt man die in der Schweiz Reisenden in den Hotels zu übernachten, wodurch die Einkünfte des Landes von den Fremden um ein Erhebliches vermehrt werden. Das Einstellen der Eisenbahnfarten während der Nacht bringt der Schweizer Bevölkerung viele Millionen ein.

Das durch den Rhein in zwei Theile getrennte, jedoch durch vier Brücken (von denen die älteste aus dem Jahre 1225 stammt) verbundene Basel ward noch zu Römerzeiten gegründet. Die Römer bauten hier das Castell Basilea. Als Verbindungspunkt der Haupt-Eisenbahnlinien des mittleren Europa's ist Basel ein wichtiger Handelsplatz (Seidenindustrie, Farbefabriken u. s. w.) und eine der reichsten Städte der Schweiz. Es mochte so gegen sieben Uhr Morgens sein, als ich am Centralbahnhof, einem prächtigen imposanten Gebäude (dessen Fronten mit der Tellstatue und von beiden Seiten mit weiblichen Figuren, die Republik darstellend, Basreliefs u. s. w. geschückt ist) mit einer majestätischen Säulenreihe, anlangte. Radienartig gehen die Straßen von dem Platze aus, auf welchem der stolze Bahnhof sich erhebt. Eine Ringstraße, Aeschengraben genannt, von einer langen unabsehbaren Reihe prächtiger, palastartiger Villen und Häuser mit herrlichen schattigen Parks, Gärten, Squares und Alleen, zieht sich um die innere ältere Stadt.

Kaum fünf Minuten, nachdem ich angelangt und eine Tasse Kaffee zu mir genommen, spazierte ich sorglos, die Cigarre im Munde, durch die herrlichen Anlagen des Aeschengraben, gleichsam als sei ich ein regelrechter Baseler Patrizier und kein aus weiter Ferne herabgeschneiter Plebejer. Ich geberdete mich gleich einem Braminen, um nicht für einen Paria angesehen und als solcher behandelt zu werden. Man muß seine eigene Werthschätzung haben, um Anspruch auf Werthschätzung Ande-

rer zu erheben. Begreiflich, daß dieses Gefühl nicht in Selbstüberhebung ausarten darf.

Ich orientire mich in fremden Städten sehr leicht und dann hatte ich mehrere Stunden vor mir, so daß ich nichts riskirte, selbst wenn ich mich in dem Wirrwarr der Straßen verlieren sollte. Und so wanderte ich ganz gemächlich fürbaß. Das patrizische Basel schlief noch: die aristokratischen Straßen, durch welche ich wanderte, waren vollständig menschenleer; nur hier und da begegneten mir „Töchter" mit gefüllten Brodkörben und Milchkannen. Doch ich muß diesen unserem Ohr seltsam klingenden Ausdruck „Töchter" erklären, der in der Schweiz den bei uns üblichen „Dienstboten" vertritt. Da das republikanische, an die Devise „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" gewöhnte Ohr durch den Ausdruck „Dienstbote" chokirt wird, das Wort „Mädchen" aber, ich weiß nicht aus welchem Grunde, verworfen wurde, so ward das Wort „Tochter" adoptirt, ebenso wie in Nordamerika die Dienstboten aller Kategorien „help" (Hilfe) genannt werden. Darum findet man auch in den Zeitungen oft curiose Annoncen, z. B.: „Eine Tochter wird für eine Wirthschaft gesucht", „Für ein Hotel wünscht man eine junge hübsche Tochter" u. s. w. Die Annoncen in den schweizer Zeitungen sind oft seltsam. Hier auf's Gerathewohl eine in französischer Sprache, die ich tertuell copire:

Echange. Une bonne famille du Canton de Vaud cherche un jeune garçon ou une jeune fille en échange de leur fils.

(Austausch. Eine gute Familie aus dem Canton Vaud sucht einen jungen Knaben oder ein junges Mädchen zum Austausch gegen ihren Sohn).

Wer mit den Sitten der Schweiz nicht vertraut ist, dem wird diese Annonce ungeheuerlich, geradezu als eine Art von Sclavenhandel erscheinen. Eine gute Familie will ihren Sohn gegen ein Mädchen oder einen anderen Knaben austauschen! Das ist ja entsetzlich! Die Sache ist jedoch durchaus nicht so fürchterlich, als sie scheint, ist im Gegentheil sehr harmlos. Eltern in den französischen und deutschen Cantons tauschen ihre Kinder für eine gewisse Zeit aus, damit dieselben die ihnen fremde Sprache erlernen. Dadurch erklärt sich, daß in den deutschen Cantons ebenso gut französisch, wie in den französischen Cantons deutsch gesprochen wird. Ich begegnett auf dem Dampfer (auf dem Thuner See) einem gewöhnlichen Soldaten, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ. Er sprach deutsch und französisch mit gleicher Eleganz, war auch „ausgetauscht" worden.

Das patrizische Basel war noch vom Schlafe befangen, während in dem demokratischen Theile der Stadt sich schon ein reges Leben bemerkbar machte. Trotzdem, daß die Schweiz eine Republik ist, die vollkommene Gleichheit zu ihrer Devise erwählt, die keinen Adel, keine Privilegien anerkennt, so macht sich dort ebenso wie überall die ewige Wahrheit bemerkbar, daß eine absolute Gleichheit ganz unmöglich sei. Und macht heute tabula rasa mit der gegenwärtigen socialen Ordnung, hebt alle Standesunterschiede auf, morgen wird sich schon die Unmöglichkeit herausstellen, die proclamirte Theorie in der Praxis durchzuführen. Ebenso wie in der Schöpfung keine Gleichheit besteht, man die edle Ananas nicht auf gleiche Stufe stellen kann mit der gemeinen Kartoffel, die Ceder mit der Birke, den Löwen mit dem Hasen, die Orange mit der Rübe, das edle arabische Roß mit dem gemeinen Karrengaul, so kann auch in der menschlichen Gesellschaft keine Gleichheit herrschen. Sollte es dennoch gelingen, eine solche herzustellen, so wäre das der Tod, die Vernichtung. Geist, Energie, Fleiß, Geschicklichkeit werden immer in dem Steeplechase des Lebens der Dummheit, Thatenlosigkeit, Trägheit, Ungeschicklichkeit voraus sein. Darum hat es auch keine Republik noch, trotz ihrer sonoren Devise, zu Stande gebracht, volle Gleichheit zu realisiren, und sie wäre verloren, wenn es ihr gelänge, dieses thörichte Streben zu verwirklichen.

Der Aeschengraben in Basel hat Aehnlichkeit mit Wassilij-Ostrow, (besonders am großen Prospect), nur ist es da weit vornehmer, schöner, ruhiger, würdevoller. Keine Miethskasernen, wo so und so viel Hunderte zusammengepfercht sind, sondern zweistöckige, mitten in prächtigen, schattigen Parks stehende Villen sehr geschmackvoller Architektur. Die Straßen sind nicht gepflastert, sondern bilden prächtige Chausseen, auf welchen es sich geräuschlos dahinrollt wie auf einem Parquett. Ueberhaupt hat die Schweiz ein Gepräge, das sie von anderen Ländern vortheilhaft unterscheidet.

Ich besichtigte den auf dem Hügelplateau am Rhein gelegenen Münster, dessen ältesten Theile aus dem zwölften Jahrhundert stammen. Nach dem großen Erdbeben von 1356 wurde diese imposannte Kirche in gothischem Spitzbogenstyl aus rothem Sandstein neu gebaut und in jüngster Zeit vollständig restaurirt. Die Gallusphorte ist ein besonders schönes Portal mit Standbildern Johannes des Täufers und mehreren Heiligen, oben reiches Bildwerk, Symbole des Weltgerichts. Im Innern des Münsters besichtigte ich die Grabmäler des Erasmus von Rotterdam und der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolphs von Habsburg, Gründers der jetzt in Oesterreich herrschenden Dynastie. Sehr interressant ist auch das am Markt befindliche Rathhaus (1508), von außen und innen mit alten geschmacklosen Fresken geschmückt; die Fresken von Holbein im großen Saal sind ganz verblichen.

Was mir absonderlich in Basel gefiel, sind die im Centrum der Stadt gelegenen Acker- und Gemüsefelder, Wiesen und Fluren. Dicht an den patrizischen palastartigen Villen dehnt sich ein weites Ackerfeld aus, das gerade gepflügt wurde, was eine reizende Dorfidylle im Stadtleben ist. Auch die Weiden sind dicht dabei. Der Mensch sorgt auch für's liebe Vieh, daß es seine Nahrung überall in der Nähe finde. Solch ein Ackerfeld sah ich in der Nähe der St. Alban-Anlage, eines der schönsten Stadttheile, mit herrlichen Gärten und Fontainen. Um Zeit zu gewinnen und von der hübschen Stadt so viel als möglich zu sehen, hatte ich eine Droschke genommen, einen eleganten, viersitzigen Einspänner, zu 2 Fr. 40 Cent. die Stunde. Mein Automedon war sehr zuvorkommend, nannte mir alle Sehenswürdigkeiten, doch in einem mir fast unverständlichen schweizer Deutsch. Mit dem Ueberschreiten der Schweizer Grenze muß man nicht nur sein Geld und seine Sprache, sondern auch die Zeitrechnung wechseln. Besonders mit der letzteren hatte ich meine Noth. Bald blieb ich hinter der Zeit zurück, bald eilte ich ihr voraus, so daß ich meine Uhr wie meine Gesinnungen bald vorschieben, bald zurückstellen mußte.

Der innere Theil von Basel ist eben so alterthümlich, wie der äußere modern. Enge, holprige, krumme Straßen, wenig Licht und Luft, schmale, hohe Häuser, von deren Giebeldächern Jahrhunderte herabblicken. Ich fuhr über den Rhein über die mit riesigen, auf Säulen ruhenden Bronzedrachen geschmückte Wettsteinbrücke. Diese Drachen scheinen sorgsam die Stadt zu bewachen und zu behüten. Sehr malerisch gruppirt sich das Häusermeer zu beiden Seiten des Vater Rhein. Auf dem Wettsteinplatz eine prächtige Fontaine inmitten eines duftigen, von Blumen überfüllten Squares. Meine Equipage bewegte sich blos im Schneckenschritt, wie man überhaupt hier das rasend schnelle Fahren, wie bei uns, gar nicht kennt, denn überall starren einem gebieterisch Tafeln entgegen, auf welchem die peremptorische Inschrift zu lesen ist: „Halt! im Schritt gefahren"! Mein Kutscher knallte zwar tapfer mit seiner langen Peitsche seinem Rößlein um die Ohren, aber Mensch und Thier verstanden einander, wußten, daß es bloßer Spaß war. Die Rosinante schüttelte nur verdrießlich den Kopf, gleichsam als ob sie sagen wollte: Wozu dieser Lärm, der doch zu nichts führt, als allenfalls die Fliegen zu vertreiben. Du willst ja gar nicht, daß ich schneller laufe und ich um so weniger. Und wenn wir auch Beide wollten, so dürften wir nicht! Also Sand in die Augen des Fremden, damit er glauben solle, Du spornst mich an und ich ginge nicht. Das ist nicht hübsch, mein Freund.

Auf der prächtigen Chausseestraße von Basel gehen auch Tramwaywaggons, jedoch ohne Schienen. In der That, wozu Schienen, wenn die Straßen so prächtig parquettirt sind, daß ein Pferd einen zweistöckigen Waggon mit 30 Personen leicht zieht. In Basel sah ich zum ersten Male schweizer Soldaten. Wenn man aus Deutschland kommt, wo der Soldat die höchste Potenz des Drillens und Gedrilltwerdens erreicht hat, so kann man nicht umhin durch die saloppe, ungezwungene, keine Dressur kennende Haltung der Soldaten der helvetischen Republik frappirt zu sein. Die Hände in den Taschen seiner hellblauen Pluderhosen, die Cigarre zwischen den Zähnen, den dunkelblauen rothgekanteten Uniformrock weit geöffnet, das einfache, oben mit schwarzem Glanzleder versehene Käppi im Nacken, schlendert der schweizerische Vaterlandsvertheidiger einher und hat nur wenig Soldatisches an sich. Die Schweiz hat keine eigentliche Armee, da der Bund nicht berechtigt ist, stehende Truppen zu halten, die zu Werkzeugen einer Militärdictatur werden können. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig, doch dauert der Militärdienst nur vierzehn Tage. Doch wie mir der oben erwähnte Soldat mittheilte, dessen Bekanntschaft ich auf dem Dampfer des Thuner Sees machte, sind diese vierzehn Tage so anstrengend, wird vom Soldaten so viel verlangt, daß diese kurze Frist recht gut einer weit längeren zur Seite gestellt werden kann und die Soldaten große Fortschritte machen. In wie fern das wahr ist, weiß ich nicht. Doch sehen die Schweizer Militärs im Ganzen sehr saloppe aus. Die Schweiz kann im Nothfalle 400,000 Mann in's Feld stellen. Doch den größten Schutz gewährt der Schweiz ihre geographische Lage; ihre Berge schützen sie weit wirksamer als ihre Soldaten. Trotzdem macht die Republik umfangreiche Vorbereitungen, um beim bevorstehenden Zusammenstoß zwischen Frankreich und Deutschland sich nicht in der beneidenswerthen Lage zwischen Hammer und Amboß zu befinden. . . .

Die Contraste begegnen sich in der helvetischen Republik. In Basel sah ich eine Apotheke, in welcher sich die Allopathie und Homöopathie friedlich neben einander niedergelassen hatten, während sie sich bekanntlich in allen andern Staaten erbittert bekämpfen. Anders in Basel. Der Apotheker bereitet Ihnen die Medicamente nach Belieben allopathisch und homöopathisch — helfen thun doch beide Methoden nichts. Darum ziehe ich die Homöopathie vor, laut dem weisen Grundsatze, daß man von zwei Uebeln stets das kleinere wählen solle, und die Homöopathie uns die Producte der lateinischen Küche in der denkbar geringsten Dosis offerirt. Ich weiß jedoch nicht, zu welcher Kategorie ich eine Erfindung zuzählen soll, die dieser Tage ein Schwede in Stockholm gemacht hat. Dieser Teufelskerl von einem Scandinaven hat sich nämlich ein Verfahren patentiren lassen, nach welchem man aus Käse, wie man selben durch Behandlung von Milch mit verdünnter Essigsäure erhält, einen guten Sprengstoff herstellen kann. Der Käse wird mit starker Salpetersäure ungefähr eine halbe Stunde behandelt, dann ausgewaschen und getrocknet und — der Sprengstoff ist fertig. Jetzt bitte ich, nehmen Sie sich in Acht. Wenn man Ihnen zum Dessert Käse präsentirt, so riskiren Sie in Atome aufgelöst zu werden, was die Verdauung nur wesentlich fördern kann, aber doch auch seine unangenehmen Seiten hat.

Seltsam ist es, daß es in Basel am Ufer des Rheins keinen Quai giebt, so daß die herrlichste Promenade dadurch verloren geht. Doch noch seltsamer berührt die vollkommene Abwesenheit hübscher Frauen und Mädchen. Da war solch ein Ueberfluß an Mangel, daß ich ganz erstaunt war. Nicht nur in Basel, sondern auch in vielen anderen Städten und Ortschaften der Schweiz constatirte ich dieses höchst betrübende Factum. Sollte das republikanische Regime daran Schuld sein? Ich weiß es nicht. Ich registrire nur das, was ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Vielleicht waren die schönen Frauen und Mädchen der Schweiz, als ich gerade da war, nicht zu Hause, gleich Madame Benoiton in der bekannten Sardou'schen Comödie, die man nie zu Hause findet. Vielleicht jedoch hatten die Väter und Gatten in Angesicht dessen, daß

ſolch ein Don Juan den Schweizer Boden betreten, ihre ſchönen Töchter und Weiber aus dem Lande geſchickt, um ſie nicht der Verſuchung auszuſetzen. Vielleicht . . . Doch wäre es vergebliche Mühe, nach Gründen zu forſchen, die möglich ſind. Ich conſtatire blos das Factum, daß während meines faſt zweiwöchentlichen Aufenthals in der Schweiz, die ich in diverſen Richtungen durchkreuzte, ich faſt keiner einzigen hübſchen Frau, keinem einzigen anmuthigen jungen Mädchen begegnete. Vielleicht iſt meine verderbte Geſchmacksrichtung, meine depravirte Aeſthetik daran Schuld, aber ich ſah Nichts und kann nicht umhin darüber mein Bedauern auszuſprechen.

Durch dieſe Betrachtungen ziemlich melancholiſch geſtimmt, verließ ich Baſel am Rhein und dampfte nach Luzern am Vierwaldſtätter See ab.

III.

Von Baſel nach Luzern.

Bald hinter Baſel beginnen ſich Vorzeichen der eigentlichen Schweiz bemerkbar in machen. Das Terrain wird wellenförmig; Berge und Thäler wechſeln in anmuthiger Mannigfaltigkeit. Die Gegend wird intereſſant und außerordentlich belebt. Jeden Augenblick zeigen ſich zu beiden Seiten des Weges ſchmucke Weiler, volkreiche Dörfer, hübſche Städte. Ueberall, in Dörfern, Weilern und Städten, ſieht man ſtattliche zwei- und dreiſtöckige Gebäude, Gaſthäuſer, Weinſtuben, Magazine, Leih und Sparcaſſen. Letztere thun einerſeits dar, daß der Credit in der Schweiz ein ſehr verbreiteter iſt; in der That hat der Bauer und kleine Gewerbetreibende, Dank den Leihcaſſen, die Möglichkeit Geld zu lächerlich geringem Zinsfuß aufzutreiben und läuft daher nie Gefahr, Wucherern in die Hände zu fallen, die ihn ausſaugen, wie es bei uns ſo häufig der Fall iſt und die Abweſenheit derartiger Creditinſtitutionen ſich ſchmerzlich fühlbar macht. Die Dorf-Kulaki und die ſtädtiſchen wucheriſchen Blutigeln wären undenkbar, wenn man bei uns ſolche Leihkaſſen in Dörfern und Städten gründen würde, wo der Landmann, der Handwerker, der Gewerbstreibende u. ſ. w. nöthigen Falls kleine Summen zu niedrigen Zinsfuße aufnehmen könnte. Die Exiſtenz der Sparcaſſen in der Schweiz thut dar, daß das Volk erübrigt, haushälteriſch vorgeht und nicht ſeinen ganzen Tagesgewinn in die Kneipe trägt.

Die Gründung derartiger Sparcaſſen wäre auch bei uns ſehr heilſam, um den kleinen Mann zum Sparen aufzumuntern, ihm Gelegenheit zu geben ſeiner Epparniſſe fructificirend anzulegen. Freilich exiſtiren ſolche Caſſen, aber leider nur in ſehr beſchränkten Dimenſionen. Die Sparcaſſe der Dörfer iſt und bleibt der — Kabak. . .

Betrunkene habe ich weder in der Schweiz noch in Deutſchland geſehen, obwohl in beiden Ländern ſehr viel Wein, Bier und andere Spirituoſen conſumirt werden. Die Bevölkerung nährt ſich aber auch weit beſſer, ſubſtantieller als bei uns. Beſonders iſt dieſes in der Schweiz der Fall, was ſich auch durch die große Zahl prächtigen Viehes erklärt. Die Schweiz iſt bekanntlich das höchſte Gebirgsland in Europa und ihre Gebirge bilden einen Theil des großartigen Zuges der Alpen, welche dem ſogenannten Urgebirge (Granit, Gneis, Baſalt, älteſte Schiefer u. ſ. w.) angehören, deſſen Süd- und Nordabhänge von Kalkgebirgen umlagert ſind. Oben auf den Bergen ſind die herrlichſten fetten Weiden, die ſo appetitlich ausſehen, daß es einem ordentlich leid thut, kein Ochſe zu ſein, um ſich an dieſem herrlichen, duftigen, würfigen Mahl, das die Mutter Natur im Ueberfluß bietet, zu delectiren.

Beim Zeus! ein Schweizer Ochse hat es gut und eine Schweizer Kuh noch besser; sie werden förmlich verhätschelt und führen ein Sybaritenleben, das sich zwischen süßem Nichtsthun, noch süßerem Fraß und süßestem Schlaf theilt. Freilich muß die Kuh dafür herhalten mit ihrer Milch, aus welcher der herrliche Käse bereitet wird, den man überall bekommen kann, nur nicht in der Schweiz (da er insgesammt exportirt wird, eben so wie man in der Champagne keinen Sect auftreiben kann, wenigstens es sehr schwer ist); der Ochse muß sogar seine Haut hergeben. Aber was thut das: amüsirt hat sich der Ochse doch, und nachdem man das Leben genossen, kann man doch mit demselben eine contrahirte Schuld zahlen. Man stirbt nur einmal und der Ochse hat das Bewußtsein, durch seinen Tod Nutzen, Genuß und Vergnügen zu verschaffen, was mancher Mensch nicht von sich sagen kann, dessen Tod eben so nutzlos und unbemerkt vorbei geht, als sein Leben. . . . .

Von der Station Siffach hat man eine prächtige Aussicht und die Eisenbahnlinie durchschneidet das romantische Homburger Thal sehr steil über der Sommerau (links die Ruine Homburg) bis Läuflingen am Fuße des unteren Hauenstein. Der Schaffner zündete vorforglich die Lampen im Waggon an und erklärte, jetzt käme der große (2701 Meter lange) Hanenstein-Tunnel und man möge alle Fenster schließen; die Fahrt durch den Tunnel dauere 6½ Minuten und der Rauch der Locomotive würde eindringen und uns höchlichst belästigen. Bald darauf hatte der riesige Eisenbahntunnel unseren unendlich langen Zug verschlungen, der schwarze Schlund schloß sich über uns.

Trotz der brennenden Lampen herrschte anfangs im Waggon eine absolute Finsterniß, so daß man selbst die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Ein kalter Schweiß trat mir auf die Stirne und mein Herz schien mir hörbar zu klopfen, ein unendlich beschleunigtes Tempo anzunehmen, so daß ich einen stechenden Schmerz empfand. Zur Erhöhung dieses höchst unbehaglichen Zustandes hörte ich noch, wie mir gegenüber, ganz in meiner nächsten Nähe Jemand, den ich jedoch nicht sehen konnte, die schauderhaftesten Details erzählte, die sich beim Bau dieses Tunnels vor genau dreißig Jahren (1857) zugetragen. Ein einstürzender Schacht hatte 52 Arbeiter lebendig begraben. Bei den darauf angestellten Rettungsversuchen der Unglücklichen fanden noch 11 brave Männer ihren Tod. Diesen 63 Opfern ist in Trunbach auf gemeinsamem Grabe ein Denkmal errichtet. Der unsichtbare Erzähler theilte so grausenhafte Details über diese fürchterliche Katastrophe mit, daß mir das Blut in den Adern gerann und ich erst frei aufathmete, als wir diesen verhängnißvollen schwarzen Schlund hinter uns hatten.

Beim Austritt aus dem Tunnel hat man plötzlich eine entzückende Aussicht auf das Aarthal mit Olten (das altrömische Ultinum) und darüber hinaus auf die Schneegiganten des Berner Oberlandes (Wetterhorn, Schreckhorn, Mönch, Jungfrau u. s. w.). Die Natur beginnt sich grandios zu entwickeln. Zwischen den hohen dunklen Bergen, die sich am entfernten Horizont zeichnen und oft die phantastischsten Formen annehmen, schimmern liebliche smaragdartige Matten; man sieht die romantisch gelegenen Sennhütten, der gedehnte Kuhreigen läßt sich vernehmen, bei welchen Lauten den Schweizer, wenn er sie in der Fremde hört, ein unendliches Sehnen, ein nicht zu stillendes Heiweh überkommt. Ich begreife diese Gefühle und theile sie. Jetzt, da ich diese meine Reiseeindrücke auf einer in der Nordsee gelegenen, von stürmischen Wogen umbrausten Insel schreibe, denke ich mit Sehnsucht an die Berge, auf denen ich so genußreiche Stunden und Tage zugebracht und verzehre mich im Verlangen nach dem Anblick der so viel umworbenen keuschen Jungfrau, die ihren Verehrern so vielfach schrecklichen Tod bringt, was jedoch deren Zahl eben so wenig vermindert, als deren Liebesgluth zu löschen vermögend ist.

Bemerkenswerth ist Burgdorf, wo ich ein Stündchen verweilte (ein sehr hübsch

gelegenes Städchen an der großen Emme), wo man von alten Schloß eines der denkbar schönsten Panoramen sehen kann. In diesem alten Schlosse gründete der berühmte Schweizer Pädagoge Pestalozzi 1798 sein Erziehungsinstitut. Neben der Kirche befindet sich das Grab des am 3. März 1849 in Burgdorf verstorbenen Max Schneckenburger, Dichters der „Wacht am Rhein". Bevor man nach Olten kommt senkt sich die Bahn in das Aarethal und überschreitet die hübsche Aarebrücke.

— Wie gefällt Ihnen die Gegend? wandte sich zu mir ein mir gegenüber sitzender Herr mit sonnenverbrauntem, fast kupferfarbigem Gesichte, von dem der blonde Schnurrbart gar seltsam abstach. Er trug ein ziemlich verschossenes Reisecostum, rauchte aber eine vorzügliche Havanna und sah trotz seiner wildblitzenden Zähne sehr gutmüthig aus. Ich erwiderte, daß die Gegend mich entzücke, daß ich ganz bezaubert von ihr sei, besonders von dieser Unzahl reizender Dörfer und Weiler, die so malerisch über die Landschaft zerstreut, gleich Spielzeugen, die ein muthwilliger Knabe in frohem Uebermuth hie und da hingeworfen. Auf Schritt und Tritt treten diese Dorfschaften mit ihren schlanken, größtentheils verwitterten Kirchthürmen hervor. Oft scheinen sie an einen Abhang angeklebt, so daß man jeden Augenblick befüchtet, sie könnten herabfallen; dann sind sie unregelmäßig in den Thälern, auf den Bergen zerstreut und die weßen Häuschen mit den rothen Dächern blicken wißbegierig zwischen dem dunklen Laub hervor und der langhalsige Kirchthurm schaut wohlgefällig mit einer Gönnermiene auf den dahinbrausende Eisenbahnzug herab.

— Sie werden begreifen, fuhr mein Vis-à-vis fort (ich erkannte an der Stimme, daß es der Erzähler der Katastrophe im Tunnel gewesen) welch eine Freude einen überkommt, wenn man nach langjähriger Abwesenheit in die Heimath zurückkehrt, die man als unreifer Jüngling verlassen und als gereifter Wann wiedersieht.

Da ich sah, daß mein Reisegefährte sehr mittheilsam und nicht abgeneigt war, vor mir sein Herz auszuschütten, so munterte ich ihn auf und erfuhr eine ganze höchst interessante Robinsonade: Aus einem Dorfe in der Nähe von Luzern gebürtig, hatte er bereits als junger Bursche einen unüberwindlichen Hang zu Abenteuerngefühlt, wollte in der Schule nicht lernen, war zu nichts anstellig, so daß seine Eltern geradezu verzweifelten und nicht wußten, was sie mit dem kräftigen, hochaufgeschossenen Taugenichts beginnen sollten, der schon sein achtzehntes Lebensjahr erreicht, nichts gelernt hatte und zu nichts zu brauchen war.

— Ich war ein Thunichtgut im vollen Sinne des Wortes, erzählte mein Nachbar, und verursachte meinen Eltern, braven, wohlhabenden Bauersleuten, großen Schmerz; ich habe sie factisch frühzeitig unter die Erde gebracht und das wird meine größte Strafe sein, denn dieser Gedanke wird mich lebelang verfolgen und mir keine Ruhe gönnen. Sie sehen, ich bin offenherzig. In dem Augenblicke, wo meine Eltern nicht wußten, was sie mit mir anfangen sollten, entschied ich selbst diese Frage — ich ging durch. Nach vielem Umherirren gelangte ich nach Rotterdam, wo ich mich in die holländische Armee anwerben ließ, um nach Batavia geschickt zu werden. Ich ward in die sogenannte Fremdenlegion (sie heißt zwar officiell nicht so, besteht aber fast ausschließlich aus Vertretern aller möglichen Nationalitäten) eingereiht und vollzog die erste große Seereise, ich könnte fast sagen, die Reise um die Welt. Von Rotterdam über Southampton durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelländische Meer, nach Port Said, durch den Suezcanal, das rothe und indische Meer, nach Padang (der Hauptstadt von Sumatra) und von da nach Batavia und Atschin, wo damals ein erbitterter Kampf zwischen den Niederländern und den Atschinesen stattfand. In unserer Legion waren verkommene Subjecte aller Nationen, Länder, Racen, und Stände: französische Aristokraten und Schweizer Bauern, russische Fürsten und englische Barone, italienische Nobili und spanische Granden, schwedische, dänische und norwegische Landleute, Goldwäscher aus San Francisco, die ihr Hab und Gut

verjubelt, Neger aus der schwarzen Republik von Liberia, ehemalige deutsche Officiere und aus dem Bagno in Toulon entkommene Galeerensträflinge. Etwas Bunteres, Pittoreskeres, Mannigfaltigeres können Sie sich kaum denken. Selbst der Islam war da vertreten.

— Und wie ging es Ihnen in Atschin?

— Ich erhielt bald den wohlverdienten Lohn. Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß die holländischen Civil- und Militärbehörden uns auf die gewissenloseste Weise bestahlen und exploitirten. Nur ein geringer Theil dessen, was von der Regierung für uns bestimmt war, ward uns wirklich zu Theil. Der Diebstahl ist dort in den holländischen Colonien auf die grandioseste Weise organisirt und ist man völlig machtlos. Jeder stiehlt was, wo, und wieviel er kann. Wenn nicht diese schreienden Mißbräuche wären, unter denen wir zu leiden hatten, so könnte man das Leben daselbst ein sehr angenehmes nennen, freilich das gelbe Fieber und die fortwährenden Kämpfe mit den Atschinesen abgerechnet; hat man jedoch das gelbe Fieber und noch andere dem ähnliche Lokalkrankheiten überstanden; ist man aus den Gefechten mit den Atschinesen mit heiler Haut davongekommen, so lebt sich's in Java und Sumatra vorzüglich. Das Klima ist herrlich; ein ewiger, strahlender Sommer; die wunderbarsten Früchte, die Sie sich nur denken können (köstliche Bananen und die unvergleichliche Brotfrucht), die fast gar nichts kosten, die schönsten Weiber, die noch billiger und williger sind. Doch muß man in Benutzung dieser beiden Gottesgaben außerordentlich umsichtig sein und dieselben mit weiser Mäßigkeit genießen, da eine jede Ausschreitung in dieser Beziehung mit dem Leben bezahlt wird.

— Wie lange bleiben Sie in holländischen Diensten?

— Fast sieben Jahre. Trotz der Leiden und Entbehrungen, die ich auszustehen hatte, sagte mir das Leben in Java sehr gut zu. Der Sold war hoch, die Verpflegung, trotz dem Diebstahl der Chefs, genügend, das Leben sehr angenehm und, obgleich mich oft Sehnsucht nach der Heimath erfaßte (ich hatte Nachricht vom Tode der Eltern erhalten und daß mein Erbe in guten Händen sei und vorzüglich administrirt werde) so wäre ich sicher noch länger in Java geblieben, wenn ich nicht in einem der letzten Gefechte mit den Atschinesen verwundet worden wäre; mir wurde die rechte Hand durchschossen, deren vier Finger gelämt worden sind, so daß ich mich ihrer nicht bedienen kann. Derartig dienstuntüchtig geworden, wurde ich auf Regierungsunkosten nach Europa zurückgeschickt und zwar direct nach Rotterdam, wo ich im Colonialministerium noch vielen Scheerereien behufs Erlangung der Pension hatte. Meine Rückreise war gleichfalls sehr interessant. Von Padang (der Hauptstadt von Sumatra) ging ich nach Borneo, Ceylon und von da weiter: Aden, durch den Suezcanal, Port Said, über Marseille und Amsterdam. Noch vielen Mühen gelang es mir, die mir von Rechtswegen zukommende Pension von 700 Francs jährlich zu erlangen und jetzt kehre ich in mein Heimathsdorf zurück, um es nicht wieder zu verlassen.

Mein Reisegefährte erzählte mir viele interessante Episoden aus seinen Abenteuern, die narürlich nicht hierher gehören. Sein nicht sonderlich correctes Deutsch war noch außerdem mit holländischen und malayischen Worten reich gespickt, so daß ich mich in diesem Sprachenwirrwarr oft schwer zurechtfinden konnte. Mich interessirte besonders die Erwähnung, daß in der Fremdenlegion in den holländischen Colonien auch russische Freiwillige sich befinden. Er nannte mir einige Namen, die zu veröffentlichen ich mich jedoch nicht entschließe; ebenso auch mehrere polnische aristokratische Familien, deren Glieder als gemeine Soldaten ihren Tod in holländischen Diensten im Kriege mit den Atschinesen gefunden.

In einem reizend gelegenen Dörfchen, eine halbe Stunde vor Luzern, wo der Zug hielt, erwarteten den braven Soldaten der holländischen Colonialarmee alle seine Verwandten, die den verlorenen Sohn, der seine Ankunft telegraphisch avisirt hatte,

mit großer Feierlichkeit empfingen. Ich schied von dem tapferen Streiter in Java, Sumatra und Atschin mit einem kräftigen Händedruck, indem ich die Hoffnung ausdrückte, daß er sein abenteuerliches Nomadenleben nicht wieder aufnehmen, sondern friedlich hinter dem Pfluge hergehen und die Aecker seiner Väter bestellen werde.

IV.

Luzern.

Bevor man nach der reizenden Stadt Luzern und an den Vierwaldstädtersee (nach dem Genfer See unstreitig der prächtigste See der Schweiz und übertrifft er denselben noch an großartiger Romantik und imponirender Majestät) kommt, passirt man den schon im Canton Luzern gelegenen, nicht sehr großen Sempacher See, an dessen Ufer die berühmte Schlacht geliefert wurde.

Sempach, am südlichen Ufer des Sees gleichen Namens gelegen, ist ein altes Städtchen, das durch obenerwähnte Schlacht, die die am 9. Juli 1386 stattgefunden, berühmt geworden. Auf dem Schlachtfelde, welches ich besuchte, befindet sich eine sogenannte Schlachtcapelle mit Bildern und Waffen, die jedoch eingehend zu besichtigen es mir an Zeit gebrach. Hier war es, wo Arnold von Winkelried's Heldenmuth den Sieg über die Oesterreicher entschied, deren Führer, Herzog Leopold, im Kampfe fiel. An der Straße nach Hildsrieden sieht man einen riesigen pyramidenförmigen Granitblock, errichtet zum Andenken an den Sieg, und nach dem Sieger Winkelriedstein genannt.

Weiter ist auch bemerkenswerth die Station Nottwyl, in deren nächster Nähe sich das Schlachtfeld von Büttisholz befindet mit dem sogenannten „Engländerhügel" unter welchem 3000 von den Schweizern im redlichen Kampfe erschlagene englische Söldner des französischen Condottieri Grafen de Coucy ruhen.

Wenn man auf der Luzern beherrschenden Höhe angelangt ist, zeichnen sich in der blauen Luft die Zinnen und Thürme des romantisch gelegenen Schlosses Wartensee. Immer malerischer, mannigfaltigerer und farbenprächtiger gestaltet sich die Scenerie. Man fühlt und sieht (Herz und Auge werden von dieser Empfindung durchdrungen), daß man sich im Herzen der Schweiz befindet, daß man einer ihrer malerischesten and anmuthigsten Gegenden naht. Links erscheint die riesige, hoch über die Wolken ragende Bergkuppe des Rigi; rechts zeichnen sich die phantastischen Conturen des Pilatus, der mit seinen vis-a-vis an Höhe und Majestät wetteifert. Weiter über Station Rothenburg und über die durch das Freischaarengefecht von 1844 bekannte Emmenbrücke das ganz dunkelgrüne Flüßchen Reuß entlang nach Luzern.

Luzern bildet einen stricten Gegensatz zu Basel. Ebenso ruhig, würdevoll, phlegmatisch, aristokratisch und national sich Basel präsentirt, so unruhig, tokett, sanguinisch, demokratisch und international bietet sich Luzern dar. Trotz seinem innen nicht sehr freundlichen und einladenden Aussehen versöhnt Luzern den Touristen durch seine überaus malerische Lage am Ausflusse des grünen Flusses Reuß aus dem blauen Vierwaldstättersee und bildet darum alljährlich das Ziel vieler Tausende Reisender aller Nationen und Welttheile. Abgesehen von den Naturschönheiten, die Luzern (nicht eigentlich die Stadt Luzern, sondern ihre Umgebung) bietet, erklärt sich der ungeheuere Fremdenzufluß hauptsächlich noch dadurch, daß Luzern gleichsam die Ausgangspforte zu der Alpenwelt der inneren Cantone der Schweiz bildet.

Straßen und Häuser tragen ein internationales Gepräge, wie man es schwerlich in irgend einer anderen Stadt der Welt finden kann.

Wenn man auf dem, sich längs dem Ufer des herrlichen blauen Sees hinziehenden (von prachtvollen palastartigen Hotels dicht besetzten und mit schattigen Alleen und lauschigen Spaziergängen geschmückten) Schweizerhofquai promenirt, so hat man täglich Gelegenheit, die Vertreter und Vertreterinnen fast aller civilisirten Nationen zu sehen; das Sprachengewirr ist geradezu unglaublich. Ich glaube kaum, daß es bei dem Thurmbau zu Babel so bunt hergegangen sein mag: englisch, russisch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch, holländisch, schwedisch, dänisch, deutsch, griechisch, persisch, türkisch, serbisch, chinesisch, japanesisch und weiß der Himmel, welche Idiome noch schwirren um Ihr Ohr und rufen eine förmliche Sinnesverwirrung hervor. Besonders dominiren jedoch die englischen und amerikanischen Touristen. Ganzen Schaaren rosiger, junger, englischer und amerikanischer Misses in Begleitung alter, runzliger Gouvernanten begegneten mir auf dem Quai. Grüne Schleier, rothe Bädecker, lange Alpenstöcke, riesige Regenschirme, elegante Reisetaschen, goldene Pincenez, gigantische Fernröhre, endlose blonde Locken, blaue Augen, große Zähne, die oft an die vergilbte Elfenbeinclaviatur eines alten Fortepianos aus Mozarts Zeiten gemahnen — das sehen Sie auf jedem Schritt; die englische Sprache ist auch die vorherrschende.

Ich hatte beschlossen, Luzern zu meiner Residenz zu erwählen, von wo aus ich Ausflüge nach den verschiedenen sehenswürdigen Ortschaften des Vierwaldstädtersees machen wollte. Ich ließ mein Gepäck im Bahnhof und schlenderte gemüthlich in der Stadt umher, um mich mit derselben etwas vertraut zu machen und dann meine Ausflüge auf dem See vorzunehmen. Dampfer sind stets zu den Diensten der Touristen bereit.

Luzern ist im Grunde genommen ein kleines Städtchen mit nicht mehr als 18,000 Einwohnern; es hat noch seinen mittelalterlichen Charakter beibehalten; neun hohe, aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts stammende, alterthümliche Schutzthürme (die jetzt Niemand schützen, nur ein Gegenstand der Neugierde seitens der Fremden sind) verleihen der Stadt ein gar seltsames Gepräge, versetzen uns so zu sagen in eine längst entschwundene Vergangenheit. Diese Illusion wird noch durch zwei alterthümliche, bedeckte, über den See führende Brücken erhalten und verstärkt. Etwas Curioseres als diese Brücken habe ich in meinem Leben nicht gesehen und sie verleihen auch der Stadt eine ganz eigenthümliche Poesie. Man hatte mich bereits in Basel auf diese Brücken aufmerksam gemacht und zwar war es der Geologe Doctor Alexander Wettstein aus Zürich (dessen Bekanntschaft ich in einem Café gemacht) der in der jüngsten Zeit eine solche Berühmtheit erlangt, da er sich unter den sechs waghalsigen jungen Leuten befand, die vor kurzem beim Besteigen der Jungfrau einen so entsetzlichen Tod fanden.

Ich sehe ihn noch vor mir, den lebensfrohen herkulisch gebauten Mann, der sich schon eines recht bedeutenden Rufes als Gelehrter erfreute. Er lud mich ein, ihn und seine Eltern in Zürich zu besuchen und versprach sogar nächstens nach Petersburg zu kommen. Ich willigte gern ein, von Bern einen Abstecher nach Zürich zu machen und wir schieden als die besten Freunde. Von seinem Vorhaben, die Jungfrau zu besteigen, hatte er kein Wort verlauten lassen. Kurze Zeit darauf laß ich in den Zeitungen Details über die unglückliche Katastrophe, deren Opfer unter Andern auch mein neuer Freund geworden . . .

Doch um auf die hochinteressanten zwei alterthümlichen bedeckten Brücken in Luzern zurückzukommen, die über den Ausfluß des Vierwaldstätter Sees (den Fluß Reuß) führen, so ist die längste und originellste — die Capellbrücke, von innen mit 121 dreieckigen Gemälden (früher betrug die Zahl derselben 154) mit Scenen aus

dem Leben der Schutzpatrone Luzerns (des heiligen Leodegar und des heiligen Mauritius) wie auch aus der Schweizer Geschichte geschmückt. Daneben steht ein alter Wacht- oder Leuchtthurm (lucerna im Lateinischen, woher auch der Name der Stadt stammt) der sogenannte Wasserthurm (im eigentlichen Vierwaldstättersee). In diesem historischen, vor Alter grauschwarz gewordenen Thurm wird das städtische Archiv aufbewahrt. Die zweite bedeckte Brücke (die Mühlenbrücke) hat gleichfalls über hundert Gemälde, die Bezug auf den Todtentanz haben. Sämmtliche Gemälde haben in künstlerischer Beziehung kaum einen sonderlich großen Werth, da ihre Ausführung größtentheils eine sehr primitive und oft höchst naive ist, besonders was Perspektive und Colorit anbetrifft, aber als historische Denkmäler einer längst entschwundenen Vergangenheit sind sie sehr werthvoll und ich bin überzeugt, daß wenn es der Stadtverwaltung von Luzern je einfallen wollte, diese paar hundert und etliche Gemälde (die nebenbei bemerkt, das Eigenthümliche haben, daß sie von beiden Seiten bemalt sind; sie sind in der Brücke auf Pfeilern in der Mitte placirt, so daß man sie beim Hin- und Zurückziehen mustern kann) zu verkaufen, sie sicherlich für dieselben eine sehr hohe Summe erzielen würde. Jedes Bild ist mit einer Inschrift in deutscher Sprache versehen. Leider konnte ich dieselben nicht entziffern, theils weil auf der bedeckten Brücke ein Halbdunkel herrscht, theils weil die Bilder so hoch hingen, daß ich, Dank meiner vermaledeiten Kurzsichtigkeit, die Schrift nicht gut sehen konnte, die noch außerdem mit alterthümlichen Schnörkeln versehen, das Lesen bedeutend erschwerte.

Es existirte auch eine dritte hölzerne Brücke (die Hofbrücke), die mit Bildern aus der heiligen Schrift geziert war. Doch dieselbe wurde, wie man mir mittheilte, 1852 abgetragen und durch hübsche Promenaden (den von mir oben erwähnten Schweizerhofquai) ersetzt, welche wirklich reizend sind. Sehenswerth ist auch die schöne moderne steinerne Bahnhofbrücke, die vom Eisenbahn-Vauxhall in den fashionablen Theil der Stadt führt, die durch den herrlichen Vierwaldstättersee in zwei Theile getheilt wird. Und an den Ufern dieses blauen Sees (der einen ziemlich starken grünen Reflex hat) welcher in der Geschichte der Schweiz eine so hervorragende Rolle spielte, liegt malerisch gruppirt das Städtchen Luzern. Es ist ein herrlicher Anblick, der sich darbietet, besonders von der Höhe des Gütschberges, ein mehr als hundert Meter hoher Berg, auf dessen Gipfel man vermittelst einer Drahtseilbahn gelangt. Diese Drahtseilbahn ist an und für sich schon sehenswerth, ganz abgesehen davon, daß man von dem Gipfel des Gütschberges die denkbar herrlichste Aussicht über den See und die Stadt von der Vogelperspective hat.

Was eine Drahtseilbahn ist — wissen Sie wohl; dieselbe leistet das Unglaublichste; die Waggons dieser Eisenbahn erklimmen einen senkrechten steilen Berg bis auf seinen höchsten Gipfel und wie so man dabei nicht den Hals bricht — ist mir bis jetzt ein Räthsel. Zwei offene Waggons, mit ca. 20 Passagieren gefüllt, gehen den steilen Berg herauf, als ob das etwas ganz Gewöhnliches wäre; ohne Locomotive bewegt sich dieser sonderbare Zug auf den mit Zahnrädern versehenen Schienen und wenn Sie aus dem Waggon in die unter Ihnen gähnende Tiefe herabblicken, so überkommt Sie ein Schwindel, ein Schauer; man fühlt einen die Gänsehaut überkommen; trotzdem daß man vollständig sicher ist, daß kein Unglück passiren könne, da die Sache mathematisch unfehlbar ist, so denkt man doch: Aber wie, wenn sich das Unvorhergesehene, Unwahrscheinliche, Unmögliche dennoch ereignet; wenn die Waggons sich losreißen und die entsetzliche Höhe herabrollen, herabkollern? In welchem Zustande kämen wir Insassen da unten an?

Hat man aber den Gipfel des Gütsch erreicht, so wird man für die eventuell ausgestandene Angst überreich entschädigt. Ein großer Tannenwald umfängt Sie da oben und die stolzen, schlanken, himmelanstrebenden, militärisch gedrillten Tannen

neigen herablassend ihre Wipfel zum Gruß und, an die Brüstung gelehnt, können Sie sich von der Höhe an einem Panorama erfreuen, das sich in so pittoresker Abwechselung nicht oft bietet.

Am Horizont zeichnen sich die riesigen, dunklen Bergketten der Alpen, deren Gipfel weit über die Wolken ragen, die ihnen demüthig zu huldigen scheinen; weit hinter der Stadt sieht man die herrlichen Matten; schmucke Dorfschaften und Weiler mit schlanken Kirchthürmen sind überall zerstreut in einer überraschend anmuthigen Mannigfaltigkeit. Und dazwischen der herrliche, blaue Riesenspiegel des Vierwaldstättersees, der so ein Stück auf die Erde gesunkener Lasurhimmel zu sein scheint. Unbeweglich liegt der See da, in der That dem Horizonte da oben täuschend ähnlich. Es ist ein colossaler Saphir. Man dürfte glauben, die blaue Fluth sei erstarrt, so daß man über dieselbe trockenen Fußes hinwegschreiten könnte. Diese Unbeweglichkeit ist geradezu wundersam und bezaubernd.

Es lächelt der See. Beim Zeus! Erst jetzt, als ich da oben auf dem Gütschberge stand und den See zu meinen Füßen hatte, begriff ich die Worte des Dichters. Ich hatte diesen Ausdruck nie recht goutirt; nicht begreifen können, wie so ein See lächeln könne; hielt das für eine licentia poetica, die man dem großen Dichter nachsieht. Aber, beim Himmel, Schiller hatte Recht, als er vom Vierwaldstättersee in seinen „Wilhelm Tell": sagt „Es lächelt der See, er ladet zum Bade."

In der That lächelte der See mit seinem großen herrlichen, meerestiefen, dunkelblauen Auge. Er lächelte so anmuthig, lud mich so holdselig zum Bade ein, daß ich beschloß, dieser liebenswürdigen Einladung Folge zu leisten. Außerdem hatte ich mich an dem Anblick, den die Aussicht vom Gütschberg bietet, genügend gesättigt. Auch der Magen war nicht vergessen worden. Ich hatte in einem daselbst befindlichen Restaurant (in der Schweiz ist stets neben einer schönen Aussicht ein mehr oder minder gutes Restaurant) gefrühstückt, ein Paar Schoppen Brauneberger geleert und konnte also den Rückweg antreten. Die Reise per Drahtseilbahn hin und zurück kostet 50 Centimes. Wohlbehalten langte ich aus der schwindelnden Höhe wieder auf der Erde an und dankte den rettenten Göttern, die mich vor Unheil bewahrt.

In Luzern stößt man schon auf die Unbequemlichkeit der in der Schweizer Bevölkerung vorherrschenden Sprachenmehrheit. Redete ich Jemand auf der Straße deutsch an (um irgend eine Auskunft), so erhielt ich eine französische Antwort: that ich es französisch, so war die Erwiderung regelmäßig italienisch. Versuchte ich es italienisch, so antwortete man mir öfters in der ladinischen Sprache, von der ich kein Sterbenswärtchen verstand oder in einem Schweizer Deutsch, das meinem Ohr eben so unverständlich klang. Doch mit Geduld und gutem Willen kommt man doch endlich zum Ziele. Und so wanderte ich den reizenden Schweizerhofquai entlang, der zu dieser Stunde ungewöhnlich belebt war. Und als ich so harmlos fürbaß schritt und an nichts Böses dachte, siehe da, da trat mir eine Gestalt entgegen, die ich überall, selbst im Fegefeuer, nur nicht hier, am Ufer des Vierwaldstättersees, erwartet hätte.

Es war ein Männchen mittlerer Größe in ein leichtes Röckchen, helle Höschen, breites Strohhütchen gekleidet, und gar lustig ein dünnes Stäbchen in dem Händchen schwingend. Träum ich? ist mein Auge trübe? Nebelt's mir vor'm Angesicht? Wo habe ich dieses Männchen mit dem rothen Judasbärtchen, mit den schmalen, zwinkernden Aeuglein, mit dem sinnlichen Lächeln eines Fauns oder Satyrs um die wulstigen Lippen gesehen? Nein, es ist keine Sinnestäuschung! Vor ein paar Monaten begegnete ich diesem Manne an den Ufern der Newa, auf der großen Morskaja; jetzt kommt er mir entgegen am Gestade des Vierwaldstättersees, auf dem Schweizerhofquai, selbstbewußt, triumphirend und cynisch wie immer, der große Kritiker der „Nowoje Wremja", die rechte Hand und das linke Herz Herrn Ssuworin's, der Poet, Feuille-

tonist, Belletrist, Antisemit, Satyriker, Pasquillant und Humorist, mit einem Worte — Victor Petrowitsch Burenin.

Mit freundlich ausgestreckten Händen kam mir Herr Burenin entgegen. Ich muß Ihnen bemerken, daß ich mit dem so viel geschmähten Publicisten einst sehr befreundet war und wir auch jetzt, trotzdem wir politische Gegner sind und unter verschiedenen Fahnen kämpfen, auf recht freundlichem Fuße stehen. Während der orientalischen Wirren und des darauf folgenden serbisch-türkischen und russisch-türkischen Krieges redigirte ich den politischen Theil der „Peterburgskija Wedomosti", deren „innere Angelegenheiten" Herr Burenin verwaltete. Wir sahen uns täglich und war er stets ein guter College, ein angenehmer Plauderer, stets dienstfertig und zuvorkommend, talentvoll und witzig, Spottgedichte geistreich drechselnd und Carricaturen geistvoll zeichnend, denen die offenbare Gutmüthigkeit oft den herben Stachel nahm. Nichts verkündete in ihm damals den bissigen Kritiker, den boshaften Kläffer, den Alles begeifernden Pamphletisten, den wüthigen Antisemiten, der er in der Folge beim Uebergange in die Reihen der „Nowoje Wremja" geworden. Herr Burenin war gleich Herrn Ssuworin ultraliberal, ja radical gewesen. Racenhaß und Glaubensunduldsamkeit war ihm fern. Die Ssuworinsche Schule that das ihrige und Victor Petrowitsch Burenin wurde das, was er zu meinem größten Bedauern geworden.

Doch das Alles hinderte mich durchaus nicht, ihn bei der unerwarteten Begegnung auf dem Schweizerhofquai in Luzern, an den Ufern des prächtigen, blauen Vierwaldstätter Sees, im Angesicht der herrlichen Natur freundlichst zu begrüßen; denn meiner Ansicht nach haben sowohl die erbitterten Gegner, als die begeisterten Anhänger Herrn Burenin's Unrecht. Derselbe ist freilich kein Genie, wie die Freunde behaupten, aber doch auch keine Null, wie die Gegner aussagen. Burenin ist unstreitig ein talentvoller Publicist, der aber seine schönen Gaben leider mißbraucht und auf Irrwege gerathen ist, wo er verkommt. Es ist sehr schade um ihn, da er im Grunde genommen ein guter Kerl ist, der durch schlechte Gesellschaft und materielle Interessen inficirt, seine früheren Grundsätze verleugnet. Es ist schade um das schöne Talent im Dienste einer häßlichen Sache.

Den Quai entlang schlendernd, plauderten wir einige Zeit und dann trennten wir uns; er, um seinen Spaziergang auf dem Quai fortzusetzen; ich, um den nach Vitznau abgehenden Dampfer zu besteigen und von da mich per Zahnradbahn auf den Rigi zu begeben.

VIII.

Auf dem Vierwaldstättersee.

I.

Der Vierwaldstättersee, eine nach allen Himmelsgegenden sich ausdehnende riesige Wassermasse von einem in Dunkelgrün schillernden Lazurblau (die Nüancen des Sees sind oft so seltsam, daß man das Blau vom Grün schwer zu unterscheiden vermag und ich stets unentschlossen war, welches die eigentliche Farbe dieses chamäleonartigen Gewässers sei, obgleich ich nicht an Daltonismus leide) von sehr unregelmäßiger, oft höchst phantastischer Gestalt, führt seinen Namen von den vier Waldcantonen (Luzern, Unterwalden, Uri und Schwyz), die an seinen Ufern liegen. Die Länge dieses Sees, von Luzern bis Flueln, beträgt 37 Kilometer; die Breite ist sehr ungleich, doch durchschnittlich kann sie meist auf etwa vier Kilometer angegeben werden. Er liegt 437 Meter über dem Meeresspiegel, hat 200 Meter Tiefe, friert nie ganz zu und ist unstreitig der malerischste See, nicht nur der Schweiz, sondern, ich kann es kühn behaupten, ganz Europa's in Bezug auf die Großartigkeit der Scenerie und die anmuthige Mannigfaltigkeit der ihn einschließenden Ufer und hoch in die Wolken ragenden Berge. Der Vierwaldstättersee gewinnt für den Touristen ein besonderes Interesse durch die wunderbaren Ereignisse, die sich theilweise auf demselben abspielten und durch die herrlichen Schilderungen derselben in „Wilhelm Tell" durch Schiller. Obgleich, wie es historisch nachgewiesen, Schiller nie am Vierwaldstättersee gewesen, so hat der große Dichter dennoch mit der dem Poeten eigenen Sehergabe die prachtvolle Scenerie richtig erfaßt und ziemlich naturgetreu (wenngleich mit einigen von der Wirklichkeit abweichenden Varianten) wiedergegeben. Der Vierwaldstättersee (vielmehr die an seinen Ufern liegenden Ortschaften), war der Schauplatz, auf dem die großartigen historischen Begebenheiten vorgingen, die zum Abschütteln des österreichischen Joches führten und den Grundstein zur Selbstständigkeit der Schweiz legten, die freilich noch viele, lange, blutige Kämpfe ausfechten müßte, bis es ihr gelang, sich auf einer festen Basis zu consolidiren.

Es giebt Skeptiker, die da unverfroren die Behauptung aufstellen, die ganze Geschichte von Tell sei nur eine Legende; Tell habe nie existirt und die Geschichte von dem Apfel, den der unerschrockene Schütze auf Befehl des grausamen Landvogts seinem Sohne vom Haupte schoß, sei eben so eine hübsche Sage, als alles Uebrige, Tell und Geßler betreffend. Wenn man aber bedenkt, daß sich ein Mann gefunden, der da die Behauptung aufstellte, daß Napoleon der Erste gleichfalls gar nicht existirt habe; daß

die napolionische Legende nichts weiter als eine Sage sei (über dieses eben so interessante, als hirnlose Thema ist ein ganzes Buch geschrieben worden, voll von barocken Ideen und wahnsinnigen Sophismen), so wird man für dieses vergebliche Bemühen, uns die schönste historische Illusion zu zerstören, nur ein mitleidiges Lächeln haben. Doch daß ein Befahren des Vierwaldstättersees im Stande ist, den Kopf zu verdrehen, selbst auf den nüchternsten Menschen einen überwältigend tiefen Eindruck zu machen, diese Wahrheit mußte ich an mir selbst erfahren.

Kaum hatte der elegante Salondampfer, auf welchem ich mich befand, die Luzerner Anfahrt verlassen und die Räder desselben die krystallgleiche Oberfläche des blauen Sees mit einigen Drehungen schäumend durchschnitten (gegen welche Störung aus seiner beschaulichen Ruhe der See heftig zu protestiren schien), als rechts sich die phantastisch dunklen Contouren des Pilatus und links die des Rigi erhoben. Dräuend schienen die beiden Riesen auf uns herabzusehen, auf unser thörichtes verwegenes Beginnen. Links vom Pilatus tauchten einige mit ewigen Schnee bedeckten Gipfel der Berner Alpen auf: Wetterhorn und Schreckhorn, Mönch, Eiger und besonders die keusche Jungfrau, die da in makelloser Schneehülle hochaufleuchtete. Die Jungfrau erfreut sich letzthin keines sonderlich guten Rufes, Dank den Hekatomben von Menschenopfern, die sie forderte. Ich grollte der unnahbaren Maid, deren eisges, fühlloses Herz gleichgiltig kalt auf alle die Thoren herabsieht, die sich in ungestillter Sehnsucht nach ihr verzehren, und die einen jeden Versuch einer intimen Annäherung mit der Stolzen, Unnahbaren mit dem Leben bezahlen.

Ich kann Ihnen nicht erklären, was mit mir in diesem Augenblick vorging, als plötzlich sich diese herrliche, in ihrer Art einzige Aussicht, wie sie kein anderer Punkt der Welt aufzuweisen vermögend ist, vor mir eröffnete. Ich unterlag diesem mächtigen Eindruck und verlor für einige Zeit ganz das Bewußtsein, so daß ich factisch nicht wußte, was eigentlich um mich vorging. Die ungeahnte Größe der Scenerie, der riesige blaue See, die gigantischen dunklen Berge, die schneeweißen Wolken, die demüthig sich vor ihnen beugten, die saftigen grünen Matten, die sich terrassenartig aufthürmten, die hie und da zerstreut am Ufer, am Abhange, auf den Bergen, im Walde gruppirten Dörfer und Städte mit ihren in die blaue Luft emporragenden Kirchthürmen, ihren weißen Häusern mit rothen Schieferdächern, der sich über uns ausbreitetende blaue Himmelsdom mit dem milde leuchtenden göttlichen Auge der goldig strahlenden Sonne — dieses Alles zusammengenommen erwies sich als zu stark für mein empfängliches Gemüth. Es überkam mich ein Gefühl der Ohnmacht, das jedoch mit wonnevoller Seligkeit gemischt war. Nachdem mein trunkenes Auge sich an diesem herrlichen Anblick gesättigt, umflorte es sich; nachdem mein Herz freudig hoch geschlagen, schien es stille zu stehen, und ich sank auf die Bank hin, in einem Zustande zwischen Traum und Wachen. Ich fühlte mich so wohl und doch war ich halb ohnmächtig. Ich empfand eine sonst nie geahnte Seligkeit und dennoch schnürte sich mein Herz zusammen. Es war ein seltsamer Zustand, den ich nicht definiren kann, den ich jedoch durch den überwältigenden Eindruck der mich umgebenden grandiosen Natur erkläre.

Ich erholte mich jedoch bald und zwar war es ein prosaischer Kellner, der mich aus dieser poetischen Versunkenheit aufstörte. Die Worte „Kaffee gefällig" rüttelten mich auf und eine Tasse abscheulichen, bitteren, schwarzen Kaffees gab mich der Wirklichkeit wieder. Der dominirende katholische Charakter des Landes und seiner Bevölkerung trat grell hervor. Auf den in den See vorspringenden Felsblöcken befinden sich zahlreiche Capellchen, welche die Schiffer ihrem Schutzpatron, dem heiligen Nicolaus geweiht, damit er sie gegen ihren schlimmsten Feind, den Föhn (einen bösartigen, wüthigen Südwind, der schon viel Unheil angerichtet), schütze. Denn der Vier-

waldstätterſee, wie freundlich, liebevoll und anmuthig er auch lächelt, daß man ſich in bedingungsloſem Vertrauen zu ihm hingezogen fühlt, iſt ein böſer, unzuverläſſiger Geſell, ein unbeſtändiger, verrätheriſcher, heimtückiſcher Freund. Mit einer Leichtigkeit ſonder Gleichen wandelt ſich das ſonnige Lächeln in finſtere Drohung; die ſpiegelglatte Oberfläche wird zum ſturmbewegten Meere, es raſt der See, er muß ſein Opfer haben. Darum iſt auch die Schiffahrt auf Kähnen und Gondeln durchaus nicht gefahrlos und ſollen ſich die Touriſten durch das friedliche, harmloſe Aeußere nicht täuſchen laſſen. Denn da unten gähren die ungezügelten Leidenſchaften in purpurner Finſterniß und ob's gleich dem Ohre da oben bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte verborgen bleibt, ſo treten die wilden Elementargeiſter oft plötzlich hervor und wehe dem Schiffer, der von ihnen betroffen wird.

Unſer großer Dampfer ließ ſich jedoch durch derartige trübe Betrachtungen nicht irre machen. Dank ſeiner imponirenden Größe und trefflichen Maſchinerie trotzte er muthig den da unten hauſenden finſteren Geiſtern, die das Gebild der Menſchenhand und den Menſchen ſelbſt mit gleichem unverſöhnlichen Haſſe verfolgen, und führte uns in beſchleunigtem Laufe durch dieſe wunderbare Scenerie, die man mit eigenen Augen geſehen haben muß, um ſich einen Begriff von ihrer imponirenden Schönheit und überwältigenden Majeſtät zu machen.

Die Bergrieſen treten auf die Scene. Anfangs erſcheinen ſie gleich düſteren, unheilſchwangeren Wolken, die ſich am fernen Horizonte aufthürmen; allmälig jedoch trennen ſie ſich vom Aether und treten hervor, dieſe ſteinernen Hünengeſtalten, dieſe Granitrecken, welche ſtolz ihre Häupter über die Wolken erheben und dem lichten Aether zu drohen ſcheinen. Um die Gipfel der Felſentitanen ſpielen roſig angehauchte Wolken und umgaukeln neckiſch die ernſten Rieſen, die mit herablaſſendem, ſinnendem Lächeln auf alle dieſe weiblichen Koketterien herabſehen, welche auf dieſe ehernen Denkmäler der Ewigkeit nur einen geringen Eindruck zu machen ſcheinen. Oft ſchmiegt ſich ſo ein luſtiges duftiges Wölkchen an den Berggipfel, der dann ein gar komiſches Ausſehen gewinnt, gleichſam als habe er am lichten Tage eine Nachtmütze über's Ohr gezogen und ſchlummere ſanft gleich dem deutſchen Michel, bis ihn Bismarck aus ſeinem hundertjährigen Schlafe aufrüttelte zu neuem Leben, zu friſcher Thätigkeit. Der ſteinerne Rieſe ſcheint das Lächerliche ſeiner Situation einzuſehen. Denn unwillig ſchüttelt er die unbeſcheidene Wolke von ſich ab (die kichernd entfleucht, um mit einem gigantiſchen Nachbar daſſelbe loſe Spiel zu erneuern) und ſteht wieder da in ſeiner unnahbaren Majeſtät und Vereinſamung. . .

Und immer weiter rücken wir vor. Bei dem, durch hervorſpringende Felſenzungen gebildeten ſogenannten „Kreuzrichter" eröffnet ſich ein neues, entzückendes und überraſchendes Panorama, an welchem ſich das trunkene Auge nicht ſatt ſehen kann. Links an dem kleinen, mit ſchmucken Villen und Landhäuſern beſäeten Meggenhorn befindet ſich die winzige Inſel Alt-Stad und dahinter ragen die Zinnen und Gipfel, Thürmchen und Erker des Schloſſes Neu-Habsburg hervor. In jener Gegend ſpielte ſich die von Schiller in ſeiner herrlichen Ballade ſo poetiſch beſungene, wundervolle Epiſode ab, wo der ſchweizeriſche Edelmann Rudolph von Habsburg dem Prieſter ſein Pferd abtrat, um ihn „durch des Gießbachs reißende Fluthen zu dem ſterbenden Manne" reiten zu laſſen. Und der Prieſter weisſagte dem Edelmann, daß er ein mächtiger Kaiſer werden, der Stammhalter einer großen, die Welt beherrſchenden Dynaſtie.

Ganz unten im Winkel, in einer ungewöhnlich obſtreichen Gegend, liegt am Fuße des Rigi—Küßnacht, ein ſchmuckes Dorf, das ich vom Rigi-Firſt aus beſuchte, um meinem Vorſatz getreu, durch die hohle Gaſſe zu wandern. Doch die hohle Gaſſe, wo Tell ſeinem Todfeinde, dem Räuber ſeiner Ruhe, auflauerte, um an ihm den Meiſterſchuß aus ſeiner Armbruſt zu verſuchen, fand ich nicht mehr vor. Mit Hintanſetzung aller Pietät und

Verschmähung jeglicher historischer Reminiscenzen ist die berühmte hohle Gasse (in welcher schon mancher Schauspieler, der sich zu Heldenrollen berufen glaubte, gar elendlich zu Grunde gegangen ist) zu einem nach Immensee führenden Fahrwege erweitert, so daß ich mich mit der Vergangenheit begnügen mußte. Mir däucht, die Schweizer würden besser gethan haben, wenn sie die „hohle Gasse" unberührt hätten stehen lassen, um von jedem Passanten 50 Centimes Gebühr zu erheben; sie hätten sich damit eine sehr ergiebige Einnahmequelle schaffen können, da sie doch nun einmal als praktische Leute der materiellen Gegenwart ihre poetisch-historische Verfangenheit ausbeuten. Den Fahrweg nach Immensee hätte man nebenbei errichten können.

Dicht hinter Küßnacht (ungefähr eine Viertelstunde Entfernung) liegen die geringen Trümmer von des Landvogts Geßler Burg, wohin Tell, nachdem der Landvogt seine ruchlosen Absichten durchschaut, geschleppt werden sollte, um in ewiger Gefangenschaft sein verbrecherisches Beginnen zu büßen. Am Ausgang des Immensee Fahrwegs (der ehemaligen hohlen Gasse, wo Tell's tödliches Geschoß den Landvogt traf) befindet sich die Tellcapelle, das Endziel aller Touristen in dieser Gegend. Diese sehr romantisch gelegene Capelle, reich mit Frescogemälden geschmückt, befindet sich genau an der Stelle, wo Geßler zu Tode getroffen vom Pferde fiel. Die Capelle bietet an und für sich nichts besonders Sehenswerthes, sie ist blos interessant durch die historischen Erinnerungen, welche sie wachruft. Der tiefe Eindruck, den diese Erinnerungen hervorriefen, wurde mir nur durch eine englische Damengesellschaft vergällt, deren prosaisches Gebahren an diesem poetischen Erdenwinkel geradezu peinlich war. Der reisende Engländer ist unerträglich. Dasselbe kann ich auch von der reisenden Engländerin sagen. Zu meinem Unglück stieß ich überall (es war gerade die rechte Touristensaison, the high season) auf ganze Trupps von gelangweilten Engländern mit ihren hageren Weibern, Töchtern, Schwestern, Cousinen und Tanten, die ernüchternd wirkten mit ihren stereotypen Ausrufungen, mit ihrer affectirten Gleichgültigkeit gegen die Naturschönheiten, um deretwillen sie ihre neblige, vom Spleen behaftete Heimath verlassen haben. Der Amerikaner und die Amerikanerin, die man leicht erkennen kann, sind bedeutend interessanter.

Auf riesigen vorspringenden Felsen sieht man von der Ferne bunte Kartenhäuschen, die ein muthwilliger Knabe hier aufgestellt zu haben scheint, um sie dann wieder in einem Anfall von Laune umzublasen. Doch wenn man durch's Binocle hinschaut, so entdeckt man, daß das vermeintliche Kartenhäuschen, das man in die Westentasche stecken zu können glaubt, ein stattliches, vier- bis fünfstöckiges Gebäude mit zahlreichen rings um das ganze Haus laufenden Balkons, mit freundlich winkenden, hellgrünen Jalousien, mit Glasverandas, Anbauten, Thürmchen und Giebeldach ist. Das sind Hotels oder Pensionen, wo man für 10 bis 15 Francs pro Tag Wohnung und Atzung haben kann und dafür auch das Recht genießt, sich an der schönen Natur zu erfreuen, wofür keine Extrazahlung verlangt wird, außer nur in gewissen Fällen. Das sind so moderne Raubburgen, wo dem Fremden mit Grazie das Fell über's Ohr gezogen wird und wobei man noch gute Miene zum bösen Spiele machen muß.

In jedem dieser Hotels oder Pensionen haust auch so ein moderner Geßler. Er verlangt zwar nicht, daß man vor seinem Hute sich beugen, das Haupt entblößen und seine Ehrfurcht bezeugen soll; er fordert aber, daß ein jeder Passante sein Portemonnaie ziehe und ist seinerseits eifrigst bestrebt, dasselbe nach Kräften zu leeren. Deutschland wurde von Victor Tissot das Land der Milliarden genannt; ich würde es eher das Land der Trinkgelder par excellence nennen. Doch hat Deutschland das Monopol der Trinkgelder verloren. Die Schweiz und Italien machen ihm diese Palme streitig. Das Trinkgelderunwesen hat sich allmälig über ganz Europa verbreitet und der Reisende leidet unter diesem Uebel unsäglich und alle Mittel, demselben zu steuern, haben bis jetzt nichts geholfen. Der Tourist muß nicht nur

dulden, daß man ihm jeden Tag, zu jeder Stunde das Fell über die Ohren ziehe; er muß noch dafür Trinkgeld geben, gleichsam seine Anerkennung für die ihm widerfahrene humane Behandlung aussprechen.

Und immer neue, stumme, steinerne Riesen treten auf die Scene, erheben sich drohend aus den blauen Wellen des Vierwaldstättersees. Und ich bewundere die Geschicklichkeit unseres Führers, der den großen Dampfer mit solcher Sicherheit zwischen den sich scheinbar zusammendrängenden Felsen hindurch steuert. Und ich weiß nicht, warum und wie so mich plötzlich der Gedanke überkam, daß wir im Grunde genommen doch große Gefahr liefen. Wie, wenn es diesen steineren Riesen mit einem Male beifallen sollte, einander näher zu rücken, um unsern koketten Dampfer zu umarmen? Schon hörte ich die Flanken des braven Schiffes krachen. Und als ich die Augen aufschlug, da sah ich zu meinem unsäglichen Entsetzen, daß meine düstere Vorahnung sich zu bewahrheiten begann.

Einer der Steinriesen rechts blinzelte seinem granitenen Gegenüber, einem alten bemoosten Haupte finsteren verwitterten Ansehens zu, sie möchten doch beide gleichzeitig der frechen Nußschale auf den Leib rücken und dem vermessenen Menschen zeigen, was es heiße, durch vorwitzige Neugier die Ruhe der Ewigkeit zu stören. Der Vorschlag, uns in eine tödtliche Umarmung zu schließen, schien dem grimmen Gegenüber außerordentlich zu behagen. Er schmunzelte still in seinen grauen Bart hinein, ingrimmig vergnügt und reckte und dehnte sich, gleichsam um sich zum Sprunge vorzubereiten. Glücklicherweise schien unser Steuermann die dräuende Gefahr und die diabolische Absicht der Steinriesen bemerkt zu haben; denn er gab dem Steuer einen Ruck und fuhr in beschleunigtem Tempo dahin, spöttisch auf die in ihren boshaften Erwartungen getäuschten Giganten blickend. Dieselben ballten die Fäuste und, meiner Treu', mich wollte es schier bedünken, als steckten sie dem sich eilig entfernenden Damfer die Zunge nach.

Und der eine mit dem bemoosten Haupte rief uns mit Stentorstimme drohend nach: Dieses Mal, ihr elenden Erdenwürmer, ist es Euch gelungen, straflos zu entkommen. Aber nehmt Euch in Acht. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Wir sehen uns bald wieder und dann werden wir ein Hühnchen mit Euch pflücken. Ein anderes Mal werden wir umsichtiger und glücklicher sein, und dann wollen wir hören, welch ein Lied Ihr singen werdet.

Sprach's und machte es sich bequem. Unser Dampfer erwiderte diese drohende Herausforderung des Steintitanen mit einem schrillen, höhnischen Pfiff, der gellend von den Felswänden zurückschlug. Das Echo klang wie das Lachen der Hölle.

II.

Wie klein, gering und verächtlich erscheint der Mensch im Vergleich mit dieser großartigen, majestätischen, erhabenen Natur. Nichts kann mit dem grandiosen Anblick dieser Alpenkette verglichen werden, mit dieser Phalanx ewiger steinerner Giganten, die sich stolz über die Wolken erheben und den Himmel stürmen zu wollen scheinen. Es scheint zwischen ihnen ein Wetteifer stattzufinden, wer den Andern überragn soll. Einige der dunklen, vor Alter ganz grau gewordenen Riesen haben sich dem Anscheine nach auf die Fußspitzen gestellt, um über die Schultern ihrer Kameraden hinauszulugen in die Welt, herabzusehen auf den da unten sich emsig bewegenden Ameisenhaufen, Menschheit genannt, der ihnen so gering, so verächtlich erscheint, während sich diese Ameisen einbilden, daß sie die Welt beherrschen, sich die Elemente unterwürfig machen, vermögend sind, den Erdball aus seinen Angeln zu

heben. Mit mitleidigem Lächeln schauen die Riesen auf das Treiben der Zwerge da unten herab.

Doch die Steinriesen begnügen sich nicht mit platonischen Ausdrücken der Geringschätzung und des Hasses in Bezug auf die Menschen; sie bethätigen ihre Gefühle oft auf die empfindlichste Weise. Alljährlich fordern sie ihren Tribut an Menschenopfern, schleudern kühne Touristen von ihren Höhen herab, daß dieselben verstümmelt, mit zerschmetterten Gliedmaßen, sterbend unten in die Tiefe gelangen, stumme blutige Zeugen des Ausspruchs, daß die Elemente nicht nur das Gebild der Menschenhand, sondern auch die Menschen hassen. Schneelawinen verschütten die Reisenden und oft macht sich so ein Steinriese den Spaß, daß er ganze Eisenbahnzüge zu zerschmettern sucht und wenn ihm das nicht gelingt, so ist es wahrlich nicht seine Schuld, an gutem (d. h. richtiger an bösem) Willen fehlt es dazu nicht.

Während meiner Anwesenheit in der Schweiz passirte es, daß sich einer der Giganten einen solchen harmlosen Scherz erlaubte. Zwischen Bodio und Giornico bei der Sassi Gressi schleuderte der unsterbliche Spaßvogel, der wahrscheinlich gut aufgelegt war und Fangball spielen wollte, einen riesigen Felsblock auf die Eisenbahnlinie, in der Hoffnnng, den Zug, der eben abgehen sollte, darunter zu begraben. Das ist so ein Spaß, den sich die Großen manchmal in Bezug auf die Kleinen gestatten. Doch es gelang, dem ewigen Schäcker das Vergnügen zu stören und den Schnellzug, der eben abdampfen sollte, zu retten. Der Bahninspektor hatte bemerkt, daß der Riese zum Schäckern aufgelegt war und konnte rechtzeitig warnen, so daß der Zug dicht vor dem gewaltigen Block, der bestimmt war, ihn mit seinen sämmtlichen Insassen in ein besseres Jenseits zu befördern, rechtzeitig halten konnte und die paar hundert armen Menschenkinder mit dem bloßen Schrecken davonkamen.

Unser Dampfer glitt geräuschlos über die blaue Oberfläche des Vierwaldstättersees dahin, wo die Scenerie jeden Augenblick wechselte, wie in einem Wandelpanorama. Einige dunkle Granitriesen haben sich in Reih und Glied mitten in den See gelagert, augenscheinlich fest entschlossen, uns am weiteren Vorrücken zu hindern. Finster, herausfordernd, drohend schauen sie uns an. Doch beachten wir diese Herausforderung nicht, sondern setzen ruhig unsern Weg fort. Der Maschinist des Dampfers läßt sogar ein höhnisches Pfeifen ertönen, gleichsam um den Steinriesen zu verstehen zu geben, daß er sich um ihren Protest ebenso wenig kümmere, als um den vorjährigen Schnee.

Diese stolze Zuversicht scheint nicht zu verfehlen, den gewünschten Eindruck hervorzubringen. Denn im Augenblicke, wo eine Collision unvermeidlich scheint, wo allem Anscheine nach der Dampfer mit den Felsen in ein Handgemenge gerathen muß, da sie uns trotzig die Passage versperren — rücken die Granitriesen höflich auseinander (der Stärkere und Klügere giebt nach), salutiren militärisch, indem sie Spalier bilden, und laden uns mit freundlicher Handbewegung, unverkennbarer Gönnermiene und herablassendem Kopfneigen ein, furchtlos vorzurücken, sie würden uns nichts zu Leide thun, sie verpfänden ihr Ehrenwort, daß uns nicht Unangenehmes passiren werde. Und dem Ehrenworte eines tausendjährigen Granitfelsens kann man trauen; er ist solide und sicher, fest und zuverlässig. Und die Riesen halten ihr Wort. Trotzdem, daß wir so nahe an und zwischen ihnen vorbeipassiren, daß die leiseste Bewegung ihrerseits genügen würde, um uns und unseren großen Dampfer in Atome zu verwandeln, so thun sie uns doch nichts zu Leide. Im Gegentheil, sie geben uns liebevoll das Geleit, verlieren uns zärtlich nicht aus den Augen, damit uns Zwergen kein Leid passire. Im Grunde genommen sind sie, trotz ihres bärbeißigen, Schrecken einflößenden Aeußerens ganz gute Kerle, besonders wenn man sie nicht reizt.

Bei Brunau beginnt der herrliche, rechts vom Urielstock, links vom Axen einge-

engte Urner See. Am östlichen Abhange der Landzunge liegt rechts das Rütli (oder Grütli, wie es vom Volke genannt wird), welches in der Befreiungsgeschichte der Schweiz eine so hervorragende Rolle einnimmt und die Schiller uns vor Augen geführt. Schon seit Jahren habe ich Sehnsucht gefühlt, diese historisch denkwürdige Stelle zu besichtigen und jetzt wurde mein Wunsch endlich erfüllt.

Sie können sich denken, welche Gefühle sich meiner bemächtigten, als ich das Rütli betrat. Es war eine Empfindung religiöser Scheu, gemischt mit Pietät und poetischer Schwärmerei, die mich ergriff, trotzdem, daß die Stelle an und für sich, ohne diese historische Reminiscenz, nichts Besonderes bietet.

Es ist eine ziemlich weite grüne Wiese, auf welcher sich in der Nacht vom 17. November 1307 die Männer aus Uri, Schwyz und Unterwalden versammelten, um sich zur Vertreibung der österreichischen Vögte zu verbünden und den Schwur zu leisten, daß sie von nun an sein wollten, ein einig Volk von Brüdern und sich nicht trennen würden in keiner Noth und Gefahr. An jener Stelle, wo die drei Führer der Cantone (Walter Fürst, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal) sich die Hände reichten und den heiligen Bund beschworen, sind der Sage nach die drei Quellen entsprungen, aus welchen den Reisenden ein Trunk gereicht wird. Selbstredend, daß auch ich aus dieser Quelle trank und das Wasser herrlich fand; eben so selbstverständlich, daß hier ein Gasthaus errichtet ist, wo man nolens volens sein Scherflein niederlegt, wobei unwillkürlich sich Vergleiche aufdrängen zwischen der Schweiz der Vergangenheit und Gegenwart, zwischen den Ahnen und Nachkommen.

Ich wäre begierig, was der biedere Werner Stauffacher oder der brave Walter Fürst (der Schwiegervater des edlen Wilhelm Tell) gesagt haben würden, wenn sie dem Treiben ihrer entarteten Enkel hätten sehen können; wenn sie constatirt hätten, wie dieselben mit den Großthaten ihrer Vorfahren so zu sagen hausiren, Schacher treiben mit den historischen Errinnerungen, wucherische Zinsen aus dem großen moralischen Capital der Vergangenheit ziehen. Ich glaube kaum, daß das nach dem Geschmacke dieser Biedermänner gewesen wäre; sie hätten schwerlich Ursache, erbaut zu sein von dem Treiben der modernen Gegenwart, wenn Hotels von Leuten gehalten werden, die an der Spitze der Volksvertheiligung stehen.

Seitdem ich auf dem Rütli gewesen (wo ich zwar nicht das Alpenglühen gesehen das zu erblicken mir von erst Rigi-Culm aus beschеert war), begreife ich, wie wenig die Theater-Decorationen in dem Schiller'schen „Wilhelm Tell" der Wirklichkeit entsprechen. Rechts erhebt sich die Felsensäule des Mythensteins, wo die Schweizer es endlich doch für zeitgemäß befunden haben, dem größten deutschen Dichter, der ihren Freiheitskampf und Sieg schöner verherrlicht, als es alle ihre Geschichtsschreiber zusammengenommen vermocht, wenigstens durch ein Denkzeichen zu ehren. Im Jahre 1859 wurde in Gegenwart vieler Festtheilnehmer aus der ganzen Schweiz am Mythenstein am hundersten Geburtstag Schillers eine Inschrift angebracht folgenden Inhalts: „Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller. Die Urcantone. 1859."

Selbstverständlich, daß ich mich beeilte, auch die berühmte Tellplatte zu sehen, die sich in der Nähe befindet. Weiterhin über den hier 200 Meter tiefen See befindet sich links das romantisch gelegene Dorf Kissingen und am Fuße des schroff aufsteigenden Axenbergs und des Bugisraths vorüber, kommt man zu der Tellplatte, wo Willhelm Tell, als er, nach dem verhängnißvollen Schuß, auf Geßlers Geheiß gebunden nach Küßnacht geführt wurde, während des Sturmes dem Nachen entsprang, als ihm die Führung anvertraut und er zu diesem Zwecke entfesselt wurde. Die sogenannte Tellplatte ist ein dunkler Felsen, der aus dem See hervorragt und muß man die Kraft und Geschicklichkeit Tells bewundern, der von Fels zu Fels springend sich rettete, indem er das Boot mit dem Landvogt hinausstieß in den wogenden See. Es ist ein erhebender Anblick, wahrlich geeignet, Nachdenken zu erregen. Sinnend stand ich

in Betrachtung der Tellplatte verloren und die ergreifende Scene erstand vor meinem geistigem Auge in ihrer ganzen erhabenen Größe . . .

Die alte, von 1338 herrührende Capelle ist durch eine neue ersetzt worden, welche der Baseler Maler Ernst Stäckelberg mit prächtigen Fresken geschmückt hat. Die neue Capelle wurde vor fünf Jahren vollendet. Ist man um die Gebirgsecke herum, so zeigt sich ein überraschend schönes Bild: rechts Isenthal; gerade vor uns Flüeln in herrlicher Lage am Eingange des Reußthales; im Hintergrunde die unvergleichlich schönen Schneehäupter des Bristenstocks und der Windgelle; rechts die Surenen, neben welchen die Spitze des Urielstocks in die Wolken ragt; an dessen Fuß Attinghausen und das Schloß Rudenz — das Ganze von einem großartigen, geradezu überwältigenden Eindruck. Auf jedem Schritt neue Naturschönheiten, die das Auge entzücken, das Herz erheben und mit Bewunderung und Anbetung des Schöpfers erfüllen, der dieses Alles aus dem Nichts hervorgerufen.

Als ich beim Zusammentreffen mit Miß Ellen zwei Tage später in Luzern ihr diese meine Eindrücke des Vierwaldstättersees in begeisterten Worten schilderte, lächelte sie sarkastisch.

— Sie glauben wirklich daran? fragte sie spöttisch. Was mich anbetrifft, so bin ich ziemlich enttäuscht. Ich halte die ganze Schweiz für einen großartig angelegten Schwindel, für einen en grand betriebenen Humbug. Alle diese über die Wolken scheinbar emporragenden Berge sind weiter nichts als Cartontheaterdecorationen, die man sehr geschickt placirt hat, so daß sie wirklich das Aussehen himmelanstrebender Berge gewinnen. Sobald Sie aber sich denselben nähern, so werden Sie sehen, daß es weiter nichts als Carton ist; auch die Wolken, die so zu sagen am Fuße der Berge lagern, sind imitirt, theilweise gemalt, theilweise aus ganz transparentem Musselin hergestellt. Ich sage Ihnen, es ist Alles reiner Schwindel und die dummen Touristen beider Hemisphären gehen auf den Leim, bekommen für ihr schweres Geld die leichteste Waare. Das Alpenglühen wird künstlich durch buntfarbige Reflectoren hervorgebracht, hinter welchen sich Petroleumlampen befinden. Neuerdings hat man zuerst bengalische Flammen und dann elektrisches Licht angebracht, wodurch die Täuschung noch erhöht wird. Was die Gletscher anbetrifft, so sind dieselben auch künstlich hergestellt; das dazu erforderliche Eis wird insgeheim aus Norwegen importirt und mit einer Salzschicht bedeckt, damit es nicht zu schnell schmelze. Trotzdem muß es ziemlich oft erneuert werden, daher auch die Hotels die Preise so heraufschrauben, um die Kosten für die künstliche Erhaltung der Illusion zu decken. Und was die mit ewigem Schnee bedeckten weiten Gipfel der Jungfrau, der Mönchs, Schreckhorns und wie man alle diese hergestellten Surrogate von Alpen aus Carton und Papiermaché nennen möge, betrifft, so ist das gar kein Schnee, sondern theilweise dünne Schichten von Watte, welche dem Schnee täuschend ähnlich sehen, theilweise ganz einfach mit weißer Oelfarbe bestrichene Flächen, welche die Panurgosheerde der entzückten Touristen für ewigen Schnee hält. Selbst die blaue Farbe des Vierwaldstättersees ist Imitation; alle Wäscherinnen in den vier Cantons und den daselbst befindlichen Städten und Dörfern sind durch das Bundesgesetz verpflichtet, das Wasser, in dem sie die Wäsche gebläut, in den See zu gießen; daher auch seine blaue Farbe, für welche Sie so sehr schwärmen. Ich sage Ihnen, die ganze Schweiz ist weiter nichts, als eine schlau angelegte Comödie mit hübschen Decorationen.

Ich lachte von Herzen über diesen drolligen Einfall des etwas excentrisch angelegten, jungen, hübschen Mädchens, das sich oft in Paradoxen erging und das beim Anblicke der herrlichen grünin Matten das Schicksal der Ochsen und Kühe beneidete, die sich an diesen duftigen kräftigen Kräutern laben können, während wir unglückliche Menschen verdammt sind, uns durch die culinarischen Genüsse systematisch vergiften

zu lassen. Ach, wie gut ist es, in der Schweiz ein Ochse zu sein, seufzte sie, doch noch besser ist das Schicksal einer schweizer Kuh.

III.

Sobald man den Boden der Schweiz betritt, fühlt man sich versucht, Reiseabenteuer zu unternehmen, und der Anblick der himmelanstrebenden Berge erweckt selbst in dem phlegmatischsten Menschen den unwiderstehlichen Wunsch, dieselben zu besteigen. Die Leidenschaft hohe Berge zu erklettern thut sich da mit eben solcher Heftigkeit kund, als das lebhafte Streben, in anderen Ländern hohe Stellungen zu erklimmen. Wenn man seinen Nebenmenschen nun einmal nicht geistig überragen kann, so möchte man es wenigstens körperlich thun.

Eine derartige Sucht ist allen eigen, besonders macht sie sich jedoch in der Schweiz bemerkbar. Die Unternehmungslust strebt stets nach Kühnerem, will etwas vollführen, was noch kein Anderer ausgeführt hat. Wer in ein solches Streben hineingerathen ist, den schreckt die Gefahr nicht ab, sie reizt ihn im Gegentheil; sie ist kein Popanz, sondern vielmehr ein Sporn, ein Lockmittel; sie hat etwas Dämonisches, Fascinirendes in sich; sie wird gewissermaßen zum Bedürfniß, wie dem Spieler — das aufregende hohe Spiel, dem Trinker — der stärkste Alkohol. Es ist nicht mehr die reine Freude an der erhabenen Natur, welche in die Höhe lockt; es ist auch sogar nicht einmal der wissenschaftliche Zweck, der auf unwirthliche Berggipfel treibt. Es ist ein unwiderstehlicher, abenteuerlicher Drang, gleichsam als ob da droben auf den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Zinnen eine Sirene säße, die mit ihrem zum Herzen gehenden süßen Gesange den Wanderer da unten anlockt; eine Loreley, die mit ihrer Zauberkunst den Unbedachten, Kühnen bethört; die demjenigen den süßesten Lohn verspricht, der sich ihr nähert, zu ihr heraufsteigt. Es ist, als sollte man dort oben in ewigen Schnee die Lösung eines großen Problems finden, ein sich behärrlich dem Auge da unten bergendes süßes Geheimniß enthüllen.

Folgt man jedoch dem Sang der Sirene, läßt man sich durch die Schmeicheltöne der Loreley verleiten, wagt man das Abenteuer, um der mysteriösen Isis den Schleier zu entreißen, in den sie sich hüllt, so geht man seinem Verderben entgegen; hohnlachend stürzt die Bergfee den sich ihr hoffnungsvoll, vertrauensselig, erwartungsreich, liebeglühend Nahenden in die Tiefe. . . .

Und alljährlich fallen diesem wahnsinnigen Triebe viele Opfer; meist sind es Jünglinge, erfüllt von Lebensmuth, die in die heimtückisch gestellte Falle gehen. Während meiner Anwesenheit in der Schweiz ereignete sich das größte Unglück, das seit Menschengedenken auf Berg- und Gletscherfahrten sich in den Schweizeralpen zugetragen. Sechs junge hoffnungsvolle Männer, von denen einen ich persönlich gekannt, wurden zum Opfer dieses Strebens. Welch große Hoffnungen knüpften sich besonders an den Geologen Dr. Alexander Wettstein aus Zürich, den jetzt trostlose Eltern beklagen? Was für überschwängliche Erwartungen hat er durch den jähen Sturz in die Tiefe vernichtet?

Unglücklicher junger Mann, ich sehe ihn noch jetzt vor mir, voller Lebenskraft und Jugendlust, voll Energie und Thatendurst, der ihm und seinen fünf Genossen zum Unglück gereichte. Denn die Beharrlichkeit, die Energie, das zähe Festhalten an dem sich einmal gesteckten Ziele, ein allzu großes Vertrauen auf körperliche Kraft, Ausdauer und Gewandtheit, Zähigkeit und Consequenz, Erfahrungen, welche durch mancherlei Strapazen und ausgestandene Gefahren gesammelt waren — dieses Alles zusammengenommen hatte den Impuls zu diesem tollkühnen Unternehmen gegeben.

Wer das starre eisige Reich kennt, das da oben, im Umkreis vieler Tagemärsche, Tod und ewiger Winter beherrschen, wird staunend fragen, wie überhaupt im Kopfe gebildeter und erfahrener Leute die Idee auftauchen konnte, solch ein Wagniß ohne erprobt Führer zu unternehmen? Der Gedanke, daß sie so Schweres unternommen, versucht, um sich hernach des Gethanen zu rühmen und als glorreiche „Bergfexe" herumzustolziren, ist ausgeschlossen; wer die Leute gekannt, wird solchen Verdacht weit von sich werfen. Und doch mag eine Art von Ehrgeiz mit im Spiele gewesen sein; ein Ehrgeiz, der die schweizer Bergsteigerei mehr und mehr beherrscht und der, trotz aller Warnungen vernünftiger Leute, munter um sich greift und zahlreiche Opfer fordert. Die Zahl der noch unbezwungenen Berggipfel ist äußerst gering geworden, reducirt sich immer mehr, da läßt sich nicht mehr viel Ruhm erwerben. Daher sucht man neue Gefahren, neue Sensationen, um das Gruseln kennen zu lernen.

Und derartig werden diese waghalsigen Versuche fortgesetzt und in Interlaken war ich selbst Augenzeuge, wie ein tollkühner Engländer Mr. Couttet dennoch die Jungfrau bestieg. Durch das auf der Promenade ausgestellte, sehr starke Teleskop konnte ich dieses interessante Schauspiel beobachten, welches eine ungeheure Menge von Neugierigen herangelockt hatte, so daß der Besitzer des Teleskops (ein Franzose) vorzügliche Geschäfte gemacht. Er ließ sich für einen Blick durchs Teleskop auf den mit ewigem makellosem Schnee bedeckten Gipfel der Jungfrau 50 Centimes bezahlen. Und der Andrang war sehr groß. Ganz Interlaken war herausgeströmt und ließ sich selbst durch die senkrecht fallenden glühenden Sonnenstrahlen nicht abhalten. Um 9½ Uhr Morgens kamen die Bergsteiger (vier an der Zahl) links vom Silberhorn zuerst in Sicht; die dunklen Gestalten hoben sich kräftig von der silberblinkenden Weiße des Schnees, von dem lichten Azur des Aethers ab. Man konnte dann ohne Unterbrechung ihren Aufstieg verfolgen. Erst um 1¼ Uhr Nachmittags erreichten sie die Spitze der Jungfrau, und ungefähr eine halbe Stunde später verließen sie den Gipfel (augenscheinlich um herabzusteigen), und verschwanden nach der entgegengesetzten Seite. Das war die erste in diesem Jahre glücklich vollendete Besteigung der eisigen Jungfrau.

IX.

Auf dem Rigi.

Unser Dampfer landete in Vitznau, einem sehr hübsch am Ufer des Vierwaldstättersees gelegenen Dörfchen mit zahlreichen Hotels, Restaurants und Pensionen für Touristen. Von dort sollte ich den Rigi besteigen. Ich hatte lange geschwankt, welchem von den beiden Bergriesen ich den Vorzug geben sollte, dem Rigi oder dem Pilatus, da die Frage, welcher von ihnen eigentlich eine großartigere, lohnendere Aussicht auf die Alpenkette bietet, nicht entschieden ist.

Erhabener, wilder und ernster soll der Anblick vom Pilatus sein; dahingegen stimmen Alle überein, daß er lieblicher, anmuthiger, poesiereicher vom Rigi-Culm ist. Ein Vorzug des Pilatus ist der höchst interessante, schroffe, jäh abstürzende felsige Gebirgscharakter. Während jedoch der Pilatus nur selten wolken- und nebelfrei ist *) zählt der Rigi weit mehr freundliche und klare Tage, so daß man bei ihm weniger Gefahr läuft, eine vergebliche Reise gemacht zu haben und sich in seinen Erwartungen und Hoffnungen (den Sonnenauf- und Untergang zu beobachten) getäuscht zu sehen. Ich entschloß mich also für den Rigi, wozu noch ein wesentlicher Umstand beitrug. Da die auf den Pilatus führende und bis an seinen Gipfel reichende elektrische Eisenbahn noch nicht vollendet ist, so ist man gezwungen den Berg (2133 Meter über den Meeresspiegel) zu Fuß oder auf Saumthieren zu besteigen, was zwar durchweg nicht ge-

---

*) Bei guter Witterung hat der Pilatus, dessen Form wirklich etwas Menschenähnliches hat, fast immer eine hutähnliche Wolke auf seinem Gipfel sitzen daher auch das sich stets bewährende Sprichwort stammt:

Hat der Pilatus einen Hut,
Dann wird das Wetter gut.
Hat er einen Kragen,
Darf man's noch wagen.
Hat er einen Degen (schief herabhängende Wolke)
So giebt's Regen.

Und in der That gilt der steinerne Riese als Barometer und scheint er mit dieser ihm zugetheilten Rolle zufrieden zu sein; wenigstens habe ich nicht gehört, daß er sich darüber beklagt, obgleich es für einen Giganten nicht sonderlich schmeichelhaft sein muß, mit einem Laubfrosch oder einem Blutegel auf gleiche Stufe gestellt zu werden.

fährlich, aber im erstern Falle sehr beschwerlich, im letzteren—sehr kostspielig ist. Ich wählte daher den Rigi, hatte ich doch den Pilatus zur Genüge von der Ferne bewundert.

Der Pilatus liegt Luzern weit näher als der Rigi. Seine oben wild zerklüfteten Felsenmassen haben ihm seinen früheren Namen, der aber jetzt nicht mehr gebräuchlich ist, Fracmont (mons fractur) gegeben. Die jetzt gangbare Benennung dieses Bergpatriarchen und Steingiganten kommt wohl (wie ich in der vorstehenden Anmerkung erläutert) vom lateinischen Worte „pileatus“ (behutet), da, wie gesagt, eine die Form eines spitzen Hutes täuschend nachahmende Wolke für gewöhnlich die Bergspitze bedeckt. Andere leiten jedoch den Namen von der Sage ab, nach welcher der Landpfleger Pontius Pilatus sich hier aus Reue über sein gegen den Heiland gefälltes Urtheil in einen Bergsee gestürzt habe. Wieso der römische Landpfleger aus Jerusalem nach Luzern gekommen — darüber schweigt die Geschichte, obwohl in dieser Stadt thatsächlich eine römische Colonie war.

In Vitznau hielt ich mich gar nicht auf. Ich löste sofort ein Billet auf die Zahnradbahn, die bis an die Spitze des Rigiculm führt. Diese $7^1/_2$ Kilometer lange Bahn mit 25 pCt. Steigung ist eine der wunderbasten Schöpfungen, die man sich denken kann. Stellen Sie sich einen von beiden Seiten offenn, oben mit einer Decke versehenen Waggon vor, der sechzig rückwärts sitzende Passagiere aufnimmt, der von einer Locomotive auf eine schwindelnde Höhe über Abhänge und Abgründe, furchtbare Schluchten und hervorragende Felsen geschoben wird. Während dieser (1 Stunde und 20 Minuten dauernden) Fahrt empfand ich gar öfters das mir bis jetzt ziemlich unbekannte Gefühl des Gruselns.

Der Eisenbahnzug klimmt den oft senkrechten Felsen mit vollständiger Sicherheit empor. Dank dem Zahnradsystem (wobei ein unten in der Mitte des Waggons und der Locomotive befindliches Extrarad in die Zähne eines gleichfalls in der Mitte befindlichen Geleises eingreift, ganz abgesehen davon, daß ein etweigen Zurückrollen des Zuges fast eine Unmöglichkeit ist und ein Unglück ganz ausgeschlossen erscheint), ist eine vollständige Sicherheit garantirt. Dennoch, wenn man von der schwindelnden Höhe, herabsieht (mit der verglichen die Drahtseilbahn auf den 100 Meter hohen Gütsch in Luzern, von der ich berichtet, ein wahres Kinderspiel ist) und bedenkt, daß doch die Bremse den Dienst versagen, das Zahnrad brechen und wir von dieser entsetzlichen Höhe mit rasender Geschwindigkeit herabrollen könnten, um unten als blutige, leblose Fleischklumpen anzukommen, so überkommt einen ein ganz seltsames Gefühl nnd unwillkürlich faßt man krampfhaft den Rand des Waggons, da Hilfe suchend.

In der That ist jedoch, wie eine fünfzehnjährige Erfahrung bewiesen, eine jede Gefahr ausgeschlossen. Die Zahnradbahn auf den Rigi ist, wenn ich nicht irre, 1871 oder 72 erbaut worden und im Laufe dieser Periode ist meines Wissens daselbst noch kein Malheur passirt, was man schwerlich von irgend einer anderen, Dank ihrer Terrainverhältnisse weit günstiger stuirten und weit harmloser scheinenden Eisenbahnlinie sagen kann. Als Beweis, mit welchen absoluten Zutrauen und blinden Glauben an die Gefahrlosigkeit die Rigibahn befahrn wird, konnte eine Schaar englischer Backfische dienen, die unter Leitung einer alten Gouvernante fast sämmtliche Plätze im Waggon eingenommen hatten.

Es war eine lustige, geschwätzige, gleich einer Vogelschaar zwitschernde Gesellschaft. Die alte Gouvernante mit einer in Horn gefaßten Brille auf der spitzen Nase, deren verrätherisch purpurgefärbtes Ende verrieth, daß die Dame gerade nicht zu der Fahne der Mäßigkeitsvereine geschworen, ausgenommen, mochte der älteste unter den Backfischen 16. der jüngste kaum 14 Jahre alt sein. Alle waren sie fast gleichmäßig gekleidet:, in dunkelgraue elegant modellirte, hochgeschürzte Reiseanzüge mit carrirn

ten Jupons, aus welchen die in tüchtige Bergschuhe (auf dicken gewalkten und mit großen Nägeln beschlagenen Sohlen) steckenden Füße (bei den Engländerinnen kann von Füßchen nur in Ausnahmefällen die Rede sein) hervorlugten. Alle trugen sie große Strohhüte mit phantastisch aufgekrämpten, größtentheils mit Edelweiß (das man den Buben und Mädchen die den sich langsam schwerfällig fortbewegenden Zug entlang laufen, für 25 Cents pro Stück abkauft) geschmückten Rändern; riesige, eisenbeschlagene Alpenstöcke auf welchen die Namen der höchsten schweizer Berggipfel eingebrannt sind, damit man sich bei Rückkehr in der Heimath brüsten kann, diese gefährlichen Aufstiege gemacht zu haben, obwohl derartiges „Besteigen" eines jeden Berggipfels — den Mönch und die Jungfrau nicht ausgenommen — blos 20 Centimes kostet, die man für das Einbrennen eines jeden Namens in den Alpenstock zahlt; weißgraue Regenschirme, elegante Maroquinreisetaschen, Fernröhre und Stärkungsreiseflaschen, die an Lederbändern über den Schultern hängen; Holzpressen, um eventuell zu pflückende Bergpflanzen zwischen den Brettern zu trocknen; rothgebundene Bädecker, vermittelst welcher man die Natur controlirt, ob sie nicht irgend welche Fälschung begangen, sich irgend eine Abweichung von der Beschreibung erlaubt; graue Plaids, durch einen gelben Lederriemen zusammengebunden, die Stelle eines Kissens vertretend. Dabei ein fortwährendes Gezwitscher, ein unaufhörliches Geschwätz über Gegenstände, die mit dem Reiseziel gar keine Verbindung haben; ein vornehmes Ignoriren der umgebenden grandiosen Natur, eine affectirte Gleichgiltigkeit, eine offen zur Schau getragene Geringschätzung gegen die Umgebung. Und die riesigen Alpenstöcke ragen drohend empor und die drei-vier Dutzend junger Ladies ziehen wie auf Comando goldene Pincenez hervor, die sie resolut auf die Nasen setzen, sobald die Gouvernante das Signal giebt, daß sie im Bädecker etwas Interessantes gefunden. Und alle diese Backfische sind ganz stolz auf ihre Alpenstöcke, ihr Gepäck, ihre Pincenez, ihre carrirten Jupons, ihre Feldflaschen, ihre Fernröhre und ihre Angehörigkeit zu der großen englischen Nation.

Und die Engländerinnen mit den grünen Schleiern, hinter welchen gelangweilte, nicht sehr anziehende Gesichter hervorlugten, ennuyirten mich auf's Höchste, da sie mich mit ihrem unaufhörlichen Geschnatter in meiner Beschaulichkeit störten. Und des Sehenswerthen war so Vieles, daß das trunkene Auge ordentlich nicht wußte, woran es sich zuerst ergötzen sollte. Die Locomotive schob den Waggon immer höher zwischen grauen Felswänden hindurch, unbekümmert darum, daß es oft galt fast senkrechte Granitblöcke zu erklimmen, an welchen der Waggon mit seiner Locomotive zu kleben schien, bereit sich jeden Augenblick loszureißen und in die unabsehbare Tiefe herabzukollern.

Besonders fühlbar machte sich das, als wir einem uns entgegenkommenden Zuge begegneten, der von der steilen Höhe herabrollte. Es schien mir unbegreiflich, wie sich die Passagiere auf den Sitzen erhalten konnten, wie nicht die auf den oberen Bänken auf die unten Sitzenden herabpurzelten. Die Zahnradbahn hat meistentheils zwei Geleise, so daß an einen Zusammenstoß gar nicht zu denken ist. Nur an gewissen Stellen, wo sich die Bahn durch den Felsen Bahn gebrochen und dicht an einem finsteren, drohend gähnenden Abgrund dahinführt, ist nur ein Geleise.

Zuweilen, wenn die gigantischen Felswände auseinanderrücken, hat man eine entzückende Aussicht auf den See, der sich gleich einem auf die Erde niedergesunkenen riesigen Stück lasurblauen Himmels präsentirt, so daß man zwei Firmamente zu sehen glaubt, eines über seinem Haupte in unerreichbarem Aether thronend, ein anderes zu seinen Füßen in unabsehbarer Tiefe ruhend. Es ist kaum zu glauben, daß das ein See ist, der zeitweilig außerordentlich bösartig und aufbrausend sein kann. Ruhig harmlos liegt er da und lächelt gleich einem unschuldigen Kinde. Die blaue Oberfläche mit einem leichten Reflex von Grün bietet sich als eine vollständig unbe-

wegliche Masse dar, über welche man dem Anscheine nach trockenen Fußes hinwegschreiten kann . . . .

Links erhebt sich die Höhe Krapfenhalm. Dann kommt ein 75 Meter langer Tunnel und dann rollte unser Zug über die Schnurtobelbrücke, die kühn über einen Abgrund hingeworfen ist, in dessen Tiefe ein Wasserfall braust, dessen schäumender Gischt uns oft erreicht und mit seinen milchweißen Schaumflocken neckisch die Wangen näßt. Wer da nicht schwindelfrei ist, dem rathe ich nicht, sich umzusehen oder gar in die sich in purpurner Finsterniß präsentirende Tiefe hinabzuschauen. Man kann sich dann schwerlich eines Gefühls des Entsetzens enthalten und unwillkürlich tritt kalter Angstschweiß auf die schreckensbleiche Stirn. Ich bitte Sie, sich die Scenerie zu veranschaulichen, um zu beurtheilen, in wie fern ich Recht habe:

Ueber den gähnenden Abgrund ist eine schwanke Hängebrücke geworfen, über welche unser Zug dahinrollt, so daß die Brücke hin- und herschwankt, in ihren Grundfesten zu erbeben scheint, man sich auf wogendem Meere vermeint und sich bei manchen schwächlichen, nervösen Personen Vorzeichen der nahenden Seekrankheit nicht selten einzustellen pflegen. Und der schwarze Abgrund da unten, ein zweiter nach Beute dürstender Moloch, scheint bereit, die Opfer zu empfangen. Und zum Ueberflusse schweben über den Häuptern der unglückseligen Touristen riesige, hervorspringende Felsblöcke aus Granit, Kalkstein, Schiefer und Geröll bestehend, die jeden Augenblick bereit sind, auf uns niederzuschmettern und unter ihren Trümmern zu begraben, falls wir die schwanke Brücke glücklich passirt und nicht in den Abgrund gestürzt, an dessen Rande wir weiter dahinrollten.

Ich versichere Sie, daß in dieser Schilderung kein Wort übertrieben ist. Ich habe die Situation vollkommen wahrheitsgetreu dargestellt. Die Passage ist und bleibt immer eine ziemlich gefährliche. Besonders sind die vorhängenden gigantischen Felsblöcke nicht sehr Vertrauen einflößend, denn daß diese Riesen sich manchmal in einem Anfall von Melancholie oder Spleen von der Höhe, auf welcher sie seit Jahrtausenden ruhen, herabstürzen, hat sich schon wiederholt ereignet. Gut, wenn man im gegebenen Augenblick von dem Orte der Katastrophe fern ist. Wie gesagt, ganz gefahrlos ist die Reise nicht, obwohl sie täglich von Hunderten, Tausenden unternommen wird, von denen schwerlich einer sich ordentlich darüber Rechenschaft ablegt.

Und immer höher klimmt die Locomotive mit unserem Waggon den Rigi hinauf. Die Luft, die unten heiß war, wird immer kühler, zuletzt sogar empfindlich kalt. Man ist so hoch, daß die Wolken uns auf den Köpfen zu liegen scheinen und es dünkt, man könne sie mit Händen greifen. Ich blicke herunter von der schwindelnden Höhe, indem ich mich aufrecht stelle, um durch die sich erweiternden Felsgänge wieder einen Blick auf den Vierwaldstätter See und seine Umgebung zu gewinnen.

Herr Gott, wie erscheint die Menschheit und was sie geschaffen, so klein und nichtig im Vergleiche mit der Natur und dem, was die Schöpfung in's Leben gerufen. Luzern, das lebhafte, schöne Luzern mit seinen Palästen, Häusern, Kirchen und Denkmälern, sieht einem Kinderspielzeug nicht unähnlich, eben so wie die an dem Ufer des Sees zerstreut umherliegenden Städte, Dörfer und Ortschaften. Die prächtigen Hotels auf den Bergspitzen (fünf- bis sechsstöckige große Häusercomplexe) sehen den kleinen Elfenbeinhäuschen ähnlich, die man in der Schweiz für einige Francs kauft und in die Westentasche steckt. Prächtig präsentirt sich der von der goldig strahlenden Sonne liebend geküßte Vierwaldstädtersee in unvergänglicher Schönheit und Pracht, von den dunklen Steinriesen, die sich an seinen Ufern gelagert, oder trotzig herausfordernd in der Mitte der tiefblauen Fluth Platz genommen, sorgsam bewacht, mit der Zärtlichkeit einer Mutter, mit der Eifersucht eines Geliebten.

Doch diese Giganten blicken jetzt auf uns nicht mit der früheren Geringschätzung

herab, denn wir sind ihnen jetzt fast ebenbürtig und ich vermeine, die Gipfel, die ich anfangs für am Firmamente lagernde, graue Wolken gehalten, jetzt mit den Händen greifen zu können, mit ihnen Brüderschaft trinken zu dürfen. Auf deine Gesundheit, Pilatus! Auf deine Gesundheit, du unnahbare Jungfrau! Stoßen wir an! Mönch, Schreckhorn und wie ihr Patriarchen Alle heißen möget. Auf eure Gesundheit! . . .

Die Rigibahn ist in die Nagelflueschichten gesprengt, welche sich links aufthürmen, während rechts bewaldete Abhänge sich zum Vierwaldstättersee hinabsenken, dessen einzelne Kammern und Buchten man überblickt. Darüber die Urner, Unterwaldener und Berner Alpen. Rechts treten die Jungfrau, der Mönch, Eiger, Schreckhorn und die anderen Riesen der Bergwelt hervor; weiter zeigt der gigantische Titlis seine phantastischen Contouren, die sich gespenstisch im blauen Aether zeichnen. Je höher die Bahn steigt, desto mehr erweitert sich der Horizont. Nachdem wir die sehr fashionable, moderne Station Rigi-Kaltbad passirt, gelangen wir auf die Staffelhöhe, von wo sich plötzlich eine entzückende, herrliche Fernsicht eröffnet. Man hat vor sich: den Küßnacher Seearm, den Zuger, Sempacher, Baldegger und Hallwyler See und gewinnt einen Einblick in weite, grüne, reichbevölkerte Gefilde. Zugleich erblickt man links unten Rigi-Klösterli, die Bergbahn von Arth und drüber hinaus Säntis, Glärnisch und Tödi. Bei Station Staffelhaus vereinigen sich die Vitznauer und Arther Linie und an grotesk geformten Nagelflueblöcken vorbei geht's zum Bahnhof Rigi-Culm.

Der Rigi, wahrscheinlich von Mons rigidus (feste Burg) vielleicht aber auch vom Gnadenbilde der Maria zum Schnee, der Regina montium, abgeleitet, bildet ein Hauptziel der Schweizreisenden und wird jährlich vom vielen Tausenden Touristen aus allen Weltgegenden besucht. Zufolge dessen herrscht daselbst ein buntes Treiben und ein Sprachengewirr, von dem man sich selbst annähernd keinen Begriff machen kann. Während ich da war, hörte ich folgende Sprachen: russisch, deutsch, französisch englisch, italienisch, schwedisch, dänisch, holländisch, türkisch, japanesisch, ja sogar die heilige Sprache des Sanskrit, die von einem indischen Maradscha (Prinzen) gesprochen wurde, der mit einer zahlreichen Suite reiste und einer der reichsten Privatleute der Welt sein soll.

Der Rigi besteht aus einer Gruppe von Bergen, hat 45 Kilometer im Umfang und bietet vom Culm, dem höchsten Standpunkte, ein außerordentlich schönes Panorama, das kaum von einem andern übertroffen wird, eine Fernsicht auf ein ganzes immenses Meer von riesigen Bergen und anmuthigen Seen, auf einem Umkreis von hundert Stunden. Höchst malerisch liegen zu Füßen des Rigi der Zuger und Vierwaldstätter See. Noch elf andere Seen sind sichtbar. Auf Grund einer von Humboldt in seinem „Kosmos" gemachten Bemerkung, ist der Rigi der günstigste Punkt, den man sich überhaupt wählen kann. Auf dem Rigi liegen an 120 Sennerhütten. Herrliche Weiden und Almen, welche im Sommer 4000 Stück Rindvieh ernähren, bedecken seine Abhänge. Es ist eine prächtige Stelle, die ich einem jeden in der Schweiz Reisenden bestens empfehlen kann, wenn der Rigi überhaupt noch einer Empfehlung bedürfte.

X.

Eine Nacht auf dem Rigi-Culm.

I.

Der Culm (so wird nämlich die höchste Spitze des Rigi genannt) ist ein kahles unregelmäßiges Plateau, das an und für sich nichts besonders Interessantes bietet. Aber die Aussicht, die man von diesem unwirthlichen, dürftigen Plateau hat, ist eine so mannigfaltige, daß es sich wahrlich der Mühe verlohnt, die früher so schwierige, jetzt aber durch die Bergbahn so sehr erleichterte Excursion dahin zu machen, die nur durch die Habgier und Leuteluft der da oben, gleich Adlern im Horste, hausenden, räuberischen Hoteliers etwas verleidet wird. Der Inhaber des Hotels von Rigi-Culm ist dabei ein ziemlich barscher Gesell, über den sich viele mit Recht beklagen, so daß es zwischen dem Wirthe und seinen Gästen oft zu sehr unliebsamen Auseinandersetzungen kommt, wobei die Collision manchmal sogar den Charakter eines leichten Handgemenges annimmt.

Ein Mann, der von Sonnenauf- und Untergang lebt; der das herrliche poetische Alpenglühen in Pacht genommen; der mit der Jungfrau und dem Mönch auf dem intimsten Fuße steht; mit Pilatus und dem Schreckhorn verkehrt wie mit seines Gleichen; mit den Wolken Dutzbruder ist und die Sterne zu seinen Vettern zählt,—sollte dem Anscheine nach doch etwas mehr idealistisch angelegt sein, da die Waare, mit der er schachert, eine so hochpoetische ist. Doch die Nähe der Götter und der Umgang mit den Bergtitanen, das Alpenglühen und die Brüderschaft mit den leichtfertigen Wolken scheint auf den Besitzer des Hotels Rigi-Culm keinen sonderlich mildernden Einfluß gehabt zu haben.

Ich sage es nicht darum, weil er mir für die denkbar niedrigste Dachstube (freilich oben unter den träumerisch dahinziehenden Wolken gelegen) den denkbar höchsten Preis berechnet und daß überhaupt die Nacht auf dem Rigi-Culm nicht nur für mein Gefühl, sondern auch für mein Portemonnaie ein bleibendes Andenken hinterlassen hat, sondern weil ich von verschiedenen Seiten ersucht worden bin, das rücksichtslose Gebahren des biederen Schweizer Hotelier da oben auf dem hohen Berggipfel zu rügen, was ich auch hiermit gewissenhaft thue, da ich mein verpfändetes Wort stets einlöse.

Doch was ist die Exploitation eines beutegierigen Hoteliers im Vergleiche mit dem herrlichen Genusse, den man da oben hat. In Rigi-Culm wohnt man nicht (dazu ist die Luft zu rauh, ganz abgesehen davon, daß es Dank der nächsten Nähe der Wolken daselbst sehr feucht ist und fast beständig regnet) man übernachtet nur, um

dem großartigen Schauspiel des Sonnenauf- und Unterganges beizuwohnen. Freilich gelingt diese Absicht nicht immer (manchmal kann man Tage lang ausharren, ehe dieser ersehnte Anblick zu Theil wird), da ungünstige Witterung dazwischen tritt. Aber hat man das Glück gehabt, das Ziel zu erreichen, so ist man überreich belohnt.

Was mich anbetrifft, so war ich vom Glück besonders begünstigt. Den Sonnenuntergang sah ich freilich nicht, da sich ein störrischer, von Regen begleiteter Nebel demselben widersetzte. Dahingegen genoß ich das herrliche unvergleichliche Schauspiel des Sonnenaufgangs, das so entzückend, hinreißend schön ist, daß selbst die glühendste Beschreibung nur ein blasses farbloses Bild der Wirklichkeit liefern kann. So etwas vermag man weder in Worten noch in Farben wiederzugeben. Das muß man mit einem für die Schönheiten der Natur verständnißvollen Auge sehen, mit einem für die Größe des Schöpfers empfänglichen Herzen empfinden. Das bloße Hinstarren, das übliche in Extase Verfallen hilft nichts. Wem die Seele bei diesem einzig schönen Anblick nichts sagt—bei dem ist Hopfen und Malz verloren. Der bleibe lieber zu Hause und spiele „Wint".

Das sonst von der Natur sehr dürftig und kärglich bedachte Plateau des Rigi-Culm ist interessant durch die Naturerscheinungen, welche die Nebel und Gewitter daselbst bieten. Am Wege hinauf sind phantastische Thore, Felsspalten und Höhlen aus zusammengestürzten Nagelfluefelsen und Blöcken gebildet. Die Schweizer Berge, besonders gewisse Theile derselben, sind durchaus nicht so unbeweglich, als man gewöhnlich glaubt. Und wenn ich in meinen früheren Skizzen auf die den Touristen von hervorragenden Felsblöcken, vorstehenden Schiefer-, Kalk- und Basaltfelsen, besonders jedoch von Abschichtungen, Erdrutsch und Geröll verschiedentlichster Art drohende Gefahr hingewiesen, so ist das durchaus nicht die Frucht einer unbegründeten Furcht, sondern eine durch Thatsachen motivirte Warnung. Ich habe selbst gesehen, wie dem Anschein nach solide Felsstücke sich plötzlich vom übrigen Gestein lostrennten und polternd, Alles auf ihrem Wege verwüstend, in die Tiefe stürzten. Die Schweiz hat augenscheinlich ihren Ursprung einer ungeheuren Umwälzung, einem colossalen Erdbeben oder einer Sintfluth zu verdanken, die das Land zerklüftete, riesige Berge willkürlich aufhäufte, endlose Schluchten und bodenlose Abgründe grub, hie und da grünende Matten, üppige Waldungen zerstreute. Es hat den Anschein, als ob ein Titan der Vorzeit Fangball spielte mit colossalen Felsstücken, die er zu seinem Privatvergnügen dann aufhäufte und sie durch Erdreich und Geröll verband, gleichdem wie Kinder am Seestrande aus dem weichen Meeressande Bastionen, Schanzen und Hügel aufwerfen, Festungen bauen, die sie gegen das Anstürmen der Meereswogen vertheidigen. So häufte auch der Titan der Vergangenheit in einem Anfalle übersprudelnder Laune Granitfelsen, Schiefersteine, Kalklager, Gneis, Kieselsteine, Geröll, Erdreich u. s. w. Dieses Alles schichtete er übereinander, bald senkrechte, himmelanstrebende Wände bildend, bald den Werken seiner Hände die abenteuerlichsten, ungeheuerlichsten Formen verleihend.

Die Aussicht, die sich von Rigi-Culm bietet, ist eine außerordentlich mannigfache, stets wechselnde, so daß man sich an derselben gar nicht sättigen kann. Der entzückte Blick schweift von den schneebedeckten Hochalpen über eine endlos lange Reihe reizender Landschaftsbilder dahin, denen dreizehn freundliche, blinkende, glitzernde Seen, die aus denselben hervorleuchten, hie und da gleich Blitzen erleuchtend auftauchen, ein ganz besonderes Relief verleihen. Das ist in der That ein unvergleichliches, durch seine Majestät wie durch seine Schönheit und Anmuth gleich packendes, ergreifendes Panorama, das seines Gleichen nicht hat. Am klarsten ist die Aussicht eine Viertelstunde vor, bis eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang; später, namentlich bei großer Wärme, trüben die aus den Seen und feuchten Schluchten aufsteigenden Dünste

den Blick. Morgens präsentiren sich die Hochgebirge des Berner Oberlandes, Abends die östlichen Bergkuppen von Säntis bis zum Bristenstock ganz besonders schön.

Nachdem ich mir ein Nachtquartier gesichert und ein gutes Diner eingenommen, machte ich auf dem Plateau einen weiteren Spaziergang, wobei ich dem indischen Prinzen begegnete, dessen kupferfarbiges Gesicht mit kurzgeschorenem pechschwarzem Bart durch einen prächtigen weißen Shawlturban mit wallender, von einer herrlich strahlenden Diamantagraffe gehaltenen Reiherfeder gekrönt wurde. Er trug ein buntes faltenreiches seidenes Gewand mit einem reichgestickten breiten Gürtel, in welchem ein ganzes Arsenal reichciselirter Pistolen und Yatagans steckte. Zwei kupferfarbige Hindus in Nationaltracht folgten ihm in respectvoller Entfernung. Von dem fabelhaften Reichthum dieses Prinzen (der zur Jubelfeier der Königin Victoria nach England gekommen war) erzählte man Wunderdinge.

Das Wetter, das bis jetzt sehr schön gewesen war und zu der Hoffnung, einem schönen Sonnen-Untergang beiwohnen zu können, berechtigte, änderte sich mit einem Male, wie es auf solchen Höhen gerade keine Seltenheit ist. Vom Vierwaldstättersee, der sich zu meinen Füßen in unvergänglicher Bläue ausbreitete, wehte ein ungestümer Föhn, und machte der Unbeweglichkeit der ungeheuren Wassermasse mit einem Male ein Ende. Der See begann unruhig zu werden. Unter dem Einflusse des immer resoluter auftretenden Windes fing die spiegelglatte Oberfläche sich langsam zu kräuseln an. Kleine Wellen bildeten sich, die da auf- und abliefen und sich den unbeweglich stumm in der Mitte des Sees daliegenden Steinriesen näherten, um wißbegierig zu fragen, was das Alles bedeute und warum man sie aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgestört. Doch da war keine Zeit zum Antworten, denn der Sturm entfesselte sich plötzlich mit aller Gewalt und schäumend brachen sich die Wogen des hochgehenden Sees an den Granitfelsen. Es war ein großartiges Schauspiel, das auch durch seine plötzliche Wandlung imponirte, die sich vor meinen Augen und mit noch größerer Natürlichkeit und Grandiosität, als selbst bei den Mustervorstellungen der Meininger vollzog. Der Schweizer Regisseur versteht sich auf die Sache besser, als der sonst sehr tüchtige Regisseur der Truppe des Herzogs von Sachsen-Meiningen: freilich hat er auch bessere Accessoires zu seiner Verfügung.

Dunkle Wolken bedeckten mit einem Male den Himmel, der bis jetzt von makelloser Lasurbläue gewesen. Und dann öffneten sich mit einem Male alle Schleusen des Firmaments und es goß ein gewaltiger Regen herab, von dessen Macht und Intensivität man sich gar keine Idee machen kann. Selbst der indische Prinz, der gravitätisch auf der sich vor dem Hotel ausbreitenden Terrasse promenirt hatte, vergaß seine orientalische Grandezza und die Schöße seines Seidenkaftans aufhebend, so daß die rothen, in gelben, goldgestickten Stiefeln steckenden seidenen, unendlich weiten Pluderhosen sichtbar wurden, rannte er gleich einem Besessenen dahin, um das schützende Dach zu erreichen, gefolgt von seinen zwei kupferfarbigen Akolythen. Auch ich rettete mich vor der Regenfluth in's Haus, Anfangs auf den Balkon, doch da das vom Föhn gejagte nasse Element auch dahin drang, erklomm ich in aller Eile die zu meinem Dachstübchen führenden fünf Treppen, um von dort aus das sich großartig entwickelnde Schauspiel zu betrachten, da mein Fenster glücklicher Weise auf den Vierwaldstättersee hinausging.

II.

Als ich athemlos in meinem Zimmer angelangt war und kaum Zeit gehabt hatte, mich zu verschnaufen, hatte sich das Schauspiel da unten vollständig geändert. Vom blauen großen See war jegliche Spur verschwunden. Weißgraue Wolken, die von den Bergen niedergestiegen waren, lagerten über demselben. Und da unten da kochte und brodelte es wie in einem Hexenkessel. Und es wallet und siedet und brauset und zischt, als wenn Wasser mit Feuer sich menget. Man sah den See nicht mehr, er war in eine graue, stets auf- und abwallende Dunstwolke gehüllt. Aber durch den ihn bedeckenden Wolkenschleier konnte man dem sich da unten abspielenden erbitterten Kampfe der Elemente folgen, denn bis zum Himmel spritzte der dampfende Gischt und Welle auf Welle sich wüthend aufeinander drängte. Und die Fluth schien durchaus nicht zu beabsichtigen, sich zu erschöpfen und zu leeren, als wollte in der That der See einen neuen See gebären. Auf mich machte es gleichfalls den Eindruck als ob ich dem erhebenden und doch bedrückenden Schauspiel einer Geburt, den Mutterwehen beiwohnte. Wenigstens dieser unter dem Wolkenschleier vorgehende, nicht sichtbare, aber um desto mehr hörbare Kampf in mir ein solches Gefühl. Und aus den tief unten sich lagernden weißgrauen Wolken ragten grämliche grauschwarze Felsentitanen hervor, die gleichmüthig auf die für sie nichts Neues bietenden Vorgänge zu ihren Füßen herabschauten. Ihre Contouren nahmen in diesem geheimnißvollen Halbdunkel ungeheuerliche Formen an, so daß sie riesigen Gespenstern ähnlich sahen, bald sich als Thiergestalten, colossale Fledermäuse, gigantische Elephanten, riesige Uhus u. s. w., präsentirten.

Und da unten da wallte und kochte, und siedete und brodelte es wie in einem Hexenkessel: graue Dämpfe stiegen empor und ballten sich zu abenteuerlichen Gestalten zusammen, die da über den Nebel dahinzogen, gleich dem Geiste, der über der im Entstehenen begriffenen Schöpfung schwebte. Die Vorzeichen eines herannahenden Gewitters mehrten sich: fahle Blitze zerrissen oft den dunklen Wolkenschleier; der den Horizont umhüllte. Es prasselte auf dem Dache meiner Mansarde, gleichsam als wäre ich einem unaufhörlichen Kleingewehrfeuer ausgesetzt. Das war der Hagel, der in angenehmer Abwechselung mit dem Regen sich eingestellt hatte. Die fallenden Hagelkörner waren gleich Haselnüssen groß und kühlten die warme Luft merklich ab, so daß ich mich fröstelnd in meinen Sommerpaletot hüllte, der sich nicht als hinreichender Schutz bewährte.

Und dann entlud sich das Gewitter in seiner ganzen Majestät. Es folgte Schlag auf Schlag und manchmal hatte es den Anschein, als ob sich einige Tausende der größten Kruppschen Kanonen mit einem Male ihres lieblichen Inhalts entlüden. Das Hotel erbebte in seinen Grundvesten und mich Mansardenbewohner wollte es schier bedünken, daß noch einige solcher fürchterlichen Erschütterungen das ganze Gebäude unvermeidlich prasselnd zusammenstürzen machen müßten. Und der Hagel bombardirte dicht über meinem Haupte das Dach, so daß ich jeden Augenblick erwartete, dasselbe durchlöchert zu sehen. Der Donner krachte, die Blitze zuckten und da unten kochte und brodelte der unsichtbare See — dieses Alles zusammengenommen bildete ein so überwältigendes, großartiges Schauspiel, daß ich mich für den verfehlten Sonnenuntergang mehr als überreich entschädigt sah.

Das Gewitter gewann immer mehr an Kraft und Ausdehnung. Doch seltsamer Weise sah und hörte ich es nicht über, sondern unter mir. Die fahlen Blitze kamen nicht von oben, sondern zuckten zickzackartig aus den unten liegenden Wolken, von wo auch die erschütternden Donnerschläge erfolgten. Zum ersten Male in meinem

Leben wohnte ich in einem Gewitter auf so immenser Höhe bei; zum ersten Male sah ich, wie ein Gewitter sich unter mir entlud. Mag das eine Sinnestäuschung gewesen sein oder beruht es auf Wirklichkeit. Ich sah den Blitz aus der Tiefe steigen und in schwefelgelbem Zickzack den Raum durcheilen. Ich hörte den Donner von unten rollen und sein dumpfes Echo sich dann an den Bergspitzen brechen. Besonders machte sich dieser eigenthümliche Umstand während eines ganz außerordentlich starken Ausbruchs des Gewitters bemerkbar. Blitz folgte auf Blitz, so daß ich geblendet die Augen schließen mußte und die darauffolgenden Donnerschläge waren von einer so gewaltigen Intensivität, daß es mich däuchte, als sei es ein weithallendes Echo aller je in beiden Hemisphären losgegangenen Kanonenschüsse. Das Hotel erbebte unter dem Eindruck dieser gräßlichen, trommelfellzerreißenden Kakophonie, die auch mich aus meinem Gleichmuthe brachte. Man bedenke, daß ich im gegebenen Augenblick, d. h. wo sich dieses fürchterliche Gewitter entlud, mehr als 5000 Fuß über dem Meeresspiegel befand und man wird begreifen, welch' einen Eindruck dieses grandiose Schauspiel auf mich hervorbrachte, das mich anfangs betäubte, dann aber mit einem gewissen kindischen Hochmuth erfüllte. Thronte ich doch über den Wolken, die demüthig, wenn auch unwillig, zu meinen Füßen lagerten! Nahm ich doch in dem Augenblick eine der höchsten Stellungen auf der Welt ein, beherrschte ich doch von meinem erhabenen Standpunkte so zu sagen den höchsten Berggipfel der Alpenkette des höchsten Gebirgslandes von Europa!

Ist es da ein Wunder, wenn ich da begann, mich selbst für ein Stück von Donnergott, für eine Art von Jupiter tonans zu halten? Saß ich nicht mitten in den Wolken drin, stützte ich nicht so zu sagen meine Füße auf dieselben? Ich hatte förmlich einen Wolkenmantel um mich, konnte mich, wenn ich gewollt hätte, in denselben in Ermangelung eines Herbstpaletots hüllen, wenn ich ihn als einen Wärmespender hätte ansehen dürfen, was doch nicht der Fall war. Eine kleine Portion von Eitelkeit ist unter solchen Verhältnissen erklärlich und verzeihlich. Ich, der so hoch Stehende, konnte mir einbilden, daß ich Regen und Hagel, Donner und Blitz producire. Sacrebleu! eine hübsche Rolle, über die Witterung zu verfügen, gegen welche ich selbst den bulgarischen Thron nicht eingetauscht hätte, der jedenfalls ebenso ephemär, als meine Herrschaft über die Elemente ist.

Doch Alles nimmt auf der Erde (selbst auf der höchsten Höhe) ein Ende und so ging auch das Gewitter seinem Finale entgegen. Die Blitze und Donnerschläge wurden immer seltener. Dumpfer und entfernter ward das Grollen, gleich dem eines Löwen, der da sein Müthchen gekühlt, ausgebrüllt, ausgetobt, gehörigen Schrecken eingejagt und nun sich ermüdet in Schlaf lullen läßt, im Einschlummern noch von Zeit zu Zeit dumpf verhalten grollt. Auch der Regen und Hagel ließen allmälig nach, hörten bald ganz auf. Nur da unten im Vierwaldstättersee dauerte der erbitterte Kampf fort, und mitleidig bedeckten dichte grauweiße Wolken den Schauplatz, ihn dem Anblick der Menschen entziehend. Der Himmel, gleich dem politischen Horizont, umdüsterte sich immer mehr und mehr und bald flossen die Wolken da unten auf dem See und da oben am Firmamente zusammen, so daß man gar nichts mehr sehen konnte, als eine ungeheure auf und abwogende Dunstmasse, die oft die ungeheuerlichsten Formen annahm.

III.

Ich hielt diesen Moment für den geeignetsten mich zur Ruhe zu begeben, deren ich in der That nach den Anstrengungen des Tages und den vielfachen empfangenen, tiefen Eindrücken bedurfte. Doch dauerte es lange bis ich einschlief. Trotz meiner körperlichen Ermüdung floh Morpheus mein Lager und wollte lange demselben, mei-

nes innigen Flehens ungeachtet, nicht nahen. Und als er sich endlich herabließ, seine lieblichen Mohnkörner auf meine müden Augenlieder zu streuen, da war mein Schlaf ein sehr unruhiger, bewegter und der Traumgott suchte mich heim.

Ich sah mich plötzlich auf die grüne Wiese des Rütli versetzt und der Landvogt Geßler, der eine frappante Aehnlichkeit mit Alexei Sfergejewitsch Ssuworin hatte, legte die Armbrust auf mich an. Höllische Bosheit leuchtete in seinen glühenden, dunklen, drohend zwinkernden Aeuglein; sein grauer Ziegenbart wackelte gar komisch auf und ab, so daß, trotz der fatalen Stellung, in der ich mich befand, ein leises spöttisches Lächeln meine Mundwinkel umspielte. Am wolkenlosen Himmel leuchtete der Vollmond, doch als ich schärfer hinblickte, so war es nicht das strahlende Antlitz der keuschen Luna, sondern die grinsende Glatze des Fürsten Wladimir Meschtscherskij. Anstatt des Gesichts war eine Nummer des „Graschdanin" sichtbar, die seltsamerweise mit einem großen blonden graumelirten Schnurrbart verziert war. Und Geßler-Ssuworin zielte noch immer auf mich und ich sah mit Schaudern, wie er die scharfe Spitze des befiederten Pfeils sorgfältig in Gift und Galle, Medisance und Insinuationen, die aus seinem Köcher sickerten, tauchte, wodurch auch die geringste Verwundung, ja selbst ein leichtes Ritzen der Haut tödtlich wirkt. Neben ihm standen Wilhelm Tell und Arnold Melchthal und blickten mich voller Mitleiden an, augenscheinlich bedauernd, daß sie das mich erwartende, grausame Schicksal nicht abwenden konnten. Seitwärts lehnte Stauffacher, auf den grauen Regenschirm eines englischen Backfisches gestützt, und hatte die Hornbrille der alten Gouvernante aufgesetzt. In dem tragischen Moment erscholl eine krächzende Stimme:

— Max, schieß nicht! rief der Rabe aus dem Freischütz, indem er warnend heftig mit den Flügeln schlug.

— Eppur si muove! erwiderte der Schütze, ich schieße doch! Er hat zehnfachen Tod verdient, da er über das Hinscheiden des größten Publicisten der Erde ein hartnäckiges, verbrecherisches Schweigen bewahrte. Der Elende wagte zu schweigen, wo ich laut heulte vor Schmerz und Verzweiflung! Das fordert blutige Rache!

Da sprang Stauffacher vor, der bis jetzt tiefes Schweigen beobachtet hatte und, indem er sich an den zum Schusse bereiten Schützen wandte, rief er mit Stentorstimme aus, seinen grauen Regenschirm gleichsam beschwörend erhebend:

— Warum willst Du, o Alexis, daß Alles nach Deiner Pfeife tanze, gerade in die Melodie einstimme, die es Dir im gegebenen Augenblicke zu singen beliebt? Lasse doch jeden nach seiner Façon selig werden und dränge Niemand Deine Ueberzeugung auf, der Du doch selbst keine hast, der Du die Principienlosigkeit als Dein Steckenpferd erwählt, der Du gleich einer Wetterfahne Dich stets nach dem Winde kehrst. Wehe über euch ihr Schächer, ihr Pharisäer, die ihr mit Grundsätzen und Ueberzeugungen schachert; mit ihnen hausiren geht, als wären sie lebensmüde Hosen oder altersschwache Stiefel.

Doch Geßler-Ssuworin beachtete diese Worte nicht, sondern drückte ab. Er hatte gut gezielt. Der Pfeil saß mir gerade im Herzen. Ich fühlte einen stechenden Schmerz und — erwachte. An meine Thüre wurde gehämmert.

— Stehen Sie auf! rief es laut. Die Witterung ist für den Sonnenaufgang sehr günstig. Beeilen Sie sich! Hurtig aus den Federn.

Noch ganz unter dem Eindrucke des seltsamen Traumes, halbschlaftrunken fuhr ich in meine Kleider, eilte aus dem Zimmer, die zahlosen Treppen herab unten auf die Terrasse, wo sich schon ein großer Theil der Gesellschaft, ein paar hundert Personen, versammelt hatte, um dem grandiosen Schauspiel beizuwohnen.

IV.

Es war ein sehr kalter Julimorgen und mich fröstelte. Ich hielt noch immer meine Hand auf's Herz, welches der teuflische Landvogt im Traume mit seinem vergifteten Pfeile durchschossen hatte. Ich fühlte da noch immer einen brennenden Schmerz, der sich aber unter dem Eindruck der mich umgebenden Scenerie bald legte.

Es war ein prachtvoller heller Morgen und ein leiser Schauer schien durch die Natur zu gehen. Noch ruhte die Nacht da unten über den Sterblichen, die sich dem süßen Schlummer hingaben, während es bei uns oben schon helle ward und sich die Anzeichen der anbrechenden Morgenröthe zu mehren begannen.

Unweit von mir stand der indische Prinz in seinem malerischen orientalischen und märchenhaften Kostüm, über welches er einen breiten weißen Burnus geworfen hatte. Sein vielfach gewundener prachtvoller Shawlturban saß auf den glattrasirten Haupte und die Reiherfeder mit der diamantenstrahlenden Agraffe neigte sich in der frischen Brise stolz grüßend bald rechts bald links; weiter eine ganze Schaar von Engländerinnen mit verschlafenen Gesichtern, mit goldenen Pincenez auf dem spitzen Näschen und die riesigen Fernröhre schußbereit. Hagere Engländer mit semmelfarbigen Bartcottelets, in schottisch carrirte Shawls gehüllt, in schottischen Mützchen mit fliegenden Bändern tief in die Stirne gedrückt; würdevolle Ladies mit Operngläsern bewaffnet und von Zeit zu Zeit den rothgebundenen Bädecker consultirend; einige sehr hübsche Amerikanerinnen in koketten hochgeschürzten Reisecostüms, sich malerisch auf ihre riesigen Alpenstöcke stützend; würdevolle Spanier, die es der Sonne hochanrechneten, daß sie sich herabgelassen hatten, dem „Lever" der Tagesgöttin beizuwohnen; einige holländische Mynherrs mit breiten Vollmondgesichtern und mächtigen Schmeerbäuchen; ein Japanese in europäischem Costüm und blankem Cylinder; mehrere kleine dunkeläugige Italienerinnen; ein russischer Staatsrath mit zwei hoch aufgeschossenen Töchtern, deren sonst hübsche Gesichter von Sommersprossen entstellt waren; ein schwedischer Flottoffizier mit seiner sehr hübschen jungen Frau, die den Typus einer echten scaudinavischen Schönheit präsentirte; ein Egypter in dunkelrothem Fetz auf dem pechschwarzem Haar; einige behäbige Berliner Bankiers, die unter sich flüsternd über die Course debattirten und ganz vergessen zu haben schienen, weswegen sie eigentlich hergekommen u. s. w. Kurz eine Vinaigrette von Racen und Sprachen, wie es sich bunter, mannigfaltiger nicht gedacht werden kann. Wir warteten des Kommenden.

Unten mehr westlich strahlte der Vierwaldstättersee in unvergänglicher Lasurbläue. Unbeweglich lag er und lächelte kindlich, gleichsam als kenne er gar keine Zornesaufwallungen, als seien ihm alle niederen Leidenschaften fremd, als habe er nicht gestern Abend einen furchtbaren Kampf ausgekämpft. Nördlich erblickt man einen Theil des Zuger Sees, dieses gefräßigsten aller Schweizer Seen, der vor Kurzem einen ganzen Stadttheil von Zug zum Dejeuner absorbirt und sich dem Anscheine nach vorbereitet, einen weiteren Theil der unglücklichen Stadt zum Diner zu verspeisen. An dem gegenüberliegenden Ufer des Vierwaldstättersees, unterhalb der zackigen und zerrissenen Hörner des Pilatus, erblickt man deutlich Luzern mit seinen zahlreichen Thürmen, die sich schlank in die blauen Lüfte erheben, mit seinen dunklen Häusermassen. Weiter im Norden sieht man die undeutlichen Umrisse der Städte Zug und Cappel (wo Zwingli fiel), die Albisbergkette, einen Theil des Züricher Sees und den Egerisee, an dessin Ufern die Schlacht bei Morgarten geschlagen wurde. Im Westen hat man eine Uebersicht fast des ganzen Cantons Luzern, einen Theil des Aargau, des Klosters Muri, der Ruinen des Schlosses Halsburg, den Sempacher See.

Im Süden und Osten die wuchtigen Massen der Schneegebirge. Im Mittelgrunde nach dem Glärnisch zu — den Lowerzer See, Schwyz und den Mythenstock.

Und plötzlich begann sich im Osten der Himmel rosenroth zu färben; ein leichter Streifen zeigte sich zuerst am äußersten Ende des Firmaments und der Streifen ward immer breiter, die Färbung immer intensiver, Purpur mengte sich mit Gold und bildete eine Farbenmischung, von der man sich selbst annähernd keine Begriffe machen kann. Und es ward immer heller, immer transparenter, die phantastischen Bergkoppen der Titanen der Alpen traten immer schärfer hervor und dann überflog die Firnen eine herrliche goldene Verklärung. Die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Mönchs, der Jungfrau, des Schreckhorns erstrahlten plötzlich in glühendem Roth, in einer Mischung von herrlichem Purpur und strahlendem Golde. Die Gletscher leuchteten hoch auf. Es war als wenn diese riesigen Eis- und Schneemassen, die sich soeben wie gediegenes Silber präsentirt hatten, vergoldet geworden, doch mit einem, so leuchtendes Feuer ausstrahlenden Golde, wie es keine menschliche Hand hervorzubringen im Stande ist. Und von diesem herrlichen strahlenden Golde mit rosenrothen Nüancen übergossen leuchteten die Alpentitanen in übernatürlicher Schönheit, in einer Majestät und Herrlichkeit, welche keine Feder eines Poeten, kein Pinsel eines Malers (seien sie auch noch so genial dotirt) würdig wiederzugeben im Stande ist. Man kann diesen Anblick nur empfinden, ihn mit Augen, Sinnen, Herz, Gefühl, dem ganzen Wesen einsaugen, im innersten Schreine seiner Empfindungen als das schönste Andenken, die kostbarste Perle seiner Reiseerinnerungen aufbewahren, aber schildern kann man das Alpenglühen nicht, wenigstens nicht so schildern, um einen wahren Begriff von diesem wundersamen, erhebenden Schauspiel zu geben. Man muß so etwas gesehen, empfunden haben, um die Verzückung zu begreifen, die Alle, selbst die prosaischesten Gemüther ergreift.

Es schien, als ob ein mächtiger, majestätischer Accord durch die gesammte Lehre, uns umgebende Natur ertönte; ein wunderbarer Accord aus einer prächtigen Jubelhymne. Und schillernde Farbenwellen kräuselten den westlichen Horizont, mächtige Wellen, in denen alle herrlichen Nuancen der Farbenscala vertreten waren, unter welchen jedoch strahlendes Gold und glühender Purpur dominirte.

In religiösem Schweigen, voller Andacht, wie im Tempel des Herrn stand ich da, den Blick unverrückt auf das Alpenglühen gerichtet, nichts Anderes sehend als die in Purpur und Gold, in den herrlichsten Nuancen, von dem zarten Rosenroth bis zu den intensivsten brennendsten Farben erstrahlenden Firnen und Gletscher. Die Alpentitanen standen da gleichsam verklärt, in dem Maaße als sich das strahlende Tagesgestirn am östlichen Himmel zeigte, als die Alles und Alle belebende, Licht und Glück, Heil und Segen verleihende, Alles befruchtende und beglückende Sonne emporstieg.

Und während da unten in den Thälern bei den Staubgeborenen noch tiefe Nacht herrschte, Alles in Schlaf und Dunkel versunken war, sogen wir, vom Schicksal Begünstigten, die Strahlen der aufgehenden Göttin ein, wurden durch ihren ersten Gruß beglückt, durch ihr entzückendes Lächeln bezaubert. Wir waren der übrigen Menschheit vorausgeeilt, wir escomptirten den neugeborenen Tag, genaßen ihn, wie er aus der Hand des Schöpfers kam, wohnten dem herrlichsten Schauspiele bei, das sich nur eine erfindungsreiche Phantasie malen kann.

Fünftausend Fuß über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres, auf der höchsten Spitze der Alpenkette stand auf der Terrasse des Rigi-Culm ein kleines Häuflein von Menschen, Vertreter fast sämmtlicher Nationen, Confessionen und Racen der sogenannten civilisirten Welt. Und Alle hatten sich hier zusammengefunden ohne Unterschied der Abstammung, der Confession und des Standes, um in diesem herrlichen Tempel, den die Natur in verschwenderischer Profusion errichtet, die Allmacht

und Größe des Schöpfers zu bewundern. Und wenn auch nicht der Choral „Wir glauben All' an einen Gott" hier oben, (wo man sich über Glaubenshaß und Racenhader so erhaben fühlt) angestimmt wurde, so war doch ein Jeder mehr oder weniger von den Sinne dieser Worte durchdrungen. Es ist nur zu bedauern, daß diese da oben sich kundthuende, versöhnliche, erhabene, weihevolle Stimmung verschwindet, so bald man mit dem unseligen Treiben da unten wieder in Berührung kommt.

Kann man sich etwas Schöneres, Farbeprächtigeres als die Nüancen der sich unten ausbreitenden dreizehn Seen denken, die zwischen Grasgrün und Lasurblau variiren. Am fernen Horizonte hebt sich kräftiglichst die blaue Kette des Jura ab: man sieht eine Andeutung der Vogesen, und im Norden erheben sich in nebelhafter Ferne die dunklen, imposanten Massen des Schwarzwaldes . . .

Ich will dieses hochpoetische Bild nicht durch die darauffolgende prosaische Schilderung stören. Es genüge zu bemerken, daß man Rigi-Culm mit eben solchen fieberhaften Eile verläßt, als man dasselbe betreten. Nachdem man dem Sonnenaufgang beigewohnt, das erhebende Schauspiel des Alpenglühens gesehen, das herrliche sich von allen Seiten darbietenden Panorama genossen, fühlt man sich so abgespannt, daß man die Ruhe aufsucht, um ungestört nochmals die Eindrücke durchleben zu können, sie in seinem Gedächtnisse zu erneuern, um wenigstens die Möglichkeit zu haben, einen geringen Theil derselben wiederzugeben. Man ist überglücklich, daß man die Tour nach oben nicht vergeblich gemacht, daß uns kein neidischer, mißgünstiger Nebel den Genuß des herrlichen Schauspiels geraubt. Man bedarf der Ruhe und der Sammlung und da man sie in der lärmenden Karawanserei da oben nicht finden kann, so eilt man dieselbe zu verlassen, um mit dem ersten abgehenden Zuge der Zahnradbahn wieder in die Welt da unten zurückzukehren.

Nachdem man in aller Eile gefrühstückt, handelt es sich darum, seine Rechnung zu begleichen. Doch das ist viel leichter gesagt, als gethan. Einige hundert Personen sind gleichzeitig von dieser Absicht beseelt, da ein Jeder den ersten Zug benutzen will und der Waggon (ein jeder Zug der Zahnradbahn besteht nur aus einem Waggon, doch gehen die Züge sehr häufig, ich glaube alle Stunden, oder nach Bedürfniß noch öfter) nur sechszig Passagiere fassen kann. Man bildet förmlich Queue, um seine Zeche zu zahlen. Es ist, als ob es sich um eine Vorstellung zu einer Premiere handle, wo ein Jeder ein Billet lösen möchte, während doch im Grunde genommen, die Heerde von Schafen gar kläglich blöckt und bittet, man möge an ihr doch schneller die Schur vornehmen, sie habe keine Zeit, man erwarte sie noch an verschiedenen Stellen, wo man sie auch scheeren will, so lange das Vließ vorhält. Denn in der That wird man einer förmlichen Schur unterworfen. Doch nicht nur, daß man Wolle lassen muß, man muß noch flehentlich darum bitten, daß einem der Inhalt des Portemonnaies geleert werde. Ein jeder wird nach der Nummer seines Zimmers aufgerufen. Ich glaube schon die Bemerkung gemacht zu haben, daß der Reisende im Hotel, gleich dem Sträfling im Bagno, aufhört ein Mensch zu sein, der einen Namen trägt, eine gewisse sociale Stellung einnimmt; er wird einfach eine Nummer, unter welcher er rubricirt, registrirt und signalisirt wird. Seine Stiefel und Kleider, die er Nachts vor dem Schlafengehen vor die Thüre hängt, werden mit seiner Nummer bezeichnet; die Nummer ißt, trinkt und zahlt. Der Mensch hat sich ganz aus dem Staube gemacht, nur die Nummer ist geblieben.

Auch in Rigi-Culm ist es so. Die Nummer wird aufgerufen und muß zahlen, was man von ihr verlangt. Wie man bei diesem ungeheuren Andrang die Gäste controliren kann, ist mir unbegreiflich und ich bin fest überzeugt, daß wenn Jemand sich sofort nach dem Alpenglühen verduften wollte, ohne die Zeche zu berichtigen, ein solches Unternehmen leicht auszuführen wäre, da in diesem Chaos das Individuum ganz verschwindet. Beinahe hätte ich mich selbst auf diese Weise aus dem Staube

gemacht (man nennt das, ich weiß nicht recht warum, sich auf englisch verabschieden), da man meine Nummer lange nicht aufrief und ich fürchtete, den Zug nach Vitznau zu versäumen und den mit demselben correspondirenden Dampfer nach Luzern. Endlich kam ich glücklich an die Reihe; ich, d. h. eigentlich meine Nummer, ward vor allen Dingen leicht scalpirt, um mich für die nächstfolgende Operation gehörig vorzubereiten; dann zog man mir ohne Umstände das Fell über die Ohren und ich ward frei, nachdem man mir generös noch Absolution für alle meine Sünden in Gestalt einer Hotelrechnung überreicht, die ich als eine freundliche Erinnerung an Rigi-Culm neben einer getrockneten Edelweißblume aufbewahre.

In Rigi-Kaltbad angekommen, erfuhr ich, daß der Dampfer nach Luzern erst nach ein paar Stunden abgehe, welche Frist ich benutzte, um einen kleinen Ausflug zu Fuß nach Rigi-First zu machen, auch ein sehr beliebter Luftcurort. Die Entfernung beträgt ungefähr eine Viertelstunde, während welcher man immer bergauf steigt, was sehr schwierig und angreifend ist. Doch ließ ich mich dadurch nicht abschrecken und wanderte munter fürbaß, mich meines Alpenstockes bedienend, der mir gute Dienste leistete. Auf dem Wege traf ich einen sehr elegant gekleideten Gentleman, der sich mir anschloß. Alles verrieth an ihm den Diplomaten, sowohl die Kleidung nach der neuesten Mode, als auch die sorgfältig gepflegten Bartcotelettes, das goldene Monocle im Auge und ein höchst interessantes Gespräch, das einen vielgereisten Mann bekundete. Als er hörte, daß ich nach Interlaken wolle, so rieth er mir, die St. Gotthardbahn zu benutzen. Das wäre zwar ein Umweg, ich würde aber Gelegenheit haben, dieses neunte Wunder der Welt zu sehen, nämlich die durch den St. Gotthard gesprengte Bahn, welche durch einen riesigen Tunnel führt, dem an Größe kein anderer auf Erden gleichkommt.

Es that mir sehr leid, diesen Wink nicht benutzen zu können, da ich Lord Hugh das Versprechen gegeben hatte, ihn und seine Familie an demselben Tage in Luzern zu erwarten und gemeinschaftlich nach Brienz zu gehen. Mein Gefährte wohnte auch in Rigi-First, über welches er sich sehr auerkennend aussprach; da sei eine sehr fashionable Gesellschaft versammelt und wären die höheren Kreise daselbst vertreten. Alles Dieses und noch manche andere Andeutungen, die er fallen ließ, bestätigten mich in der Voraussetzung, daß ich es mit einem Diplomaten zu thun habe, da er in der Politik hochtönende Namen nannte und fast alle Hauptstädte Europas kannte. Schon wollte ich diese Gelegenheit benutzen, um der Diplomatie den Puls zu fühlen und dem Unbekannten direct die verfängliche Frage zu stellen: „Wie denken Sie über Bulgarien? Wird sich der Coburger auf dem wankenden Fürstenstuhle, den zu besteigen er sich so unvorsichtig entschlossen hat, behaupten?“ als ich plötzlich ganz ernüchtert wurde. Denn im Laufe des Gesprächs klärte sich die sociale Stellung des Unbekannten auf und ich verlor die Lust, ihn über die internationale Politik zu consultiren. Es war kein Gelehrter, kein Botschaftsattaché, sogar nicht der älteste Gehilfe des jüngsten Secretärs der Gesandtschaft des Fürsten von Reuß-Schleiz-Greiz-Gleichenberg-Sondershausen-Schwarzburg-Rudolstadt oder eines dem ähnlichen Potentaten, sondern blos der Courier des Banqiers Stern aus Frankfurt am Main. Meine Menschenkenntniß und Physiognomik hatte mir einen tollen Streich gespielt, den Courier eines Frankfurter Banqiers für den diplomatischen Vertreter einer Großmacht zu halten.

In Rigi-First ist ein sehr hübsches Hotel, von einem gewissen Bon gehalten. Der Name ist vielversprechend und das Frühstück war auch wirklich sehr gut. An der Table d'hôte, an welcher wieder John Bull in verschiedenen Gestalten (Männlein und Weiblein) und die englische Sprache vorherrschte (wie überhaupt während des Sommers überall in den fashionablen Theilen der Schweiz), machte ich die Bekanntschaft des Chef-Redacteurs der Königsberger „Allgemeinen Zeitung“, Herrn Vineken

(eines Bruders des verstorbenen bekannten Petersburger Banquiers) eines charmanten und gebildeten Mannes, der auf der Höhe des Rigi seinen von der Sisyphusarbeit der Publicistik höchlichst angegriffenen Nerven die wohlverdiente Ruhe gönnte. Wir plauderten einige Zeit recht angenehm.

Einige Schritte vom Hotel befindet sich der Bahnhof. Diesen Namen trägt ein kleiner Bretterverschlag, an welchem auch ein Billetschalter ist. Da der Zug soeben hielt, so zog ich es vor, denselben nach Rigi-Kaltbad zu benutzen, anstatt zu Fuß zurückzukehren, besonders da es schon ziemlich spät war. Das ist eine gewöhnliche schmalspurige Bahn, keine Zahnradbahn, obwohl sie auch ziemlich steile Berge zu erklimmen hat. In Kaltbad bestieg ich wieder den Waggon der Zahnradbahn und jetzt ging es die halsbrechende Tour bergab, wie es früher bergauf gegangen war. Es war ein herrlicher warmer Julitag und neben dem Waggon liefen kleine Jungen und Mädchen her, die prächtiges Edelweiß, köstliche Pfirsiche, appetitliche Kirschen und andere verlockende Blumen und Früchte feil boten, welche auch, trotz der horrenden Preise, zahlreiche Abnehmer fanden. Ohne Fährlichkeit erreichten wir Vitznau, wo ich auch sofort den Dampfer bestieg und nach einer Stunde war ich wieder in Luzern.

XI.

Von Luzern nach Brienz.

I.

Kaum hatte ich den Dampfer verlassen und den Sweizerhof-Quai — dieses Centrum des lärmenden Luzerner Lebens und Treibens—betreten, als mir der kleine Alfred Sydney Algernon entgegenlief:

— Papa und Mama erwarten Sie schon lange, rief mir der Bursche noch von Weitem entgegen, indem sein bleiches, mit Sommersprossen bedecktes Gesicht (das trotzdem Miß Ellen, seiner Schwester, ähnelte) vor Freude hoch aufleuchtete. Wir fahren per Dampfer nach Alpnacht und von da per Extrapost nach Brienz. Papa hat schon telegraphisch eine große vierspännige Postkutsche bestellt, in der wir uns Alle werden placiren können. Ellen sagt, es ist eine Arche Noahs.

Mit diesen Worten nahm mich der Kleine bei der Hand und zog mich nach dem „Hotel National", wo Lord Hugh mit seiner Familie abgestiegen waren. Bald befanden wir uns im großen Salon, der eine köstliche Fernsicht auf den Vierwaldstättersee bot, in welchen die ganze Familie versammelt war.

Lord Hugh A., Mitglied des Oberhauses, ist ein Mann in der zweiten Hälfte der Fünfziger von sehr würdevollem Aeußern, mit ganz weißen Bartcoteletts, die ihm das Aussehen eines Methodisten-Predigers verliehen. Er hält sich ungewöhnlich steif, als hätte er eine Yard verschluckt, trägt ein goldenes Monocle, durch welches sein schläfriges blaßblaues, stets halbgeschlossenes Auge apathisch auf die Außenwelt blickt, die er vom Grunde seines Herzens verachtet. Er hat von sich eine so hohe Meinung, daß er sogar die Voraussetzung nicht zulassen kann, er könne durch seine Zugeknöpftheit und Einsilbigkeit lächerlich erscheinen. Er spricht langsam, gedehnt, gleichsam als lege er jedem seiner Worte eine so hohe Bedeutung bei, daß er es für nothwendig finde, dasselbe präventiv der Goldwage anzuvertrauen, um den echten Goldgehalt zu bestimmen. Bei näherer Bekanntschaft gewinnt Mylord jedoch; er kann auch recht liebenswürdig und gesprächig sein, wenn er will. Leider will er aber selten.

Mylady muß einstens eine beauty gewesen sein. Man sieht noch jetzt die Spuren etnstiger großer Schönheit in dem kränklich bleichen, gerunzelten Gesicht dieser Dame, welche sonst eine Null ist. Miß Beatrice, die älteste Tochter, ist ganz das Ebenbild ihres Vaters und würde trotzdem für hübsch gelten können, wenn nicht der unausstehliche Hochmuth wäre, der sich in jedem ihrer Worte, in jeglicher ihrer Besten

kundthut. Mich behandelte sie mit einer vornehmen Geringschätzung, größtentheils ignorirte sie mich, als ob ich gar nicht existirte. Das that sie augenscheinlich ihrer jüngeren Schwester zum Trotz, die seit unserer Begegnung im Eisenbahnwaggon gegen mich von einer entzückenden Vertraulichkeit war. Auch der kleine Alfred hatte sich an mich attachirt. Mylady Isabell beehrte mich gleichfalls mit ihrer Huld, so daß ich im Ganzen mich während meines Aufenthalts in Kissingen an die Familie, besonders an die reizende geistreiche Ellen, gewöhnt hatte und mit Vergnügen ihre Einladung annahm, sie nach Brienz zu begleiten, obgleich das für mich ein kleiner Umweg war.

Um nach Alpnacht zu kommen, muß man den Dampfer benutzen, der bis an's südliche Ende des Vierwaldstättersees führt, wo dieses kleine Gebirgsdorf liegt, das trotz seines romantischen Namens des Interessanten nichts bietet, wenigstens konnte ich nichts entdecken. Von da fährt man bis Brienz per Post. In Brienz langt man so gegen acht Uhr Abends an, von wo man theils per Dampfer auf dem Brienzer See, theils eine geringe Strecke per Eisenbahn nach Interlaken kommt. Doch geht der Dampfer von Brienz erst den folgenden Morgen ab, speciell zu dem Zwecke, um die Touristen zu zwingen in Brienz zu übernachten und auch den Brienzern die Gelegenheit zu geben, an der Schur des goldenen Vließes einen gewissen Antheil zu nehmen. In dieser Beziehung sind die Schweizer unter sich ziemlich solidarisch.

Kaum zwei Stunden nach meiner Rückkehr befand ich mich wieder auf dem Dampfer, um nach Alpnacht zu fahren, und zwar in Gesellschaft der englischen Familie. Wir befuhren einen Theil des blauen Sees, den zu sehen ich noch nicht Gelegenheit hatte und der dem von mir bereits besichtigten Theil des Vierwaldstättersees an Großartigkeit und Romantik nur wenig nachgab, ihn in letzterer Beziehung sogar manchmal übergab. Die grauen riesigen Patriarchen der Alpen blickten stolz auf die Wolken herab, aus denen ihre Häupter majestätisch hervorragten — und die Wolken duckten sich demüthig. Es war wirklich ein prächtiger Anblick. Um die Gipfel der Bergtitanen lagerte ein Nebel, der eine täuschende Aehnlichkeit mit einem langen weißen, tief bis an den Gürtel herabwallenden Patriarchenbart hatte, was den Bergen ein sehr ehrwürdiges, Respect einflößendes Aussehen verlieh. In milder Herablassung blickten sie auf den blauen See herab, in welchem sich vereinzelte, vor Alter ganz schwarz gewordene Berge uns trotzig in den Weg gelegt hatten, uns gleichsam durch diese Stellung ein drohendes Halt gebietend, und die Passage versperrend. Doch hatten wir uns an dergleichen Herausforderungen so sehr gewöhnt, daß wir uns durch solche und dem ähnliche feindliche Manifestationen durchaus nicht einschüchtern ließen, sondern unerschrocken, unbeirrt unseren Weg fortsetzten, was den Giganten so sehr zu imponiren schien, daß sie eine jede Opposition aufgaben.

Wir fuhren das westliche Ufer des Vierwaldstättersees entlang, nach Stansstadt, einem sehr malerisch gelegenen Hafenplatze, in dessen nächster Nähe der Schnitzthurm, eine ziemlich gut erhaltene (aus dem Jahre 1308 noch datirende) Thurmruine, aus den blauen Wassern des Sees stolz hervorragt. Für eine 570 Jahre alte Ruine sieht die alte graue Steinschachtel noch recht gut aus. Ehe wir es bemerkt hatten, waren wir am Ziel unserer Reise, am Ende des Vierwaldstättersees, in Alpnacht angelangt, wo uns bereits die vierspännige Postkutsche erwartete. Das war in der That eine Arche Noahs, diese alterthümliche, beinahe hätte ich gesagt antediluvianische Kutsche, mit Hintersitzen, Vordersitzen, inneren Plätzen, Plätzen auf der Imperiale, auf dem Kutschbock, auf dem hinteren Trittbrett, auf welchem die Koffer angebunden waren. Nicht blos eine Familie, sondern deren zwei, ja drei, hätten sich in diesem respectablen umfangreichen, zweistöckigen Rumpelkasten placiren können, der bei der geringsten Bewegung ächzte, stöhnte, seufzte, aus den Fugen zu gehen schien und gleichsam klagte: Ist das nicht eine Schande, daß man an mich bei meinem Alter und meinem

Rheumatismus, meinem Asthma und meinem chronischen Hexenschuß noch solche Zumuthung stellt... Dergleichen Archen Noah's kann man nur noch in einigen (von der Eisenbahn verschonten) Theilen der Schweiz sehen. Dieser Rumpelkasten von Diligence hat aber doch seine Poesie und mein Herz schlug hoch auf vor Freude, als ich diese ehrwürdige Reliquie einer längst entschwundenen Vergangenheit erblickte. Es war mir gleichsam, als sähe ich einen alten Freund, den ich schmerzlich vermißt, wieder und als sollte ich ihn in meine Arme schließen.

Doch kaum in Alpnacht angelangt, wurden wir von einer nicht gerade sehr angenehmen Nachricht überrascht. Der Posthalter theilte uns nämlich in seinem unverfälschten (für uns kaum verständlichen, trotzdem daß der Sprecher sich bemühte, hochdeutsch zu reden) Schweizerdeutsch mit, daß wir schwerlich weit würden fortkommen können, da das am vorigen Tage (wo ich auf dem Rigi-Culm gewesen) und während der ganzen Nacht wüthende Gewitter, untermischt mit einem Wolkenbruch, einige kleine Gebirgsströme angeschwollen habe, so daß sich dieselben mit elementarer, unwiderstehlicher Gewalt von ihrer Höhe herabgestürzt und sie, die gewöhnlich so harmlos sind, die Heerstraße an einigen Stellen unterwühlt hätten, so daß die Passage gehemmt sei. Auch die Telegraphenverbindung sei zerstört und an eine Weiterreise sei schwerlich zu denken. Daher er (der Postmeister) uns rathe, ruhig in Alpnacht zu übernachten, wo ein vorzügliches Hotel „Zum Pilatus" sei, und erst morgen in aller Frühe uns auf den Weg zu machen. Bis dahin könne man hoffen, daß die Straße reparirt sein werde, da mehrere hundert an der über den Brüning jetzt im Bau begriffenen Eisenbahn beschäftigte Arbeiter berufen worden seien, die von den Bergströmen verursachten Beschädigungen so schnell als möglich auszubessern.

Hier sah ich zum ersten Male, daß Lord Hugh sich untreu wurde und daß unter dieser schläfrigen Hülle sich die ungezügeltesten Leidenschaften bargen. Ich hatte ihm in wenigen Worten den kurzen Sinn der langen Rede des Postmeisters übersetzt und sein Gesicht flammte vor Zorn auf. Stammelnd vor Wuth sagte er mir: das sei wieder eine von den schweizer Spitzbübereien, um die Reisenden gegen ihren Willen an einem Orte aufzuhalten. Mylord ersuchte mich, dem „Kerl" zu erklären, daß er sofort anspannen lasse und daß von einem Aufenthalte in dem elenden, unsauberen Dorfe und seiner Pilatuskneipe nicht die Rede sein könne; daß die Extrapost bis Brienz bereits in Luzern bezahlt sei; daß wir durchaus heute Abend in Brienz sein müßten und daß er keinen weiteren Einwendungen Gehör gebe, sondern verlange, daß wir sofort abführen. Ich übersetzte dem Postmeister buchstäblich, was mir Lord Hugh gesagt, und der Schweizer gab achselzuckend Befehl anzuspannen, wobei er mit düsterer Miene bemerkte, deß er jede Verantwortung von sich weise und daß, wenn uns ein Unglück passire, wir es uns selbst zuzuschreiben hätten. Höhnlächelnd hörte Lord Hugh diese finstere Weissagung an, die ich ihm übersetzte, und sagte, daß er die Schweizer genügend kenne, um zu wissen, welche Bedeutung derartigen Prophezeihungen beizulegen sei. Kaum eine Viertelstunde nachher fuhren wir unter Schellengeläute und Peitschenknall ab, wobei unser Rumpelkasten ächzte, daß ich ordentlich von Mitleid ergriffen ward und mir beinahe Vorwürfe machte, den asthmischen Alten so zu belästigen.

Ich kann gerade nicht behaupten, daß der Weg besonderes Interesse geboten hätte und ich bereute meinen Entschluß, diese Tour unternommen zu haben. Ich hätte weit besser gethan, den Umweg über den St. Gotthard zu machen, wie mir in Rigi-First der Courier des Frankfurter Banquiers gerathen. Doch jetzt kam jegliche Reue zu spät; es hieß sich in sein Schicksal fügen. Die Landschaft ward mit einem Male so flach, kahl und einförmig, daß ich meinen Augen nicht traute. Man hatte mir diese Tour als eine außerordentlich romantische geschildert — und jetzt diese Enttäuschung: ich hätte beinahe gezweifelt, daß ich mich in der Schweiz befände.

Keine Spur von Bergen, eine flache trostlose Ebene, wie wir sie zu Hause haben, und wenn nicht von Zeit zu Zeit stattliche Dörfer mit schmucken zwei-, dreistöckigen Häusern aufgetaucht wären, so hätte ich mich im Pskowschen oder Witebskischen Gouvernement wähnenkönnen, so prosaisch, dürftig, kahl und öde sah die Landschaft aus.

Nach ca. zwei Stunden höchst langweiliger Fahrt langten wir in Sarnen an. Das ist ein kleines, schmuckes, sauberes Städtchen, welches als Hauptort des Cantons Unterwalden „ob dem Wald" an der Aa und dem Sarner See functionirt.

In Sarnen sahen wir uns gezwungen zu rasten, da hier Pferde gewechselt werden mußten und keine vorhanden waren und man uns außerdem mittheilte, daß wir unter keine Bedingung weiter könnten, bis man Nachrichten habe, in welchem Zustande sich die Heerstraße befinde, die nach Aussagen von Reisenden noch unfahrbar sei, obwohl mehrere hundert Arbeiter an der Reparatur beschäftigt wären. Es erwies sich also, daß der Postmeister in Alpnacht nicht gelogen hatte. Lord Hugh wüthete ob dieses Umstandes, doch ich that ihm dar, daß gegen force majeure nicht anzukämpfen sei, daß man also ruhig ausharren müsse. Lord Hugh mit den Damen und der Dienerschaft begaben sich in's Hotel, wähend ich mit Miß Ellen und dem kleinen Alfred eine Wanderung durch das Städtchen vornahm, das außer zwei stattlichen Klöstern und dem berühmten Hexenthurm (in welchem sich das Landesmuseum befindet), den wir nur von außen besichtigten, nichts Besonderes bietet. Dagegen ist die Umgebung des Städtchens von bezaubernder Lieblichkeit und Anmuth und einem großen, prächtigen Park ähnlich.

Wir konnten uns an der romantischen Fernsicht vom Landenberg erfreuen, wo früher ein landvogtliches Schloß gestanden, jetzt jedoch sich das Zeug- und Schützenhaus befindet. Der Sarner See, an dessen Gestade wir einige Zeit gefahren waren, bevor wir in das Städtchen gelangten, wird von nicht allzuhohen hügeligen Ufern eingeschlossen, welche einen idyllischen, ich möchte fast sagen, sanft zutraulichen Charakter haben, der dadurch durchaus nicht beeinträchtigt wird, daß der imposante Pilatus die nördliche Schlußscenerie dieser lieblichen Hügelkette bildet.

In dem Augenblicke, als wir uns in die Stadt zum Hotel zurückbegaben, kam uns eine in wüthender Eile dahinrasende zweispännige Kalesche entgegen, in welcher zwei Herren sich befanden. Der eine war entsetzlich bleich und diese Todtenbläße ward noch durch einen langen, dichten, kohlschwarzen Bart gehoben. Auf dem regelmäßig schönen Gesicht des Mannes waren die Spuren eines furchtbaren Schmerzes, einer unendlichen Verzweiflung so sichtbar, daß ich Miß Ellen darauf aufmerksam machte. Sein Gefährte schien auch sehr ernst, wenugleich nicht in so hohem Grade erregt. Kaum hatte uns der Schwarzbärtige erblickt, als er den Wagen halten ließ und uns angstvoll in französischer Sprache zurief:

— Um Himmels Willen, wo ist hier ein Arzt?

— Wir sind hier auch fremd, erwiderte ich, aber gleich rechts ist der Marktplatz, da können Sie es erfahren. Ich bitte Sie, was ist denn passirt?

— Eine Dame hat sich schwer verwundet und ich fürchte, daß sie verblutet. Sie folgt uns auf dem Fuße. Ich eilte voraus.

Beim Eingang in den Marktplatz traf ich den Postmeister.

— Hier wird für eine schwer verwundete Dame ein Arzt verlangt. Holen Sie ihn schnell.

Der Postmeister eilte bereitwillig davon und in demselben Augenblicke rollte auch eine vierspännige offene Equipage (ein Landauer) heran, in welcher zwei Damen und ein Herr saßen. Die eine, lang auf dem Sitz ausgestreckt, todtenbleich. In dem jugendlichen Gesicht war kein Blutstropfen zu sehen — es glich ganz einer Todtenmaske; die Augen waren geschlossen, wodurch diese Aehnlichkeit noch frappanter wurde. Dunkles Haar umgab in wirren Strähnen die bleiche Stirn; das helle Reisekleid war ganz von Blut überströmt, doch woher dasselbe kam, war nicht sichtbar. Es

hatte sich bald um die Equipage mit der Verwundeten oder Sterbenden ein dichter Volkshaufe gesammelt, so daß der Arzt, den der Postmeister brachte, sich mit genauer Noth Bahn brechen konnte. Das war so der Typus eines echten Dorfarztes, der kein besonderes Vertrauen einflößen konnte; seine nachlässige Kleidung, seine unsaubere Wäsche, sein ganzes saloppes Aeußere hätten mich nie in ihm einen Jünger Aesculap's vermuthen lassen. Indessen war auch ein Ortsalguazil, ein Glied der Sarner heiligen Hermandad, hinzugekommen, der die Gaffer auseinander trieb. Auf Befehl des Arztes wurde die junge Dame, die mehr einer Todten als einer Lebenden glich, aus dem Wagen gehoben und in den gegenüberliegenden Gasthof getragen dessen Thüren sich hinter ihr schlossen.

Ganz erschüttert von diesem tragischen Ereigniß suchten wir Lord Hugh auf, der der Begebenheit aus dem Fenster des anderen Hotels gefolgt war. Wir befragten die Kutscher der beiden Equipagen, doch aus ihren Antworten konnten wir nicht recht klug werden, so verworren lauteten dieselben; der eine sagte, die Dame habe Selbstmord begangen; der andere — die Verwundung sei eine unfreiwillige und zufällige gewesen. Beide jedoch stimmten darin überein, daß dem dramatischen Incident ein heftiger Wortwechsel zwischen der jungen Dame und ihrem schwarzbärtigen Begleiter vorhergegangen sei. Worin dieser Wortwechsel bestanden und wodurch er hervorgerufen, könnten sie (die Fuhrleute) nicht sagen, da die Reisenden eine Sprache gesprochen, die sie nicht verstanden, doch sei es weder deutsch oder französisch, noch italienisch oder englisch gewesen.

In diesem Augenblick verließ der Doctor geschäftig das Hotel. Ich eilte auf ihn zu und fragte, wie sich die Verwundete befände. Er erwiderte, daß die Sache sehr ernst sei, besonders da der Blutverlust ein ungeheurer wäre, er hoffe aber, daß die Dame durchkommen werde. Jeglicher weiterer Frage über die Art der Wunde wich er aus, indem er sagte, er müsse nach Hause, um etwas zu holen und dann wieder hieher eilen. So konnte ich nichts Genaues über die mysteriöse Angelegenheit erfahren. Dagegen ward mir seitens des Postmeisters die Kunde, daß wir unsern Weg fortsetzen könnten, da nicht nur die durch's Austreten der Bergströme unterwühlten Wegstrecken bereits reparirt seien, sondern auch jetzt Pferde vorhanden wären; es würde schon angespannt. Aufrichtig gestanden, kam mir diese Nachricht gerade jetzt nicht sonderlich willkommen. Ich hätte so gern eine Lösung zu dem Räthsel mit der verwundeten Dame haben wollen, da ich dahinter ein Drama witterte. Doch war es meiner Wißbegierde für dieses Mal nicht bestimmt, Befriedigung zu finden; denn eine halbe Stunde später verließen wir Sarnen, ohne daß es mir möglich geworden wäre, Näheres zu erfahren. Nur soviel hörte ich, daß die Kranke zu sich gekommen und daß der Doctor um sie beschäftigt sei und Niemand, selbst ihre Begleiter nicht, in's Zimmer gelassen werde.

II.

Wir fuhren den Sarner See entlang und die Gegend begann wieder echten Schweizer-Charakter anzunehmen. In der drei Kilometer von Sarnen entfernten Ortschaft Sachseli hielten wir, um die prächtige Wallfahrtskirche zu bewundern, welche die Grabstätte des frommen Nicolaus von der Flue (dessen reich mit Edelsteinen geschmückten Gebeine für die mäßige Zahlung von 50 Centimes pro Person in einem Glasschrank gezeigt werden) wird. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, diese Ueberreste, diese Menschenknochen zu sehen, die man mit schimmernden Edelsteinen

geschmückt hat. Es ist ein seltsamer Contrast, diese glitzernden Steine an den von der Zeit mürbe gewordenen Knochen (und seien es auch die eines Heiligen von dem großen Rufe des frommen Nicolaus von der Flue) zu sehen. Mich chokirte dieser Contrast und Lord Hugh theilte ganz meine Ansicht. Man sollte die Reste der Vergänglichkeit nicht mit strahlendem Prunk umgeben.

Die Wallfahrtskirche selbst ist prächtig und imponirt durch ihre 22 Marmorsäulen und ihre sehr hübschen, oft künstlerisch ausgeführten Fresken. Es that mir sehr leid, daß wir das östlich von Sarnen reizend gelegene, vom Sachseler und Kernser Berge eingeschlossene Melchthal, das wir gestreift hatten, nicht eingehend besichtigten. Dieses an romantischen, lauschigen Plätzchen von überraschender Schönheit überreiche Thal war der Schauplatz des Lebens und Wirkens von Nicolaus von der Flue, der auf der Tagessatzung zu Stans im Jahre 1481 den Frieden unter den Eidgenossen herstellte. Auf einem Felsen steht die Wallfahrtscapelle Flühli und in der Nähe (in der Schlucht am Ranft) die Zelle, in welcher der Heilige 19 Jahre gelebt und segensreich gewirkt hatte.

Bald hinter Sarnen konnte ich sehen, daß die Eisenbahnarbeiten im vollen Gange sind und wie mir einer von den Ingenieuren sagte, die den Bau leiten, wird diese eben so interessante als halsbrechende Bahn über den Brüning im Juni nächsten Jahres beendet und die Fahrt auf derselben eröffnet werden. Dank dieser Bahn wird man von Luzern aus nach Interlaken weit schneller gelangen (ob sicherer — das ist eine andere Frage, die ich sofort erörtern werde), als jetzt, wo wir uns mühsam in unserer gelbgestrichenen Arche Noah's (die in der That antediluvianisch genannt zu werden verdient) dahinschleppen. Doch durch die prosaische Bahn wird eine der poesiereichsten schönsten Gebirgsfahrten viel verlieren, oder doch wesentlich eingeschränkt werden, ganz abgesehen davon, daß die Eisenbahnlinie über den Brüning eine äußerst gefährliche zu werden verspricht, da sie sich theilweise dicht an grausigen Schluchten und bodenlosen Abgründen dahinzieht, so daß es einem im Hirn zu wirbeln beginnt allein bei dem Gedanken, daß auf dieser schmalen Aufschüttung von Erde, die doch nachgeben kann, ein mit Passagieren gefüllter Eisenbahnzug dicht am Abgrunde vorübersausen wird. Und ich begreife daher, daß Lord Hugh, nachdem er diese, schwindelnde Höhen passirende, oft über uns herabhängende Linie betrachtet, auf welcher Hunderte von Arbeitern emsig beschäftigt waren (die Schienen sind schon theilweise auf dem Schwellengeleise, theilweise liegen dieselben den Weg entlang zerstreut) resolut sagte: Goddam! auf dieser Eisenbahn werde ich nie fahren. Das hieße geradezu das Schicksal in die Schranken fordern!

Doch auch für Equipagen ist die Passage über den Brüning nicht ganz gefahrlos, wie wir uns nur bald überzeugen sollten. Zunächst fanden wir die Aussage des Postmeisters von Alpnacht vollauf bestätigt: die durch den Wolkenbruch und den Orkan von gestern angeschwollenen Gebirgsströme hatten furchtbare Verwüstungen auf dem Heerwege angerichtet und die Bergpfade unterwühlt. Schäumend, brausend, mit elementarer Gewalt stürzten diese sonst harmlosen Bergflüßchen von der Höhe herab. Gewöhnlich krystallhell und lieblich anzusehen, wenn sie über den Granit und den Kalkstein, den Schiefer und das diverse Geröll hüpften, hatten diese Flüßchen eine schmutziggelbe Farbe angenommen und donnerten laut, geberdeten sich herrisch, als ob sie den Niagara, den Rheinfall oder den Imatra repräsentirten. An einer Stelle war das Erdreich von solch einem sich als Despoten aufspielenden Bergflüßlein so sehr unterwühlt, daß wir nothwendig Halt machen mußten, da ein paar Hundert Arbeiter eben beschäftigt waren, die nothwendigste Reparatur vorzunehmen.

Mürrisch, verdrossen und geradezu feindselig betrachteten die Arbeiter unsere Noaharche mit ihren hocharistokratischen, Reichthum verkündeten Insassen. Es waren meist Italiener, das sah man an den grimmen, sonnenverbrannten, bärtigen Ge-

sichtern, den drohend blitzenden Augen, dem pechschwarzen Haar, wenn man auch nicht den lombardischen rauhen Dialect gehört hätte, der mit dem melodischen toskanischen Italienisch nur wenig Aehnlichkeit hat. Das waren echt Bassermannische Gestalten, die mir nicht sonderliches Vertrauen einflößten. Sie blickten uns auch nicht sonderlich gutmüthig zärtlich an, diese dunklen, in malerische Lumpen gekleideten Arbeiter, die da schwere Lasten tragen mußten, um uns Plutokraten die Lebensbürde zu erleichtern; die uns im Schweiße ihres Angesichts die Bahn ebnen mußten, damit wir ungefährdet passiren könnten. Ich begreife, daß in den Köpfen solcher Leute unwillkürlich Betrachtungen aufsteigen über das alte Thema, wie ungleich das Schicksal seine Gaben vertheilt.

Wenn es plötzlich diesen zweihundert und etlichen uns mit feindseligen, neidischen Blicken betrachtenden Arbeitern eingefallen wäre, uns zu plündern, oder den Hals abzuschneiden (die blanken Waffen steckten herausfordernd am Ledergurt), sie wären schwerlich auf sonderlichen Wiederstand unsererseits gestoßen. Zudem war die Gegend sehr einsam; der Tag neigte sich stark seinem Ende zu und die Abendschatten begannen sich herabzusenken. Aufrichtig gestanden, war ich wegen unserer Sicherheit nicht ganz beruhigt, denn seitens unseres Kutschers und Conducteurs konnten wir kaum eine kräftige Hilfe erwarten, da Beide ziemlich angeheitert waren; sie hatten an den in Profusion den Weg entlang zerstreuten Kneipen gar zu oft Halt gemacht, um den sie quälenden „ferchterlichen Dorscht" zu löschen.

Gewöhnlich spielte sich die Scene so ab. Der Kutscher wandte sich an den Conducteur mit einer Klage über die drückende Hitze und wie gut es wäre, jetzt Einen zu trinken. Der Conducteur war ganz dieser Ansicht, und sobald eine Kneipe sichtbar ward (der Himmel weiß, daß deren nur gar zu viel auf unserem Wege waren), wandte er sich theilnamsvoll zu mir:

— I ho a ferchterliche Dorscht. Sie net ah?

Ich erwiederte, daß mich nicht dürste. Dieses betrachtete der biedere Helvetier augenscheinlich als eine Sanction meinerseits, den in seinem Innern entstandenen Brand kräftigkichst zu löschen; er ließ gehorsam die Pferde halten und ging mit seinem Gefährten in die Schänke, von wo sie gestärkt und geröthet zurückkehrten. Sie stärkten sich so lange, bis sie ganz schwach auf den Beinen wurden und der Conducteur sogar den Briefbeutel verlor. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, erwiderte er phlegmatisch, daß ihn Jemand schon aufheben und an den Bestimmungsort bringen würde. Mit großer Noth gelang es mir, ihn zu bewegen, daß er zurückkief, um den Sack mitzunehmen. Es war geradezu rührend patriarchalisch, und wenn manches Mal Briefe in der Schweiz verloren gehen, so erklärt sich dieses durch den „ferchterlichen Dorscht" des Conducteurs.

Sie begreifen also, daß, falls es den italienischen Arbeitern eingefallen wäre, an uns die Lehre der Socialdemokraten praktisch zu verwerthen und mit unserem Ueberfluß ihren Mangel zu decken, wir ganz schutzlos gewesen wären, da wir keine Waffen hatten und unsere beiden Postcerberusse uns schwerlich von Nutzen hätten sein können. Ich wandte mich an einen sonnenverbrannten, schwarzbärtigen Arbeiter, der mir ganz das Aussehen eines Banditen hatte, in italienischer Sprache mit der Anfrage, ob wir passiren können. Er erwiderte mir in einem sehr eleganten Italienisch und ungemein höflich, daß die Reparatur der beschädigten Stellen zwar schon beendet sei, daß aber die schwere Equipage kaum passiren könne. Daher es rathsam sei, daß wir Alle ausstiegen und sie dann den Wagen theils über die gefährlichen Stellen tragen, theils schleppen würden. Ich versprach ihm ein gutes Trinkgeld und fügte die Bitte hinzu, daß sie sich beeilen mögen, da wir noch vor Nacht in Brienz einzutreffen wünschten.

Wir stiegen Alle aus und suchten über das Geröll zu passiren; trockenen Fußes ging es freilich nicht, denn der Bergstrom war, wie erwähnt, aus seinem Bette getreten und seine schmutziggelben, schwerfälligen Wellen rollten über den Weg dahin. Ueber vierhundert sehnige Arme hoben die Equipage in die Luft und trugen sie über die unpassirbare Stelle, der jedoch bald noch eine zweite folgte, die gleichfalls glücklich überschritten wurde. Lord Hugh lohnte generös die Arbeiter, die uns jubelnd begleiteten (sie hatten solch eine Belohnung nicht erwartet) und wir rollten wieder dahin.

III.

Die Sonne begann bereits sich stark nach Westen zu neigen und die uns umgebende Gegend ward immer wilder, romantischer, schöner, erhabener. Die grandiose Natur der Schweiz, die wir bis dicht an den Sarner See ganz vermißt hatten, trat wieder in ihre Rechte und präsentirte sich in der denkbar entzückendsten Form. Es ging immer bergauf, steile Abhänge hinauf, an gähnenden Abgründen vorbei, so daß unser keuchendes Viergespann nur schrittweise sich vorwärts bewegen konnte. Ich hatte Miß Ellen den Vorschlag gemacht, auszusteigen und zu Fuß zu gehen und das junge Mädchen nahm meinen Vorschlag mit Freuden an und so wanderten wir hinter der sich im Schneckenschritt vorwärts bewegenden Equipage dahin. Das heißt Extrapost fahren.

Wir passirten den Brüning, einen der reizendsten Höhenpunkte, auf welchem sich dem entzückten Auge jeden Augenblick neue Schönheiten darbieten. Ich bin fast außer Stande, sogar eine annähernde Schilderung dieser prachtvollen Scenerie zu geben, die an Großartigkeit Alles, was ich bis jetzt in dieser Art gesehn, übertrifft. Rechts erhoben sich himmelhoch ganz steile grauschwarze Felswände, die den Anblick einer ungeheuren Festungsmauer hatten. In riesigen Quadern starrten diese finster drohenden Steinmassen empor, welche, aus verschiedenartigsten Mineralien gebildet, durch Erdreich und Geröll zusammengehalten werden, während zwischen den Fugen des Granits, Schiefers, sogenannten Schweizer Marmors und Kalksteins, sich die Vegetation siegend Bahn bricht und junge, naseweise Pflanzen der neuesten Gegenwart sich kokett an die altersgrauen Riesen schmiegen, die vielleicht der vorsintfluthlichen Vergangenheit angehören, über deren Häupter Jahrtausende hingezogen. Hoch auf schwindelnden Felsen erheben sich schlanke Tannen, deren dunkles Grün vom lichten Aether kräftig absticht; düstere Kiefern blicken verdrossen herab und scheinen sich entsetzlich zu langweilen in dieser erhabenen, durch keinen Laut gestörten Einsamkeit.

Und die scheidende Sonne warf ihre letzten goldenen Strahlen auf die großartige Scenerie; die Gipfel der Bäume auf den schwindelnden Höhen da oben leuchteten hoch auf; der rothe Sandstein der Felswände nahm blutige Tinten an und die sich da unten ausbreitenden herrlichen grünen Matten mit den die und da zerstreuten Dorfschaften (deren weiße Häuser mit den rothen Schieferdächern, deren dunkle schlanke Kirchthürme bereits von den Schatten der einbrechenden Nacht eingehüllt waren, während wir hoch oben noch den Anblick des strahlenden Tagesgestirns genoßen); die in anmuthiger Mannigfaltigkeit abwechselenden Schluchten, Berge und Thäler — das Alles bildete eine Scenerie, wie sie sich die glühendste Phantasie nicht schöner, großartiger, farbenprächtiger, majestätischer denken kann.

Und als die Sonne endlich ganz vom westlichen Horizont verschwunden war, als die letzten rosigen Tinten am äußersten Rande des Firmaments erloschen, da sah man durch die dunklen Kiefernbäume den Vollmond hervorleuchten und die Landschaft mit seinem geheimnißvollen Lichte übergießen. Bis dahin hatte sich Luna hinter der Waldung verborgen gehalten und trat ihre Herrschaft erst dann an, als der treulose Gatte in sein fluthenkaltes Wittwerbett hinabgestiegen war. Dann erscheint sie, die arme Verlassene, im lichten Aether, von den Myriaden ihrer Sternenkinder gefolgt die da wißbegierig auf die Welt da unten herabblicken mit ihren frommen, strahlenden Augen.

Unter dem magischen Einflusse des falben Mondlichts gewann die Gegend ein ganz phantastisches Aussehen. Gespensterhaft erschienen die von der linken Seite sich drohend emporhebenden dunklen Felsmassen, gleich Steinriesen auf der Wacht, um das Land vor heimtückischen Angriffen zu bewahren. Der Bergweg ward immer schmäler und die Räder der Arche Noahs streiften einerseits den Granit der Felswand zur Rechten, andererseits den Abgrund zur Linken. Das ist eine halsbrechende Fahrt, wobei der geringste Fehltritt Tod und Verderben bereitet. Wenn man bedenkt, daß Kutscher und Conducteur in sehr angeheitertem Zustande waren und in ihrem mir ganz unverständlichen Schweizer-Deutsch ein außerordentlich anregendes Gespräch führten und lustig und guter Dinge waren, ohne sich um Felswände und Abgründe zu bekümmern, so wird man begreifen, daß ich nicht sonderlich ruhig war. Blos der sichere Tritt der an solche Bergpfade gewöhnten Pferde, die den Weg vorzüglich kannten, tröstete mich einigermaßen. Miß Ellen war, vom vielen Bergsteigen ermüdet, wieder in die Equipage gestiegen, deren sämmtliche Insassen dem Anscheine nach schliefen, denn es herrschte daselbst eine absolute Ruhe, nur von Zeit zu Zeit durch ein unharmonisches Schnarchen unterbrochen. Ich wandelte allein hinter dem Wagen einher, der sich mühsam, ächzend, stöhnend, kreischend den steilen Weg über den Brüningpaß hinaufschleppte und konnte mich nicht satt sehen an der mich umgebenden großartigen Scenerie, wie sie sich schöner, phantastischer nicht gedacht werden kann, besonders bei Mondschein.

Vollständig senkrecht erheben sich himmelanstrebende Felswände; zu meinen Füßen gähnen furchtbare Abgründe, hinter denen jedoch sich die prächtigsten Wiesen ausbreiten. Jenseits das üppige Grün der Vegetation, diesseits der starre todte Fels. Graue todte Vergangenheit und grünende lebende Gegenwart begegnen sich hier und zwischen ihnen gähnt finster drohend der Abgrund, an dessen äußerstem Rande ich entlang wandere, ruhig und sorglos, als promenirte ich auf dem Granittrottoir des Newskij-Prospects. Was doch die Gewohnheit nicht macht. Anfangs wagte ich nicht in den sich neben mir hinziehenden Abgrund hinabzusehen; ich bekam Schwindel und es däuchte mir, als zögen mich die finsteren Geister der Unterwelt zu sich hinab, als lockten sie mich und müßte ich diesen Lockungen Folge leisten. Doch allmälig gewöhnte sich Auge und Empfindung selbst an das Ungeheuerlichste und kühn sah ich in den Abgrund ohne den geringsten Schwindel, ohne jegliche Bangigkeit. Ich machte mir von Zeit zu Zeit das kindische Vergnügen, Steine in die Tiefe hinabzuwerfen, um dem Echo zu lauschen, wie die Steine an den vorspringenden Ecken anschlugen und dann in der dunklen Tiefe verschwanden, von wo schon kein Laut, kein Widerhall hörbar ist. Ich bog mich sogar einmal vor, um hinunter zu sehen. Doch da überkam mich plötzlich ein Schwindel; mein Auge umflorte sich und ich wäre sicher heruntergestürzt in die gähnende Tiefe, wenn ich nicht rechtzeitig krampfhaft mit der Hand das Holzgeländer ergriffen hätte. Noch vor Kurzem hatte ich Miß Ellen gegenüber dieses schwanke, schwache Holzgitter verspottet, das doch, wenn sich die Pferde bäumen sollten, sicherlich keinen Schutz gewähren könne (da es doch dem ersten ern-

sten Anprall nicht zu widerstehen im Stande gewesen wäre) und jetzt ward es mir zum Rettungsmittel.

Von ferne hörte man das dumpfe Rauschen der Gießbäche hoch oben auf dem Felsen, in den Tannenwaldungen. Die Bäche konnten sich nach dem gestrigen Unwetter noch immer nicht beruhigen und und fuhren fort drohend zu grollen. Einzelne verkrüppelte Birken auf vorspringenden Felsstücken nahmen in mysteriösem Mondschein ungeheuerliche Formen, Gestalten fürchterlicher Phantome, abschreckend häßlicher Gnomen an. Ringsum herrschte eine erhabene, durch nichts gestörte religiöse Stille. Ich fühlte mich unwillkürlich von einem abergläubischen Schauer ergriffen. Mir däuchte, daß ich mich ganz allein in dieser Einsamkeit befände, als hätte ich mich in dieser Wüstenei verirrt und sollte nun und nimmermehr den Weg zurückfinden in die civilisirte Gesellschaft, in die Mitte der Culturmenschheit, und wäre verdammt, den Rest meines Lebens unter Steintitanen, unter Pflanzenphantomen, inmitten von gähnenden Abgründen hinzubringen.

IV.

Lautes Rufen und energische Kraftworte weckten mich aus diesem meinem Sinnen. Es hatte sich etwas ereignet, was ich schon längst befürchtet, woran ich stets gedacht.

Ich hatte mir nämlich von Anfang an die Frage aufgeworfen: Was würde geschehen, wenn wir jetzt einem anderen Wagen begegnen, da ein Ausweichen auf diesem schmalen Wege gar nicht denkbar, wo von einer Seite hoher Felsen, von der anderen — tiefer Abgrund ist? Und gerade das hatte sich jetzt eben ereignet. Vom Abhange herab kam uns in rasender Geschwindigkeit ein Zweispänner, ein eleganter Tilbury, entgegen, in welchem zwei Personen, ein Herr und eine Dame saßen. Der Herr, der die Leine in den Händen hielt, hatte dem Anscheine nach die Herrschaft über seine Pferde verloren, denn dieselben stürmten in ungezügelter Hast gerade auf uns los, so daß nach wenigen Augenblicken ein fürchterlicher Zusammenstoß unvermeidlich schien, dessen Folgen für beide Theile entsetzlich sein mußten.

Die drohende Gefahr hatte sowohl unseren Kutscher, als den Conducteur ernüchtert. Beide sprangen von ihren Plätzen und warfen sich dem Zweigespann entgegen, fielen den schnaubenden, keuchenden Rossen in die Zügel und ihren vereinten Anstrengungen, zu denen sich noch die des im Tilbury sitzenden Herrn gesellten, gelanges, die rasenden Thiere zum Stehen zu bringen, und zwar auf kaum drei Schritte von unserem Postwagen, dessen Pferde von selbst stehen geblieben waren.

Dieses Alles war das Werk eines Augenblicks und als ich hinzueilte, war die Gefahr beseitigt. Die im Tilbury sitzende junge Dame war todtenbleich; ihre schwarze Kleidung hob die Blässe des hübschen Gesichts noch mehr hervor.

Die eminente Gefahr eines Zusammenstoßes (der sicherlich von den tragischsten Folgen begleitet gewesen wäre) war zwar durch die Geistesgegenwart unserer beiden Führer, trotz ihres stark angeheiterten Zustandes, glücklich beseitigt worden. Die Situation blieb aber trotzdem eine ziemlich heikle, ja gefährliche. Es galt das Problem zu lösen, wie wir uns auf einem so schmalen Wege ausweichen sollten, den unsere mit vier Pferden (im Zuge zwei zu zwei) bespannte unförmliche Arche Noahs fast ganz ausfüllte. Lord Hugh hatte den gewöhnlichen britischen Gleichmuth, das übliche englische Phlegma verloren. Er fluchte und wetterte gegen die Schweizer und ihre Heerstraßen, wo sogar ein Pair von Großbritannien Gefahr liefe, auf die prosaischste Weise das

Genick zu brechen und in irgend einem Abgrunde seine glorreiche irdische Existenz auf die ruhmloseste Weise zu beenden. Ich ließ den Lord grollen und donnern und sich in nutzlosen Recriminationen ergießen und trat in Unterhandlung mit dem Besitzer des Tilbury, der sich als ein charmanter Mann und Landbesitzer aus der Nähe von Brienz entpuppte, der mit seiner reizenden Frau einen Vergnügungsausflug unternommen hatte, welcher leicht einen höchst dramatischen Abschluß hätte finden können. Die junge Dame war noch ganz erregt, noch ganz unter dem Einflusse dieses Incidents, so daß sie kaum ein Wort hervorbringen konnte. Der junge Gutsbesitzer erwies sich um so gefaßter.

An die Umkehr eines der Wagen, bis man auf eine etwas breitere Strecke des Heerwegs stoßen würde, war nicht zu denken, da ein Wenden sogar des leichten und schmalen Tilbury gänzlich ausgeschlossen war, von unserer breiten und schwerfälligen Postkutsche gar nicht zu reden. Es mußte also der Versuch gemacht werden, die Arche Noahs so dicht als irgend möglich an die Felswand zu drücken (zu welchen Zwecke man die unförmlich großen Laternen entfernen mußte), um dann den Tilbury vorbeizuschieben, wobei ein Theil desselben nothwendigerweise über dem Abgrunde hängen mußte, in welchen die Equipage beim geringsten Aufbäumen der Pferde stürzen und die Menschen mit sich ziehen konnte. Die Pferde ausspannen, konnte man auch nicht, da wir nicht Hände genug zur Verfügung hatten, um gleichzeitig die Equipage auf eine so gefahrdrohende Weise zu schieben und die feurigen Rosse zu halten. Außerdem brach die Nacht schnell herein und die immer tiefer werdenden Schatten, die mit dem Eintreten vollkommener Dunkelheit drohten, schieuen gebieterisch anzuempfehlen, sich zu beeilen, da im Finstern sich die Gefahr verzehnfachte und der geringste Fehltritt Tod und Verderben nach sich ziehen konnte.

Und so hieß es — rasch handeln. Die Postkutsche wurde dicht an die senkrecht aufsteigende, himmelanstrebende Felswand gedrängt, wobei uns noch der Umstand zu Statten kam, daß unten ein kleiner Vorspruug war, auf den wir die zwei Seitenräder stemmten, wodurch wir einige Centimeter Raum gewannen, was im gegebenen, Augenblicke sehr wichtig war. Dann begann die noch weit complicirtere, schwierigere und gefährliche Procedur der Vorbeischiebens des Tilbury. Unsere biederen Führer von der einen Seite, der schweizer Gutsherr von der anderen — machten sich an diese Manipulation, die meiner Treu' eine der halsbrechendsten war, die ich je in meinem Leben gesehen. Der Marsch Blondins mit verbundenen Augen auf schwankem Seile über den Niagara ist nichts dagegen. Denn der kühne Seiltänzer verließ sich auf seine eisernen Nerven, stählernen Sehnen und große Geschicklichkeit, während man es hier mit zwei feurigen Rossen zu thun hatte, von denen das eine fast ganz über dem unheimlich gähnenden Abgrund hing. Es genügte eine brüske Bewegung dieses in einer so ungewöhnlichen Situation sich befindenden Pferdes, um eine Katastrophe herbeizuführen.

Ich will es Ihnen offen gestehen, daß die paar Minuten, während welcher sich diese Procedur vollzog (von der man sich selbst annähernd keine richtige Vorstellung machen kann, besonders wenn man berücksichtigt, daß das Ganze sich im Dunkeln vollzog, da auf dieser Höhe die Nacht plötzlich eintritt, fast ohne Uebergang) und die mir Stunden dünkten, mein Herz still stand, mich die Gänsehaut überkam, besonders da ich unthätig dabei stehen mußte, indem der beschränkte Raum keine Mitwirkung zuließ. In dem Augenblick, als ein Theil des Tilbury über dem Abhang hing, und die zwei Räder des Wagens sowie die zwei Hufe des Pferdes keinen Stützpunkt mehr fanden, da überkam mich ein so heftiges Gefühl entsetzlicher Angst, daß ich unwillkürlich feige die Augen schloß, um nicht das Fürchterliche zu sehen. Glücklicher Weise vollzog sich Alles vorzüglich und ich athmete hoch auf, als ich den Tilbury mit den zwei keuchenden Pferden jenseits sah. Wir verabschiedeten uns von dem Gutsherrn

und seiner hübschen Frau auf die freundschaftlichste Weise, wie Menschen, die einem Schiffbruch entkommen, die zusammen in wenigen Minuten eine ernste Krisis durchlebt, Dank welcher sie sich genähert, und als sich unsere Postkutsche wieder kreischend, ächzend, stöhnend und krächzend in Bewegung setzte, da gab ich mir im Geheimen das Wort, nie wieder Schweizer Bergpfade per Equipage zu befahren. Wie man es überhaupt bei derartigen Begegnungen auf so gefährlichen und schmalen Wegen macht — ist mir unbegreiflich. Freilich sind die Gebirgswege nicht überall so schmal und so gefahrdrohend, als die Stelle, an welcher unsere Begegnung stattfand, aber trotzdem sind dergleichen Unglückstellen sehr häufig.

Unsere Arche Noahs bewegte sich jetzt in fast vollständigem Dunkel, wodurch das Grandiose, Geheimnißvolle, Drohende der Scenerie noch mehr gewann. Der Vollmond ließ sich nicht mehr blicken, da wir oft zwischen Engpässen hindurch fuhren, die durch colossale dunkle Felsen von beiden Seiten gebildet wurden, (was einem Tunnel auf ein Haar ähnte) und wir die feuchten, kalten Steinmassen mit den sich gewaltsam durch dieselben Bahn brechenden Gesträuchen streiften. Es ging noch immer bergaufwärts, so daß ich mich für berechtigt hielt zu glauben, baldigst in die Vorhallen des Himmels zu gelangen. Da plötzlich entriß sich uns Allen ein Schrei der Bewunderung und des Entzückens und das Schauspiel, das sich darbot, war wirklich derart, das selbst das verhärtetste, prosaischste Gemüth von demselben berührt werden mußte. Es war in der That eine Feerie.

Denn plötzlich theilte sich das uns umgebende, fast absolute Dunkel und es eröffnete sich dem entzückten Auge eine herrliche Fernsicht, ein Panorama von so wunderbarer Schönheit, daß wir offenen Mundes dasselbe anstarrten. Selbst die Pferde blieben stehen; sei es, daß die Postgäule sich auch an diesem Anblicke erlaben wollten, oder um zu verschnaufen.

Der Mond brach strahlend hinter dem dunklen Meer der Tannenwaldung (welches den Gipfel des Brüningpasses krönt) hervor und übergoß mit einer reichen Fluth silbernen, geheimnißvollen Lichts die ganze Gegend, die sich vor uns gleichwie in der Vogelperspective ausbreitete. In nebelhafter Ferne zertheilten sich am dunklen, von Myriaden funkelnder Sterne besäten Himmelsdome die riesigen Contouren der Berner Hochalpen. Ringsumher in unserer nächsten Nähe steile, dunkle Granitwände, die künstlich von Menschenhänden aufgethürmten Festungsmauern mit Schießscharten ähnlich sahen. Und diese Bastionen, welche die Natur geschaffen, um die Menschen zu schützen, waren oben mit dichten Tannen- und Kieferwaldungen gekrönt, die gespenstisch herabblickten aus der Höhe und eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der zahlreichen, kampfbereiten, in Reih und Glied stehenden Besatzung der Festungen hatten. Die Aehnlichkeit war eine so frappante, daß es mich wahrlich däuchte, ich sehe zahlreiche Gewehrläufe im Mondlichte blinken; ich wähnte sogar die auf den dunklen Brauen der phantastischen Krieger herabgerückten Czakos mit Metallverzierungen zu erkennen. . . .

Dieses phantastische, kriegerische Bild da oben wurde durch eine köstliche friedliche Idylle da unten noch mehr gehoben. Herrliche dunkelgrüne saftige Matten breiteten sich in einem der denkbar schönsten und anmuthigsten Thäler aus. Die prächtig bestellten Felder sahen im Mondschein gleich wunderbar köstlich ciselirten Kunstwerken aus; die verschiedenfarbigen, methodisch abgesteckten Korn-, Gerste- und Hafer-Felder boten ganz den Anblick vielfacher, herrlich gewirkter Stickereien, die da in Profusion auf dem grünen immensen Sammetteppich des Thals ausgebreitet lagen. Diese multicoloren, mit Liebe und Zärtlichkeit bestellten Felder zogen sich terrassenförmig vom Thal bis an die höchsten Spitzen der Berge empor. Wo man nur der Steinwelt etwas abtrotzen konnte, da hatte der Mensch nichts unversucht gelassen, und in der mondhellen Nacht erschien Alles um so anmuthiger und wirkungs-

voller. Einige Dorfschaften und Weiler waren hie und da zerstreut, der reizenden Idylle ein noch höheres Relief gebend. Die schmucken zwei- oft dreistöckigen Häuser (häufig im Schweizer Geschmack, mit rund um die Gebäude laufenden, weiten Balkons versehen, inmitten von Blumen- und Gemüsegärten stehend) stechen mit ihren weißgetünchten Wänden von den rothen Schieferdächern ab. Hier und da erhob sich ein schlanker, grauer Kirchthurm in die blaue Luft und im silbernen Licht Lunas sah man die goldenen Zahlen auf dem dunklen Zifferblatte des Zeitmessers hochaufglänzen, während die eherne Zunge der Zeit in langgedehnten dumpfen Tönen die Stunde verkündete und den Menschen daran gemahnte, daß das Leben dahinfließt und daß die Minute, die entschwunden, nie mehr zurückkehrt.

Man kann sich in der That nichts Idyllischeres, Poetischeres, Entzückenderes, als diese vom Mondlicht übergossene Landschaft bei solch einer grandiosen Scenerie denken. Oben eine düstere Darstellung des drohenden Krieges; unten das liebliche Bild des idyllischen Friedens. Viele Fenster der Häuser waren erleuchtet, wodurch der freundliche Eindruck noch erhöht wurde. Es war mit einem Worte eine reizende Pastorale, die man nicht so leicht vergessen kann und die ich oft meinem Gedächtnisse wieder zurückrufen werde.

Von da ging es bergabwärts im beschleunigten Galopp und bald breitete sich Brienz vor uns aus.

V.

Brienz ist eigentlich ein industrielles Dorf, das am See gleichen Namens liegt. Im Grunde genommen besteht Brienz fast nur aus einer sehr langen Straße, die sich längs den Ufern des tiefblauen, von riesigen Bergen eingezäumten Sees hinzieht. Ein herrlicher Rahmen zu dem schönen Bilde.

Die ca. 3000 Einwohner dieses so romantisch gelegenen Dörfchens beschäftigen sich größtentheils mit Holzschnitzereien, in denen sie es in der That zu einer großen Fertigkeit gebracht, so daß sie den Markt mit den Produkten dieser Industrie überfluthen. Dank seiner hübschen und auf dem Wege der Touristenfluth liegenden Lage ist auch Brienz dem Einfluß unterlegen, dem alle anderen Schweizer Städte mehr oder minder unterliegen. Es ist auch, freilich nur theilweise, zu einem Hotel, zu einer Karawanserai für Fremde geworden. Mit der einen Hand schneidet der Brienzer künstliche Holzsachen, mit der anderen vollzieht er die Schur der reisenden fremden Schafe. Die Cultur hat auch diese friedliche Stätte beleckt, so daß Brienz sich sogar zu einer spanischen Weinhalle, die mit einer blumengeschmückten Veranda umgeben ist, aufgeschwungen hat. Doch der spanische Wein, den ich auf der Veranda trank, erschien mir gar zu spanisch. Und als ich mich auf die auf den blauen Brienzer See hinausragende blumenumrankte Veranda setzte und mir eine halbe Flasche Alicantewein geben ließ und dadurch glaubte, mich an die Ufer des Tajo, Guadalquivir oder Manzanares versetzt zu sehen, so wurde ich förmlich enttäuscht und ich glaubte eher mich in einen der zahlreichen Krimschen Weinkeller in Petersburg versetzt, wo der Traubensaft nicht nur aus der Krim ist, sondern auch grimm ist und Bauchgrimmen verursacht.

Dank dem Umstande, daß Brienz von den Touristen sehr häufig aufgesucht wird und sich manche von ihnen für längere Zeit am Ufer des hübschen Sees niederlassen, hat dieser Weiler seinen Dorfcharakter verloren und städtische Allüren angenommen; Viele Hotels und Cafés, Restaurants und Pensionate. Doch, wie gesagt, die Brienzer existiren nicht allein von Scalpirung der Reisenden: sie beschäftigen sich in der von

dieser edlen Hantierung freien Zeit auch mit Holzschnitzereien, in welcher Branche sie in der That excelliren, wie ich mich durch den Augenschein überzeugte. Gegen 2000 Personen haben sich der Holzsculptur gewidmet, was jedoch dem Ausbeuten der Fremden durchaus keinen Abbruch thut. Im Gegentheil, dasselbe wird systematisch betrieben. Im „Hotel zum weißen Kreuz", wo ich logirte, präsentirte man mir eine Apothekerrechnung, so daß ich dem Oberkellner gegenüber bedauerte, in einer Pharmacie abgestiegen zu sein. Doch als ich schon auf dem Dampfboot war, um nach Böningen (am südlichen Ende des Brienzer Sees, von wo man per Eisenbahn in zehn Minuten nach Interlaken kommt) abzufahren, so kam der genannte Hotelfunctionär ganz athemlos gelaufen (das „Hotel zum weißen Kreuz" liegt dem Landungsplatz der Dampfschiffe gerade gegenüber) und meldete mir mit zerknirschter Miene, daß er mir 1 Fr. 55 Cent. in Rechnung zu stellen vergessen habe, doch könne er nicht präcisiren, wofür ich diese Summe schulde. Da ich auf der Rechnung außer Bergluft und Sonnenlicht Alles aufgestellt fand, so weigerte ich mich, diese an meine Großmuth gestellte Nachtragsforderung zu erfüllen, worüber der Oberkellner durchaus nicht untröstlich war. Das war nur so ein Kniff, der bei weniger erfahrenen Touristen reussirt. Es erinnert mich dieses Gebahren des schlauen Oberkellners an die außeretatmäßigen oder Nachtragscredite in den Staatsbudgets oder an die unvorhergesehenen Ausgaben in den Aufstellungen verschiedener Departements.

Wenn auch der Brienzer See an Größe und Grandiosität den Vergleich mit seinem Vierwaldstätter Collegen nicht aushalten kann, so fehlt es ihm doch auch nicht an Romantik und Großartigkeit. Das Rothhorn (2351 Meter über dem Meeresspiegel) ist imponirend, besonders wegen der großartigen Aussicht, die man von seiner Höhe auf die Hochalpen und deren Thäler hat. Ein besonderes Interesse gewähren die Gießbachfälle, wenn sich nur nicht die Brienzer aus purer Liebenswürdigkeit gedie Fremden und deren Portemonnaies beifallen ließen, dieselben elektrisch zu beleuchten. Das ist ganz hübsch, stört aber jede Illusion, jeglichen Genuß beim Bewundern der Natur.

Die Gießbachfälle sind in der That sehenswerth: sie stürzen (Brienz gegenüber) in 14 Sprüngen in einer Höhe von 300 Meter von Fels zu Fels in den See und übertreffen unstreitig alle Wasserfälle der Schweiz wegen des herrlichen frischen Grüns der Matten und der prachtvollen üppigen Waldung, welche dazu den Raum bilden. Ich stieg den Gießbach von Fall zu Fall hinauf; hinter dem zweiten Fall ist eine sehr romantische Felsgrotte, die häufig besucht wird. Bei der ersten Brücke stürzt der Gießbach aus einer engen Schlucht mit mehr als hundert Meter hohen Felswänden in einen Felskessel von 56 Meter Tiefe. Von oben hat man eine Uebersicht auf den tiefblauen Brienzer See und seine ganze Umgebung. Selbstverständlich, daß hier auch ein Hotel und Café-Restaurant „Zum Gießbach" ist.

In Böningen bestieg ich die Imperiale eines zweistöckigen Eisenbahnwaggons, der mich nach dem höchst fashionablen Interlaken entführte. Es war zum ersten Male, daß ich in einem solchen Waggon fuhr und das amüsirte mich außerordentlich. Von der Höhe hat man eine sehr hübsche Aussicht auf die Gegend und bildet die Neuheit der Erscheinung einen ganz besondern Reiz. Leider dauert diese interessante Fahrt nur eine gar zu kurze Weile. Kaum waren zehn Minuten in's Land gegangen, so hielt unser Zug in dem modernen, am Fuße der Jungfrau gelegenem Babel. Ich war in Interlaken.

XIII.

Interlaken.

I.

Der Name dieses reizenden Ortes ist dem Lateinischen entnommen (inter lacus zwischen den Seen), da diese so hübsche und so sehr beliebte Sommervilleggiatur zwischen dem Thuner und Brinzer See in einer lieblichen kleinen Ebene, so zu sagen am Fuße der Jungfrau liegt, die sich da in wundervoller Pracht und Schönheit präsentirt. Man sollte glauben, der ganze schöne Ort liege in verzückter Anbetung vor der erhabenen Maid, der er seine glühendste Huldigung darbringt. Es ist eine bis zur Schwärmerei getriebene Verehrung, ein wahrer Jungfrauencultus, der dadurch jedoch durchaus keinen Abbruch erleidet, daß der Gegenstand dieser abgöttischen Verehrung gefühllos und eiskalt bis ins Herz hinein ist und daß gar manche ihrer Anbeter ihre Leidenschaft mit dem Leben bezahlen haben.

Die Ebene, in welcher Interlaken liegt, wird Bödeli genannt und ist rings von der denkbar großartigsten Alpennatur umgeben. Wenn ich sagte, daß Interlaken zu Füßen der Jungfrau kniet, so muß das nicht wörtlich genommen werden, denn die stolze hohe Dame scheint nur so nahe zu sein; im Grunde genommen ist sie noch ziemlich fern, nur ihr stolzes, schönes Haupt mit der strahlenden, seltsamen Bedeckung, ihre von der silberweißen Mantille umhüllte üppige Büste ist sichtbar. Aber Haupt und Büste sind von so zauberhafter Schönheit, daß sie die heiße Liebe erklären, die man der Jungfrau weiht, die Sehnsucht, in welcher man sich nach ihrem Besitze verzehrt und die bis zur Selbstaufopferung gehende Hingebung.

Interlaken ist das bevorzugte Rendezvous der Touristenwelt und wird besonders von russischen, englischen und amerikanischen Reisenden sehr frequentirt, wozu seine entzückende Lage in Mitten der großartigen, das elegante „Dorf" von allen Seiten umringenden Alpenwelt, sein mildes, liebliches Klima und der außerordentliche, daselbst gebotene Comfort nicht wenig beiträgt, wie auch die Menge herrlicher Ausflüge, die es bietet. Solch ein „Dorf" finden Sie, glaube ich, in der ganzen Welt kein zweites. Ein Dorf, das, von seiner romantisch-poetischen Lage ganz abgesehen, Ihnen alle Bequemlichkeiten, jeglichen Luxus der großen Städte bietet und in welchem Sie verhältnißmäßig sehr billig leben können; ein Dorf mit großartigen Hotels und pallastähnlichen Restaurans, mit prachtvollen Anlagen und Gärten, mit luxuriösen Magazinen und einer eleganten, oft hoch aristokratischen Bevölkerung, mit

monumentalen Bauten und schmucken Villen, mit einer Doppelallee prachtvoller Nußbäume und einem großartigen Casino, in dessen eleganten, brillant erleuchteten, reich mit köstlichen Blumen geschmückten Garten sich jeden Morgen und allabendlich ein vorzügliches Orchester hören läßt und sich eine höchst fashionable Gesellschaft versammelt, in welcher fast alle Racen der Erde vertreten sind. Ein Dorf, in welchem sich zahlreiche Banken befinden, wo Sie sich Tratten nach allen Weltgegenden ausstellen laßen und die Münzsorten aus aller Herren Landen anschaffen können; ein Dorf, in dem glänzende Bälle und Reunions gegeben werden, wo man häufig die Möglichkeit hat, die ersten Künstler und Künstlerinnen der Welt zu hören, wo in den eleganten Sälen des Kurhauses alle möglichen Zeitungen und Journale in allen denkbaren Sprachen aufliegen, wo eine hoch in die blauen Lüfte steigende Riesenfontaine farbig beleuchtet wird, so daß deren Wassercascaden gleich einem Sprühregen der herrlichsten, strahlendsten Edelsteine in's Bassin fallen. Ein Dorf mit den Allüren einer Großstadt, mit einem ungeheuren Fremdenverkehr, mit den herrlichsten Magazinreihen, in welchen alle Gegenstände des Luxus in verschwenderischer Profusion ausgestellt sind — ja solch ein Dorf ist in der That einzig und dadurch erklärt sich auch der magische Einfluß, den Interlaken auf die gesammte Touristenwelt ausübt.

Trotz aller dieser unstreitbaren Annehmlichkeiten und bedeutenden Genüsse, die Interlaken bietet; trotzdem, daß sich das Leben daselbst sehr billig stellt (verhältnißmäßig sogar bedeutend billiger als in irgend einem Gebirgsdorf, einem sogenannten Luftcurort), möchte ich doch daselbst keinen längeren Aufenthalt nehmen und halte ich diesen entzückenden Ort behufs Ruhe und Erholung nicht für geeignet. Es ist daselbst zu lärmend, zu rauschend; die Vergnügnnssucht ist zu groß und die gebotenen Genüsse sind zu zahlreich, als daß man sich da einem beschaulichen Landleben hingeben könnte. Man wird gar zu sehr von dem Strudel mannigfacher Zerstreuungen hingerissen und dabei ist der in Interlaken getriebene Toilettenschwindel der Damen ein gar zu großartiger, als daß man sich da behaglich fühlen dürfte. Das ist schon kein Landleben, der ist das Residenztrubel in die Schweizer Berge übertragen.

Interlaken trägt, gleich allen übrigen, von dem Touristenstrom heimgesuchten Gegenden der Schweiz, ein vollständig internationales Gepräge. Dadurch erklärt sich auch die linguistische Vielseitigkeit der Schweizer. Besonders bewunderte ich den hohen Grad der Vollkommenheit, den sie in der beredten Sprache der Ziffern erreicht; sie verstehen in allen Idiomen zu rechnen und irren sich nie; wenn es manchmal geschieht, so ist es stets zu ihrem Vortheil. In der Schweiz verkehren (und werden freudig acceptirt) die Geldmünzen aller Länder: belgische und französische Francs, italienische Lire, luxemburger und holländische Ducaten, englische Guineen und amerikanische Golddollars, deutsche Mark, spanische Duros, schwedische Kronen, dänische Rigsdaler und türkische Pfund Sterling, norwegische, chinesische, indische, japanesische und weiß der Teufel was noch für Münzen. Nur die russische Münze ist daselbst nicht vertreten. Nirgendswo auf meinen Reisen bin ich einem russischen Halbimperial begegnet, obwohl ich zeitweise mich in Sehnsucht nach demseben verzehrte, ein ordentliches Heimweh fühlte, gleich dem Schweizer, wenn er den Kuhreigen hört. Ich empfand dieses nagende Gefühl, eben weil ich den Klang russischen Goldes nicht hörte (den wir freilich auch in der Heimath vermissen, wo diese liebliche Melodie durch das Knistern von Credittbilleten, dieses elenden Surrogats klingender Münze, ersetzt wird); ich schämte mich, daß unsere Valuta auf diesem internationalen Rendezvous von Münzen aller Nationen und Länder fehle.

Trotzdem, daß mir Interlaken außerordentlich gefiel, möchte ich daselbst nicht für längere Zeit wohnen. Es ist viel zu lärmend; zu wenig ländlich trotz der sie umgebenden grandiosen Natur; zu städtisch trotz der Nähe der Jungfrau. Toujours Jung-

frau! wie mir ein blasirter englischer Tourist sagte. This d—d Jungfrau wird Ihnen tagtäglich unter den verschiedentlichsten Saucen servirt. Es wundert mich nur, daß die Hoteliers uns den täglichen Anblick der keuschen Maid nicht auf die Rechnung stellen und mit so und so viel Francs und Centimes per Tag berechnen.

— Sie können gar nicht glauben, fuhr mein vom Spleen behafteter Engländer fort, wie mir diese Schweizer und ihre Hotels verhaßt sind. Im Augenblicke, wo ich eine derartige Karawanserei betrete, höre ich auf Mensch zu sein; gleich dem Galeerensträfling gehe ich meines bürgerlichen Namens verlustig, werde in eine Nummer, in eine bloße Ziffer verwandelt. Meine Nummer ißt und trinkt, während ich blos dafür zahle. Mein „Ich" hat zu existiren aufgehört, für den Hotelier existirt blos meine Nummer. Durch den Verlust ihres Menschendaseins erklärt sich auch die unmenschliche Behandlung, welche den armen Touristen meistens zu Theil wird. Kann man Mitleid mit einer Ziffer fühlen? Der Tourist ist nicht mehr ein lebendes Individuum, sondern nichts weiter als eine todte Nummer, gegen die man rücksichtslos vorgeht. Ich bitte Sie, was soll man für Umstände mit einer Nummer machen!

Diese Ansichten, die mit den vor mir bereits früher ausgesprochenenn vollständig übereinstimmten, ennuyirten mich jedoch, so daß ich mich beeilte, den melancholischen Briten, der sich gleich einer Klette an mich geheftet hatte, von mir abzuschütteln. Nachdem ich durch Interlaken flanirt, begab ich mich auf die Hauptpromenade des Ortes, den sogenannten „Höhenweg", den Newskij-Prospect von Interlaken, wo sich die schönsten Magazine, die prachtvollsten Hotels befinden und wo man gewiß ist, der promenirenden beau monde zu begegnen. Der „Höhenweg" ist eine breite, von prächtigen Nußbäumen beschattete Doppelallee, von der einen Seite durch elegante Hotelpalastbauten flankirt, von der andern — mit der herrlichen Alpenkette garnirt, nebst der großartigen unvergleichlichen Aussicht auf die Jungfrau, die sich hier in aller Pracht und Majestät darbietet und so nahe scheint, daß man blos die Hand darnach auszustrecken braucht, um sich etwas von dem blinkenden Schnee herabzuholen, der sich gleich einem riesigen Hermelinteppich in makelloser Weiße ausbreitet.

Trotzdem, daß es unten 23 Grad Reaumur im Schatten gab, so daß die Nußbäume kaum gegen den glühenden Sonnenbrand schützen konnten; trotzdem, daß das Tagesgestirn seine feurigsten Strahlen auf die Bergkoppe versandte, gelang es nicht, irgend welchen Einfluß auf die blinkende Schneehülle, auf den glitzernden Eisgletscher hervorzubringen. Wenn diese wundervolle Aussicht großartig und überwältigend auf den Beschauer bei hellem Sonnenschein wirkt, so ist der Eindruck ein noch viel tieferer, nachhaltender am Abend, wenn der Mond sein magisches, geheimnißvolles Licht über die grandiose Scenerie gießt und die gigantischen schneebedeckten Gipfel der Bergtitane hochaufleuchten in unvergänglicher Schönheit und ewiger Majestät. Diese vom falben, silbernen Mondlichte übergossene Landschaft, diese stolze schweigsame, sich in ihre Unnahbarkeit hüllende Jungfrau, dieser düstere gigantische Mönch, dieses furchtbare drohende Schreckhorn gewinnen Nachts etwas Phantastisches, Poetisches, das man gar nicht schildern kann. Denn wo kann man zarte Nüancen finden, um dieses herrliche Bild würdig wiederzugeben. Die Feder versagt den Dienst.

Und dicht der keuschen Jungfrau gegenüber an einer Litfaßsäule war in Regenbogenfarben folgende marktschreierische Riesenreclame angeklebt, die ich, des Contrastes halber, wörtlich copire: „Zu Ehren der Ankunft eines 20jährigen Stammgastes große Jubiläumsfeier unter gefälliger Mitwirkung des Hornquartetts der Curcapelle. Illumination a giorno. Große venetianische Nacht. Erfrischungen gratis. Großes Kunstfeuerwerk. Aufsteigen verschiedener Luftballons mit bengalischem Feuer bei bengalischer Beleuchtung des Gartens. Grande soirée dansante. Zum Anfang des Tanzes wird ein Salonfeuerwerk abgebrannt. Entrée frei".

Erfrischungen frei, Entree frei. Mein Liebchen was willst du noch mehr? Wie

kann man einer solchen Versuchung widerstehen? Und dennoch widerstand ich ihr, wohnte der großen italienischen Nacht nicht bei, sondern zog es vor, den Abend auf dem Boulevard in Gesellschaft der Jungfrau zuzubringen, mit der ich eine höchst anregende Unterhaltung hatte. Die keusche Luna war allein gegenwärtig und sie lächelte milde herab auf den Giganten und den zwerghaften Menschen; lächelte herablassend, als der Knirps sich unterfing, mit der Titanin einen Zungenkampf zu beginnen. Und zahllose Sternenaugen oder Augensterne blickten vom blauen Himmelsdom herab und schienen mit Interesse dem Zwiegespräch zu folgen.

Je mehr ich die Jungfrau betrachtete, je näher ich mich derselben fühlte, desto mehr begriff ich die Gefühle glühender Liebe, hingebender Verehrung, die sie einflößt. Sie war in der That von einer wunderbaren, imposanten Schönheit, diese stolze hohe Jungfrau, wie sie die blüthenweiße Schneemantille fröstend um ihre schlanke Taille zog und sich in ihren glitzernden Eisbaschlik hüllte. Ich begreife, daß man von einem unwiederstehlichen Verlangen, sich ihr zu nähern, ergriffen wird, daß man sich in Sehnsucht verzehrt nach ihrem Besitz; daß man sein Leben selbst riskirt, um ihre Liebe zu erwerben, trotzdem, daß man weiß, daß dieselbe größtentheils todtbringend ist. Sechs junge Leute, in der Blüthe des Lebens stehend und zu den schönsten Hoffnungen berechtigend, bezahlten jüngst diese thörichte Leidenschaft mit ihrem Leben...

Man sagt, die Jungfrau sei außerordentlich ungehalten darüber, daß sich auf dem „Höhenweg" zu Interlaken ihr dicht gegenüber ein frecher Franzose postirt, der ein riesiges Fernrohr aufgestellt und für lumpige 50 Centimes Jedem die Möglichkeit giebt, die Alcovengeheimnisse der hohen Dame zu belauschen. Ich will es nicht in Abrede stellen, daß es eine große Indiscredition sei, aber ich finde es unrecht, daß die keusche Maid so blutige Rache übt und ihr Müthchen an Unschuldigen kühlt, an Leuten, denen es nie eingefallen ist, ein Attentat auf ihre Schamhaftigkeit durch das Fernrohr des Franzosen zu begehen. Denn wer sich die Aufgabe gestellt, die Jungfrau zu erobern, der benutzt nicht das Telescop dazu, sondern geht ihr kräftig zu Leibe, siegt oder stirbt im Kampfe. Ich hatte es mir zur Aufgabe gestellt, die Jungfrau über diesen Punkt aufzuklären, wie überhaupt mit ihr ein ernstes Zwiegespräch zu halten. Der Zeitpunkt war geradezu sehr geeignet. Der Boulevard war ganz verödet; der Franzose hatte sein indiscretes Fernrohr, das so viel Unheil angerichtet, fortgenommen und Frau Luna ermuthigte mich, zur Sache zu schreiten und muthig die Aufgabe zu lösen, die ich mir gestellt.

Ich will es Ihnen offen sagen, daß mich eine gewisse Schüchternheit überkam, als der entscheidende Moment herannahte. Trotzdem, daß ich den Muth meiner Ueberzeugung habe und nicht anstehe, das auszusprechen, was ich denke (ebenso wie ich das denke, was ich ausspreche), so wußte ich nicht recht, wie ich die Sache anfangen sollte. War ich doch der Jungfrau noch nicht vorgestellt worden und kann ich doch eine so hohe Dame mir nichts dir nichts so anreden, besonders wo es gilt, ihr den Text zu lesen. Zwar hatte ich die Bekanntschaft der Jungfrau bereits auf dem Rigi-Culm gemacht, wo ich sie so zart poetisch unter den Strahlen der aufgehenden Sonne und von Sol zärtlich geküßt in lieblichem Rosenroth und von hellem Purpur übergossen erglühen sah, aber diese Bekanntschaft war eine gar zu entfernte, blos oberflächliche gewesen und eine förmliche Vorstellung hatte nicht stattgefunden. Die Jungfrau verhielt sich damals hoheitsvoll, abweisend, trotz des Alpenglühens kalt wie der sie umgebende Schnee und würdigte mich factisch keines Blickes. Ich zahlte der Dame mit gleicher Münze, ich grollte ihr wegen der Katastrophe des Sexo, hatte sie mir doch in dem Dr. Alexander Wettstein einen Freund geraubt, dessen Bekanntschaft ich erst vor Kurzem gemacht. Auf diese Weise war eine Annäherung ziemlich

schwer. Frau Luna, diese bekannte Allerweltskupplerin, übernahm es, die Bekanntschaft zu vermitteln.

— Erlauben Sie mir, Mademoiselle, sagte sie zu der Jungfrau (bevor ich noch die Absicht errathen und deren Ausführung verhindern hätte können) daß ich Ihnen hier einen Ihrer glühendsten Verehrer vorstelle, der vor Begierde brennt, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, doch aus Schüchternheit nicht wagt, Sie anzureden, trotzdem, daß er aus weiter Ferne gekommen ist, blos um Ihnen seine enthusiastische Huldigung zu Füßen zu legen.

Und nachdem sie mich derartig vorgestellt, schwamm Luna in dem blauen Aether dahin (wobei sie jedoch sich mit einigen zudringlichen Wolken, die ihr den Weg versperrten, in einen Kampf einlassen mußte, aus dem sie freilich baldigst siegreich hervorging), gefolgt von ihren zahllosen Sternenkindern, mich meinem Schicksal überlassend. Ich blieb mit der Jungfrau allein, welche die Vorstellung mit leichtem herablassendem Kopfnicken beantwortet hatte und nun erwartete, daß ich sprechen sollte. Ich sah mich genöthigt, das Schweigen zu brechen.

— Erhabene Jungfrau, begann ich anfangs mit unsicherer Stimme, Du, die in den Herzen der Menschen liest, wirst wohl wissen, daß meine Seele voll Groll gegen Dich war, weil Du so schonungslos gegen diejenigen bist, die dich anbeten, weil Du, eine zweite Turandot, Deinen Anbetern Räthsel aufgiebst, deren Nichtlösung sie mit ihrem Leben bezahlen müssen. Doch seitdem ich Dich in der Nähe geschaut, begreife ich die tolle Leidenschaft, von der man sich ergriffen fühlt, daß man sein Leben einsetzt, um Dich zu gewinnen. Dulce et decorum est pro Jungfrau mori. Schön und ehrenvoll ist es für die Jungfrau zu sterben! Doch, meiner Treu', ich wollte glauben, daß es noch weit schöner und angenehmer wäre, für dieselbe zu leben.

— Ich bitte Sie, Monsieur, lassen Sie diesen tragischen, hochtrabenden Ton, der Ihnen durchaus nicht gut steht, erwiderte schnippisch und spöttisch die Jungfrau in französischer Sprache meine deutsche Begrüßung. Ich weiß nicht, was Sie berechtigt hat, sich bei der ersten Bekanntschaft so familiär zu zeigen und mich zu duzen. Doch will ich diese Verletzung der primitivsten Regeln der gesellschaftlichen Etikette nicht beachten, da ich sehe, daß Sie exaltirt und folglich nicht ganz zurechnungsfähig sind . . . .

— Erlauben Sie, Mademoiselle, unterbrach ich pikirt.

— Belieben Sie mich ausreden zu lassen, sagte mit eisiger Kälte die Jungfrau, indem sie ihren Baschlik von der Stirne streifte, denn ich habe nicht viel Zeit. Ich freue mich, daß mir die Gelegenheit geboten, mich mit einem Journalisten auszusprechen, der die Möglichkeit hat, meinen Ansichten eine sehr wünschenswerthe Oeffentlichkeit zu geben. Man hat letzthin gar zu viel über mich gesprochen und meinen guten Ruf angetastet. Man hat mir Koketterie und Grausamkeit vorgeworfen. Man hat mich beschuldigt, daß ich auf die Jugend einen verderblichen Einfluß ausübe, daß ich dieselbe durch Zauberkünste an mich locke, um sie zu verderben; daß ich eine Sirene sei, die Gefallen daran finde, junge Leute in ihre Netze zu ziehen, um sie dann in den Tod zu stürzen. Sie werden begreifen, daß alle diese über mich circulirenden und durch die Zeitungen colportirten Gerüchte mir sehr unangenehm sind, mich in meiner jungfräulichen Ehre kränken. Ich könnte eigentlich die Zeitungen wegen Diffamation belangen und die verleumderischen Redacteure und Reporter gleichzeitig „blechen" und „brummen" lassen. Aber ich halte es unter meiner Würde, mich an die menschliche Justiz zu wenden und Satisfaction für alle über mich cursirenden ehrenrührigen Verleumdungen zu fordern. Ich . . .

— Gestatten Sie mir, Ihnen zu bemerken, Mademoiselle, daß bei aller meiner Hochachtung und Verehrung für Ihre erhabene Person ich Ihnen doch sagen muß, daß Sie schwerlich Aussicht hätten, einen Verleumdungsprozeß zu gewinnen, da die

Facta gegen Sie sprechen. Ich bin kaum zwei Wochen hier und die Zahl Ihrer Opfer hat bereits zwanzig erreicht, was doch ziemlich stark ist. Sie werden es selbst zugeben. Nicht wahr, mein Fräulein?

— Bin ich denn schuld, daß sich so viele Narren gefunden, erwiderte hitzig werdend die Jungfrau, die ihr Leben um meinen Besitz riskiren?! Wende ich irgend welche Toilettenkünste, wie Eure irdischen Frauen, irgend welche kosmetischen Mittel an, um Gimpel zu fangen? Verberge ich den Schnee auf meinem Scheitel? Trage ich einen Chignon oder eine Tournüre? Habe ich falsche Zähne, bringe ich künstlich Reize hervor, die mir die Natur spröde versagt? Habe ich mich je dazu erniedrigt, Schminke oder Reispuder aufzulegen, und wenn mein von den Jahrtausenden, die über denselben hinweggezogen, gebleichter Scheitel in den Strahlen der aufgehenden Sonne, unter dem Einflusse des lieblichen Morgenroths, in jugendlichem Alpenglühen hochaufleuchtet, kann man das ein Surrogat oder eine beabsichtigte Irreführung nennen? Ich throne hoch über den Wolken und kümmere mich nicht um euere niederen Triebe und Leidenschaften. Der Prinz von Coburg interessirt mich eben so wenig, als der Emir von Afghanistan, und wenn sie beide vom Throne gestürzt werden, so werde ich gleichmüthig die Achseln zucken und sagen: Schwamm drüber! . . . Also, was wollen die Menschen eigentlich von mir, daß sie mich derartig durch ihre Leidenschaften compromittiren. Ich will weder ihre Liebe, noch kümmert mich ihr Haß. Aber daß man mich für eine Cameliendame verschreit — kann ich nicht dulden.

Beinahe hätte ich der Jungfrau gesagt, daß gar manche Dame auf Erden sie um ihren Ruf beneiden würde; daß, jemehr eine Halbweltdame Leute ruinirt und Opfer gefordert habe, desto mehr sie en vogue komme, gleich der bekannten Cocotte Cora Pearls in Paris, die ihrer Zeit das Ziel der Wünsche aller Lebemänner wurde, seitdem sich der Sohn des Millionärs Duval an der Schwelle ihres Boudoirs eine Kugel durchs Hirn gejagt, ein Spanier erdolcht, sechs Russen ruinirt und vier Engländer aufgehängt. Die irdischen Frauen gewisser Sphären stolziren förmlich auf die Verheerungen, die sie anrichten, brüsten sich mit den Opfern, die sie fordern. Sollte nicht, trotz ihrer Proteste, dasselbe bei der Jungfrau der Alpen der Fall sein? Denn ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß die Sittenreinheit der Schweizer Frauen mir nicht ganz über jeden Zweifel erhaben scheint. Sollte nicht auch die helvetische Jungfrau von gleichem Gefühl wie die gallische Hetäre erfüllt sein? Vielleicht denkt sie aber, daß man von ihr sagen wird: „Seht, welch eine makellose, puritanisch strenge Jungfrau! Wie sie unnachsichtlich diejenigen mit dem Tode straft, die ihrem Rufe zu nahe treten!" Doch im Grunde genommen ist sie eine Allerweltsdirne, die gleich jener französischen Königin die ihre Liebhaber in den Thurm von Nesle lockte, um sie nach einer durchschwelgten Nacht in den Abgrund zu stürzen, damit sie den Schleier des Geheimnisses nicht lüften können, die Rolle der Sirene spielt.

III.

Derartig und dem ähnlich waren die Betrachtungen, die mich überkamen, als ich so einsam dasaß auf dem Boulevard „Höhenweg" von Interlaken und die Jungfrau bewunderte, die Urheberin so vielen Unheils, so vieler Katastrophen, welcher so viele Mütter und Väter, Gattinnen und Bräute fluchen. Gleichmüthig und kalt schaute mich die Jungfrau an; ihre gigantischen, geheimnißvoll im falben Mondscheine des glitzernden Schnees eingehüllten Formen nahmen phantastische Dimensionen an. Diese riesige Schneefläche, hoch in die blauen Lüfte der warmen Sommer-

nacht ragend, contrastirte so seltsam mit den duftenden Rosen und Hyacinthen um mich, den blühenden Nußbäumen, mit dieser herrlichen Julinacht.

Die Jungfrau schien in meinen Gedanken zu lesen, denn ihre ernste, tiefe, melodische Stimme unterbrach plötzlich das Schweigen der Nacht und sie sprach wie folgt:

— Thoren, die ihr seid, dumme Erdenwürmer, die ihr im Staube kriecht; hirnlose Schwächlinge und blutleere Marionetten; Zwerge mit dem Appetit eines Riesen, die ihr euch damit brüstet, daß ihr euch die Elemente unterwürfig gemacht und doch euere niederen Leidenschaften nicht beherrschen könnt; die ihr euch Herren der Schöpfung nennt und im Grunde genommen nichts weiter als Sclaven euerer bestialischen Leidenschaften seid; die ihr den Lauf der Planeten berechnet und doch euer eigenes moralisches Gleichgewicht nicht bewahren könnt; die ihr stets nach Unerreichbarem strebt, gleich der Eintagsfliege, die ihr Köpfchen an der Fensterscheibe einrennt! Und diese Pygmäen klagen mich an, daß ich so viele hoffnungsreiche Jünglinge in den Tod gesandt, daß ich auf meinem Gewissen so viele Thränen verwaister Familien trage, ich, die steinerne Turandot! . . . Aber bin ich denn schuld, daß ich so schön und prächtig bin, daß sich die irdischen Zwerge vor Liebe und Sehnsucht nach mir, der himmlischen Titania verzehren? Warum wollen die Ehrgeizigen mich ausschließlich lieben? Warum streben sie nach meinem Besitze? Warum können sie sich nicht damit begnügen, daß sie sich an meinem Anblicke entzücken? Strebt man denn darnach, die Sonne zu besitzen, spendet sie denn nicht Allen gleich ihre Strahlen? Bin ich denn nicht gleich den Sternen, die man nicht begehrt? Mögen mich die Staubgebornen anbeten, bewundern, verehren, aber nicht darnach streben, mich zu besitzen.

Der Hochmuthsteufel schien der Jungfrau zu Kopfe gestiegen zu sein: sie hatte sich in Hitze hineingeredet und war auf Abwege gerathen. Sich mit der Sonne und den Sternen auf gleiche Stufe zu stellen, das fehlte noch! Diese Selbstüberhebung, diese Selbstberäucherung imponirte mir durchaus nicht, im Gegentheil brachte diese Prahlerei eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor: sie kühlte meinen Enthusiasmus merklich ab. Bei aller meiner Verehrung und Bewunderung konnte ich nicht umhin, durch dieses prahlerische Gebahren der Jungfrau verletzt zu werden, und ich hielt es für geboten, ihr den Text zu lesen, ihr das verschrobene, von Dünkel und Hochmuth erfüllte Köpfchen etwas zurecht zu setzen, ihr den Standpunkt klar zu machen.

— Ich muß zu meinem größten Bedauern constatiren, Mademoiselle, sagte ich freimüthig, daß Sie an Größenwahn leiden, daß Ihnen Ihre Erfolge das Hirn verdreht zu haben scheinen und daß Sie sich schon gar zu sehr auf Ihre Schönheit und den Sie umgebenden Zauber einbilden. Eitelkeit und Selbstüberhebung sind Eigenschaften, die der Anmuth und Grazie durchaus keinen Vorschub leisten. Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit sind die Kennzeichen wahren Verdienstes. Eigenlob riecht gerade nicht nach Eßbouquet oder Millefleurs. Ich bedaure jetzt, daß, als ich auf dem Rigi-Culm vorgestern den Donnergott spielte, über den Wolken thronte, ich nicht die Gelegenheit benutzte, um Ihnen, mein Fräulein, eine derbe Lection zu ertheilen. Ich hätte losdonnern sollen, daß es krachte, Ihnen zu verstehen geben, daß im eigentlichen Sinne des Wortes, Sie im Grunde genommen doch nichts weiter als ein großer Steinhaufen sind, der oben mit Schnee und Eis bedeckt ist. Schade, daß ich meine kurze Herrschaft im Olymp nicht besser ausgenutzt habe, um Ihnen und gleichzeitig auch den Bulgaren ein tüchtiges Donnerwetter auf den Hals zu schicken. Die „Bratuschki" leiden, gleich Ihnen, ebenfalls an Größenwahn und Euch beiden müßte ein tüchtiger Dämpfer aufgesetzt werden. Auch über das sogenannte europäische Concert hätte ich herfahren sollen und ihm darthun, daß die in demselben seit lange herrschende Disharmonie allgemeines Mißfallen errege und daß,

wenn sich die Musikanten nicht baldigst verständigen werden, in welcher Tonart sie eigentlich spielen sollen, die anhaltende Kakophonie leicht traurige Folgen nach sich ziehen könne. Man wird an der Unfehlbarkeit der Herren Diplomaten gerechte Zweifel zu hegen beginnen und sich sagen: Da Ihr euch selbst nicht beherrschen könnt, wie wollt Ihr Andere beherrschen.... Schade, daß ich nicht der Donnergott bin, oder nicht verstand, den Moment auszunützen, als mir diese Rolle für kurze Zeit zufiel. Ich würde dann mit Ihnen, hohe Jungfrau, ganz andere Saiten aufgezogen haben! Sie beliebten sich früher auf eine Stufe mit der Sonne zu stellen. Haben Sie aber vergessen, daß die Sonne nicht stolz ist, daß sie Allen ohne Unterschied ihre Huld, ihr holdseligstes Lächeln zu Theil werden läßt; daß sie selbst diejenigen bescheint, welche sie verleumden und in dem strahlenden Tagesgestirn, in der Quelle alles Lichtes und Lebens, Flecken finden.

Und so raisonnirte ich weiter und die benachbarten Berge rückten näher zusammen, um meinen Worten zu lauschen, nicht weil dieselben eine Quintessenz menschlicher Weisheit enthielten, sondern weil dieselben den Hochmuth der von ihren Collegen beneideten Jungfrau beugen und sie demüthigen sollten. Wer sich durch irgend etwas hervorthut, über das Niveau hervorragt, findet viele Verehrer, jedoch noch mehr Neider, die es dann schadenfroh sehen, wenn man den Stolz desjenigen beugt, der sich weiser, besser, größer als alle anderen dünkt. Bei den Bergen machte sich dasselbe Gefühl wie bei den Menschen bemerkbar. Darum fand meine, an die Jungfrau gerichtete eindringliche Mahnung ob ihres verdammenswerthen Größenwahns so allgemeine Anerkennung.

Die Berge, die sich mit einer bei Menschen nicht immer anzutreffenden Discretion auf einige Schritte entfernt hatten (als Frau Luna mich der Jungfrau vorstellte), um unser Zwiegespräch nicht zu stören, näherten sich jetzt wißbegirig, als sie sahen, welch eine unerwartete Wendung dieses Rendezvous genommen, wie anstatt einer glühenden Liebeserklärung, eine ernste Auseinandersetzung erfolgte. Das Reprimando, das ich der stolzen Jungfrau ertheilte, schien den übrigen Bergen ganz besonderes Vergnügen zu machen. Der Mönch gerieth darüber geradezu in Entzücken und seine Kapuze verschob sich, so daß sein von Runzeln durchfurchtes Ascetengesicht mit dem langen wallenden grauen Patriarchenbart sichtbar ward. Böse Zungen zischelten, der Mönch, einer der hervorragendsten Titanen der Alpenwelt, habe seit ewigen Zeiten seiner holden Nachbarin, der keuschen Jungfrau, eifrigst den Hof gemacht, sei aber mit seinem Liebeswerben schnöde abgewiesen worden. Inde ira.

Sie können sich also leicht denken, daß er über die der stolzen Schönen ertheilte derbe Lection, über den gegen ihre Eitelkeit, Gefallsucht und Koketterie geführten Schlag sehr erfreut war. Und diese boshafte Schadenfreude that sich in einem wilden höhnischen Lachen kund, das der Riese anschlug und in welches sämmtliche anderen Berge, die auch aus Neid und Eifersucht der Jungfrau grollten, einstimmten, so daß dieser Ausbruch allgemeiner spöttischer Heiterkeit sich gleich dem Rollen entfernten Donners anhörte. Die großen dunklen Augen der Jungfrau schlenderten Zornblitze, von denen ein einziger genügt hätte, mich in Asche zu verwandeln, wenn er zufällig sein Ziel erreicht hätte. Ohne die spottenden und höhnenden Berge irgend einer Antwort zu würdigen und auf mich, den Urheber dieses Unfugs, einen vernichtenden Blick werfend, hüllte die Jungfrau ihr Haupt in ihren prachtvollen, mit köstliche Schneespitzen reich verzierten, mit funkelnden Eisdiamanten constellirten Vaschlik und entzog sich dadurch meinen Blicken. . . .

Schwermüthig ging ich von dannen und begab mich direct in den in glänzender Beleuchtung erstrahlenden Garten des Curhauses, den ich von einer fashionablen Gesellschaft erfüllt fand, in welcher, wie ich baldigst zu constatiren Gelegenheit hatte, das russische Element ziemlich zahlreich vertreten war, dem zu Ehren auch die

russische Nationalhymne (jedoch unter der seltsamen Benennung des Dreikaisermarsches) mit Hinzufügung einiger fremdartiger Melodien executirt wurde.

Der Dirigent der Capelle im Curgarten von Interlaken wirkte augenscheinlich im Sinne der Wiederherstellung der Tripelallianz; denn die von dem Orchester executirte russische Nationalhymne war mit Tönen aus „Schleswig-Holstein meerumschlungen", „ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben", „die Wacht am Rhein" und „Gott erhalte Franz den Kaiser" so geschickt vermengt, daß man sich gar nicht darin zurechtfinden wußte.

Die im Garten promenirenden Russen waren auch über diese politisch-musikalische Vinaigrette ganz erstaunt und selbst die Gaslampen schüttelten ihre gläsernen Häupter und eine liebliche weiße Lilie duftete gar geheimnißvoll, während die Fontaine gegen die Erneuerung der Tripelallianz schäumend protestirte. . . .

Der Curgarten von Interlaken mit dem ihn im Halbkreis begrenzenden großen eleganten Pavillon-Restaurant hat ziemlich große Aehnlichkeit mit dem Vauxhall in unserem Pawlowsk. Der Pavillon enthält elegante Salons, einen Concert- und Tanzsaal, Lesezimmer, Billardräume u. s. w., bietet mit einem Worte den Fremden allen möglichen Comfort, so daß man sich daselbst sehr behaglich fühlt.

Am nächsten Morgen (Sonntag) begab ich mich in die Kirche, um dem internationalen Gottesdienste beizuwohnen, da der functionirende Geistliche französisch, deutsch und englisch predigte. Der Diener Gottes, ein noch junger Mann von sehr elegantem Aeußern, beherrschte die drei Sprachen mit außerordentlicher Fertigkeit, und drückte sich in denselben mit solch einer Reinheit aus, daß ich im Zweifel blieb, zu welcher Nationalität er eigentlich gehöre. Und wahrlich, wenn der junge Geistliche urplötzlich in's russische, chinesische und türkische übergegangen wäre und das Wort Gottes, etwa gar in der heiligen Sanskritsprache zu verkündigen begonnen hätte, ich würde mich darüber gar nicht gewundert haben, da Interlaken in der That ungefähr den Anblick bot, den der Thurmbau von Babel bieten mußte, nachdem die am Bau Betheiligten mit einem Male in verschiedenen Zungen zu reden begannen, so daß sie sich nicht mehr unter einander verstanden und das begonnene Werk des Himmelstürmens aufgegeben werden mußte.

Bald darauf fuhr ich per Diligence nach dem St. Beatenberg ab. Obwohl die Entfernung blos gegen zehn Kilometer beträgt, so braucht man dazu fast drei Stunden, da der Weg immer bergauf geht. Die armen Postpferde dauerten mich und ich ging den größten Theil des Weges zu Fuß. Hätte ich das früher gewußt, so würde ich die 5 Fr. 50 Cent. haben sparen können, die ich dafür zahlte, daß ich neben der Postkutsche einhermarschirte. Endlich war das Ziel erreicht. Von hohem Bergesrücken winkte mir freundlich einladend das Curhaus von St. Beatenberg entgegen.

XIV.

Auf dem St. Beatenberge.

I.

Ich sehe mich gezwungen, einer Ansicht resolut entgegenzutreten, dies ziemlich allgemein verbreitet ist, nämlich, als ob der Aufenthalt auf den hohen Bergrücken der Schweiz ein für Lungenkranke sehr zuträglicher sei. Ich habe das durchaus nicht gefunden, sondern im Gegentheil die Ueberzeugung gewonnen, daß ein längeres Verweilen auf solchen Höhen für Brustleidende meistentheils sehr schädlich sei. Denn da oben ist die Luft, die man einathmet, meist sehr rauh, was für kranke Lungen schwerlich zuträglich sein kann. Die sogenannten Luftcurorte sind größtentheils (mit sehr wenigen Ausnahmen) weiter nichts, als Humbug, bestimmt, die Inhaben der Restaurants auf den Gipfeln der Berge zu bereichern, da sie die Luft mit auf die Rechnung setzen und sich dieselbe ziemlich hoch bezahlen lassen.

Der St. Beatenberg, auf den ich an einem schönen Juliabende anlangte, gehört auch zu den sogenannten Luftcurorten, wenngleich ich ihm diesen Titel durchaus streitig machen muß. Freilich wird der Inhaber der sogenannten „Curanstalt" (eines auf dem höchsten Gipfel des Berges gelegenen Restaurants mit Pension), Dr. Albert Müller, mit diesem meinem Urtheil sehr unzufrieden sein und mir einen schnöden Mißbrauch der mir erwiesenen Gastfreundschaft zum Vorwurfe machen. Aber da ich diese Gastfreundschaft sehr theuer bezahlt, so sind wir quitt und habe ich meine voll Freiheit gewahrt.

Als Luftcurort ist der St. Beatenberg an und für sich schon nicht geeignet, weil er überhaupt für die daselbst Wohnenden keinen freien Spielraum giebt und sie an die Scholle gebunden sind. Der einzige Spaziergang ist die staubige Heerstraße nach Interlaken oder das Auf- und Abpromeniren auf der beschränkten Terrasse vor dem sogenannten Curhause. Ueberhaupt finde ich dieses Zusammenleben in den sogenannten Schweizer „Pensionen" geradezu für unerträglich.

Da werden ein paar hundert Personen beiderlei Geschlechts und verschiedenartigster Nationalitäten in einer fünfstöckigen, auf dem Gipfel eines hohen Berges gelegenen Miethkaserne zusammengepfercht und sind gleich Galeerensclaven aneinander gefesselt. Da der Raum sehr beschränkt ist, so müssen sich die Insassen des Pensionats (abgesehen von den diversen Mahlzeiten, wo Alle zusammen speisen) stets begegnen, man kann sich nicht ausweichen, was unwillkührlich eine gewisse Gereiztheit hervorruft

besonders da in diesen Fütterungsanstalten die englische Krankheit grassirt, d. h. das englische Element ein großes Contingent von Pensionären stellt.

Ohne dem großen englischen Volke, vor dem ich die höchste Achtung empfinde, irgend wie nahe treten zu wollen, muß ich doch bemerken, daß der englische Tourist im Allgemeinen (die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel) der unausstehlichste Mensch der Welt ist. Von einer bis ans Lächerliche gehenden Hochmuth, von einer bis an die äußerste Grenze streifenden Arroganz und einer Geringschätzung aller Anderen, die nicht das Glück haben, Briten zu sein, bildet der auf dem Continente reisende Engländer ein großes Uebel, da er von einem krassen Egoismus besessen ist und wähnt, die Welt sei speciell für ihn erschaffen worden und die Menschheit nur dazu da, ihm zu dienen. Früher, als noch der reisende Engländer auf seinen continentalen Reisen Gold in Profusion säete, ertrug man seine Launen geduldig, fügte sich sogar sclavisch seinen Grobheiten, duldete seine Excentritäten, da er dafür reichlich zahlte. Früher reiste nur die englische Aristokratie und Plutokratie auf dem Continente. Jetzt aber sendet auch die Demokratie, ja sogar das Proletariat Großbritanniens, seine Vertreter aus, die eben so grob, hochmüthig und zugeknöpft sind, welche aber ihr excentrisches Wesen nicht durch den Klang des Goldes erträglich machen können.

Das Curhaus auf St. Beatenberg, in welchem ich mich einlogirte, war von stolzen Britten und Brittinnen überschwemmt und die englische Sprache die vorherrschende, obwohl es auch nicht an Repräsentanten und Repräsentantinnen anderer Nationalitäten, Italienern, Spaniern, Deutschen, Holländern, Amerikanern u. s. w. fehlte. Doch Rule Brittannia dominirte und kann ich gerade nicht behaupten, daß der Aufenthalt daselbst dadurch sonderlich gewann. Diese ewig gelangweilten, stets zum Gähnen bereiten Gesichter, diese sich breit machende Selbstüberhebung berührt sehr unangenehm, besonders wenn man ihr jeden Augenblick begegnet, wenn sie einem beim Dejeuner, Diner und Souper immer aufstößt, so daß selbst der Creme dadurch sauer wird. Ich rathe Niemand, sich in solchen Schweizer Pensionaten, trotz ihrer anscheinenden Billigkeit, einzumiethen, da man daselbst seiner individuellen Freiheit verlustig geht.

Sonst wäre ein kurzer Aufenthalt auf dem St. Beatenberge ganz angenehm, man findet noch daselbst an den höheren Gehängen des Waldes die Almrose, deren sich die Poesie bemächtigt. Schon der Name der Almrose beschwört prächtige poetische Gebilde hervor und man gedenkt des seligen Momentes, wo man zum ersten Male die Spitze des Hochgebirges erklommen, über sich den tiefblauen Himmel, die Wolken demüthig zu den Füßen lagernd, der trunkene Blick dahinschweifend über die glitzernden Schneekoppen, gleich Diamanten funkelnder Gletscher, von denen sich nebenbei die herrlichen, üppig grünenden Mutten gleich riesigen Sammetteppichin kräftiglichst abheben. Und diese von der Natur gewebten Teppiche sind mit den geheimnißvoll dunklen Kelchen der Gentiane geschmückt, mit den hübschen Rosetten des Leinkrauts, zierlich gefranften Eisglöckchen und, least not last, mit der Almrose, deren Name allein das Herz hochschlagen macht. Beim Zeus, dieser Anblick versöhnt mit Vielem, selbst mit der Grobheit und Habgier des Hoteliers von St. Beatenberg, der zugleich ausübender Arzt ist.

Und als ich früh Morgens das Fenster öffnete, um die würzige, wenn auch ziemlich rauhe Bergluft einzuathmen, da hatte ich eine wunderbare Aussicht, wie sie sich in der That nicht schöner gedacht werden kann. Zu meinen Füßen lag in unbeweglicher Tiefbläue der Thunersee, weiter der Bödeli. Der entzückte Blick streift den Abendberg, ruht dann auf den glänzenden Firnen des Eigers, Mönchs und Schreckhorns und erstirbt in Ehrfurcht vor der Majestät der Jungfrau, die sich hier eben so wie in Interlaken in ihrer ganzen zauberhaften Schönheit präsentirt. Ich konnte mein Auge

nicht abwenden von der wunderholden Maid, trotzdem daß sie noch keine Toilette gemacht hatte und eine Nachthaube ziemlich zweifelhafter Weiße trug.

— Bon jour, Mademoiselle! rief ich aus dem Fenster meines Zimmers die Jungfrau an und warf ihr einen Handkuß zu.

Bei dieser unerwarteten Anrede schien die junge Dame aus tiefem Sinnen aufzuwachen und, meiner Treu', als ich sie genauer durch's Binocle zu fixiren begann, so glaubte ich zu constatiren, daß sie erröthete.

— Ich finde es sehr unbescheiden und indiscret von Ihnen, sagte die Jungfrau mit tiefer, vor Unwillen bebender Stimme, daß Sie eine Dame in Morgentoilette durch ein Opernglas fixiren. Ich hätte Ihnen doch mehr Zartgefühl zugetraut. Sie hätten doch wenigstens mit Ihrer Neugierde warten können bis ich mich angekleidet. Ueberhaupt finde ich, nach unserer Auseinandersetzung in Interlaken, für überflüssig, Ihre Bekanntschaft ferner zu cultiviren.

— Allons donc, Mademoiselle! Zürnen Sie mir nicht. Es war nicht so böse gemeint. Es ist gut, nützlich und nothwendig, daß die Großen der Welt auch einmal die Wahrheit hören, denn sonst steigt ihnen der in Profusion gestreute Weibrauch zu Kopfe, umnebelt ihnen die Sinne so daß sie sich gottähnlich denken und die größten Tollheiten begehen. Sie, Mademoiselle, sind auch von Größenwahn befangen. Darum hielt ich es für nothwendig, Ihnen das hübsche Köpfchen zurechtzusetzen. „Doch darum keene Fendschaft nich." Darf ich Ihnen anstatt der Friedenspfeife eine Tasse Versöhnungskaffee anbieten?

Die Jungfrau zog die Schneemantille dichter um sich und ihre Lippe kräuselten sich geringschätzig.

— Einen schönen Kaffee, den Sie mir da bieten, erwiderte sie, die Helvetier haben das Kaffeebrauen und Kaffetrinken verlernt, seitdem Gambrinus sein schäumendes Scepter über sie schwingt.

— Ich weiß nicht, welche geheimnißvolle Beziehungen zwischen Kaffee ünd Religion bestehen; ich kann es mir nicht erklären, in welcher Abhängigkeit sich das Glaubensbekanntniß vom schwarzen Nectar befindet, aber ich habe auf meinen weiten Reisen die Erfahrung gemacht, daß in den katholischen Ländern ein vorzüglicher Kaffee gebraut wird, während dieser Trank in protestantischen Staaten unter aller Kritik ist. Eine Ausnahme von dieser Regel bildet die Stadt Würzburg, wo trotz der vorwiegend katholischen Bevölkerung der miserabelste Kaffee der Welt servirt wird. Doch Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. Trotzdem bleibt es für mich ein Räthsel, welcher Art die gegenseitige Einwirkung von Religion und Kaffee sein möge. Beeinflußt der Kaffee die Religion, oder umgekehrt — beherrscht die Religon den Kaffee? Es wäre höchst interessant, diese Frage aufzuklären. Was meinen Sie, Fräulein?

Doch diese meine Auseinandersetzungen schienen nicht nach dem Geschmack der Jungfrau zu sein; denn während ich so sprach, hatte sie einen Nebelschleier um ihr strahlendes Haupt gezogen, so daß sie sich meinen Blicken entzog; der düstere Mönch warf mir drohende Blicke zu; augenscheinlich mißfiel es ihm, daß ich dem Gegenstande seiner tausendjährigen Anbetung so eifrig den Hof machte. Ich mußte also meinen Kaffee in Einsamkeit nehmen und fand ihn deshalb noch schlechter, als er in der That war.

II.

Der St. Beatenberg steigt jäh am Anfange des rechten Ufers des Thunersees über Meeligen mit waldigem zerklüftetem Abhange empor und dehnt sich ostwärts bis zum Halbkernthal hin. Seine Spitze (das Niederhorn), 1965 Meter über dem Meere, hat nach Süden eine sanftere Neigung, auf welche aber jedoch wieder eine seitwärts senkrecht niederstürzende Wand folgt. Zwischen dieser abschüssigen Bergwand und dem prächtigen tiefblauen See dehnt sich die nördlich von der Velenfluh beschützte, ganz windstille Velenwaldung aus. Im östlichen Vorsprung der Velenfluh zieht sich oberhalb der Leerau (am See) die Beatenhöhle, aus welcher der mehrere schöne Wasserfälle bildende Beatenbach hervorsprudelt, tief in den Berg hinein. Hoch oben 850 Meter über dem Thunersee dehnt sich das zerstreut liegende Pfarrdorf Beatenberg aus.

Die Beatenhöhle soll angeblich dem heiligen Beatus einst als längerer Aufenthaltsort gedient haben, obwohl diese Legende durch keine positiven, geschichtlichen Data verbürgt wird. Trotzdem war diese Höhle lange Zeit ein Wallfahrtsort für viele Gläubige. Der Mensch will nun einmal an etwas glauben und klammert sich krampfhaft an eine noch so unbestimmte Tradition, an eine noch so nebelhafte Legende. So lange ein derartiges Pietätsgefühl Niemand zu nahe tritt, so lange es keine fremden Interessen verletzt, sollte man demselben nicht feindlich entgegenwirken, sondern geduldig gewähren lassen. Doch — ein charakteristisches Merkmal der Menschheit bildet die Unduldsamkeit und besonders die religiöse Intoleranz. Der Grundsatz Friedrichs des Großen, daß man einen jeden Menschen nach seiner Façon selig werden lassen sollte, findet wenig Anklang. Die Bekehrungssucht kommt immer zum Vorschein. Jeder hält seinen Glauben für den alleinseligmachenden und schreckt selbst vor Gewalt nicht zurück, um Andersdenkende zu dieser Ansicht zu bekehren, und im Namen des Gottes der Liebe errichtete man Scheiterhaufen, auf welchen man Ketzer lustig schmoren ließ und sich an ihreu Geheul, als gottgefällig, ergötzte.

Rasende, thörichte Verblendung! Unheilvolle Sinnesverwirrung, die so traurige Resultate zu Tage gefördert, welcher man so viele Opfer dargebracht! Welche Interessen litten darunter, daß die katholische Bevölkerung zur Beatushöhle pilgerte, um an der Schwelle der in den Felsen gehauenen Wohnung, in welcher der verehrte Heilige gelebt haben soll, ihre Andacht zu verrichten? Die protestantische Majorität fand in diesen Wallfahrten etwas Anstößiges und es gelang ihr durchgesetzen, daß die Höhle des heiligen Beatus im Jahre 1566 zugemauert wurde, — ein nicht zu entschuldigender Act der Unduldsamkeit, Dank welcher diese historische Erinnerung unzugänglich ward. Von Protestanten sollte man doch mehr Toleranz erwarten, da sie doch selbst so entsetzlich von Unduldsamkeit gelitten, bis das Maaß übervoll ward und sie das unleidlich gewordene geistige Joch von sich abschüttelten. Woher also diese Unduldsamkeit gegen Andersdenkende!

Außer der wunderbaren Aussicht auf den blauen See und die mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Bergtitanen bietet der St. Beatenberg nichts Sonderliches. Die Gegend ist unstreitig sehr hübsch und romantisch, aber, trotz der Reclame, die sie als einen Luftcurort par exellence ausgiebt, kann ich Brustkranken den Aufenthalt daselbst nicht anempfehlen, schon wegen der daselbst herrschenden rauhen Luft und die Feuchtigkeit der Atmosphäre, Dank welcher sogar meine Cigarren bedenklich erkrankten und von rheumatischen Schmerzen heimgesucht wurden. Daher kann ich nicht umhin gegen die Anpreisungen zu remonstriren, die da behaupten, der St. Beatenberg gehöre therapeutisch zu denjenigen seltenen Luftcurorten, die bei

kräftigender Gebirgsluft dennoch einen beruhigenden, besänftigenden Einfluß ausüben. Ich fand das durchaus nicht. Im Gegentheil constatirte ich, daß diese Gebirgsluft die Athmungsorgane reizt und höchlichst erregt. Von einer sogenannten Athemgomnastik kann überhaupt hier nicht die Rede sein, da, wie ich bereits oben erwähnt, das Spazierengehen auf dem Beatenberge sehr beschränkt ist.

Die Gesellschaft im Curhause war auch eine buntzusammengewürfelte und von Herstellung intimer Beziehungen zwischen den einzelnen Gliedern war keine Rede, wenn auch nicht der Sprachenunterschied gewesen wäre. Die Touristen verschiedener Nationalitäten stolzirten mit ihren riesigen eisenbeschlagenen Alpenstöcken umher und rühmten sich der gefahrvollen Bergbesteigungen, die sie vollführt. Die Stöcke waren größtentheils von oben bis unten mit im Holz eingebrannten Inschriften der gefahrvollen quasi bestiegenen Bergkuppen bedeckt. Da figurirten neben der strahlenden Jungfrau und dem düsteren Mönch die silberglänzenden Häupter des Eiger und Schreckhorn, des Pilatus und des Balmhorn, obwohl ich fast überzeugt bin, daß nicht einer von den Besitzern dieser Ehrfurcht gebietenden Stöcke einen von diesen Gipfeln bestiegen. Für 20 Centimes pro Namen wird der menschlichen Eitelkeit Genüge geleistet, erwirbt man bei der Rückkehr in die Heimath den Ruf eines intrepiden Bergsteigers, gleich dem Helden aus dem bekannten Roman von Alphons Daudet. Die Schweizer belächeln diese Eitelkeit und thun derselben jeden möglichen Vorschub, da sie ihren Interessen dient.

Im Ganzen genommen, sind die Schweizer ein sehr gemüthliches Völkchen, dem man außer seiner Geldgier (und zeigen Sie mir eine Nation, die bei der gegenwärtigen materialistisch-realistischen Richtung nicht von der Habgier inficirt ist, welche schon durch den immer schwerer werdenden Kampf um's Dasein sozusagen zur Nothwendigkeit wird) keinen Vorwurf machen kann. Die republikanische Gleichheit und Derbheit ist urwüchsig und sehr interessant. In Interlaken setzte sich die zufällig sehr hübsche Kellnerin einer Bierhalle ganz familiär zu mir an den Tisch und knüpfte ein Gespräch an. Ich mußte ihr über alle meine Verhältnisse beichten und aus Dankbarkeit trank sie mit mir aus einem Glase den schäumenden Gerstensaft. Auch die Kellner sind durchaus nicht stolz, sogar ziemlich herablassend, besonders, wenn man ihnen ein gutes Trinkgeld verabreicht. Die Schweizer zeichnen sich im Allgemeinen durch eine musterhafte Ehrlichkeit aus und setzen sie solche auch bei allen Anderen voraus, Dank welchem Umstande ihr Zutrauen auch nie (oder wenigstens höchst selten) getäuscht wird. Selbst der lasterhaft veranlagte Mensch schämt sich, denjenigen zu betrügen, der ihm so vertrauensvoll entgegenkommt.

Das Zutrauen geht oft bis an die äußersten Grenze. Folgendes Beispiel kann als drastische Illustration dienen. Ich speiste in Interlaken table d'hôte im Hotel zum „Weißen Kreuze". Da nach beendeter Mahlzeit es Niemand einfiel, bei uns Geld zu fordern, so fragte ich meinen Tischnachbar, wie sich eigentlich die Zahlung bewerkstellige. Er sagte, man müsse den Wirth in den gegenüberliegenden Räumen (in der Bierhalle) aufsuchen und daselbst seine Zeche berichtigen. Ich that so, drückte aber dem Wirthe mein Erstaunen über einen solchen patriarchalischen Modus aus, der doch Manche verlocken könnte, ohne Zahlung durchzugehen.

— Das geschieht bei uns nie und das thut Niemand, erwiderte der Wirth mit überlegenem Lächeln.

Diese Gewißheit schien mir verdächtig, und es wurde in mir der Verdacht rege, daß eine geheime Controle existiren müsse und daß, wenn sich Jemand beifallen lassen sollte, sich auf englisch zu verabschieden, d. h. die Zeche nicht zu berichtigen, man ihn sicher beim Kragen abfassen würde. Für mich war es sehr interessant, die Frage zu entscheiden, ob das Zutrauen des Hotelwirths ein aufrichtiges oder geheucheltes sei. Ich beschloß, den anderen Tag den Versuch zu machen. Nach Beendigung

der table d'hôte nahm ich ganz ruhig meinen Hut und ging langsam davon, als ob ich keine Schuld auf dem Gewissen habe, Ich stieg die Treppe hinab, trat auf die Straße, ohne daß mich Jemand angehalten hätte. Ich ging auf's Telegraphenbureau, fertigte ein Telegramm nach Bern ab und erst dann kehrte ich in's Hotel zurück, suchte den Wirth auf, bezahlte für das Mittagsessen und drückte ihm mein Erstaunen aus, daß so gar keine Controle existire.

— Bei uns bedarf es keiner Controle, erwiederte der biedere Schweizer, es wird sich doch Niemand beifallen lassen, wegen etliche Francs ein Gauner zu werden.

Ich möchte gern sehen, wie weit unsere Hoteliers kämen, wenn sie dieselben Principien des unbeschränkten Zutrauens anwenden wollten; sie würden baldigst an dem Bettelstab angelangt sein.

Die Schweizer sind ein grundehrliches Volk und setzen es auch bei den Andern voraus, bis sie nicht vom Gegentheil überzeugt werden. Doch auch dann können sie sich nicht entschließen, ihr Mißtrauen zu bekunden. Das hindert sie jedoch nicht, ihre Interessen zu wahren, und da schon einmal die Schweiz während eines großen Theils des Jahres, Dank dem sehr bedeutenden Fremdenzufluß, ein riesiges, internationales Hotel ist, so kann man es den Inhabern nicht verdenken, wenn sie auf ihren Vortheil bedacht sind. Die Preise mancher Gegenstände sind auch unerschwinglich hoch. Lord Hugh hatte in Luzern einen vierspännigen sehr eleganten Landauer gemiethet zu diversen Ausfahrten in's Gebirge und zahlte dafür 180 Francs täglich, außerdem 10 pCt. oder 18 Francs täglich dem Kutscher Trinkgeld. Und als Kutscher fungirte der Eigenthümer des Wagens selbst. Ich finde einen solchen Preis exorbitant.

Daß die bergreiche Schweiz ebenfalls sehr reich an Tunnels ist — läßt sich leicht denken. Auf mancher Linie erscheinen die Tunnels in rascher Aufeinanderfolge, daß man wahrlich glauben kann, sie spielen mit den Eisenbahnzügen Fangball, werfen sich dieselben nekisch-schäckernd einander zu. Die Fahrten durch viele Tunnels, wie überhaupt die Anstrengungen der Schweizer Reise hatten auf mich einen üblen Einfluß geübt, so daß ich mich bald nach meiner Ankunft auf dem St. Beatenberg sehr unwohl fühlte und Ohnmachtsanfälle hatte, weswegen ich auch den Entschluß faßte nach Bern zu gehen, um dort den Professor Lichtheim zu consultiren.

Um nach Bern zu kommen — mußte ich wieder Interlaken passiren und die dahin täglich abgehende Postkutsche benutzen. Als Reisegefährtin diente mir die hübsche Frau eines Champagnerfabrikanten in Naumburg (so, glaube ich, heißt die Stadt nicht weit von Frankfurt). Die junge Dame that alles Mögliche, um mich zu erheitern und war überhaupt sehr zuvorkommend. Doch befand ich mich leider nicht in der Stimmung, um alle diese mir gemachten liebenswürdigen Avancen nach Gebühr zu schätzen und zu erwidern. Meine Nerven machten mir viel zu schaffen und war ich eher zum Spleen als zur Galanterie geneigt. Ich verabschiedete mich in Interlaken ziemlich kühl von meiner hübschen Reisegefährtin, die pikirt drein schaute, und ohne mich in den glänzenden, fashionablen Dorfe aufzuhalten, benutzte ich den ersten Zug, um nach Bern abzudampfen. Nach weniger als drei Stunden langte ich in der Residenz der helvetischen Republik, Sitz der schweizerischen Bundesbehörden und Hauptstadt des gleichnamigen Cantons an.

XV.

Bern.

I.

Ich kam nach Bern, dem Sitz der schweizerischen Bundesbehörden, der Residenz der Vertreter sämmtlicher fremdländischen Mächte und der Hauptstadt des gleichnamigen Cantons, so gegen 5 Uhr Nachmittags an und begab mich sofort zum Professor Lichtheim, einem der bekanntesten Lehrer der Berner Universität und sehr populären, praktischen Arzt, an den sich auch die sich in diesem Theile der Republik aufhaltenden Russen im Nothfalle vorzugsweise wenden. Obgleich seine übliche Empfangsstunde für Patienten bereits vorüber war, so kam mir Professor Lichtheim mit der größten Zuvorkommenheit entgegen, hörte meine Leidensgeschichte an und that verschiedentliche Fragen, untersuchte mich sorgfältig und sagte, daß es nichts auf sich habe; ich hätte mich zu sehr angestrengt, müsse mich jetzt erholen und meine Kräfte schonen, besonders nachdem ich eine Cur in Kissingen durchgemacht. Er billigte bedingslos meine Idee in ein Seebad zu gehen und hatte nichts dagegen, sei es Helgoland oder Norderney, da ich nun einmal nicht nach Ostende, Arcachon oder Biarritz gehen wolle. Wir plauderten noch einige Zeit über Politik und dergleichen Dinge mehr und der Berner Gelehrte erwies sich als ein höchst charmanter Mann, in dessen Gesellschaft die Zeit so angenehm verfloß, daß ich mich schon durch seine anregende Unterhaltung weit wohler fühlte. Aeußerlich präsentirt sich der junge Gelehrte eben so vortheilhaft. Ein langer dunkelblonder Bart bedeckte fast die Brust und verlieh dem geistvollen Gesicht etwas Strenges, dem die freundlichen, blauen Augen jedoch resolut Lügen straften. Professor Lichtheim hat den teutonischen Typus, den man in diesem Theil der Schweiz öfter findet, da doch die Bevölkerung germanischer Abstammung ist.

Ohne eine Mixtur ging es jedoch nicht ab. Nachdem ich mich von dem Professor freundschaftlichst verabschiedet, fuhr ich mit dem Recept in die Apotheke, um das Medicament daselbst zubereiten zu lassen, obwohl ich, aufrichtig gestanden, zu der lateinischen Küche kein sonderliches Zutrauen habe und zu den Productionen derselben nur in äußersten Nothfällen meine Zuflucht nehme. Während der herbe Trank für mich zubereitet wurde, saß ich in der Apotheke und musterte dieselbe, wie auch die Clienten.

Die Pharmacie, obgleich in einer der Hauptstraßen gelegen, imponirt durch ihre Einrichtung nicht sonderlich. Alles ist daselbst ziemlich armselig und republikanisch einfach, ja dürftig, hält den Vergleich mit unseren luxuriös eingerichteten, mehr Parfümeriemagazinen ähnlichen Residenzapotheken gar nicht aus. Doch ist es leicht

möglich, das der innere reiche Gehalt die äußere armseelige Schale vollauf ersetzt. Eins, was mich jedoch frappirte, war, daß man da um den Preis der Medicamente feilschte, was mir sehr drollig vorkam, da ein Schachern in den Apotheken bei uns nicht Sitte ist. Ein junges Mädchen hatte da ein Recept gebracht und feilschte mit dem Apotheker um den Preis: er hatte 2 Fr. 50 Cent. verlangt und ließ sich erweichen, die Pillen für 1 Fr. 80 zu machen. Das wollte mir nicht gefallen; denn das Feilschen in einer Apotheke ist doch ein Unsinn, da doch der Client den eigentlichen Werth der zu empfangenden „Waare" unmöglich kennen kann; es fehlt dazu der Werthmesser. Daher finde ich das „Handeln" in einer Apotheke unstatthaft. Wo keine Taxe existirt, da sollte die Gewissenhaftigkeit maßgebend sein. Ohne Vertrauen oder Taxe ist eine Apotheke undenkbar. Ich weiß nicht ob die letztere in der Schweiz existirt (ich wollte mich darnach erkundigen, vergaß es aber), jedoch am ersteren scheint es zu fehlen.

Ich nahm den braunen Trank und steckte ihn in die Tasche und seltsamerweise fühlte ich mich sofort besser, so daß ich von diesem wundersamen Elixir gar keinen Gebrauch machte und dasselbe im Hotel zu Bern zurückließ. Ich fühlte mich so wohl, daß ich sofort einen Streifzug durch die Stadt begann, anstatt, wie mir der Arzt gerathen, mich fein säuberlich in's Bett zu legen und der Ruhe zu pflegen. Dieser Anforderung konnte ich mich unmöglich unterziehen und ich begab mich auf die Wanderung, wozu ich mich besonders veranlaßt fühlte, da das Wenige, was ich bis dahin von Bern gesehen, mir sehr gefallen hatte.

Bern, eine Stadt mit über 40,000 meist protestantischen Einwohnern, wurde im Jahre 1191 von Berthold V. von Zähringen gegründet und nach einem bei dieser Gelegenheit — ich weiß meiner Treu' nicht warum — getödteten Bären benannt. Der Bär gilt auch als Wappen des Cantons und wird Meister Petz besonders hoch gehalten. Ueberall begegnet man seinem mehr oder weniger künstlerisch in Holz geschnitzten, in Granit und Marmor gemeißelten, oder in Bronze gegossenem Conterfei. Der Bär wird da in liegender, majestätischer Stellung dargestellt und hat er etwas Imponirendes an sich, so daß man gar nicht glauben konnte, er sei mit dem auf den Jahrmärktea nach den gedehnten Tönen eines Leierkastens tanzenden Petz verwandt. Am äußersten Ende der Stadt befindet sich auch ein Bärenzwinger, den die Berner pietätsvoll aus Liebe und zum Andenken an den bei der Gründung ihrer Stadt vor ca. 700 Jahren erlegten Bären zärtlich unterhalten, so daß die daselbst befindlichen Petze, wie ich mich durch Augenschein überzeugte, geradezu ein Schlaraffenleben führen und es noch besser haben, wie die Gänse in Rom, die doch wenigstens das Verdienst beanspruchen, durch ihr Geschnatter das Capitol gerettet zu haben. Wodurch die Bären in Bern sich solch ein Verdienst um die Zeitgenossen erworben, bleibt im Schleier des historischen Dunkels gehüllt.

Die Stadt Bern zerfällt in zwei Theile: in den oberen und unteren, oder auch, um einen Localausdrück zu gebrauchen, in die obere und untere Matte. Steinerne Arkaden mit Kaufläden (ganz nach Art unseres Gostinij-Dwor oder Apraxin-Rynok); zahlreiche mit Standbildern geschmückte Brunnen bilden eine besondere Eigenthümlichkeit Berns, die ich in anderen Schweizer Städten nicht gesehen. Bern liegt auf einer von den Krümmungen des Flusses Aare gebildeten Halbinsel, welche mit dem jenseitigen Ufer durch mehrere Brücken verbunden ist. Von diesen Brücken findet ganz besondere Beachtung die neue Kirchenfelsbrücke, welche (hinter dem Universitätsgebäude) in zwei Bogen von je 80 Meter Spannweite über das 36 Meter tiefe Aarethal zum Helvetiaplatz auf dem Kirchenfelde führt, wo ein neuer Stadttheil im Entstehen ist. Von einer Gesellschaft englischer Capitalisten unternommen, ist dieser imposante Brückenbau vor genau vier Jahren, im September 1883, vollendet worden und ist 230 Meter lang und 13,60 Meter breit. Wenn man auf dieser grandio-

sen Brücke steht (unten von der Aare kann man diesen colossalen Eisenbau am besten bewundern) hat man eine wunderbare Rundsicht.

Auf der Kirchenfeldbrücke war es auch, wo ich von meiner Ansicht über die Schönheit der Schweizer Frauen und Mädchen vollständig bekehrt wurde. Aus dem ungläubigen Saulus wurde ein gläubiger Paulus, der wegen des von ihm in seiner Blindheit den helvetischen Damen angethanen Unrechts fußfällig um Vergebung bittet, sich reuig an die Brust schlägt und zerknirscht ausruft „mea culpa, mea maxima culpa." Ich hatte nämlich in meinen Reiseskizzen die ganz harmlos gemeinte Bemerkung hingeworfen, daß ich in vielen Städten der Schweiz einen Ueberfluß an Mangel an hübschen Frauen und Mädchen bemerkt hatte. Darob entstand ein großes Halloh und ich wurde mit Briefen und Zeitungsartikeln bombardiert, die mich vom Gegentheil überzeugen wollten. Doch alle diese Schmähungen hätten bei mir nicht verfangen, mich noch weniger eingeschüchtert, wenn ich mich nicht in Bern und bei meiner Rückreise aus der Schweiz nach Deutschland von der Irrthümlichkeit meiner in Bezug auf die helvetischen Damen ausgesprochenen Ansicht persönlich überzeugt hätte.

II.

Im Hotel „Berner Hof", in welchem ich abgestiegen war, sagte man mir, daß am selben Abend präcise acht Uhr in dem Münster (auch Vincenzkirche genannt) ein großes geistliches Concert stattfinden würde, dem beizuwohnen man mir dringendst empfahl. Ich beachtete diese Empfehlung um so mehr, da die Person, welche sie mir ertheilte, als lebendes resolutes Dementi meines etwas voreilig über das schöne Geschlecht der Helvetischen Republik ausgesprochenen abfälligen Urtheils diente.

Es war ein süßes, reizendes Geschöpf mit großen, frommen, naiv fragend dreinblickenden Veilchenaugen, welche das liebe feine Gesicht verklärten, dem ein sonniges entzückendes Lächeln einen unendlichen Liebreiz verlieh. Die junge Dame (aus dem Berner Oberlande und zwar aus dem Lauterbrunner Thale gebürtig) glich auf ein Haar dem Mädchen aus der Fremde, das Schiller so poetisch besungen. Ich hatte zufällig ihre Bekanntschaft in dem Hotel gemacht und die kleine zierliche Elfengestalt, mit den wirren, blonden, in die weiße Stirne fallenden Löckchen, mit dem schwebenden Gange voll unnachahmlicher Grazie und bezaubernder Weiblichkeit war mir sofort aufgefallen, so daß ich den Zufall segnete, der mich ihre Bekanntschaft machen ließ und der es mir noch überdies ermöglichte, sie nach dem Münster zum Orgelconcerte zu begleiten. Und so schlenderten wir durch die immer stiller werdenden Straßen der Stadt dahin.

Im Gegensatz zu vielen anderen Städten, die sich besonders bei hellem Sonnenglanz sehr vortheilhaft präsentiren und ihre schönsten Seiten hervorstreichen, ist Bern größtentheils am Abend sehr hübsch und bietet einen höchst traulichen Anblick dar. Wenn man die Stadt mit ihren erleuchteten Häusern von den Straßen nach Thun und Zürich (durch welche mich meine hübsche Reisegefährtin führte) betrachtet, so ist die Ansicht wirklich sehr pittoresk. Die junge Dame aus dem Lauterbrunner Thale machte mich darauf aufmerksam, da ich mehr in ihre strahlenden Augen blickte, das reizende Ebenmaß der feinen Züge bewunderte, als die mich umgebende Scenerie betrachtete.

Und sie plauderte so hübsch von ihrer engeren Heimath, dem Berner Oberlande, unter welchem man die Gegend von Thun, längs dem Thuner und Brienzer See bis zum Grunsel, sowie auch die Thäler von Lauterbrunnen und Grindelwald ver-

steht: eine auf winzigem Raume zusammengedrängte Reihe der denkbar großartigsten Naturbilder, wie sie in der That kein anderes Land in Europa aufweisen kann. Das kann ich als Augenzeuge eidlich erhärten, selbst wenn die vollen Rosenlippen es nicht behauptet und die Perlenzähne nicht feierlichst die Wahrheit dieser Aussage beschworen hätten. Was den Schweizer Alpen vor den Gebirgen anderer Länder ihren unerreichbaren Reiz verleiht, das findet sich zumeist im Berner Oberland vereinigt; die Nähe der blauen Seen, die demüthig und doch zugleich selbstbewußt am Fuße der Bergtitanen sich in wunderbarer Schönheit ausbreiten, die Nachbarschaft der imposantesten Gletscher mit den entzückendsten sonnigen Thälern; die Eisgletscher steigen von ihrer oft unzugänglichen Höhe herablassend bis an die Thore der Behausungen der Staubgeborenen herunter und die Eiselfen und die Thalmenschen vertragen sich sehr gut. Da kann man die grandiose Natur der Schweiz mit ihrer erhabenen Pracht, die jedoch den furchtbaren Schrecken nicht ausschließt, in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem modernen Culturleben bewundern, das, aufrichtig gestanden, mehr Schatten- als Lichtseiten hat und das oft widerwärtig berührt so daß man sich demselben oft zornknirschend entreißt und an den Busen der Natur flüchtet. Wie oft ergriff ich die Flucht aus diesem mit flanirenden Engländern und Engländerinnen und gaffenden Touristen beiderlei Geschlechts und diverser Nationalitäten überfüllten Karavanserein, um mich in die Einsamkeit der Berge zurückzuziehen, dem Tosen der Gießbäche zu lauschen, mich immer wieder an dem Anblick der glitzernden Gletscher, der lasurblauen Seen zu sättigen. Wer die Schweiz mit Genuß durchstreifen will, der folge meinem Beispiel und meide nach Möglichkeit die Miethkasernen, wo sich das Culturleben mit seiner ganzen Misere, seinem ganzen elenden Egoismus präsentirt.

Durch diese meine Ansichten, die ich meiner Reisegefährtin weit eindringlicher und ausführlicher, als es hier geschieht (ich schreibe Dieses, nachdem die Eindrücke größtentheils verblaßt, während ich damals mich nicht nur unter den frischen Eindrücken, die ich empfangen, befand, sondern auch noch dem Zauber der lieblichen Tochter *) unterlag) auseinandersetzte, hatte ich so erhebliche Fortschritte in ihrer Gunst gemocht; sie danken mir so innig, daß ich ihre schöne Heimath so recht begriffen, blickte mich mit den frommen Taubenaugen so ernst an, daß es mir ordentlich leid that, als sich plötzlich vor mir die majestätischen Contouren der Vincenzkirche oder des Münster erhoben, dessen Bogenfenster in hellem Kerzenglanze erstrahlten. Diese Kirche ist ein im gothischen Stiele ausgeführter Bau, der aus dem Jahre 1421 datirt und erst 1573 vollendet wurde. Besondere Beachtung verdient das an prächtigen Sculpturen überreiche westliche Portal, worauf das jüngste Gericht, die Propheten und Apostel, die klugen und thörichten Jungfrauen und manche symbolische Anspielungen auf die Laster der Geistlichkeit in Stein verewigt sind. Der siebzig Meter hohe Thurm, welcher eine 280 Centner schwere Glocke trägt, ist unvollendet und als ich am nächsten Morgen die 223 Stufen der auf die äußerste Höhe des Thurmes führenden Treppe erstieg, wurde ich für diese, meinen Lungen zugemuthete Anstrengung durch eine prachtvolle Fernsicht, die sich mir darbot, reichlich belohnt.

Das Concert befriedigte mich nicht sonderlich, doch bereute ich den Franc, den ich für dasselbe bezahlte, nicht. Das Innere der Kirche ist höchst einfach und bietet auch nichts Besonderes, Hervorragendes, Ueberwältigendes. Dahingegen ist die neu hergestellte, berühmte Orgel von nahe an 4000 Pfeifen (ein Werk von Haas aus Klein-Laufenburg) in der That bemerkenswerth. Auf den aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ziemlich roh, doch nicht ohne Geschmack geschnitzten Chorstühlen sind die Brustbilder Christi, der Apostel und Propheten angebracht; von außerordentlicher

*) In der Schweiz nennt man alle junge Mädchen „Töchter".

Schönheit sind die aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammender Glasmalereien. Ich besichtigte auch die Grabmaldenkmäler Berthold V. von Zähringen, des Gründers von Bern, wie des Schultheißen Friedrich von Steiger, ersteres mit den Namen der im Jahre 1798 am Grauholz bei Bern gegen die Franzosen gefallenen 102 Berner auf sechs Marmortafeln. Wenn Sie aber sich eine richtige Idee vom Münster machen wollen, so müssen Sie ihn vom Kirchplatz aus betrachten, wo sich das Bronzereiterdenkmal Rudolphs von Erlach, des Siegers bei Laupen (1339) befindet. Vier sitzende Bären bewachen das Geländer des Denkmals, was einen ziemlich komischen Eindruck hervorbringt. Ueberhaupt fingen die mir auf jedem Schritt und Tritt in Bern aufstoßenden Bären (in Holz, Stein und Metall) mich zu ennuyiren an, so daß ich den lebenden Petz im Bärenzwinger lebhafte Vorwürfe machte, welche sie mit drohendem Brummen erwiderten, daß ich es für angemessen fand, diese unter solchen ungünstigen Auspicien begonnene Auseinandersetzung abzubrechen . . .

Von dem Kirchplatz aus tritt man durch ein Gitterthor auf die Plattform, oder die Münsterterasse, welche 1334 zur Sicherung der Kirche angelegt worden und früher als Friedhof diente. Jetzt präsentirt sich diese Terrasse als ein mit schattigen Kastanienalleen besetzter Spaziergang, von wo man eine Gratisaussicht auf die wichtigsten Höhepunkte des Berner Oberlandes hat. Da erblickte ich wieder die Jungfrau, der ich einen ehrfurchtsvollen Gruß zusandte, den die hohe Dame aber geringschätzig ignorirte, worüber der düstere Mönch außer sich vor Freude schien. Die Jungfrau ist nachtragend; sie hatte die Beleidigung, die ich ihr wider meinen Willen in Interlaken zugefügt, nicht vergessen, sie grollte mir.

Eine Inschrift an der Mauer der Terrasse besagt, daß am 25. Mai 1654 der Student theol. Weinzepfli (ein sehr poetischer und vielversprechender Name, der werth ist auf die Nachwelt zu kommen) über die 33 Meter steil nach der Aare abfallende Mauerwand auf einem schönen Pferde herabgesprengt sei, ohne Schaden zu nehmen. Man muß in der That Weinzepfli heißen, um solch eine tour de force zu vollführen. Als ich die Wand betrachtete, welche der tolle Student (der übrigens nachher ein frommer Seelenhirt geworden und während 30 Jahren Pfarrer zu Kerzers gewesen war) zur Scene seines Uebermuths erwählt hatte, dachte ich bei mir in meinem Sinn, daß wenn einer unserer Studenten der Gegenwart solch einen Streich vollführt hätte, man schwerlich seine That durch eine Denktafel verewigt haben würde. Weit eher hätte man ihn wegen öffentlichen Unfugs eingesteckt.

Der sich einstellende Regen setzte unserem Spaziergang ein Ziel. Im Hotel an der Table d'hote plauderte ich mit meiner hübschen Reisegefährtin noch einige Zeit und entwarfen wir ein Programm für den nächsten Tag, das auch vollständig ausgeführt wurde. Wir frühstückten im Schänzli, ein etwa 15 Minuten von der Stadt entferntes, sehr frequentirtes Restaurant, das ich den Touristen mit vollem Gewissen empfehlen kann, da daselbst sich nicht nur der schönste Aussichtspunkt in der Nähe Berns befindet, sondern auch recht gut und zu civilen Preisen gespeist wird. Um zum Schänzli zu gelangen, mußten wir einen Theil der Stadt und dann die 160 Meter lange und 5 Meter breite, sich 40 Meter über die Aare erhebende grandiose Eisenbahnbrücke passiren. Unter der Schienenbahn ist die Passage für Fußgänger und Equipagen. Neben der Brücke auf dem Abhange befindet sich der neu angelegte botanische Garten, den ich jedoch zu meinem größten Leidwesen nicht besichtigte. Rechts von der Brücke erreicht man in weniger als zehn Minuten das sogenannte „Schänzli". Früher war da eine Festungsschanze, die sich in eine ziemlich große englische Parkanlage verwandelt hat. Die sich von diesem reizend gelegenen Punkte bietende Fernsicht ist in der That entzückend. In einer unvergleichlich pittoresken Gruppirung

hat man die ganze langgestreckte Altstadt vor sich, mit dem imposanten Fonds der vierfach abgestuften Bergketten.

Die Hochalpen bieten sich in unvergänglicher ewiger Schönheit dar, von dem Wetterhorn bis zur Blumlis-Alp. Im schneeigen Silberglanze präsentirt sich die Jungfrau, die dieses Mal freundlicher schien und mir sogar herablassend zunickte, escortirt vom unvermeidlichen Mönch, dem drohenden Schreckhorn, dem zerklüfteten Eiger und noch anderen ihr Gefolge bildenden Bergriesen. Glückliche Schweiz, die von der Natur in solcher Profusion mit den imposantesten Schönheiten ausgestattet ist.

Ich begreife das Heimweh, von dem der Schweizer oft in der Fremde ergriffen wird. Fühle ich mich doch selbst von Sehnsucht verzehrt nach diesen himmelanstrebenden, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen, nach diesen lasurblauen Seen, nach diesen smaragdgrünen Matten. Jetzt auf auf dem morastigen Boden von Ingermanland, wo Peter der Große ein Fenster nach Europa ausgehauen, fühlt man erst recht, wie schön und großartig die Schweizer Natur ist. Statt der schneebedeckten Jungfrau habe ich die Aussicht aus meinem Fenster auf eine Reihe schmutziggelber Miethkasernen; statt der blauen Seen — dunkelgraue Pfützen, und den Himmel sehe ich überhaupt nicht, außer ich müßte mir den Hals verrenken, um einen Zipfel des in eine, bleigraue Büßerkutte gehüllten Firmaments zu erblicken. Es wird einem gar trübselig zu Muthe auf dem Morast von Ingermannland, auf welchem es Peter dem Großen beliebte eine Stadt zu bauen, die dem großen russischen Reiche als Fenster dienen sollte, durch welches es mit aller Bequemlichkeit nach Europa hinausschauen könnte und den sich dort vollziehenden Begebenheiten mit Bequemlichkeit folgen. Das stete Sitzen an einem offenen Fenster hat bei allen seinen Vortheilen auch seine Nachtheile. Man ist fortwährend einem eisigen Zuge ausgesetzt und erkältet sich sehr leicht. Dadurch erklärt sich auch, daß der größte Theil der Petersburger stets von Schnupfen, von einem chronischen Husten und von Athembeschwerden befallen ist. Dadurch erklären sich auch die uns so oft heimsuchenden epidemischen und sporadischen Krankheiten diverser Denominationen und Kategorien; das dient auch zur Erläuterung der riesigen Ausdehnung unserer Kirchhöfe, so daß die Todten bereits anfingen, die Lebenden zu verdrängen und man gezwungen war, sie zu exmittiren, ihnen einen Aufenthalt außerhalb der Stadtmauern anzuweisen. Wenn sich die ursprüngliche Bevölkerung Petersburgs nicht stets mit neu hinzukommenden Elementen erneuerte, so wäre unsere nordische Palmyra schon längst verwaist und auf den Granittrottoiren des Newski-Prospect wüchse längst Gras. Das macht Alles das Fenster, durch welches es furchtbar zieht und das die Herstellung einer behaglichen, zuträglichen Wärme nicht zuläßt. Verdammtes Fenster! Und diesem Uebelstande ist gar nicht abzuhelfen. Schließen dürfen wir es bei Leibe nicht. Lassen wir es offen stehen, so sind wir stets Erkältungen mit allen ihren Folgen ausgesetzt. Was ist dabei zu thun?

Doch um mich nicht trübseligen Reminiscenzen und nutzlosen Recriminationen hinzugeben, kehre ich wieder nach Bern zurück (leider nur in Gedanken) und ersuche Sie freundlichst, mir zu der Nydeckbrücke zu folgen, die auch sehenswerth und im Osten der Stadt gelegen ist. Diese sehr schöne Brücke (ihre Länge beträgt 90 Meter, ihre Höhe 30 Meter und die Spannweite des mittleren Bogens, derselben sind drei welche die Aare überspannen, 49 Meter) ist 1844 erbaut. Ich führe Sie darum auf die Nydeckbrücke, weil sie ganz dicht in der Nähe derselben der berühmte Bärenzwinger befindet, in welchem sich Meister Petz in Gesellschaft einer eben so zahlreichen als zottigen Familie des Lebens erfreut, das sich mancher Mensch auf so angenehme und kostenfreie Weise zu führen wünschen würde. Ich beneidete dieses idyllische Stillleben und wenn ich mich einst aus der Oeffentlichkeit zurückziehen sollte, so würde ich keinen andern Wunsch hegen, als mein Leben im Bärengraben als Pensionär der Stadt Bern zu beschließen.

Denn Petz spielt im Leben der Stadt eine hervorragende Rolle, wie ich bereits zu bemerken Gelegenheit hatte. Nicht nur hat er dem Sitz der republikanischen Bundesregie- seinen Namen verliehen (wobei jedoch das „ä", ich weiß nicht warum, in ein „e" verwandelt worden), und figurirt im Wappen der Stadt, sondern er wird auch als Staatspensionär (zufolge irgend einer pietätvollen Stiftung) unterhalten. Eine bequeme Wohnung und genügende Atzung, die Möglichkeit sein Geschlecht fortzupflanzen und häufigen Fremdenbesuch — mein Petz, was willst du noch mehr? Gegen die sonst unter Menschen übliche Gepflogenheit bewirthet nicht der Wirth seine Gäste, sondern die Gäste traktiren den Wirth, der seine Gastfreundschaft oft auf eine gar seltsame Weise übt. Im Jahre 1831 besuchte ein Engländer den Bärengraben. Petz gewann den edlen Britten so lieb, daß er ihn vor lauter Liebe auffraß. John Bull hatte sich nämlich unvorsichtiger Weise zu weit an den Rand der Bärengrube vorgewagt, fiel hinein und wurde von den Bären zerfleischt. Seit der Zeit sind entsprechende Vorsichtsmaßregeln getroffen, um dergleichen Katastrophen zu verhüten; es ist bei strenger Strafe verboten, den Bären außer Obst und Brot etwas zuzuwerfen.

Frau Petz schien an mir ganz besonderen Gefallen zu finden, wie mir meine hübsche Reisegefährtin spöttisch bemerkte, denn die zottige Dame warf mir zärtliche Blicke zu und winkte mir vielversprechend. Da ich aber kein Engländer bin und, so viel mir bewußt ist, weder zu irgend einer Obstgattung noch zu einer Brotsorte gehöre, so schlug ich diese verlockende Offerte der Staatspensionärin von Bern aus und hüllte mich fester in meinen Paletot, den ich zum Ueberfluß noch zuknöpfte, um nicht den Roman Josephs mit Madame Potiphar in neuer Ausgabe zu wiederholen.

Ich kann Ihnen auch das großartige „Kornhaus" mit seinen geräumigen Säulenhallen und sehenswerthem Weinkeller empfehlen. In letzterem liegen riesige Weinfässer, von denen eines (das größte), auf welches die Schweizer mit Stolz hindeuten, über 50,000 Liter jeder beliebigen Flüssigkeit fassen kann. Ich glaubte auf's Wort, denn um mich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen, dazu gebrach es mir an Zeit. Mit stiller Ehrfurcht betrachtete ich das riesige Faß, das mir jedoch als ein vom Größenwahn befangener Knirps erschien, als ich zwei Tage später das große Faß in Heidelberg besichtigte. In der Nähe des sogenannten Kornhauses befindet sich der „Zeitglockenthurm", das älteste (aus dem Jahre 1191 datirende) Stadtthor Berns, von einem sehr kunstvollen Uhrwerk überragt, welches stündlich eine Reihe Bären (toujours Petz!) in Bewegung setzt, während ein Ritter in voller Rüstung mit herabgelassenem Visir die Glocke anschlägt. Ein ganz hübsches, durch sein Alter ehrwürdiges Spielwerk.

Trotzdem, daß Bern keine große Stadt ist, mangelt es derselben nicht an monumentalen Bauten, zu welchen ich das Bundesrathshaus zähle, den Sitz der eidgenössischen Behörden, einen stattlichen, aus Quadern aufgeführten Bau in wundervoller Lage. Der Portier war so freundlich, mir für ein entsprechendes Trinkgeld den Ständerathssaal, das Bundesraths-Audienzimmer, den Nationalrathssaal und die Terrasse (von wo man eine wundervolle, umfassende Aussicht auf die ganze Stadt hat) zu zeigen. Ueberall republikanische Einfachheit, die jedoch imponirt. Vor dem Bundespalais befindet sich ein Steinbrunnen mit der Statue der Berna und vier Figuren, welche die Jahreszeiten darstellen. Ich würde Ihnen noch empfehlen, die zwischen dem Bundesrathshaus und dem Berner Hof zu den Flußbädern führende Drahtseilbahn zu benutzen. Die Universität und die Stadtbibliothek (beide gegründet 1834) sah ich nur von Außen. Das sind sehr hübsche, ihrer hohen Bestimmung schon durch ihr imponirendes Aeußere entsprechende Bauten.

Bevor ich Bern verlasse, kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß daselbst der Dichter und berühmte Naturforscher Albrecht von Haller (1708—1777) geboren wurde. Von hervorragenden Bernern der Neuzeit kann ich den Schriftsteller A. Bitzius, mehr

unter dem Namen Jeremias Gotthelf bekannt, nennen. Wenn ich mich etwas abfällig über die Leistungen der Schweizer auf dem Gebiete der Kunst geäußert habe, so sehe ich mich veranlaßt, dieses Urtheil zu berichtigen, das doch kein absolutes ist. Arnold Böcklin in Zürich, Thiermaler wie Calome, Keller und andere haben gerade keinen Weltruf; jedoch sind ihre Leistungen bemerkenswerth. Was die Schweizer Dichter anbetrifft, so kenne ich leider keinen, obwohl der vor ein paar Jahren verstorbene Leuthold, und der noch lebende Draumer auf dem Gebiete der lyrischen Poesie Bedeutendes geleistet haben sollen.

Hiermit schließe ich meine Schweizer Reiseeindrücke, doch kann ich nicht umhin zuvor noch ein paar Worte pro domo zu sagen. Die Schweizer Zeitungen sind nicht sehr schonend gegen mich vorgegangen, weil ihnen manche meiner Ansichten über ihre Heimath mißfielen. Vor Allem zog gegen mich der Berner „Bund" zu Felde und in einer ebenso langen, als maßlosen und geharnischten Philippika kanzelte die Schweizer Zeitung mich tüchtig dafür ab, daß ich mir erlaubt hatte, Meinungen über die Schweiz auszusprechen, die von den gewöhnlichen, enthusiastischen Lobeserhebungen anderer Touristen gar oftmals erheblich abwichen. Besondere Beserkerwuth bekundete das Blatt in Bezug auf meinen harmlosen Scherz, daß die Schweizer bei meinem Betreten des Bodens der helvetischen Republik ihre hübschen Weiber und Töchter hinter Schloß und Riegel gebracht hätten, um dieselben nicht der Versuchung auszusetzen. Diesen Scherz nahm der „Bund" für ernst und ruft in höhnischer Erbitterung aus: „Seht mal diesen Don Juan aus Riga! dessen Anwesenheit allein im Stande ist über die weibliche Bevölkerung der Schweiz den Belagerungszustand zu erklären!" Wenn man einen Scherz für baren Ernst nimmt, so läßt sich überhaupt dagegen nichts sagen, denn mit der Dummheit kämpfen selbst die Götter vergebens. So beschämend es auch für den „Don Juan aus Riga" ist, so muß er doch eingestehen, daß er bei seiner Rückreise aus der Schweiz nach Deutschland einer Menge von hübschen Frauen und anmuthigen Mädchen begegnete, die er auf seiner Hinreise durch dieselben Ortschaften nicht gesehen, so daß er daraus den (freilich für ihn nicht sehr schmeichelhaften) Schluß ziehen muß, daß die Väter und Gatten in der That Anfangs ihre hübschen Frauen und Töchter vor dem „Don Juan aus Riga" versteckten, daß sie aber dieselben dann freigegeben, als sie sich von seiner vollständigen Harmlosigkeit und Ungefährlichkeit überzeugt hatten.

XVI.

Frankfurt am Main.

I.

In Frankfurt logirte ich im „Russischen Hof“ an der Zeil, eine der Hauptstraßen der Stadt, wo mir ein nicht nur luxuriöses, sondern auch sehr comfortables Zimmer in der Beletage eingeräumt wurde, in welchem ich mich, als ich Abends ankam, hätte sehr behaglich fühlen können, wenn ich nicht abermals plötzlich erkrankt wäre. Ich fühlte mich so schlimm, daß ich sogar den Entschluß faßte, sofort die Rückfart nach Petersburg anzutreten und alle meine ferneren Reisepläne aufzugeben. Zu den häufigen Anwandlungen von Ohnmacht gesellte sich eine außerordentlich niedergedrückte Stimmung, die mich Alles in Schwarz sehen ließ. Selbst die Lichtgefahrt Herrn Suworins erschien mir umschleiert und in diesem braven Vertheidiger aller Unterdrückten, in diesem Ritter ohne Furcht und Tadel, in diesem Verfechter alles Guten, Edlen und Schönen, in diesem Manne, der in seiner Person Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue, Consequenz und Gesinnungstüchtigkeit, religiöse Toleranz und Racenduldsamkeit vereinigt — sah ich ganz das Gegentheil.

Ich muß damals in der That sehr krank gewesen sein, kränker als ich geglaubt. Denn ich hatte förmliche Hallucinationen, während welcher mir Herr Suworin als eine gräuliche riesige Spinne erschien, die emsig an ihrem immensen Netz spann, speciell zu dem Zwecke, um mich zu fangen und mir mein Herzblut auszusaugen. Ich fieberte heftig, meine Pulse schlugen und die abscheuliche häßliche Spinne näherte sich mir immer mehr und ihre grauen schmalen Aeuglein funkelten unheimlich, und zum Ueberfluß saß auf der langen, kühn gebogenen Nase unverfälschten semitischen Schnitts eine große Hornbrille, in welcher aber die Gläser fehlten und seltsamerweise durch Kupfermünzen ersetzt wurden.

Anstatt der üblichen convex oder concav geschliffenen Brillengläser saß in der Hornfaßung je ein Pjatatschok ganz neuen Gepräges und goldigglänzend, so daß ich davon fast geblendet wurde. Wie so man durch einen kupfernen Pjatak sehen kann, ist mir unbegreiflich. Wenn jedoch das dennoch möglich sein sollte, so müssen Personen und Gegenstände in einem ganz eigenthümlich gefärbten Lichte erscheinen.

Freilich kann eine solche Erscheinung nur in einem fieberkranken Hirn stattfinden; denn im reellen Leben wird es doch Niemand sich beifallen lassen, einen Pjatatschok als Brillenglas zu benutzen, obwohl in unserer Journalistik diese so geschmähte

Kupfermünze eine sehr hervorragende Rolle spielt; sagt man sogar, daß bei manchen Scribenten und Pamphletisten anstatt eines lebenden, warmen Herzens sich ein todter, kalter Pjatak befindet, wodurch sich auch gewisse abnorme Erscheinungen erklären. . . . .

Ueberhaupt spielt der Pjatak in der periodischen Presse eine bedeutsame und größere Rolle, als man überhaupt glaubt. Er inspirirt gar manchen von Gift und Schmähungen, von Insinuationen und Denunciationen triefenden Leit- und Hetzartikel, welcher ohne diese nur Böses schaffende Macht des Pjataschok, vielleicht nie das Licht der Welt erblickt hätte. Es ist eine große Macht der Pjatak und sollte man ihn nicht unterschätzen. Der illustre Fabeldichter der Vergangenheit sagte: Велико дѣло — милліонъ. Der obscure Pamphletist der Gegenwart spricht: Велико дѣло — пятачекъ!

Und das mit zwei dieser glänzenden Kupfermünzen anstatt Brillengläsern bewaffnete abscheuliche Ungethüm, das, je mehr es sich nahte, wuchs und sich ausdehnte, kroch langsam an mich heran, mich mit seinem Reptilienblick hypnotisirend, so daß mir das Blut in den Adern gerann; es streckte seine zahllosen Gelenke nach mir aus, wollte mich in seine tödliche Umarmung schließen; ich hörte schon das Keuchen der Brust des Scheusals, sein übelriechender Athem machte mich hochaufschauern. Da erfaßte mich ein unnennbares Grausen und ich schrie laut auf voll Angst, Entsetzen und Abscheu.

Kalter Schweiß bedeckte meine Stirne und in dem großen Spiegel mir gegenüber sah ich ein durch Todesangst entstelltes, bleiches, verzerrtes Gesicht mit weitgeöffneten Augen und sich sträubendem Haar. Und ich konnte meine Blicke nicht abwenden von diesem Gorgonenantlitz, das mich fast zu Stein erstarren machte; denn in diesem verzerrten, bleichen Gesichte erkannte ich mich selbst. Ich blickte im Zimmer umher und der überall herrschende Luxus frappirte mich. Ich wußte gar nicht, wo ich mich eigentlich befand, wie ich in dieses elegante Appartement gerathen. Schwere Stoffvorhänge hüllten die Fenster ein; ein Bett von höchster Eleganz und vollendeter Frische schien mich zur Ruhe einzuladen; ich lag auf einer luxuriösen Sammetottomane; vor mir auf dem Tische war Thee servirt; unter rosigem Abatjour brannte eine Lampe, ein mildes Licht im weiten hohen Gemach verbreitend; auf den Spiegelconsols brennende Lichte. Der Koffer in einer Ecke schien mir allein wohlbekannt; ich glaubte denselben schon irgend wo gesehen zu haben mit seinen funkelnden Messingbeschlägen, die im Halblicht flimmerten. Richtig, war es doch mein treuer Gefährte, der mich durch die Schweiz und Deutschland begleitet und der mich jetzt freundlich aufzufordern schien, nicht den Muth sinken zu lassen, nicht zu verzweifeln; es könnte ja noch Alles gut werden.

Seltsamerweise übte der Anblick des Koffers auf mich eine beruhigende Wirkung aus. Ich fühlte mich nicht mehr so einsam in dem fremden Zimmer des unbekannten Hotels der fremden Stadt. Ich blickte ihn dankbar an und, meiner Treu, der gute Koffer winkte mir ermuthigend zu, forderte mich auf, Thee zu trinken und mich zu Bette zu begeben, morgen würde es besser sein. Ich folgte dem stummen Rath des ledernen Freundes und fühlte mich gestärkt. Trotzdem fieberte ich noch lange fort, hatte entsetzliche Träume, in welchen ich mich als gehetztes Wild sah, das keuchend athemlos vor den ihm nachsetzenden Schweißhunden dahinrennt, Rettung suchend und sie nicht findend. . . .

Und die wüthende Meute war hinter mir her; die lechzende Zunge hing den Hunden blutig aus dem Rachen; die spitzen Zähne dürsteten darnach, sich in mein zuckendes Fleisch einzugraben; mir schien es, als fühlte ich den heißen Athem eines der mich Verfolgenden. Ich wandte mich um, ohne den rasenden Lauf einzuhalten und ich sah den Feind mir auf den Fersen. Doch seltsamerweise hatte der Hund den Kopf einer Spinne, die eine Hornbrille trug und mit einem zottigen grauen

Bart geschmückt war. Eine bärtige, bebrillte Spinne auf dem Körper eines Hundes, — kann man sich wohl etwas Ungeheuerlicheres denken. Und trotzdem war der Anblick so grotesk, der wackelnde graue Ziegenbart erschien mir so urkomisch, daß ich, die Todesangst des gehetzten Wildes vergessend, in ein herzliches, anhaltendes Lachen ausbrach und dann in einen tiefen Schlaf verfiel, der augenscheinlich bis spät in den Morgen hineindauerte. Denn als ich erwachte, stahlen sich freundliche goldige Sonnenstrahlen durch die Tüllgardinen und begrüßten mich freundlich: Stehe auf Langschläfer! schienen sie mir liebevoll zu sagen.

Ich fühlte mich vorzüglich, nur etwas schwach. Der Alpdruck war ganz vorüber und mit ihm die düstere Stimmung. Ich kleidete mich rasch an und nachdem ich Kaffee getrunken, begab ich mich auf den Weg, um Frankfurt am Main zu besichtigen und nachdem ich den ganzen Tag theils zu Wagen, theils zu Fuß, die Stadt und ihre nächste Umgebung in allen Richtungen durchkreuzt, konnte ich nicht umhin, zu der Schlußfolgerung zu kommen, daß Frankfurt in der That eine der schönsten und sehenswerthesten Städte Deutschlands sei.

Frankfurt am Main ist nicht nur eine der schönsten, sondern auch eine der ältesten Städte Deutschlands. Bereits vor mehr als einem Jahrtausend und zwar anno Domini 795 wird Frankfurt als bewohnter Ort und königliche Pfalz angeführt. Angeblich verdankt es seine Gründung Karl dem Großen, während dessen Regierung in der That des Orts Erwähnung geschieht. Seit 1147 war Frankfurt Wahlstadt, seit 1526 Krönungstadt der deutschen Kaiser. Es verblieb stets eine rein kaiserliche und die Oberhoheit des Kaisers anerkennede Stadt. Zur freien Reichsstadt entwickelte es sich erst Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Die Frankfurter des Mittelalters — man muß ihnen diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, — verstanden es, gefährliche, ihre Selbstständigkeit bedrohende Kämpfe mit kriegerischen, mächtigen Nachbarn nach Kräften zu vermeiden und sich die Gunst der deutschen Kaiser zu erhalten, unter deren mächtigem Schutz ihre Stadt rasch zu einer der ersten Handelsstädte Deutschlands emporwuchs.

Die Frankfurter Messen (Jahrmärkte) waren Jahrhunderte lang weltberühmt. Noch vor genau hundert Jahren (1788) weilten gegen 40,000 fremde Geschäfts- und Handelsleute aus aller Herren Länder zur Messezeit in der Stadt. Seit der Zeit begann die Frankfurter Messe ihre frühere universelle Bedeutung zu verlieren, besonders seit Einführung und Verbreitung der Eisenbahnen, die überhaupt allen Messen einen Todesstoß versetzt haben. Wenn ich mich nicht irre, so ist die Leipziger Messe die einzige, die ihre Bedeutung für die Geschäftswelt noch nicht ganz verloren, obwohl dieselbe auch im Verhältnisse zu früher erheblich reducirt ist. Dank den schnellen Communicationsmitteln haben die Jahrmärkte der Vergangenheit ihr raison d'être in der Gegenwart verloren und selbst die große Messe in Nishnij-Nowgorod, obwohl sie einen speciellen Zweck hat, Asien mit Europa zu verbinden, ist auch in den letzten Jahren von ihrem früheren Niveau herabgesunken und die Zeit ist nicht fern, wo auch der weltberühmte Jahrmarkt von Makarjew als Anachronismus anerkannt werden wird. Freilich hat es damit noch eine gute Weile, da die asiatischen Völkerschaften nicht so bald von der europäischen Cultur beleckt sein werden.

Nach Auflösung des ephemeren deutschen Reiches von 1806, hob Napoleon I. die reichsstädtische Verfassung Frankfurts auf. 1810 bildete er aus Frankfurter, Hanauer, Fuldaer und Aschaffenburger Gebietstheilen das Großherzogthum Frankfurt. Fünf Jahre später (1815) ward Frankfurt a. M. wieder freie Stadt. Im Laufe von genau fünfzig Jahren (1816—66) war es der Sitz der seligen deutschen Bundesversammlung und diente auch dem Fürsten Bismarck als Arena seiner diplomatischen Thätigkeit, wo er sich auch die ersten Spornen holte. Der Krieg von 1866 machte der reichsstädtischen Freiheit Frankfurts ein Ende. Die stolze Patricierstadt ward, trotz-

dem daß sie sich dagegen energisch sträubte, Preußen einverleibt. Viele Frankfurter können sich jetzt noch nicht mit diesem Gedanken versöhnen. Es ist in der That entsetzlich, aus einer freien Reichsstadt zu einer unfreien Kreisstadt herabzusinken. Sic transit gloria mundi und das stolze Frankfurt, die ehemalige Welistadt, die einstige Krönungsstadt der deutschen Kaiser ist zu einer einfachen Kreisstadt im Regierungsbezirk Wiesbaden der Provinz Hessen-Nassau geworden. Das hindert jedoch Frankfurt nicht, eine der reichsten und schönsten Städte Deutschlands zu sein und mehr als 150,000 Einwohner zu zählen.

Der Mainfluß durchschneidet die Stadt und am linken Ufer desselben befindet sich die Vorstadt Sachsenhausen, mit Frankfurt durch vier Brücken und einen eisernen Hängesteg verbunden. Die Straßen sind schön und breit, unter den neuen kann ich besonders hervorheben: die sehr stattliche Kaiserstraße; die Zeil (Haupt-Geschäfts- und Verkehrsstraße), in welcher bemerkenswerth sind: das Hauptpostgebäude, das Hotel Darmstädter Hof (bis 1885 großherzoglich hessische Palais) und der Palazzo des Krösus von Frankfurt a. M., des Milliärdeurs und Börsenpotentaten, Mitgliedes der ersten Finanzdynastie der Welt, Freihern Wilhelm v. Rothschild. Es interessirte mich, die Wiege dieser Dynastie im Ghetto zu besuchen, in diesem historischen Judenviertel, das so talentvolle Schriftsteller als Karl Emil Franzos und Leopold Compert öfters als Thema ihrer reizenden Erzählungen benutzt, wohin sie den Ort der Handlung verlegten, dem sie die handelnden Personen entnommen und naturgetreu, lebensfrisch geschildert. Das Leben der Bewohner des düstern Ghetto hat auch seine Romantik.

Der oder das Ghetto bildete früher einen besonderen Stadttheil, in welchem die gesammte jüdische Bevölkerung der freien Reichsstadt zusammengepfercht war. Es machte auf mich einen ganz seltsamen Eindruck, als ich diese Stätte der Unduldsamkeit und des Glaubenshasses betrat; wo man im Laufe von Jahrhunderten Leute eingeschlossen hielt und sie, gleich Pestkranken, von dem Verkehr mit den anderen absonderte, bloß aus dem Grunde, weil sie an ihrem alten Glauben festhielten und zum Gott ihrer Väter auf altherkömliche Weise beteten. Das Frankfurter Ghetto ist eine Schmach für die Ahnen in der Vergangenheit. Darum beeilten sich auch die Enkel in der Gegenwart, die letzten Spuren desselben hinwegzuwaschen. Als ich an einem prächtigen Julitage des Jahres des Heils Eintausendachthundertsiebenundachtzig das ehemalige Ghetto Frankfurts betrat, da bot es den Anblick der Zerstörung dar. Man beeilte sich, mit dem Schutte des Mittelalters aufzuräumen, da man durchaus keine Ursache hatte, sich mit demselben zu brüsten.

II.

Das Frankfurter Ghetto präsentirt sich theilweise noch jetzt als eine schmale krumme Gasse, die von beiden Seiten mit hohen düsteren Häusern besetzt war, deren größter Theil bereits abgerissen, oder im Abreißen begriffen ist. Früher drang in die enge, schmutzige Judengasse nie ein Sonnenstrahl! Das Licht der Aufklärung und Toleranz hatte sich noch nicht Bahn brechen können, und in den Geistern der Frankfurter, die da außerhalb des Ghetto wohnten, herrschte eben solch eine Finsterniß, wie in den Häusern des elenden Judenviertels, dessen gewaltsam zusammengepferchte Bewohner sich ausschließlich dem Schacher hingaben und kein höheres Ideal kannten, als mit abgelebten Hosen, melancholisch gewordenen Röcken, der Verzweiflung nahen Hüten, selbstmörderischen Schuhen, desparaten Westen und dergleichen Luxusartikeln zu handeln, um ihr elendes Dasein zu fristen.

Und heiter schien die Sonne der Gegenwart über die Ruinen der Vergangenheit und die leuchtenden Sonnenstrahlen vergoldeten und liebkosten manchen noch aufrecht stehenden Rauchfang, der sich trotzig zu wehren schien und nicht weichen wollte. Es sah sehr gemüthlich aus in dieser jetzt schon ziemlich freigelegten Gasse, die Zeugin so entsetzlicher Katastrophen gewesen, die so unendlichen Jammer, so unnennbares Elend gesehen. Diese früher aus zwei Reihen schmaler, hoher, schmutziger, düsterer, baufälliger Giebelhäuser bestehende, jetzt bereits größtentheils demolirte Gasse (Ghetto) ward 1342 angelegt. Bis zu diesem Zeitpunkte wohnten die Frankfurter Juden inmitten der christlichen Bevölkerung und zwar hatten sie sich seltsamerweise größtentheils in den, dem Dom zunächst liegenden Stadttheile niedergelassen, gleichsam als wollten sie bei der Kirche gegen die blutigen Verfolgungen Schutz suchen, denen sie ausgesetzt waren, trotzdem, daß sie den Titel „kaiserliche Kammerknechte" trugen und unter dem speciellen Schutz der deutschen Kaiser standen, die auch für diese (oft nur illusorische) Protection von ihren Schützlingen unverhältnißmäßig hohe Steuern erhoben. Die deutschen Kaiser betrachteten die Frankfurter Juden als ihr persönliches Eigenthum, mit dem sie nach Belieben schalten und walten konnten; man sah diese Parias der Menschheit als ein Object an, das man je nach Bedürfniß verwerthen durfte. Als Beweis, wie seltsam damals diese Anschauungen waren, will ich folgendes drastische Beispiel anführen.

Im Jahre 1349 verpfändete Kaiser Karl IV. die Frankfurter Juden für 15,200 Pfund Heller an die Stadt, welche Summe dieselbe nie zurück erhielt, so daß sie füglich die Juden als ihr unbestrittenes Eigenthum betrachten konnte und dieselben auch darnach behandelte, denn im selben Jahre fand in Frankfurt ein Judenmassacre statt (wie übrigens solche in Deutschland im Mittelalter nicht ganz ungewöhnlich waren), das alle früheren an Dimensionen übertraf und das fürchterlichste Blutbad gewesen sein soll, in keiner Beziehung der blutigen Bartholomäusnacht nachstand, die etwas mehr als zweihundert Jahre später (1572) in Paris stattfand. 1349 wurden im Namen des Gottes der Liebe fast sämmtliche Juden in Frankfurt erschlagen. 1572 erreichte dasselbe Schicksal im Namen desselben Gottes die Protestanten in Paris. . .

Ich weiß nicht, wieviel 15,200 Pfund Heller (für welche Summe der Kaiser die Frankfurter Juden an die Stadt Frankfurt verpfändet hatte) nach gegenwärtigem Gelde ausmachen; jedenfalls muß diese Summe, mindestens nach damaligen Begriffen, eine sehr bedeutende gewesen sein. Um so wunderbarer ist es, daß die Stadt Frankfurt sich dieses lebende Pfandobject entreißen ließ und nicht für dasselbe kräftiglichst einsprang, wenn nicht aus Humanität, so doch aus Berechnung. . . Nachdem fast alle verpfändeten Juden todt geschlagen waren, hielt sich der Kaiser seiner Schuld für entledigt und von den 15,200 Pfund Heller sah die Stadt Frankfurt nicht einen Heller wieder.

Nach dem Massaere von 1349 war in Frankfurt ein Jude geradezu ein avis rara geworden, denn in der That waren alle jüdischen Einwohner ausgeschlachtet worden, wie es die Chronik mit Behagen constatirt. Fast während eines ganzen Jahrhunderts ward Frankfurt von den Juden sorgfältig gemieden; die Erinnerung an das fürchterliche Blutbad war noch in ihren Herzen zu frisch, als daß sie sich in diese Stadt hätten wagen sollen, in welcher sie jedoch nach fünf Jahrhunderten berufen waren, eine so hervorragende Rolle zu spielen. Doch bereits in dem ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts konnte man in Frankfurt am Main vereinzelte Juden antreffen, die da anfangs schüchtern und verstohlen auftraten, die aber immer mehr Muth faßten, da sie festen Boden unter sich fühlten. Im Jahre 1485 war die Zahl der Juden wieder so angewachsen, daß sich der hochedle Rath der freien Reichsstadt bewogen fand, für dieselbe eine besondere Gasse (das Ghetto) anlegen zu lassen, theils um die Juden vor etwaigen Massacrerepetitionen zu schützen, theils

um die christliche Bevölkerung von der Berührung mit diesrm „socialen Aussatz" zu bewahren. Vier Jahre darauf (1462) wurden sämmtliche Juden gezwungen, in das Ghetto überzusiedeln.

Das neuerbaute Ghetto war dazumal an den Grenzmarken der Stadt gelegen und durch hohe Mauern von den angrenzenden Christenquartieren abgesperrt. Es war in der That ein düsteres Gefängniß, dessen Bewohner dasselbe nur ausnahmsweise verlassen durften, um am Tage ihren Geschäften nachzugehen; jedoch Abends zur bestimmten Stunde in's Gettho zurückkehren mußten. Die Bewohner des Ghetto waren außerdem gezwungen, einen gelben spitzen Hut und einen viereckigen gelben Lappen auf dem Rücken ihres Oberkleidds zu tragen, und die Gassenbuben liefen ihnen nach und schrieen laut hep! hep! Der Ursprung dieses Wortes ist, wie ein gelehrter Linguist und Archäolog erklärt, folgender: Bald nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus wurden den gefangen nach Rom gebrachten Juden von dem Janhagel die spöttischen höhnischen Worte nachgerufen „Hierosalimo est perduto!" (Jerusalem ist verloren!) Die drei Anfangsbuchstaben dieses Hohnrufs der alten Römer waren im Munde der modernen Germanen zur spöttischen Begrüßung geworden und sind es geblieben bis auf den heutigen Tag, obwohl selbstredend der ursprüngliche Sinn ganz abhanden gekommen ist.

Es giebt jedoch noch eine andere Erklärung dieses Wortes und dieselbe scheint auch, meiner Ansicht nach, die richtigere zu sein: Die Soldaten, oder Landsknechte jener Zeiten machten sich oft den harmlosen Spaß, Juden, denen sie auf den Straßen begegneten, das Schwert entgegenzuhalten und sie über dessen blanke Klinge unter den Spottrufen „hep! hep!" springen zu lassen . . . Es muß in der That sehr spaßhaft anzusehen gewesen sein, wenn der bleiche zitternde Jude über die blanke, scharfe Klinge sprang, und das Gaudium erreichte seinen Höhepunkt, wenn sich der elende Paria bei diesem Saltomortale verwundete und blutüberströmt zu Boden stürzte . . .

Um jedoch auf das Frankfurter Ghetto zu kommen, in dem ich mich jetzt befand, über die Vergangenheit nachsinnend und die blutigen Schatten des Mittelalters vor meinem geistigen Auge vorüberdefiliren lassend, so präsentirt sich dasselbe recht freundlich und traulich. Die halbdemolirten Häuser schauen ganz gemüthlich drein, als hätten sie nachsichtig der vielen Ungeheuerlichkeiten vergessen, die sich einst vor ihren Augen vollzogen und von denen sie so viel Interessantes und Erbauliches würden erzählen können. Ja, wenn die Steine reden könnten . . . .

Gegenwärtig bietet das Ghetto von Frankfurt durchaus nichts Abschreckendes, Düsteres; die engen Mauern, die Menschen von Menschen getrennt, sind gefallen und mit ihnen fielen auch gleichzeitig größtentheils die Vorurtheile, der Haß und die Unduldsamkeit, die sie errichtet. Das strahlende Licht der Aufklärung und Toleranz hat siegend das Dunkel der Unduldsamkeit und Ignoranz verscheucht. Die einigen noch stehengebliebenen Häuser des Ghetto bringen einen wohlthuenden Eindruck hervor; sie sehen gleich behäbigen, gesprächigen, jovialen, alten Herren aus, die wohlwollend auf die muntere, neckische Jugend herabblicken und nicht abgeneigt sind sich an deren Vergnügungen zu betheiligen; sie scheinen allen den Kummer und Jammer, das Elend und die Noth der Vergangenheit vergessen zu haben und sich an der rosigen Gegenwart zu ergötzen und die strahlende Sonne spendet auch diesen ehemaligen Parias der menschlichen Gesellschaft mit gleicher Liebe, Licht und Wärme . . .

Gegenwärtig heißt die Judengasse — Börnestraße, denn vor etwas mehr als hundert Jahren (am 6. Mai 1786) ward in einem der düstersten Häuser des finsteren Ghetto von Frankfurt am Main ein kleiner Judenknabe geboren, dem man bei der Beschneidung den Namen Löb Baruch gab und der ein Vierteljahrhundert später zur evangelischen Kirche übertrat und unter dem Namen Ludwig Börne durch die hin-

reißende Macht seiner Beredsamkeit den deutschen Michel aus hundertjährigem Schlafe zu neuem Leben erweckte. Ist es nicht eine seltsame Ironie des Schicksals, daß das Judenkind, welches im Dunkel des Ghetto das Licht der Welt erblickte, die Fahne der Freiheit hoch hielt; daß der Gefangene seinen Kerkermeistern als Leitstern diente, ihnen auf dem Wege der Freiheit, des Rechtes und der Pflicht voranschritt? Sie haben zu seinem hundertjährigen Wiegenfeste die Straße, in der der große Denker geboren wurde, auf seinen Namen getauft; der frühere Judenmarkt heißt jetzt Börnemarkt, wo sie dem vor funfzig Jahren (1837) in Paris im Exil gestorbenen Patrioten ein Denkmal gesetzt. Ueberhaupt ist Frankfurt reich an Denkmälern, was der Stadt jedenfalls zur Ehre gereicht.

Auf dem Schillerplatz steht der größte deutsche Dichter in Erz gegossen und ihm fast gegenüber befindet sich eine höchst originell eingerichtete spanische Weinbude (bodega), wo ich einen echten Alicante trank, aber zu meinem größten Leidwesen die Sennora mit den Gluthaugen, dem rothen Fächer und der schwarzen Mantille, den weißen blitzenden Zähnen und den klangvollen Castagnetten vermißte. Auf dem Roßmarkt, dem größten der freien Plätze Frankfurts, erhebt sich das Gutenbergdenkmal, die Bronzestandbilder der Erfinder der Buchdruckerkunst (Gutenberg, Fust und Schöffer als Brunnengruppe). Auf dem Götheplatz — das große Standbild des Weinmarschen Jupiters. Am großen Hirschgraben ist das Haus Nr. 23 durch eine Marmortafel gezeichnet. In diesem Hause wurde Johann Wolfgang v. Göthe geboren und 1863 kaufte das deutsche Hochstift das Geburtshaus des großen Dichters und stellte dasselbe ebenso her, wie es zu Göthes Jugenzeit gewesen. Doch zurück zum Judenviertel, in welchem ich mich nach immer befinde, in Anblick des alten grauen Gemäuers versunken.

Das Ghetto war, wie gesagt, durch hohe Mauern eingeschlossen (die jetzt niedergerissen sind) und die drei in denselben angebrachten Thore wurden jeden Abend zur bestimmten Stunde geschlossen und erst Morgens früh geöffnet, so daß während der Nacht die Bewohner des Ghetto dasselbe nicht verlassen konnten und durften. Außerdem war es ihnen strengstens verboten, sich an Sonntagen, an jeglichen christlichen Feiertagen und bei städtischen Festlichkeiten außerhalb der ihnen zum Wohnsitz eingeräumten Gasse zu zeigen...

Die Gebäude in der Judengasse brannten wiederholt zum größten Theil nieder; die noch jetz vorhandenen Häuser im Ghetto (das sei 1811 factisch zu existiren aufgehört hatte) stammen meistens aus den Jahren 1711 und 1792. Trotzdem, daß es seit 1811 den Juden Frankfurts gestattet worden, sich nach Belieben in allen Theilen der Stadt niederzulassen, hatte die Majorität derselben es vorgezogen, in dem Ghetto wohnen zu bleiben. Die Macht der Gewohnheit trug den Sieg davon. Zu den Bewohnerinnen der Judengasse, die derselben, trotz geänderter Verhältnisse, treu blieben, gehörte auch die Wittwe des Gründers der Rothschildschen Dynastie, die Frau des Mayer Anschelm Rothschilds, der sich von einem kleinen Hausirer zu einem großen Finanzmann emporgeschwungen und der Ahne von Crösussen geworden. Die Wittwe blieb in dem Hause des Ghetto, das ihre Eltern bewohnt hatten, bis zu ihrem 1849 erfolgten Tode; sie ward 96 Jahr alt.

Das Rothschildsche Stammhaus ist ein ziemlich verwittertes, doch im Ganzen recht gut erhaltenes vierstöckiges, schmales, unscheinbares Haus, welches die Nr. 26 trägt. Unten sind einige Läden, doch dieselben, wie überhaupt das ganze Haus, sind nicht bewohnt. Die Enkel haben aus Pietät diese bescheidene Stätte ihrer Ahnen im Ghetto erhalten, obwohl sie selbst in Pallästen wohnen. Unweit des Rothschildschen Hauses im Ghetto befindet sich das Comptoir des Bankhauses Rothschild, das jedoch äußerlich gleichfalls sehr bescheiden gehalten ist und durch Nichts die Bedeutung dieser Weltfirma verkündet. Doch das alte verwitterte Haus im Ghetto hatte für mich be-

deutend mehr Interesse und als ich so vor demselben stand und die vor Alter blind gewordenen Scheiben betrachtete, die mich aus den drei Stockwerken mit trüben Augen anzuschauen schienen, ohne etwas zu sehen, da dachte ich daran, daß diesem unscheinbaren Hause in dem Frankfurter Ghetto viel Böses entsprossen und daß dasselbe oft einen unheilvollen Einfluß auf die Geschicke der Menschheit ausgeübt. Denn man sage was man wolle, meine feste Ueberzeugung ist, daß die Anhäufung von allzu großen Capitalien in einzelnen Händen ein großes sociales Uebel ist, das fortzeugend viel Unheil zur Welt gebracht hat.

Ich will damit durchaus keine communistischen Theorieen aufstellen, Grundsätze der Vermögensgleichheit proclamiren, denn es ist mir wohlbewußt (und ich habe diese Ansicht bereits öfters ausgesprochen), daß eine völlige Gleichheit im menschlichen Sein und gesellschaftlichen Organismus eben so undenkbar, so unmöglich sei als in der Natur, und daß man nie auf künstliche oder gewaltsame Weise dazu kommen werde, eine derartige Nivellirung, eine derartige Gleichheit zu Stande zu bringen und dauernd zu befestigen, was gleichbedeutend dem Tode wäre. Eine vollständige Gleichheit im Leben ist absolut ausgeschlossen und wäre auf die Dauer unmöglich.

Ich hielt das für nothwendig vorauszuschicken, damit man mich für keinen Umstürzler, keinen Communisten halte, wenn ich Ihnen sage, daß mich beim Anblick des Rothschildschen Stammhauses im Frankfurter Ghetto ein Gefühl der Erbitterung ergriff und ich dasselbe nicht sehr zart apostrophirte. Trotz seines ehrwürdigen Alters flößte mir diese Stätte durchaus keine Ehrfurcht ein, eben so wenig wie ein grauhaariger Sünder mir Respect einzuflößen im Stande ist.

III.

Non olet pecunia (Gold stinkt nicht), das ist die Devise unserer Zeit, ist die Losung fast aller Zeiten, aller Völker und Länder gewesen, zieht sich, gleich dem rothen Faden in dem Tauwerk der englischen Kriegsschiffe, durch die Geschichte der Menschheit seit Jahrtausenden. Non olet.

Als sich Vespasian in einer finanziellen Bedrängniß befand (die doch eine außerordentliche gewesen sein muß, wenn er zu so ungewöhnlichen Mitteln griff, um derselben abzuhelfen), so fand er nichts Besseres, als eine Steuer auf den Harn festzusetzen. Auf welche Weise diese seltsame Steuer erhoben wurde, weiß ich nicht. Ich constatire bloß ein Factum, das eben so historisch wie unästhetisch ist und darthut, daß man zu classischen Zeiten auch recht classisch in Erfindung von Steuerobjecten sein konnte und daß Finanznoth eben so wenig ein ausschließliches Product der Neuzeit ist, als das Ansetzen der Steuerschraube.

Wie gesagt, der römische Kaiser Vespasian, um aus der finanziellen Klemme, in welche er (vielleicht durch Börsenspeculationen) gerathen war, zu kommen, hatte ebenerwähnte Steuer nicht nur projectirt, sondern auch eingeführt, und war das Ergebniß derselben dem Anscheine nach ein befriedigendes, denn der Kronprinz Titus fand es für angemessen, die unlautere Quelle zu tadeln, aus welcher sein Vater die Bedürfnisse des Staates bestreite. Vespasian, dem dieser Tadel seines Sohnes zu Herzen ging, hielt ihm das erste aus dieser Steuer erzielte Geld vor die Nase und fragte ihn, ob dasselbe irgend welch einen specifischen Geruch habe, und als dieser die Frage verneinte, sagte er: Und dennoch ist es aus Harn. Lucri bonus est odor ex re

qualibet, non olet pecunia (Gut ist der Geruch des Gewinns, woher letzterer auch stamme. Geld stinkt nicht!).

Dieser Ausspruch des Cäsars der classischen Vergangenheit wird nur gar zu sehr von der Menschheit der realistischen Gegenwart im praktischen Leben angewandt und das Non olet ist zur Devise geworden, die Alle und Alles beherrscht. Von diesem Grundsatze ausgehend, hält man auch Alles für erlaubt, und der schlechte egoistische Zweck soll die schlechten egoistischen Mittel, die zur Erreichung desselben angewandt werden, heiligen. Non olet pecunia! Also was kümmert es Jemand, aus welcher unsauberen Quelle das Geld stamme, welchen unsauberen Manipulationen man es verdanke, wenn man es nur hat. Das ist die Hauptsache. Wer wird da nachstöbern, wo der Besitzer gerade im Trüben gefischt, wie so es ihm gelungen, Schätze anzuhäufen. Alles beugt sich vor dem Erfolge, und wenn sich kühne Reisende, unternehmende Gelehrte finden, die sich die dornenvolle, oft lebensgefährliche Aufgabe stellen, den Lauf des Nils bis an seine Quelle zu verfolgen, den Ursprung des Kongo zu erforschen, so findet sich schwerlich irgend Jemand, der den Muth hat, die scandalösen Quellen, den schmutzigen Ursprung mancher Reichthümer zu ergründen, denn sollte es sich auch Jemand beifallen lassen, derartige Forschungen zu unternehmen, so kann er sicher sein, daß ihm von allen Seiten die Donnerworte entgegenschallen Non olet.

Non olet! Das ist in der That die Devise unserer Zeit. Ebenso wie in Frankreich la recherche de la paternité untersagt ist, so ist in der ganzen modernen Welt die Erforschung des Reichthumsursprungs durch eine stillschweigende Abmachung prohibirt. Und man drückt dem diebischen Cassendefraudanten, dem spitzbübischen Lieferanten, dem betrügerischen Intendanten, dem räuberischen Banquier, dem bankerotten Negocianten (der es aber verstanden, sein Schäfchen rechtzeitig in's Trockene zu bringen), dem aussaugenden Wucherer, der männlichen Hetäre warm die schmutzige verbrecherische Hand, wenn deren Handlungen von Erfolg gekrönt sind. Non olet sagt man sich. Werden doch die Geruchsnerven durchaus nicht in Mitleidenschaft gezogen; wird doch das abgestumpfte Gefühl durchaus nicht empört; die ästhetische Empfindung nicht beleidigt. Stinkt doch das Geld nicht, bekundet es doch nicht seinen Ursprung vom mephitischen Misthaufen des Lasters und Verbrechens, des Börsenschwindels und commerciellen Betrugs; kleben doch nicht die Thränen und Seufzer der Wittwen und Waisen daran; sind doch die Spuren des Blutes nicht sichtbar. Non olet. Also, was wollen Sie denn eigentlich, mein Verehrtester?

Non olet . . .

Wenn noch das verknöcherte, engherzige, selbstsüchtig gewordene Alter diesen Ausspruch thut, so versöhnt man sich einigermaßen damit. Weiß man doch, daß im Alter das Herz weniger empfänglich ist, die Pulse langsamer schlagen, der Lebenssaft träge durch den Organismus sich dahinschleicht, die Empfindung abgestumpft wird. Man verzeiht dem Alter diese abscheuliche Devise, wie man die körperliche Schwäche entschuldigt, die doch eine Abnahme der geistigen bedingt. Aber wenn dieser entsetzliche Grundsatz von der Jugend als Lebensregel proclamirt wird; wenn die junge Generation sich auf diesen Standpunkt stellt und denselben mit einer, greisen Jünglingen eigenen Zähigkeit vertheidigt, so wird man unwillkürlich von einem Gefühl des Ekels übermannt und man frägt sich entsetzt: Wenn das die Denkungsart der Generation der Gegenwart ist, was wird die der Zukunft sein?

Derartige seltsame Gedanken überkamen mich, als ich, an einem wunderschönen Juliabend des Jahres des Heils Eintausendachthundertsiebenundachtzig dastand im Frankfurter Judenviertel, in dem jetzt bereits halb zerstörte Ghetto, und das graue verwitterte Haus betrachtete, in welchem der Stammvater der größten Finanzdynastie der Welt geboren ward. Es ward mir seltsam zu Muthe, als ich diese Stätte be-

trachtete, die zum Ausgangspunkte so schwerwiegender Ereignisse geworden, welche ihre Schatten auf die entfernteste Zukunft warfen.

Und unweit von diesem düstern Gebäude suchte ich vergeblich das Haus, in welchem vor etwa mehr als einem Jahrhundert der kleine Judenknabe das Licht der Welt erblickte (so weit dasselbe überhaupt in das finstere Ghetto dringen konnte), der darauf ein großer Schriftsteller geworden, ein berühmter Freiheitsapostel, der dem gesammten deutschen Volke ein Licht aufgesteckt, das da weit hinleuchtete und strahlte, Vielen zum rettenden Leitstern diente auf dem düstern Lebenswege.

Und das deutsche Volk hat die großen Verdienste des einstigen Bewohner des Ghetto's anerkannt; und die stolzen Frankfurter Patrizier haben ihrem großen semitischen Mitbürger ein Denkmal verrichtet, haben die Straße, in welcher er geboren wurde, nach ihm benannt. Doch haben sie zugegeben, daß das Geburtshaus des berühmten Tribunen niedergerissen wurde, während die Wiege der Rothschildschen Dynastie pietätsvoll erhalten wird.

Und als ich vor dem Börnedenkmal stand und die in Bronze gegossenen feinen durchgeisterten Gesichtszüge des berühmten Denkers, mit seinen großen semitischen Augen und dem schlicht in die Stirne gescheitelten schütteren Haar nachdenkend betrachtete, da sah ich, wie ein leises, ironisches Lächeln die zusammengepreßten Lippen des Volkstribunen umspielte. Er blickte mich spöttisch an und war dieses Lächeln nicht ohne einer Beimischung von Wehmuth.

Und die dünnen Lippen schienen sich zu öffnen und, wenn ich nicht Opfer einer Hallucination geworden, so hörte ich sie folgendes aussprechen: „Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt und, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend".

Und dann wurden die Züge des Dichters bronzen-unbeweglich und ich konnte ihm nur beim Scheiden die Worte zurufen, die er selbst am Grabe Jean Pauls gesprochen: „Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben. Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen; nicht seiner lieben Menschen, die mit ihm gelacht und geweint, die geliebt und geduldet wie er.

XVII.

Heidelberg.

„Station Heidelberg, 12 Minuten!“ Diese mit Stentorstimme ausgerufenen Worte erweckten mich aus tiefem Sinnen und machten mein Herz hochaufschlagen. Es giebt wohl kaum eine andere Stadt, deren Namen in mir solch eine freudige Bewegung hervorzurufen im Stande wäre, als eben Heidelberg. Ich hatte so viel von diesem lieblichen Orte gehört, wo werthe Freunde und andere mir nahe stehende Personen die schönsten Jahre ihrer Lebenszeit zugebracht, daß sich eine sonderbare Erregung meiner bemächtigte, als der Schaffner diesen für mich so hochinteressanten Namen ausrief. Bei meiner Reise aus Kissingen nach Basel hatte ich Heidelberg bei Nacht passirt und nur von der Ferne sah ich die erleuchteten Häuser der Stadt, der mein Herz so freudig entgegenschlug. Jetzt lag sie vor mir von den goldenen Strahlen einer Julisonne übergossen, diese Stadt, von den Victor Hugo lagte: il n'y faut point passer et s'en aller, mais y vivre (man müße sie nicht bloß passiren und davon gehn, sondern daselbst wohnen bleiben). Derselbe französische Dichter nennt in der ihm eigenthümlichen überschwänglichen Weise Heidelberg „das Paradies der Studenten, die Perle Deutschlands.“

Und so befand ich mich in diesen Paradiese d. h. bloß an der Schwelle desselben. Ich verließ den Perron und begab mich resolut in die Stadt zu Fuß, wie ich es stets gewohnt bin, ohne Jemand um den Weg zu fragen, den ich einzuschlagen hatte. Und ich muß Ihnen bemerken, daß Heidelberg mir ganz fremd war. Doch ich orientire mich leicht und zudem ist Heidelberg zwar eine reizende, aber doch keine große Stadt, sie zählt im Ganzen 24,417 Einwohner.

Und so wanderte ich rüstig fürbaß, trotzdem daß ich mich sehr unwohl fühlte. Doch das Bewußtsein, das Heldelberger Pflaster zu treten, stärkte mich. Ich schritt die sich vom Bahnhof die Leopoldstraße entlang ziehende, mit schattigen Bäumen und frischem Rasen bepflanzte Anlage dahin, die zum westlichen Fuße des Schloßberges — das Endziel meiner Wanderung — führt. Auf dem Wege hatte ich Gelegenheit das Bronzestandbild des baierischen Feldmarschalls Fürsten Karl von Wrede (geboren in Heidelberg 1767, gestorben 1838) zu bewundern. Durch die neue Schloßgasse gelangte ich an den Fuß des Schloßberges, dessen Ersteigen sehr mühsam und beschwerlich ist, obwohl man auf diese Weise die Stadt besser kennen lernt. Man sieht da von der rechten Seite die sich längs der Straße hinziehende hohe Terasse, während links sich eine Reihe alterthümlicher, meist' kleiner Gebäude mit prächtigen blühenden Blumentöpfen auf den Fensterbrettern präsentirt. Kinder spielten auf

der steilen zum Schloßgarten führenden Straße und überhaupt konnte ich einen Blick in das häusliche Sein und Treiben der Bewohner werfen, da man sie durch die geöffneten Fenster hantiren sah und sie sich auf der Gasse gruppirten. Es war so ein idyllisches Stillleben, das sehr angenehm berührt.

Durch ein Steinthor trat ich in die schattigen Alleen des großen Schloßgartens, doch bevor ich denselben in Augenschein nahm, betrat ich zuerst den Schloßhof, um die berühmte Ruine zu besichtigen. Das Schloß (der Bau des Schlosses begann während der Regierung des Pfalzgrafen Rudolph I. am Ende des 13. Jahrhunderts und wurde 1610 während der Regierung Friedrich's V., des sogenannten Winterkönigs beendet) ward zuerst 1689 von den Franzosen bombardirt und sehr erheblich beschädigt; zum zweiten Male zerstörten die Franzosen das Schloß definitiv, so daß es nur einen großen Schutthaufen bildete. Wie Sie sehen, ist die Feindschaft der beiden Nachbaren durchaus nicht neuen Datums, datirt schon seit 200 Jahren; am Ende des 17. Jahrhunderts hausten die Franzosen in Deutschland, wie die Deutschen in Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts nie und nimmermehr gehaust haben. Der Haß ist also, mindestens einerseits, nur gar zu wohlmotivirt.

Kurfürst Karl Theodor beabsichtigte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das von dem „Erbfeind" zerstörte Schloß wieder herstellen zu lassen und die Restaurationsarbeiten waren schon ziemlich weit vorgeschritten, so daß binnen Kurzem sich die alte Burg in früherer Pracht und Größe repräsentirt hätte, wenn nicht höheren Orts dagegen ein allmächtiges Veto eingelegt worden wäre. Im Jahre 1764 schlug ein Blitz in den Neubau und äscherte Alles wieder ein. Der Kurfürst betrachtete das als einen Wink des Schicksals und stand definitiv von dem Versuche ab, das Schloß gleich dem Phönix aus seiner Asche zu neuem schönem Leben auferstehen zu lassen. Das Schloß blieb eine Ruine und ist, nach den großartigen Dimensionen derselben, wie auch durch seine romantische Lage (am Ufer des Neckars) die denkbar grandioseste und schönste Ruine Europas. An Reichthum der Architektur, an Großartigkeit der Conception und Genialität der Ausführung kann sich noch jetzt schwerlich ein Schloß der Neuzeit in Deutschland mit dieser herrlichen Ruine messen.

Doch bevor ich die Ruine betrat, besichtigte ich zuerst den links in der Ecke des Schloßhofs liegenden Keller. Ich mußte zu diesem Behufe erst an einem Schalter ein Billet lösen, welches den Besuch des Kellers und der Schloßruine gleichzeitig gestattet. Wenn ich nicht irre, zahlte ich für die Karte 2 oder $2^1/_2$ Mark, was ich hier darum erwähne, da mir ein Theil des Geldes später zurückerstattet wurde und zwar unter Umständen, die ich sogleich erzählen werde.

Mit meiner Eintrittskarte versehen, klopfte ich an das zum Keller führende Thor; schlürfende Tritte ließen sich hören; ein verrosteter Riegel ward kreischend zurückgezogen und feuchte Moderluft wehte mir entgegen, so daß ich Anfangs bestürzt zurücktrat. Eine seltsame Gestalt, die ich in dem herrschenden Dunkel gar nicht erkennen konnte, forderte mich mit heiserer Stimme auf, einzutreten. Mechanisch gehorchte ich; das schwere Eisenthor fiel hinter mir ins Schloß; die Riegel knarrten, ich war gefangen. In dem Augenblicke war mir zu Muthe, wie einem naschhaften Mäuschen, das sich durch den Anblick des leckern Specks hat verlocken lassen, in die Falle zu gehen und hinter welchem die Thüre zufällt. Das Mäuschen hat doch wenigstens noch den Vortheil, daß es sehen kann. Ich hingegen befand mich in completer Finsterniß, sah buchstäblich nichts. Sollte es mir wirklich bestimmt sein, in diesem Verließ mein Leben zu beschließen? Entsetzlich!

Da plötzlich ergriff mich eine kleine, weiche Hand, an die ich mich krampfhaft klammerte, sollte sie mich auch vor's Vehmgericht zerren. Dank dieser liebenden Hand, die ich nebenbei gesagt, ohne zu wissen wem sie gehört, ob sie nicht vielleicht die Hand meines Henkers war, dankbar drückte, schritt ich langsam vorwärts auf

dem feuchten steinernen Estrich. Allmählig gewöhnte sich mein Auge an das herrschende Dunkel (ich hatte vergessen zu erwähnen, daß ich mehrere Steinstufen hinabgestiegen war), das mir Anfangs so absolut erschienen war, weil ich direct aus dem blendend hellen Tageslichte kam. Die mich umringenden Gegenstände traten mehr und mehr aus dem sie umhüllenden Dunkel hervor. Und ich sah, daß ich mich in einen tiefen, weiten Keller befand, dessen Ausdehnung eine ungeheure sein mußte; die Höhe der Gewölbe war ehrfurchtgebietend und der hier herrschende Modergeruch erfüllte mich mit einem Schauer, der jedoch seltsamerweise nicht ohne eine Beimischung von Wohlbehagen war.

Und es ward immer heller und ich konnte bereits deutlich die Person unterscheiden, der die kleine, weiche, leitende Hand gehörte. Es war eine ganz in Schwarz gekleidete Frau mittleren Alters mit einem breiten, communen, unschönen, aber intelligenten und gutmüthigen Gesichte. Das war die Führerin in diesen heiligen Hallen und bald betraten wir das Allerheiligste, wo sich das berühmte große Faß befindet, von dem ich so viel gehört und zwar so viel Uebertriebenes, daß ich an der Existenz dieses Monstrums zu zweifeln begonnen hatte. Und jetzt lag dieses Ungeheuer vor mir in seiner entsetzlichen unglaublichen Größe, von einer Höhe, von einem Umfange, von dem man sich nur dann annähernd einen Begriff machen kann, wenn ich Ihnen sage, daß dieses Faß (im Vergleich zu welchem das große Weinfaß in dem Keller des berühmten Kornhauses in Bern eine Nußschale ist) mehr als acht Meter lang und sieben Meter breit ist und gegen 300,000, schreibe dreihunderttausend Flaschen faßt.

Ich muß jedoch hiebei bemerken, daß Mangel an Zeit mich verhinderte, den wirklichen Flaschengehalt des großen Heidelberger Fasses zu verificiren (selbstverständlich, daß ich es auch nicht so genau genommen hätte, da bei einem solchen Monsturm es auf einige Dutzend Flaschen mehr oder weniger nicht ankommt), ich mußte meiner Führerin auf's Wort glauben (obgleich Bädecker die Flaschenzahl blos auf 236,000 angiebt; ob er es selbst gemessen, weiß ich nicht) und die imposante Größe des Gebäudes (das man, Dank seiner Dimensionen, kaum ein Faß nennen kann) schien die Ausgabe der Führerin zu bestätigen. Dieses Faß wurde 1751 angefertigt und soll einmal mit köstlichem Rheinwein gefüllt gewesen und dann geleert worden sein. Seit jener glücklichen Periode repräsentirt es bloß einen riesigen Raum und als Beweis der Solidität der Faßbinderarbeit kann der Umstand dienen, daß die Eichenbretter so fest aneinander gefügt sind, daß selst die Verzweiflung einer so lange anhaltenden Leere und Trockenheit nicht im Stande ist, sie aus Rand und Band zu bringen, sondern die treuen Eichenbohlen fortfahren in Reih und Glied zu stehen, gleichsam stumm sagend: Die alte Faßbindergarde verdurstet, aber platzt nicht....

Einhundertsechsundzwanzig Stufen einer hölzernen Wendeltreppe führen am Bauche des Fasses entlang auf dessen Höhe. Und als ich oben angelangt war, von wo ich den ganzen Riesenkeller übersehen konnte, was glauben Sie, daß ich da auf dem Grpfel des Titanenfasses vorfand? Nichts mehr und nichts weniger, als einen Raum, der einen großen Zimmer ähnlich sieht, eine Diele hat und in gewissen Fällen als Tanzboden benutzt wird. Als der ehrsame Faßbindermeister von Heidelberg vor 136 Jahren seine Meisterarbeit zimmerte, da hatte er schwerlich errathen, zu welchem Zwecke dieselbe einst den entarteten Nachkommen dienen würde. Daß ein Faß oft als Rendezvous von Liebenden dient, das haben wir durch die sehr melodienreiche, wenn auch außerordentlich schlüpfrige Operette „Boccaccio" erfahren; daß aber der Behälter des edlen Nasses zu einem Tanzboden dienen kann, das zu beweisen war dem Heidelberger Faß vorbehalten und der weise, weißbärtige Rabbi Ben Akiba hätte hier schwerlich seinen stereotypen Ausspruch anwenden können „Alles schon dagewesen". Ob sich auf diesem Boden gut tanzen läßt — weiß ich nicht, denn meine

Führerin, das einzige weibliche Wesen im tiefen Keller, war schon längst über das Tanzalter hinaus, obwohl in der modernen Gegenwart sich selbst Mütter mit erwachsenen Töchtern, ja selbst Großmütter noch dem Tanze hingeben.

Neben dem Riesenfaß befindet sich ein aus Holz geschnittenes kleines Standbild, welches Perkeo, den Hofnarren des Kurfürsten Karl Philipp darstellen soll, und gleichfalls ein anderes außerordentlich großes Faß (das jedoch im Vergleich mit seinem riesigen Nachbar ein kleiner Knirps scheint), dessen ergötzliche Inschriften ich des hier herrschenden Halbdunkels wegen nicht entziffern konnte, so daß ich betreff des angeblich sprudelden Humors derselben meiner Führerin auf's Wort glauben mußte.

Als ich mich vorbereitete, den Keller zu verlassen, sagte mir meine Führerin: Geben Sie gefälligst Ihre Billete wieder an den Schalter und Sie bekommen einen Theil des bezahlten Geldes zurück.

— Warum denn das? fragte ich ganz erstaunt.

— Weil sich soeben eine englische Familie angemeldet, mit der Sie gemeinschaftlich die Räume besichtigen werden, dann kostet es nur die Hälfte. Als Sie das Billet lösten, da waren Sie allein, mußten also die ganze Summe zahlen.

Dieser Zug von Gewissenhaftigkeit gefiel mir, nicht wegen der Mark, die ich dadurch ersparte, sondern weil ich darin den Beweis sah, daß man den Fremden nicht übervortheilt. Ich machte Einwendungen, indem ich sagte, daß ich mich genire, gezahltes Geld zurückzufordern.

— Sie haben auch gar nichts zu fordern, entgegnete die Führerin, zeigen Sie nur das Billet am Schalter vor und Sie bekommen das Geld.

Und so geschah auch. Ich zweifle, ob man bei uns so verfahren würde, da das Sprichwort gilt что съ возу упало, то пропало.

Ich trat in den weiten viereckigen Hof, der von allen Seiten von den hohen, noch kräftig dreinschauenden Mauern der Ruine umgeben ist. Nur in den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen und des Himmels Wolken schauen hoch hinein. Gleich zahllosen erblindeten Augen von altersmüden Greisen schauten mich diese düster gähnenden Fensteröffnungen an. Zwischen dem altersgrauen Gemäuer drängte sich naseweis grünjugendliche Vegetation hervor. Zarte junge Pflanzen schmiegen sich an die säcularen rauhen Quadersteine, wie sich oft der Enkel an den Ahn anschmiegt. Die allmächtige, lebende Kraft der Pflanzenwelt dringt überall durch, selbst durch das graue Geröll des alten Gemäuers.

Auf dem hie und da mit Gras bewachsenen Hofe erwartete uns schon die englische Familie, Dank welcher ich um eine Mark reicher geworden war. Dieselbe bestand aus drei Personen: ein hoher, spindeldürrer Gentleman, ganz in Schwarz gekleidet, was ihm das Aussehen eines presbyterianischen Geistlichen gab, wozu der bis über die Knie reichende, bis an den Hals zugeknöpfte Rock, die blüthenweiße Halsbinde und die schneeweißen Bartcotelettes nicht wenig beitrugen. Eine kugelrunde, fette kleine Dame mit einem Vollmondgesicht, ohne die geringsten Symptome einer Taille; sie sah einer Ururenkelin des großen Fasses nicht unähnlich und der flache Strohhut auf dem schwindsüchtigen grauen Chignon konnte im Nothfalle eine Miniaturausgabe des Tanzbodens auf dem Riesenfasse darstellen. Als Dritte in diesem seltsamen Bunde erschien eine liebliche, ätherische Mädchengestallt im duftigen Sommerkleide, mit einem wahren Madonnengesicht, tiefdunklem Haar, das in dichten Flechten sich um das graziöse Hinterköpfchen wand und theilweise in den weißen, leicht gebräunten Nacken fiel, und herrlichen, lasurblauen Augen, vor deren strahlendem Glanze ich unwillkürlich die Blicke senken mußte.

Meiner Treu', das war das hübscheste, graziöseste Mädchen, das ich je in meinem Leben gesehen; sie übertraf an Anmuth und Grazie noch meine Reisegefährtin in Bern. Die Engländerinnen kennen nun einmal nicht die goldene Mittelstraße: ent-

weder sind sie teuflisch häßlich, oder engelhaft schön; bald haben sie im Munde anstatt Zähnen das schwarzelbe Gebiß eines alten Piano, bald wieder — schimmern zwischen Rosenlippen wahre Perlen, wie es eben bei den jungen Mädchen auf dem Hofe der Schloßruine in Heidelberg der Fall war. Und das war die Tochter der Hopfenstange von einem Vater und der Fettkugel von einer Mutter. Welche seltsame Ironie der schöpferischen Natur, die sich oft in den sonderbarsten Wiedersprüchen und Sprüngen zu gefallen scheint. Diese herrliche elfenhafte Mädchengestalt ein Facit dieses Paares! Ein Nachteulenpaar, das eine Nachtigall ausgebrütet!

Da die englische Familie, mit der den Briten eigenen Arroganz, außer ihrer Muttersprache kein anderes Idiom verstand (wie sie es der Führerin auf deren Befragen in breitem Yorkshireschen Dialecte erklärten) so wendete sich die Führerin an mich mit der Frage, ob ich nichts dagegen hätte, wenn sie ihre Erklärungen englisch abgeben würde. Ich erklärte mich damit vollständig einverstanden, wobei ich nicht umhin konnte, das elegante englisch zu bewundern, in welchem sich die Führerin, dem Anscheine nach eine ganz gewöhnliche deutsche Frau, ausdrückte.

Wir traten in die Ruine eine ein; ich bescheiden der letzte, um Gelegenheit zu haben, die Wespentaille der jungen Dame zu bewundern und mich an der stolzen Haltung ihres Schwanenbalses zu ergötzen. Die zierlichen Cendrillonfüßchen, die unter dem Saume des duftigen Sommerkleides wißbegierig hervorlugten, interessirten mich, aufrichtig gestanden, weit mehr als die erhabenen Räume des Thronsaales, in den wir eintraten.

Gleich einem goldenen Sonnenstrahl, der sein strahlendes Licht über eine düstere Landschaft ausgießt und sie liebend küßt und vor Wonne hochaufschauern macht, so erhellte das reizende, elfenartige, junge Mädchen die düsteren Räume, in die wir eintraten, durch ihre sonnige Gegenwart. Es war ein heller Lichtstrahl der Gegenwart, der in das trübe Dunkel der Vergangenheit fiel.

Wir befanden uns im kurfürstlichen Thronsaal und mehrere Jahrhunderte blickten ernst auf uns von den grauschwarzen nackten Wänden herab.

Das Innere der Schloßruine ist wirklich imponirend und der Thronsaal muß einst von grandioser Schönheit gewesen sein, welche noch jetzt unvertilgbare Spuren hinterlassen hat. Der Zahn der Zeit und Menschenhände haben das ihrige gethan, um diesen imposanten Bau, der für die Ewigkeit errichtet schien, zu zerstören. Die nackten, trostlosen Wände blickten mich vorwurfsvoll an, während unsere Führerin in einem sehr gewählten Englisch einen kurzen historischen Abriß jedes Zimmers gab, durch welches wir passirten. Wir gingen durch eine endlose Flucht von Gemächern, doch muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß die Beschreibung der früheren Herrlichkeiten dieser pfalzgräflichen und nachher kurfürstlichen Residenz mir kein besonderes Interesse einflößte. Die reizende Engländerin der Gegenwart interessirte mich weit mehr als alle Pracht deä Winterkönigs der Vergangenheit, die sich überhaupt sehr schäbig präsentirte.

Wir durchschritten den ehemaligen Stände- und **Wappensaal**, Privatgemächer und Schlafzimmer, Küche und Keller—überall die Nichtigkeit menschlicher Größe, fürstlichen Glanzes constatierend, überall Ruin und Verwesung, da, wo einst heitener Leben pulsiet, Pracht und Ueppigkeit geherrscht hatte. Durch die weiten Fensterhöhlen scheint die Sonne spöttisch hinein, sich über den Moder lustig machend. Besonders bemerkenswerth sind die dem Schloßhof zugewandten Façaden, die sich durch wirklich künstlerische Behandlung und Ausschmückung auszeichnen. Vor Allem wendet die Aufmerksamkeit auf sich der Otto-Heinrichsbau und der Friedrichsbau. Der erstere (1556—63) erbaut, wird als die höchste, vollendeste Leistung der deutschen Renaissance betrachtet und erhebt sich majestätisch über einem hohen Kellergewölbe (das wir auch zu besichtigen für unsere verdammte Pflicht hielten) in drei Stockwerken jonischer und korint-

bischer Ordnung. Besonders reich und prächtig ist der Sculpturenschmuck. Der Friedrichsbau ist 1601—7 in kräftigem Barockstil aufgeführt, in den Nischen befinden sich 16 Standbilder: Karl der Große, Otto von Wittelsbach und die pfälzischen Fürsten bis Friedrich IV. Und mit ihren leeren Augenhöhlen schienen die Fürsten uns zu verfolgen, als unsere Schritte auf dem Estrich tönend wiederhallten, so daß mich Gespensterfurcht am hellen Sommertage überkam und sich das Gruseln erst verlor, als wir in einen zwischen den Bauten gelegenen kleinen Garten traten und die Bäume ihre stolzen Gipfel neigten und voll Bewunderung der schönen Miß einen Gruß entgegen säuselten. Ob dieser unerwarteten Huldigung schoß dem lieblichen Mädchen eine warme Blutwelle in die zarten Wangen was selbstverständlich den die Holde umgebenden Zauber noch mehr erhöhte.

Das Fräulein, mit dem ich während der Wanderung durch die Gemächer der Schloßruine ein Gespräch angeknüpft hatte, wobei das junge Mädchen sich eben so liebenswürdig als hübsch, eben so geistvoll als unterhaltend zeigte, äußerte den Wunsch sich oben auf die Brüstung der Ruine zu begeben, zu welcher eine in die Mauer gehauene, ziemlich wohlerhaltene, obgleich sehr schmale steinerne, Wendeltreppe führt und von wo man eine wundervolle Aussicht über Heidelberg aus der Vogelperspective geniessen kann. Doch da weder Papa noch Mama die schwindelnde Treppe ersteigen mochten, sondern es vorzogen, die Vorrathskammer des Schlosses und die Garderobenzimmer zu revidiren, so bot ich meine Begleitung an, die auch dankbar angenommen wurde. Nach wenigen Minuten waren wir auf der Brüstung und traten durch eine weite Oeffnung in der Mauer auf das vorspringende Werk und der entzückende Anblick, der sich uns darbot, lohnte uns reichlich für die geringe Mühe des Besteigens der ziemlich unbequemen Wendeltreppe.

— It is beauteful, indeed! sagte die junge Dame, indem sie entzückt ihre Blicke über das sich uns bietende Panorama schweifen ließ. Heidelberg ist in der That entzückend schön. Kaum ein Ort in Deutschland kann sich in Schönheit und Lieblichkeit der Gegend neben einer Fülle denkwürdiger Erinnerungen mit Heidelberg messen, der alten Residenz der Kurfürsten der Rheinpfalz (bis 1721, von 1802 gehört die Stadt dem Großherzogthum Baden), den Sitz einer hochberühmten und nach Prag ältesten, deutschen Universität, die 1386 gegründet, im vorigen Jahre ihr fünfhundertjähriges Jubiläum feierte, dem ich leider nicht beiwohnen konnte, wie ich 1882 dem vierhundertjährigen Jubiläum der Universität Würzburg beigewohnt hatte.

Die Stadt Heidelberg (mit 24,417 Einwohnern, darunter gegen 900 Studenten) erstreckt sich eine halbe Stunde lang auf dem schmalen Ufersaume zwischen dem Gebirge und dem Neckar hin, welchen unweit des Bahnhofs eine schöne neue Brücke und weiter oberhalb in der Mitte der Stadt eine 1788 vollendete alte Brücke überschreiten. Wir hatten da oben auf schwindelnder Höhe einen prächtigen Beobachtungspunkt gewählt. Die schönen anmuthigen Formen des Hardgebirges bilden den dunklen Fonds zu dem schönen Lichtbilde. Zu unseren Füßen schlängelte sich das breite Silberband des Neckarstromes; jenseits winkten uns schmucke Landhäuser entgegen. Prächtig präsentirten sich die monumentalen Bauten der Universität, der Post, der Heiligen Geistkirche und des „Gasthauses zum Ritter", 1592 im Renaissancestyl erbaut und fast das einzige Haus, das bei der Verheerung von 1693 unversehrt blieb. Schattige Alleen durchschneiden an verschiedenen Punkten die Stadt und führen bis an den Neckarquai, der gleichfalls mit prächtigen Bäumen bepflanzt ist. Rechts erhob sich ein prachtvolles Hotel, das die ganze Gegend zu beherrschen schien und dann weiter ein Meer von rothen Giebeldächern.

Lange schauten wir auf die zu unseren Füßen liegende Stadt. Doch als wir endlich daran dachten, wieder herabzusteigen von unserer Höhe, siehe da, da ereignete sich das Unerwartetste. Wir konnten die Wendeltreppe nicht finden; sie war verschwun-

den, obwohl wir sie an allen Wänden suchten. Es war gleich Hexenspuk, Diese Episode gemahnte mich an die Scene in einem französischen Stück „Le roman d'un jeunne homme pauvre"; es war genau dieselbe Situation, freilich mit anderen handelnden Personen; doch zweifle ich sehr, ob die reiche Erbin so reizend war, wie meine Begleiterin, die jedoch im Augenblick von dem eigenthümlichen Zufall betroffen war und mich forschend anschaute, gleichsam als beargwohne sie mich, ich hätte die steinerne Wendeltreppe escamotirt.

— Es scheint, mein Fräulein, sagte ich lachend, daß es uns bestimmt ist, in dieser Ruine unser Leben zu beschließen. Hier hat ein böser Zauber sein Spiel.

— Dear me! sagte erröthend das junge Mädchen.

In diesem Augenblicke jedoch entdeckte ich eine Nische, die wir übersehen hatten und durch sie gelangten wir wieder an die Treppe und dann in den Thronsaal, wo wir die Eltern des hübschen Mädchens wiederfanden. Wir begaben uns in den Schloßhof, in dessen südöstlicher Ecke sich eine Brunnenhalle mit vier Syenitsäulen aus dem ehemaligen Pallast Karls des Großen zu Ingelheim befindet. Noch ein Blick auf die gewaltigen, aus Quadern zusammengefügten Gewölbe und Mauern des 1689 von den Franzosen gesprengten Thurmes und dann begaben wir uns in Gemeinschaft mit dem englischen Paar und der reizenden Tochter in den vorderen Theil des Gartens, von wo uns eine heitere Musik entgegentönte. Für 30 Pfennige die Person erlangten wir das Recht, einzutreten und bald saßen wir unweit des Restaurants und tranken vortrefflichen Kaffee mit duftigen Kuchen. Das war die erste Tasse guten Kaffees im protestantischen Deutschland und leider auch die letzte.

Daß viele Studenten im Garten waren — ist für Heidelberg, die Universitätsstadt par excellence, selbstverständlich. Alle diese jungen Leute hatten ein frohes gesundes Aussehen, das außerordentlich erfreulich war. Alle gingen sie sehr sauber gekleidet und bekundeten im Allgemeinen Wohlhabenheit, was ich überhaupt auch bei den Studenten anderer Universitäten Deutschlands bemerkte, wo es im Ganzen kein so zahlreiches studirendes Proletariat als bei uns giebt. In Deutschland studiren größtentheils (die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die allgemeine Regel) Söhne der besser situirten Classen. Die arme Bevölkeruug schickt ihre Söhne nicht, wenigstens höchst selten und nur ausnahmsweise, auf die Hochschule. Daher auch der Handwerkerstand die Möglichkeit hat, ein Contingent von tüchtigen Kräften zu werben.

Bei uns genießt der Handwerkerstand leider keine sonderliche Achtung, auf welche übrigens die Mitglieder desselben auch nur selten Anspruch machen können, da sie roh und geistig ganz unentwickelt sind. Anders in Deutschland, wo der Handwerker intelligent und anstellig ist, Achtung beanspruchen kann und ihm dieselbe auch zu Theil wird. Daher auch Eltern selbst in den besser situirten Classen durchaus nicht anstehen, ihre Kinder ein Handwerk lernen zu lassen, anstatt dieselben mit aller Gewalt dem Gelehrtenstande zuzuweisen. Das ist auch der Grund, warum die Universitäten inDeutschland bei weitem nicht so überfüllt sind, als bei uns, und daß Studenten, die mit Noth und Elend kämpfen und im ungleichen Kampfe erliegen, oft Hand an sich legen, oder sich zu verbrecherischen Ausschreitungen hinreißen lassen, fast gar nicht vorkommen. Dafür genießen auch die deutschen Studenten in der Gesellschaft eine Achtung, die unserer studierenden Jugend nie zu Theil wird. Besonders gefiel mir bei den deutschen Studenten, daß die Politik in ihrer Mitte verpönt ist und daß sie sich strikt an den Ausspruch halten „ein politisch Lied — ein garstig Lied." Die Rolle der Weltverbesserer überlassen sie andern. Bei uns ist es leider oft gar anders, und das Ei will häufig klüger sein als die Henne und hält ihr Vorlesungen über Lebensweisheit.

Und was das Seltsamste dabei ist — die Henne hört nicht nur aufmerksam zu,

was ihr das Ei vorpredigt, sondern handelt oft auf Grund dieser Lehren der Weisheit. Ist es da zu verwundern, wenn das Ei naseweis, vorwitzig wird, sich bereits für eine ausgewachsene Henne hält und Thorheiten, Extravaganzen begeht?

Es war gar zu angenehm in diesem hübschen Garten, in der anregenden Gesellschaft, bei den Klängen einer recht guten Musik. Dann machte ich eine längere Wanderung durch die Stadt. Einen schönen Spaziergang am rechten Ufer des Neckars bildet das Seitenthal die Hirschgasse hinauf und der sogenannte „Philosophenweg", von wo man eine sehr hübsche Fernsicht auf Stadt, Schloß und Thal und die wirklich schönen Formen des Hardtgebirges hat. Der Anblick dieser Bergkette versetzte mich wiederum in die Schweiz, wo mich immer der unabläßige Gedanke verfolgte, was aus der helvetischen Republik werden würde, wenn es einmal den dortigen unterirdischen Göttern einfallen sollte zu schäckern und mit der Erde Fangball zu spielen, wie in Ischia oder Wernyj. Das würde eine schöne Wirthschaft entstehen, wenn der Pilatus die Jungfrau zum Tanze auffordern und ihnen der Mönch und das Schreckhorn vis-à-vis machen würden. Schon der Gedanke daran ist im Stand Schwindel hervorzubringen.

Der Ludwigsplatz ist ein lauschiger, mit Bäumen besetzter Platz, wo sich auch die Universität und das Museum befinden. Auch einen Bismarckplatz giebt es da, wie ich überhaupt in vielen Städten Deutschlands Plätze und Straßen gefunden habe, die nach dem eisernen Kanzler benannt sind. Auf dem Bismarckplatz wohnte ich folgender charakteristischer Scene bei, die ich, trotz ihrer Unbedeutenheit, hier erzählen will: Es spielten da mehrere Kinder, zwischen denen, ich weiß nicht warum, ein erbitterter Streit ausbrach, so daß es sogar zu Thätlichkeiten, zu einem Handgemenge kam. In höchster Erregung lief ein hochaufgeschossener Bursche mit semmelblonden, wirr in die Stirne herabhängenden Haaren und einem stark mit Sommersprossen gesprenkelten, sonst hübschen Gesichte auf einen behäbigen Herrn zu, der dem Spiele der Kinder von fern zusah und rief lebhaft aus: Papa, der kleine Russe hat mir eben gedroht, daß er mich verhauen wolle; ich will den Schutzmann rufen. — Pfui, schäme Dich, Fritz, erwiderte vorwurfsvoll ruhig der Vater, wer wird sich in solchen Dingen an die Polizei wenden, und noch dazu ein großer Junge! Hast Du doch Fäuste, haue zurück, wenn Du gehauen wirst; haue zu, mein Junge, aber kräftig, wenn man Dir Unrecht thut. Aber merke es Dir, stehe stets für Dich allein ein.

Dieser kleine Zwischenfall machte mich sehr nachdenklich, denn ich konnte nicht umhin in diesen Worten eine Lehre zu sehen, die man nicht genug berücksichtigen kann und die man auch auf die gegebenen politischen Verhältnisse anwenden könnte. Die Bulgaren haben sich gegen uns auf die schändlichste Weise betragen, sind feindlich gegen uns aufgetreten, haben gewagt, uns, die wir sie ins Leben gerufen, ihnen die Freiheit geschenkt, für sie die schwersten Opfer gebracht, Gut und Leben in die Schanze geschlagen, zu bedrohen, und wir anstatt darauf zu hauen, wie es sich gehört, wandten uns an die Hermandad der internationalen Diplomatie, daß sie uns in Schutz nehme gegen die Undankbarkeit der Bulgaren. Der Knirps wagt es, den Riesen zu insultiren und der Riese wendet sich an den Schutzmann. Und mehr als zwei Jahre sind seitdem vergangen, das geschehene Unrecht ist nicht gesühnt worden, da der zur Hilfe gerufene Schutzmann die an und für sich so einfache Sache derart complicirt hat, daß in der That ein Ausweg schwer zu finden ist . . . .

Es ist wahrlich eine traurige Zeit, in der wir leben. Eben so wie die Staaten sich gewappnet und gerüstet, stets zum Angriff und zur Vertheidigung bereit einander gegenüber stehen; eben so wie die Völker sich auf socialem und politischem Gebiete, auf finanziellem und commerciellem und industriellem Boden befehden, so befeinden und bekämpfen sich auch die einzelnen Individuen und sucht einer den

andern über's Ohr zu hauen in diesem Kampfe ums Dasein, in diesem Wettrennen mit Hindernissen um die Existenz. Gegenseitiger Betrug ist förmlich zur Devise erhoben worden; das gegenseitige Ausbeuten und Uebervortheilen als vollberechtigtes System proclamirt, wobei man jedoch ganz außer Acht läßt, daß man bei solchem allgemeinen System schwerlich weit kommt, da doch ein Jeder ein Opfer des Andern wird und dieses gegenseitig sich über's Ohr hauen schwerlich die erwarteten Vortheile bietet. Als Resultat ergeben sich betrogene Betrüger, von denen selbstverständlich nur der Schlaufte, der Verschlagendste, der am wenigsten vor etwas Zurückschreckende, der das elastischste Gewissen Besitzende im Vortheil bleibt.

Dieses System gegenseitigen Betrugs und gegenseitiger Ausbeutung, wie es ein eigenthümliches charakteristisches Symptom unserer Zeit ist, erinnert mich an eine Anekdote, die ich vor längerer Zeit gelesen. Die Geschichte handelt von einem Edelmann, einem Juden, einem Zigeuner und einem hinkenden Pferde. Der Edelmann nämlich schaute von dem Fenster seiner Wohnung auf den Marktplatz hinab, wo Jud und Zigeuner um ein Pferd feilschen; er sieht, wie schließlich der Jude dem Zigeuner eine Zehner-Banknote giebt und dieser ihm dafür das stattliche Thier überläßt. Sofort wird der Verkäufer hinauf zum Edelmann beschieden, der ihn lachend unwirsch anläßt: „Dummer Zigeuner, verkaufst dem Juden das schöne Pferd um zehn Gulden." Darauf der Zigeuner mit listigem Blinzeln: „Gnädiger Herr, is Jud gefoppt, denn hinkt Ferd auf einen Fuß und Jud nix gemerkt." Macht seinen Kratzfuß und geht. Nun läßt der Edelmann den Juden holen: „Ich hab' immer geglaubt, die Juden sind gescheidt und doch hat Dich der dumme Zigeuner gefoppt. Das Pferd hinkt ja." Jetzt blinzelt der Jude wieder, wo möglich noch schlauer als der Zigeuner und sagt: „Gnäd'ger Herr, gefoppt ist der Zigeuner, nit ich, das Ferd hinkt ja nit, eß is nur schlecht beschlagen, ich laß' ihm ein anderes Hufeisen geben, wird es gleich sein gerad." Neuerliche Vorrufung des Zigeuners: „Hast dich doch von dem Juden foppen lassen, das Pferd hinkt nicht, es ist nur schlecht beschlagen". Jetzt blinzelt der Zigeuner bis zum Augenverdrehen: „Wenn ich sag, Jud is gefoppt, is Jud gefoppt. Hob ich jo mit zu Fleiß Ferd schlecht beschlogen, daß Jud glauben soll, es is nur schlecht beschlogen, aber hinkt im Ernst". Der Edelmann will sich schon schier vor Lachen schütteln und kann sichs nicht versagen, das Gesicht des betrogenen Juden zu sehen, wenn er ihm diese niederschmetternde, beschämende Mittheilung macht. Er citirt ihn also ein letztes Mal: „Und doch bist Du der Angeschmierte, Jud, der Ziegeuner hat das Pferd absichtlich schlecht beschlagen, weil er im Vornhinein gewußt hat, daß Das Du es gleich bemerken und ihm dabei aufsitzen wirst. Das Pferd hinkt wirklich und wahrhaftig". Wirklich und wahrhaftig beschämt kratzte sich der Jude hinter den Ohren und sagt halblaut, wie im Tone der Entschuldigung und um nur nicht ganz als der übertölpelte Dummkopf dazustehen: „Also, es hinkt, hob ich mir doch gleich gedacht, es geht nit richtig zu, bin ich gewesen vorsichtig und hob gegeben dem Zigeuner e falschen Zehner".

So geht es im Leben. Man betrügt sich gegenseitig und da man das nur gar zu gut weiß, so ist man auf seiner Hut, ist stets mißtrauisch gesinnt, sieht sogar in der unschuldigsten Handlung eine Falle, welcher auszuweichen man selbstverständlich für seine Pflicht hält. Und so feilscht, schachert und handelt man und betrügt und exploitirt sich gegenseitig und es ergiebt sich oft, daß der, welcher zu betrügen glaubt, selbst der Betrogene ist und man tauscht für faule Waare falsches Geld ein. Man dünkt sich Wunder wie schlau gehandelt zu haben; man wähnt, den Betrug so listig eingefädelt zu haben, daß der daraus zu erzielende Gewinn auf keinen Fall entgehen könne; man hat alle Mittel angewandt, um den Betrug zu verdecken, daß ja keine Spur zu merken sei, daß ja nicht das Eselsohr hervorluge, und im Augenblicke, wo man über sein Opfer zu triumphiren glaubt, sieht man

ein daß man selbst Opfer eines noch schlaueren Gauners geworden, daß man für faule Waare falsches Geld bekommen.

Und wahrlich, kann man da ein anderes Resultat erwarten, wo man aus allen Kräften darauf hinarbeitet, so ein Ergebniß zu Tage zu fördern. Kann es einen Wunder nehmen, wenn man Wind erntet, da man Wind gesäet, wenn der aus gestreute böse Same eine böse Frucht giebt, wenn die verbreiteten Irrlehren Verirrungen hervorbringen, wie das Predigen von Sittenlosigkeit Demoralisation gebiert? Man hätte eher Recht sich über ein entgegengesetztes Ergebniß zu wundern. Die Geschichte vom Juden und Zigeuner, dem hinkenden Pferde und der falschen Zehnguldennote ist die Geschichte unserer Zeit. Und der Historiograph folgt mit hohem Interesse diesen Ereignissen und gleich dem aus seinem Fenster auf den Marktplatz herabschauenden Edelmann, sieht er zu, wieviel gegenseitige Schlauheit und Verschlagenheit angewendet wird, um sich gegenseitig zu überlisten; welch ein Raffinement von erfinderischer Spitzbüberei dazu gehört, um bei der gegenwärtigen außerordentlichen Entwickelung und Vervollkommnung des Hochstapler- und Gaunerthums Sieger im Kampfe zu bleiben. . . .

Und der unparteiische unbefangene Beschauer kann nicht umhin zu der höchst rationellen Schlußfolgerung kommen, daß es wahrlich leichter sei, ein ehrlicher Mann zu sein, als ein Spitzbube. Welche geistige und körperliche Anstrengungen gehören dazu, um als Gauner seine Existenz zu fristen und wie wenig fruchtbringend ist diese Thätigkeit, ganz abgesehen von der beständigen Furcht vor der heiligen Hermandad, vor den immerwährenden Collisionen mit der neugierigen Dame Justiz. Wenn man alle diese geistige und körperliche Kraft auf ehrliche Arbeit verwendete; wenn man diesen zur Erreichung böser Ziele nothwendigen ungeheuren Aufwand von Klugheit und Schlauheit, Erfindungs- und Combinationskraft zum Anstreben zu guten Zielen verwerthete — wahrlich, es wäre lohnender, von anderen menschlichen Motiven auch ganz abgesehen.

Leider ist das Geld die souveräne Macht der modernen Gesellschaft und der Mammondienst ist ein allgemeiner geworden. Daß diese Anbetung eines modernen Götzen die Menschheit demoralisirt und entnervt, sie zu allem Guten und Edlen unfähig macht, sie allen moralischen Halt verlieren läßt — ist leider eine unbestrittene Wahrheit. Und diesem Götzendienste müßte mit allen Kräften, mit Wort und That entgegengewirkt werden, sonst kann das Gebäude stetiger moralischen Entwickelung der Menschheit in seinen Grundvesten erschüttert werden . . . .

XVIII.

Norderney.

I.

Der Wind spielt zum Tanz auf und ein ungezügelter Reigen beginnt. Ein ungestümer Nordwest, ein gar böser Gesell, der keine Schonung kennt, peitscht zornig auf die Wellen los, daß sie schäumend vor Wuth und Schmerz dahin rasen, sich gegenseitig überstürzend. Heisa! das geht lustig her! Immer wilder, bachantischer wird der Tanz, immer toller drehen sich die Wellen im Kreise; in stets beschleunigterem Tempo spielt der Wind auf. Er hat bunte, kurze Schwimmhosen angestreift, welche sich um die drallen Lenden schließen und dirigirt das Orchester mit ungewöhnlicher Energie, die noch durch den grauen, grämlich dreinschauenden Himmelsdom angeregt wird an welchem trübe, graue Regenwolken verdrießlich, schwerfällig dahinziehen und geringschätzig auf die Wellen und ihr kindisches Spiel herabschauen. Die neckischen Wellen andrerseits verspotten die griesgrämigen Wellen und senden den weißen Gischt in die Höhe, in der thörichten Hoffnung die Wolken zu erreichen und ihnen einen Schabernack zu spielen.

Zu meinen Füßen breitet sich die unabsehbare, weite Meeresfläche aus. Das ist die Nordsee, die da schäumt und tost und sich brausend an der Steinböschung des Eilands bricht, auf welches mich eine Schicksalsfügung verschlagen. Nach fast fünfzehntägigem ziellosem Wandern durch die Schweiz und Süddeutschland, bin ich auf der Insel Norderney festgerannt, nachdem ich einen kleinen Theil des Continents im Zickzack durchstreift. Und so bin ich denn für einige Zeit an diese kleine Oasis in der Nordsee gebannt. Ich fühle mich gleich einem zweiten Robinson auf seiner Insel und wird diese Sinnestäuschung durch die auf der Düne herrschende Oede bestärkt. Zufolge des mit großer Verheerung wüthenden Sturmes und des ihn begleitenden, heftigen Strichregens, ist die sonst so belebte Düne völlig vereinsamt. Die eingetretene Fluth erobert im Sturm das durch die letzte Ebbe verlorene Terrain. Da, wo man noch vor Kurzem trockenen Fußes auf dem gleich Macadam festen Sande promeniren konnte, tosen und brechen sich die Wellen. Immer schmäler wird die Düne, immer größer die Wasserfläche und nur die festgemauerte Böschung gebietet ihr Halt. Knirschend und schäumend, nach vergeblichem wüthenden Anprallen, zieht sich das wilde Element vor dieser durch kühne Menschenhand aufgethürmten Barriere zurück, seinen Angriff stets erneuernd und, gleich den Franzosen, seine Hoffnung

auf Revanche nicht aufgebend. Eine Welle, die sich mit besonderem Grimm auf die Böschung stürzte und die andern aufzufordern schien, nicht zu ermatten, sondern den Kampf fortzusetzen bis auf's Aeußerste, bis zur Vernichtung, hatte eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem französischen General Boulanger, dessen wächsernen Doppelgänger ich im Berliner Panopticum gesehen.

— En avant! schien er seinen Kameraden zuzurufen. Immer vorwärts! Endlich muß es uns doch gelingen, dieses elende Werk schwacher Menschenhände zu vernichten, unsere Revanche zu nehmen. En avant!

Aus dem Fenster meiner Wohnung in der Bismarckstraße blicke ich auf diesen Kampf herab und verfolge denselben mit großem Interesse. Dank dem Namen, den sie trägt, ist die Straße geeignet, dieses Interesse wach zu erhalten. Die Insulaner von Norderney, zu denen ich jetzt gehöre, haben ihre Reichstreue dadurch bekundet, daß sie den Straßen des ehemaligen kleinen elenden Fischerdorfes, das jetzt ein großes, fashionables und elegantes Seebad geworden, den Namen berühmter deutschen Zeitgenossen beigelegt. Da haben wir hier eine Wilhelmstraße, die jedoch dem glorreichen Namen, den sie zu tragen die Ehre hat, wenig entspricht, da sie eher eine Sackgasse, ziemlich schmal und unsauber ist. Dahingegen zeichnen sich die Bismarck-, die Moltke-, die Roonstraße durch musterhafte Sauberkeit und höchst stattliche, sie schmückende Gebäude aus. Ich hatte mich Anfangs in der Wilhelmstraße eingemiethet, doch quittirte ich dieses Logement, weil es keine Aussicht auf's Meer hat und ich siedelte nach der Bismarckstraße über, wo mir dieser herrliche, ewig schöne Anblick vergönnt ist.

Sei mir gegrüßt, Nordsee! Ich grüße Dich, o Meeresfläche, sei es, daß Du Dich in Spiegelglätte vor mir ausbreitest wie gestern, sei es, daß Du Dich wild empörst und aufbäumst wie heute. Stets ist Dein Anblick prächtig und erhaben! Thalata, Thalata! ich grüße Dich, du Erhabene, Stolze, Unabsehbare, Unergründliche, Unerreichliche! Ich grüße Dich, weil Du uns ein Bild des Unendlichen, der Ewigkeit bietest, weil Du die Allmacht repräsentirst, uns das großartige Bild der Schöpfung vorführst.

Das Meer und die Erde legen ein beredtes Zeugniß ab von der Größe des Schöpfers. Diese erhabene unabsehbare Meeresfläche ist geradezu überwältigend, fast noch imponirender als die himmelanstrebenden Berge. Und auf der kleinen Insel mitten in der großen, tosenden See mich befindend, dachte ich: Junge blühende Erde, wie alt bist Du! Auf deinem glatten Gesichte läßt ein Jahrtausend keine Runzeln zurück! Junge blühende Erde, wie stark bist Du! Stürme und Aufruhr durchtobten Dich, aber Du prangst in unzerstörbarer Schöne! Wie war es wohl einst, als wüthende Krankheit den Leib Dir zerriß? Als sie wankten, die Felsengebirge; als sie barsten, die Thäler; als die Wälder verschwanden im Sturz, und fluhtende Wogen das Land bedeckten? Was war? Das Chaos? Was ist? Der Kampf! Was wird sein? Die Liebe!

Sie sehen, der Anblick der Nordsee stimmt mich recht schwärmerisch und ich werde elegisch angehaucht.

Es ist ein gar seltsames Gefühl, so auf einem kleinen Flecken Erde mitten im Meere sich zu befinden und zu bedenken, daß es nur eines größeren Anpralles des dem Menschen stets feindlichen Elementes bedarf, um Alles, was auf dieser Scholle sich befindet, hinwegzufegen. Norderney bildete einst den Theil einer sich nach Westen ausdehnenden großen Insel, Osterende genannt. Da kam eine Fluth und trennte das, was von Anbeginn der Welt vereint gewesen und man taufte dieses von seiner Mutter losgelöste Eiland — Norderney. Von Holland aus bildet diese jetzt von mir bewohnte Insel die dritte der ostfriesischen Inselkette; sie ist ca 0,228 Quadratmeilen groß und, gleich den übrigen ostfriesischen Inseln, an den gefährdeten Seiten von

Dünen umgeben, die stellenweise eine nicht unbedeutende Höhe erreichen. Im Westen und Nordwesten des Inseldorfs Norderney haben dieselben freilich sich ihre Gipfel nehmen lassen müssen, um für eine Reihe stattlicher Bauten den nöthigen Platz zu schaffen. Im Norden hingegen wird der Insel noch durch eine lang gestreckte Dünenkette hinreichender Schutz gegen die sich täglich erneuernden, wüthenden Angriffe des Meeres gewährt. An der dem Wattenmeer zugekehrten Seite, wo die Nordsee nicht in solchem Maße ihren zerstörenden Einfluß ausüben kann, vermag sich der Schlick (Niederschlag des Meeres) abzulagern und ist es denn auch hier der fleißigen strebsamen Menschenhand gelungen, durch Eindeichung mehrere fruchtbare Erdstücke dem feindlichen Elemente abzuringen.

Im Westen und Nordwesten hat man dem verderblichen Vorgehen des Meeres durch eine mächtige Schutzmauer, die hier als fester Gürtel die Insel in einer Gesammtlänge von 1700 Meter umgiebt, mit Erfolg einen Halt geboten. Bis hieher und nicht weiter! gebot der schwache Mensch dem starken Meere und das letztere mußte zähneknirschend, schäumend vor Wuth gehorchen, ohne jedoch seine Angriffe aufzugeben, die man wiederum durch zahlreich errichtete schmale „Buhnen" (Steindämme) abzuweisen sucht, die sich von oben erwähnter Mauer aus radienartig in's Meer hinein erstrecken und die erbitterten Angriffe der den Strand entlang ziehenden Strömung abschwächen. Außerdem befindet sich noch im Nordwesten ein sich auch vorzüglich zu Spaziergängen eigender Steinwall und ein weiter errichtetes Pfahlwerk gewährt andererseits den nöthigen Dünenschutz. Von der Marien- und Georgshöhe der Insel hat man eine entzückende Fernsicht auf die sich endlos ausbreitende Wasserfläche, die Nordsee in ihrer ganzen erhabenen Pracht und Majestät.

Zwischen den Dünenketten dehnen sich größere und kleinere Thäler aus, von denen einige, Dank dem jetzt geregelten Abfuhrwesen, bereits in fruchtbare Felder und Wiesen umgewandelt worden. Die kleinen Gärten der Insulaner befinden sich im Osten des Eilandes. Wie alle übrigen ostfriesischen Inseln ist auch Norderney an Gebüsch sehr arm; die Bäume wollen und können eben in der scharfen, salzhaltigen Seeluft nicht aufkommen. Doch in Folge unausgesetzer Bemühungen ist es gelungen, stellenweise recht hübsche Alleen und schattige Laubgänge zu schaffen.

Seit der Errichtung des Seebades hat sich die Physiognomie der Insel selbstverständlich radical geändert. Das elende Fischerdorf mit kleinen Hütten hat sich in ein schmuckes Städtchen mit zahlreichen, oft prächtigen Gebäuden verwandelt. Auch die Einwohnerzahl unterlag dieser Wandlung. 1720 waren blos 325 ständige Einwohner und Anfangs 1886 betrug die Zahl 2843, die in 587 Häusern wohnen. Der Besuch der Badegäste ist heuer, wie stets, ein sehr lebhafter, nur daß das russische Element fast gar nicht vertreten ist. Mit Ausnahme einiger weniger Engländer und Amerikaner (wie auch eines Mitgliedes des internationalen Gerichtshofs in Kairo) besteht das ganze Fremdencontingent ausschließlich aus Deutschen. Norderney existirt als Badeort seit 1800. Heinrich Heine hat diese schöne Insel durch seine prächtigsten, farbenreichsten Dichtungen verherrlicht. Der große Dichter besuchte Nordeney so in den dreißiger Jahren, doch ist die Erinnerung an den Aufenthalt des Sängers durch kein Denkzeichen verewigt, was ich als einen Mangel an Pietät und Dankbarkeit betrachte; denn Heine hat durch seine herrlichen Verse nicht wenig zum Aufschwung und Aufblühen der Insel beigetragen.

II.

Es sind erst einige Tage verflossen, seitdem mein Lebensnachen im Hafen von Norderney Anker geworfen, aber trotzdem habe ich diese reizende Insel lieb gewonnen und bei dem Gedanken, daß ich diesen idyllischen Aufenthalt nach wenigen Wochen werde verlassen müssen, zieht sich mein Herz krampfhaft zusammen. Denn es lebt sich hier gar zu schön und die Zurückgezogenheit thut mir unendlich wohl. In Kissingen war ich zu sehr in den Strudel weltlicher Vergnügungen hineingedrängt worden, hatte zu viele Bekanntschaften, pflog gar zu viel anregende Gespräche, ließ mich in heftige politische Discussionen ein, als daß ich die absolute körperliche und geistige Ruhe hätte bewahren können, die bei einer regelrechten Mineralwassercur so nothwendig, die wesentlichste Bedingung ihres Erfolges ist. Auch die Ausflüge nach Würzburg, auf den Kreuzberg, die Bodenlaube u. s. w. thaten mir nicht sonderlich gut. Dazu gesellte sich die in einem Anfälle von Fieberparoxismus unternommen Excursion nach der Schweiz, wo ich in kurzer Zeit so viel sah und so tiefe Eindrücke empfing. Dieses Alles zusammengenommen, konnte nicht umhin eine schädliche Rückwirkung auszuüben und auf dem St. Veatenberg (am Thuner See) angelangt, fühle ich mich vollständig erschöpft, hatte Ohnmachtsanfälle, so daß ich kaum glaubte, die Reise fortsetzen zu können. Besonders hatte das Besteigen des Rigi und die Fahrt von Alpnacht nach Brienz auf mich sehr nachtheilig gewirkt, ich war geistig und körperlich völlig abgespannt. Doch ich raffte mich auf um das festgesetzte Programm auszuführen und es ging eine Weile ganz gut, bis endlich in Frankfurt am Main mich die Nemesis erreichte. Ich fühlte mich sehr schlimm und war beinahe daran, das ganze weitere Reiseprogramm aufzugeben und nach Petersburg zurückzukehren. Glücklicherweise brachte ich diesen verzweifelten Entschluß nicht zur Ausführung. Guter Rath kommt über Nacht. Nachdem ich in Frankfurt eine sehr unruhige Nacht zugebracht und stark gefiebert hatte, fühlte ich mich des Morgens so weit gekräftigt, um nicht nur Frankfurt eingehend zu besichtigen, sondern am Abend nach Bremen abzudampfen, um von da nach Norderney zu gehen.

Und wohl mir, daß ich nicht dem mich ergreifenden Kleinmuthunterlegen. Denn ich fühle mich auf Norderney so wohl, wie man sich's kaum denken kann. Ich habe, Dank dem Himmel, unter den zahlreichen Badegästen, die hier weilen, keinen einzigen Bekannten. Landsleute sind auch keine da. Unberührt, makellos, in jungfräulicher Unschuld und Unbescholtenheit liegt die „Nowoje Wremja" im prächtigen Lesezimmer des Conversationssaales, wo eine große Menge von politischen Zeitschriften und illustrirten Journalen (größtentheils deutsch, doch auch französisch und englisch) dem Publicum geboten wird und scheu blicken die Leser auf das große deutschfressende, panslavistische Blatt, das Niemand entziffern kann, und man schaut auf mich mit einer gewissen Ehrfurcht, (die jedoch auch nicht ohne Antipathie ist) wenn ich das Monsturm in die Hand nehme und darin blättere. Denn manchmal lese ich doch die „Nowoje Wremja", freilich nicht, um mich mit ihren politischen Elaborationen bekannt zu machen, ihre socialen Invectiven, ihr cynischen Feuilletons zu lesen, die früher wenigstens pikant, jetzt aber im höchsten Grade ennuyant sind, sondern um zu erfahren, was in der Heimath vorgeht.

Wie gesagt, Bekannte habe ich hier keine und ist auch die Gesellschaft derartig zusammengesetzt, daß es sich kaum lohnt, Bekanntschaften zu machen, die man an der Table d'hote, bei der Musik, am Strande u. s. w., leicht schließen kann. Die überwiegende Majorität der Besucher der Bäder von Norderney besteht in dieser Saison aus Deutschen (Kaufleuten, Banquiers, Gutsbesitzern u. s. w.), unter denen

jedoch kein einziger bekannter Name, keine hervorragende Persönlichkeit sich befinde deren Bekanntschaft zu machen es sich verlohnte. Lauter selbstzufriedene Duodezfiguren, behäbige wohlgenährte Mercurjünger, die ihr Schäfchen ins Trockene gebracht und nun mit Weib und Kind nach dem romantischen Norderney gehen, um dort das prosaische Leben von Berlin, Hamburg, Frankfurt, München u. s. w. fortzusetzen, sich zu zeigen im vollen Glanz ihres Reichthums, in der Eleganz der Toilette, die ihre Weiber und Töchter zur Schau tragen. Es ist ein harmloses, doch nicht sonderlich interessantes Publicum, das sich heuer hier auf dieser reizenden Insel der Nordsee versammelt hat. Viele junge hübsche Mädchen und charmante Frauen, die aber gar zu sehr bourgeois, gar zu spießbürgerlich sind, so daß für die Aesthetik kein Raum bleibt. Dazu sind die furchtbar geschwätzig und die zahlreichen Weiberzungen schnattern in einem fort, so daß dadurch eine Musik entsteht, die das Gehör nicht sehr angenehm berührt, besonders wenn man den singenden Tonfall des hier vorherrschenden süddeutschen Idioms berücksichtigt, der sonst nicht übel klingt, aber gerade keinen Ohrenschmaus bildet, wenn man ihn von ein paar hundert Weiberzungen gleichzeitig geschnattert hört. Ich mußte aus diesem Grunde das Speisen an der Table d'hote aufgeben, da mir dieses Geschnatter gar zu stark ward und ich mich auf wogendem Meere glaubte und Anwandlungen des sehr unästhetischen Uebels zu fühlen begann, das man gewöhnlich Seekrankheit nennt. Ich finde, daß die deutschen Frauen und Mädchen überhaupt zu viel sprechen und begreife nur nicht, wo sie den Stoff dazu hernehmen. Es ist geradezu unglaublich, was da zusammengeredet wird. Eine wahre Steepelchase von Phrasen, gleichsam als handle es sich darum, welche der Rednerinen in einem gegebenen Zeitraum mehr Worte produciren könne. Eine wahre Dampfmühle, in welcher mit rasender Geschwindigkeit alle möglichen Gesprächsgegenstände vermahlen werden. Daß die Medisance hier freien Spielraum hat, versteht sich von selbst.

Wie gesagt, die hiesige Gesellschaft ist gerade nicht verlockend, was ich als ein wahres Glück betrachte, da es mir die Möglichkeit giebt, mich vollständig zu isoliren und die Insel zu studieren, auf welcher ich einige Wochen meines Lebens zubringen werde. Diese Insel ist reizend und wenn sie von Nichtdeutschen fast gar nicht besucht wird, so erklärt sich dieser Umstand dadurch, daß die hiesige königliche Badeverwaltung die individuelle Freiheit schon gar zu sehr beschränkt, die Badegäste soldatisch zu drillen versucht, die unangenehme Seite des preußischen Militarismus herauskehrt und noch für alle diese „Annehmlichkeiten" eine ungewöhnlich hohe Contribution erhebt. Das sind die Schattenseiten des hiesigen Lebens. Wenn man die hiesigen Baderegeln liest, so sollte man glauben, einen Abschnitt aus dem Criminalcodex vor Augen zu haben. Jeder Badegast wird von vornherein als ein Verbrecher betrachtet, der nur durch Androhung der strengsten Strafen von der Verübung von Uebelthaten abgehalten wird. Dieses ist nicht erlaubt, jenes verboten; für das eine erfolgt hohe Geldstrafe, für das andere — Einsperrung; für die leiseste Uebertretung der Verordnungen — rücksichtslose Bestrafung laut Gesetz. Und alle diese Anordnungen, Befehle Verbote, Drohungen, Andeutungen, Hinweisungen sind mit langathmigen, schwerwiegenden Gesetzparagraphen versehen, so daß es einem ordentlich angst und bange wird. Einen förmlichen Strafcodex hat die Königliche Badeverwaltung von Norderney für die Curgäste aufgestellt und nicht alle wollen sich dieser eisernen, militärischen Disciplin fügen, die ihre individuelle Freiheit auf die beleidigendste Weise beschränkt, und meiden Norderney. Daher auch fast absolute Abwesenheit fremder Elemente. Der Deutsche fügt sich ohne zu murren; ist er doch an Gehorsam gewöhnt und wenn ihm das System des Militariums, die Methode des Gedrilltwerdens ins Seebad verfolgt, so findet er daran nichts Sonderliches. Er wird durchaus nicht dadurch chokirt, wenn ihm auf jedem Schritt und Tritt eine weiße Tafel in die Augen fällt, auf welche in schwarzer Lapidarschrift irgend ein durch Citirung der entsprechenden Gesetzpara-

graphen gleichsam bekräftigtes Verbot enthalten ist, eine Warnung, ein Befehl, eine Drohung.

III.

Anfangs berührte mich alles dieses sehr unangenehm. Ich fürchtete zuerst einen Schritt zu thun, um nicht auf verbotene Wege und mit der deutschen Inseljustiz in einen Conflict zu gerathen. Das ganze Territorium schien mir von geheimen Fallen überfüllt, absichtlich ausgestellt, um Gimpel zu fangen. Ich hatte Angst geräuschvoll und tief zu athmen, einerseits, um nicht beschuldigt zu werden, daß ich die öffentliche Ruhe störe, andererseits, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, angeklagt zu werden, daß ich mehr Seeluft absorbire, als ich für meine zehn Mark einzuathmen berechtigt bin.

Denn ein jeder Gast muß hier zehn Mark Curtaxe bezahlen, wogegen nichts einzuwenden ist. Daß man aber außerdem ein jedes Seebad mit einer Mark bezahlen muß, ist eine Contribution, deren Auferlegung eine eben so ungerechte, als unverhältnißmäßige ist. Freilich, im Abonnement kostet das Bad nur 66 Pfennige. Aber auch das ist zu hoch, weil, meiner Ansicht nach, das Seebad überhaupt nichts kosten sollte, wie es auch an unserem Ostseestrande der Fall ist. Es ist wahr, daß man für diese Zahlung zum Gebrauche des Wagens, der den Badenden ins Meer führt und wo auch seine Kleider aufbewahrt werden, berechtigt ist. Aber erstens sollte der Gebrauch des Wagens nicht derartig obligatorisch gemacht werden; zweitens fahren die Wagen nur bis ans Ufer, dem Badenden es überlassend, die seichten Stellen zu durchwaten, um in tiefere zu gelangen. Sogar wenn zwei Personen einen Wagen benutzen, muß ein jeder von ihnen ein besonderes Billet lösen, was doch schon gar zu ungerecht ist. Freilich ist die Badeverwaltung bestrebt, aus Allen und Allem den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen, die Schur der Panurgosheerde so complet, als sie nur irgendwie denkbar ist, zu machen. Es mangelt nicht an Protesten, doch die verhallen unberücksichtigt gleich der Stimme des Predigers in der Wüste. Es bleibt nichts anders übrig, als sich in das Unabänderliche zu fügen und wenn man einmal A gesagt, so muß man auch B sagen und so das ganze Alphabet hindurch, d. h. so lange man Bewohner der Insel Norderney ist und sich nolens volens den Anordnungen zu fügen gezwungen ist. Außerdem ist die bureaukratische Ordnung beim Seebade eine solche, daß wahrhaftig das prächtige Bad dadurch verleidet wird. Ich bitte Sie, zu beurtheilen ob ich Recht habe.

Zuerst müssen Sie ein Billet in der Badeverwaltung lösen (oder ein Abonnementsbüchlein mit zwölf Billeten), dann an den Strand gehen, der beinahe eine halbe Stunde entfernt ist) die Karte dem Bademeister vorzeigen, der Ihnen eine Nummer giebt; mit dieser Nummer gehen Sie zum Wäschemeister, der Ihnen ein Laken verabreicht, von da zu dem Badeaufseher (auch Rothhosen genannt, weil sie größtentheils blaue Hosen tragen) der Ihnen die Nummer des Wagens anweist.

Doch auch damit ist diese langwierige büreaukratische Procedur (Alles das, um in der See zu baden, tout de bruit pour une omelette) nicht zu Ende. Sie müssen noch warten, bis Ihre Nummer ausgerufen wird und dann erst haben Sie das Recht, den Wagen aufzusuchen und sich zu entkleiden. Diese complicirte Procedur ist ungemein langweilig, ganz abgesehen davon, daß sie viel zu hoch bezahlt wird. Man sagte mir, die Zahlung für das Seebad sei noch höher gewesen und erst vor Kurzem in Folge allseitiger Beschwerde reducirt worden. Doch auch diese Reduction ist ungenügend, daher man auch allgemein murrt. Warum will mich die Badeverwaltung

zwingen, einen Wagen zu nehmen, der im Grunde genommen zu nichts nütze ist, eine ganz unproductive Ausgabe ausmacht. Wer sich einen Wagen nehmen will, der möge es thun. Aber das darf nicht obligatorisch gemacht werden. Die Badeverwaltung, so königlich sie auch sei, darf nicht über mein Portemonnaie verfügen; darüber bin ich allein Herr und wenn sie gierig ihre Finger darnach ausstreckt, so merke ich die Absicht und werde verstimmt.

Ueberhaupt tritt die Königliche Badeverwaltung gar zu despotisch auf, zeigt nicht das geringste Entgegenkommen. Dadurch, daß sie eine „Königliche" ist, wird sie durchaus nicht von den ihr obligenden Pflichten befreit. Im Gegentheil sollte sie durch diesen Ehrentitel noch mehr dazu angespornt werden. Daß sie dem Badenden eine Schwimmhose octroyrt — finde ich im Interesse des Anstandes ganz in der Ordnung; daß sie für Aufbewahrung dieses baumwollenen Symbols der guten Sitte 25 Pfennig erhebt, will ich noch hingehen lassen (sind doch die Badegäste im Grunde genommen nur eine Heerde Schafe, die sich während der drei Sommermonate der Schur unterwerfen muß, damit die Insulaner sich warm kleiden und im Laufe des ganzen Jahres ein behagliches und beschauliches Leben führen können), aber daß sie meine individuelle Freiheit beschränkt, mich nicht nur zwingt, einen Badewagen zu nehmen, den ich perhorrescire, sondern auch noch dafür zu zahlen (und zwar ungerhältniß hoch im Verhältniß zu der mir aufgezwungenen Dienstleistung), daß sie mir unter diversen Saucen diverse Paragraphen des deutschen Criminalcodex heiß servirt (dessen Bekanntschaft zu machen ich durchaus nicht begierig bin), das verarge ich einer Königlichen Badecommision von Norderney. Sie sollte von der Königlichen Badeverwaltung in Kissingen lernen, die ohne jegliche Drohungen mit dem Criminalcodex die Disciplin aufrecht erhält. So z. B. ist es in den dem Curhause naheliegenden Alleen verboten zu rauchen. Wie wird dieses Ziel erreicht? Durch keine Drohungen, durch keine geheimnißvollen Citate mysteriöser Gesetzesparagraphen, sondern einfach durch eine am Eingange zu den Alleen angebrachte Aufschrift: „Hier wird nicht geraucht". Das genügt. Kein Verbot, keine Drohung. Und der Zweck wird erreicht. Gerade das Verbot reizt, verpönte Wege zu betreten und die angedrohte Strafe wirkt größtentheils durchaus nicht abschreckend; im Gegentheil, sie hat noch etwas Verlockendes, ruft unwillkürlich Trotz hervor.

Daß es den Herren der Schöpfung verboten ist, den Damenstrand während der Badezeit zu betreten, finde ich für ganz natürlich. Doch gleiches Recht für Alle. Was dem einen recht, ist dem andern billig. Daher sollte auch für die Damen das Betreten den Herrenstrandes während der Badezeit verpönt sein und eben diese Anordnung wurde nicht gegeben und wird zufolge dessen mein Schamgefühl oft den größten Attaken ausgesetzt. Die Damen promeniren während der Badezeit so ungenirt am Herrenstrande, als ob das etwas ganz Gewöhnliches, Natürliches wäre. Sollte sich aber ein Herr eine derartige Infraction der Regel beifallen lassen, so würde ihn sofort ein Gesetzesparagraph beim Kragen fassen und in das Labyrinth des Criminalcodex zerren. Das ist eben so unlogisch als ungerecht und ich verlange laut Gleichstellung der Männer mit den Frauen.

Das sind alles so nur beiläufig hingeworfene Bemerkungen und wenn ich mit Manchem in Norderney nicht zufrieden bin, so hindert mich dieses durchaus nicht, den Aufenthalt hierselbst außerordentlich angenehm zu finden, besonders da der Sturm, der in den ersten Tagen meiner Ankunft gewüthet, eingelullt ist. Es war aber auch ein großartiges Schauspiel, diese hochgehende See zu betrachten, die mich lebhaftigst an die gegenwärtige Phasis der europäischen Politik überhaupt und der orientalischen insbesondere gemahnt. Die Wogen der nationalen Leidenschaften gehen ungewöhnlich hoch, gepeitscht von den Stürmen der Racenantipathie, der Glaubensvorurtheile, des nationalen Antagonismus, der materiellen Interessen, der öconomi-

schen Noth und des Alles absorbirenden, Alles inficirenden, engherzigen Egoismus. Es sind gar traurige Zustände, die Brüder gegen Brüder hetzen, ihnen die giftigen, tödtlichen Waffen in die Hände drücken. Man hat letzthin sehr erfolgreiche Versuche gemacht, die schäumenden Wellen der Meere zu glätten, indem man in sie linderndes Oel goß. Es soll schon gar manches brave Schiff durch dieses Verfahren vor Unheil bewahrt worden sein. Wie schön wäre es doch, wenn man ein gleiches heilsames Verfahren erfände, um die tosenden Wogen der politischen, nationalen Leidenschaften zu stillen. Für einen der größten Wohlthäter des Menschengeschlechtes könnte man denjenigen erklären, dem es gelänge ein solches linderndes Oel zu entdecken und dessen praktische Verwerthung zu verbreiten. Ein derartiges Oel, das also berufen wäre eine so hervorragende Rolle in der Geschichte der Völker zu spielen, müßte aber aus so verschiedenen besänftigenden Elementen zusammengesetzt sein, daß eine Amalgamirung derselben, ohne welche doch die Herstellung des Wundermittels nicht denkbar ist, sich schwerlich wird erzielen lassen. Diese widerhaarigen Elemente wollen sich nun einmal nicht verschmelzen, um ein harmonisches Ganze zu bilden.

Ohne auf irgend welche Prämie Anspruch zu erheben, ohne irgend einem noch unbekannten Wohlthäter der Menschheit en herbe in's Handwerk pfuschen zu wollen, erlaube ich mir hier ein kleines Recept, eine Nomenclatur derjenigen Ingredienzen aufzustellen, die, meiner Ansicht nach, dazu erforderlich wären, um das lindernde Oel zu bilden, welches, in die hochgehenden, schäumenden, Alles und Alle mit Tod und Verderben bedrohenden Wellen politischer Leidenschaften gegossen (die geradezu eine eminente Gefahr für die Cultur und Humanität sind), eine besänftigende Wirkung ausüben könnte. Hier ist dieses Recept:

Man nehme zu gleichen Theilen: nationale Duldsamkeit und religiöse Toleranz, politische Selbstlosigkeit und diplomatische Weisheit, Achtung vor fremden Ueberzeugungen und Respect vor dem Eigenthum des Nächsten, Friedensliebe und Versöhnlichkeit, Gottesfurcht und Menschenfreundlichkeit, wahren Glauben und aufrichtiges Hoffen, Ueberzeugungstreue und Prinzipienfestigkeit, Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Haß der Lüge, freundliche Nachsicht und liebevolle Güte, Respect vor der Autorität und Ehrfurcht vor dem Gesetze, Heiligkeit der Verträge und Unantastbarkeit des Eigenthumsprincips im Allgemeinen, Elternliebe und Kindergehorsam, Redlichkeit und Unbestechlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Opfermüthigkeit, aufgeklärten Patriotismus und zu Allem bereite Vaterlandsliebe, Einsicht begangenen Unrechts und den Entschluß dasselbe gut zu machen. Fügen Sie dazu noch eine entsprechende Dosis von Rücksicht, Nächstenliebe, Gottvertrauen, Frei-, Groß- und Edelmuth; thun Sie diese complicirte Mischung in eine große Flasche, schütteln Sie das Ganze tüchtig durch uud wenn sich alle darin enthaltenen Elemente gehörig verbunden, aufgelöst haben, ganz ineinander aufgegangen sind, dann gießen Sie davon eine tüchtige Portion in die hochgehenden, schäumenden, Alles mit Vernichtung bedräuenden Wogen der politischen nationalen Leidenschaften und ich garantire Ihnen, daß sich dieselben sofort besänftigen, glätten werden und daß das politische Meer baldigst den Anblick eines Spiegels gewinnnen wird, so daß man die Worte des Dichters wird anwenden können: Es lächelt der See . . .

Doch woher die zur Herstellung dieses Wunderöls nöthigen Ingredienzen nehmen? Und wenn man sie nach langem Mühen und Suchen gefunden — wie diese verschiedenen Elemente mischen, daß sie ein harmonisches Ganze bilden?

IV.

Ich wohne auf einer Insel, die mir von Tag zu Tage immer lieber und werther wird, in der Bismarckstraße im Hause Hohenzollern. Dieses seltsame Zusammen-

treffen von Namen (an dem ich jedoch so unschuldig bin wie ein neugeborenes Kind) würde der „Nowoje Wremja" (wenn sie das erfahren sollte) Gelegenheit geben, mich des Bismarckcultus, der Hohenzollernanbetung und des Landesverraths zu beschuldigen. Haben doch schon weit geringfügigere Ursachen dieser auf der Wacht an der Newa und ihrer eigenen finanziellen Interessen stehenden Zeitung (welche die Liebe zum Vaterland, das Verständniß vaterländischer Interessen in Pacht genommen zu haben scheint und dieses Monopol nach Kräften auszubeuten sucht) zum Vorwande der gehässigsten Ausfälle gedient. Doch kümmere ich mich wenig um derartige Insinuationen und gestehe freimüthig wie die Thatsachen sind. Ich hätte ja sagen können: ich wohne in der Ssuworinstraße, im Hause Burenin. Das hätte den beiden eminenten Publizisten geschmeichelt und sie würden dann meine Feuilletons eben so begeistert gelobt haben, als sie dieselben jetzt mit Schmähungen überschütten. Doch ich bleibe der Wahrheit getreu und will mir kein Lob kaufen, indem ich der Lüge Concessionen mache.

Also, ich wohne in der Bismarckstraße, im Hause Hohenzollern. Wenn der deutsche Reichskanzler so frisch und jugendlich wäre, als die nach ihm benannte Straße, so hätte er genügend Ursache zufrieden zu sein. Denn man sage was man wolle: Jugend ist doch die schönste Gabe, welche die Natur zu verleihen vermag und weder Rang noch Würden, weder hohe Orden noch tönende Titel, weder Glanz noch Reichthum, weder Ruhm noch Ehre, ja selbst die begründetsten Anrechte auf Unsterblichkeit können nicht auf eine Linie mit der Jugend gestellt werden, dieselbe vollständig oder selbst auch nur annähernd ersetzen.

Das Haus Hohenzollern ist ein ziemlich ernst, düster und grimmig dreinschauendes Gebäude mit großen gothischen Bogenfenstern, mit einer recht weiten, doch nicht sehr einladenden Veranda. Doch das freundliche Innere entschädigt für das ungastliche Aeußere, was jedenfalls sehr gut ist. Das Gegentheil wäre weit weniger erfreulich. Die Zimmer sind hoch, luftig, anständig meublirt und, was auch nicht unwesentlich ist, das Wohnen daselbst ist verhältnißmäßig nicht theuer, so daß ich vollkommen Ursache habe mit Bismarck und den Hohenzollern zufrieden zu sein. Wenn die öffentliche Meinung in Rußland und deren Organe diese meine Ansichten in Bezug auf die Beiden theilen würden und könnten, so wäre ein idyllischer Zustand in Europa geschaffen, welcher den verwöhntesten Ansprüchen genügen könnte. Doch die russischen und deutschen Zeitungen, die ich hier in meinem Inseltusculum von Zeit zu Zeit lese, deuten durchaus nicht darauf hin, daß meine pia desideria sich baldigst verwirklichen werden. Das gegenseitige Hetzen, Insinuiren und Befehden dauert fort, gewinnt sogar an Intensivität. Die deutschen, für inspirirt geltenden Preßorgane setzen ihren erbitterten Kampf gegen die russischen Finanzen fort und da sie so eifrig Mißtrauen und Ruin säen, so können sie auch gar nicht erstaunt sein, Haß und Feindschaft zu ernten. Daß die russischen Preßorgane die gehässigen Ausfälle der deutschen Preßreptilien gegen unsere Finanzen mit Invectiven gegen die deutsche Politik und deren Leiter beantworten, ist selbstverständlich.

Gleich der Meeresbrandung, die vergeblich die Granitböschung meiner Insel zu stürmen droht, schlagen hier die politischen Leidenschaften an die Dünen und erregen wenig Interesse. Man fühlt sich hier von der übrigen Welt so ganz abgeschlossen, daß man dem Treiben daselbst nur ein äußerst geringes Interesse entgegenträgt und selbst drei gerade sein läßt, bloß um nicht gezwungen zu sein, aus seiner Passivität und beschaulichen Ruhe herauszutreten. Man liebt es so ungestört das Dasein dahin zu träumen, von dem Murmeln der Wellen in süßen Schlaf gelullt.

Ich habe in etwas mehr als vier Stunden eine Fußreise um die Insel Norderney gemacht und werde gelegentlich die Abenteuer, die ich während dieser vierstündigen Reise um die Welt (für den Augenblick ist Norderney für mich die Welt) erlebt, er-

zählen. Die Reise war sehr interessant, besonders der Besuch des im Osten der Insel gelegenen schlanken Leuchtthurms. Neben dem in einem freundlichen Dünenthale liegenden sogenannten Rappertsberger Gehölz befindet sich auf einer Anhöhe ein kleiner Obelisk aus Sandstein, dessen Inschrift besagt, daß derselbe zur Erinnerung an die Rettung aus Todesgefahr des vormaligen Kronprinzen Ernst August von Hannover, jetzigen Herzogs von Cumberland, Gemahls der Prinzessin Tyra von Dänemark, errichtet worden ist. Der junge Prinz war damals in Gefahr beim Baden zu ertrinken. Diese Gefahr ist im hiesigen Seebade größer, als man überhaupt glaubt. Daher äußerste Vorsicht geboten ist. Man darf sich durch das trügerische Element nicht gar zu sehr verleiten lassen.

Die Kaiserstraße bildet den fashionabelsten, schönsten und elegantesten Theil des Badeorts. Ich wäre sehr begierig, was Heinrich Heine sagen würde, wenn es ihm vergönnt wäre, das gegenwärtige Norderney zu sehen. Als der berühmte Lyriker diese Insel bewohnte, bot sie den Anblick eines ganz gewöhnlichen, armseligen Fischerdorfes, in welchem sich nur hie und da etliche Gebäude erhoben, die Ansprüche auf einigen Comfort zu befriedigen im Stande gewesen wären. Jetzt sind hier ganze Reihen eleganter Straßen mit weiten Markthallen, prächtigen Villen, luxuriösen Restaurants, reichhaltigen Modemagazinen und hübschen Blumenkiosken entstanden, die ein ganz großstädtisches Gepräge tragen. Die Lebensbequemlichkeit hat freilich durch diese schneidige Reform der Gegenwart im Vergleich mit der Vergangenheit gewonnen. Aber die Poesie hat viel dabei verloren. Das ehemals so romantische Fischerdorf sieht gar oft einer Großstadt ähnlich und fühlt man sich durch die Etiquette und ihre gebieterischen Anforderungen in der Freiheit seines Handelns beschränkt.

Die sich längs dem Strande (doch auf eine respectable Entfernung vom Meeresufer) hinziehende Kaiserstraße (der Newskij-Prospect von Nordeney) präsentirt sich in Gestalt einer langen einseitigen Zeile schmucker Gebäude, von denen besonders das Hotel „der Kaiserhof" und die sogenannten „Bremer Häuser" besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die Trottoirs der Kaiserstraße sind mit rothen Backsteinen belegt, während die Gasse selbst mit gleichen, jedoch dunkelglasirten Steinen gepflastert ist, was sich sehr hübsch und originell macht und gleichzeitig für's Gehen außerordentlich bequem und angenehm ist, da die Back- oder Ziegelsteine aufrecht stehend placirt und dicht mit Mörtel verbunden sind, so daß sie eine parquettartige Fläche bilden. Freilich bei einem großen Wagenverkehr würde solch ein Pflaster nicht lange vorhalten; aber der Wagenverkehr ist auf der Insel sehr gering und dann befährt man nicht die Straßen (von denen manche zudem so schmal sind, daß sich zwei Fußgänger sogar beim Begegnen schwer ausweichen können, so daß von der Durchfahrt eines Wagens überhaupt gar nicht die Rede sein kann) sondern ausschließlich die Meeresdüne, welche die Natur selbst in ein prächtiges Parquett verwandelt hat, das von den Wellen täglich viermal bei Ebbe und Fluth eifrig polirt und frottirt wird, so daß man sich eine idealere Chaussee für Spazierfahrten kaum denken kann.

Von der Kaiserstraße laufen fünf Straßen parallel ins Innere des Badeortes. Das sind: die Bismarckstraße (nach der Kaiserstraße die fashionabelste, gleichfalls ganz gepflasterte und mit hübschen Gebäuden garnirte Gasse), die Moltkestraße (jedoch nur mit Trottoirs versehen, die Mitte der Straße ist ungepflastert), die Friedrichstraße, die Damenfahrt und Heinrichstraße. Von der Kaiserstraße, die ich eher einen Boulevard nennen möchte, hat man eine herrliche Aussicht auf den endlosen Meeresspiegel der Nordsee. Hier befinden sich auch die Herren- und Damenbäder.

Auf dem neutralen Strande zwischen beiden (so eine Art Puffer, um das Anprallen der feindlichen Elemente zu bekämpfen, so eine Art von Afghanistan, das die Engländer als neutrale Zone zwischen ihrem ostindischen Kaiserreiche und den russischen Besitzungen in Centralasien haben schaffen wollen, wobei jedoch das Ziel

durchaus nicht erreicht wurde, indem Afghanistan die Reibungen zwischen Rußland und Großbritannien nicht beseitigte, sondern dieselben noch hervorrief, beförderte und entwickelte, so daß das Mittel, welches bestimmt war, den Frieden zu bewahren, beinahe zum Kriege geführt hätte und schließlich zu demselben führen wird) sind zwei Restaurants: den Damen näher — die Victoriahalle, die auch vom schönen, schwachen Geschlecht (doch auch von Mitgliedern des häßlichen, starken) lebhaft besucht wird, da man dort gut frühstücken und ein vorzügliches Glas Münchener Bräu trinken kann; dem Herrenstrande näher befindet sich ein auf der Anhöhe gelegenes sehr geräumiges und vielbesuchtes Restaurant, genannt die „Giftbude". Trotz dieses ominösen Namens speist man da vorzüglich und wird daselbst ein Münchener Spatenbräu und ein Dortmunder Bier ausgeschenkt, das ich Ihnen empfehlen kann. Die Giftbude erfreut sich eines sehr guten Rufes und verdient auch denselben in vollem Maße. Im Ganzen speist man hier überall nicht schlecht und nicht theuer, was sich durch die ungeheuere Concurrenz erklärt, denn die Zahl der Gasthäuser, Hotels, Weinstuben, Speisehäuser, Café-Restaurants, Pensionate u. s. w. ist Legion.

Als ich so gestern Morgens die Kaiserstraße entlang flanirte und mich noch immer nicht sattsehen konnte an dem herrlichen Anblick der sich da zu meinen Füßen ausbreitenden Nordsee, die sich in diesem Augenblick in der That in Form eines immensen Spiegels präsentirte, so glatt und unbeweglich war die Oberfläche, auf welcher noch vor Kurzem sich die wildesten Leidenschaften mit elementarer Gewalt bekämpft, hörte ich das Schellen der Ausruferglocke. Hier herrscht nämlich noch die patriarchalische Geflogenheit, daß alle, die Badegäste irgendwie interessirenden Ereignisse durch einen öffentlichen Ausrufer urbi et orbi verkündet werden. Der Ausrufer, ein Königlicher Functionär und Staatswürdenträger mit blondem Barte, verschmitzt zwinkernden, blaßblauen Augen und einen schlauen Zug um die Mundwinkel, ist mit einer großen Glocke bewaffnet, die er an den Straßenecken ertönen läßt, um die Badegäste, die größtentheils vor ihren Wohnungen umherschlendern, aufmerksam zu machen. Der stets von einem Trupp lachender, lärmender, kreischender Kinder (Knaben und Mädchen, an denen hier kein Mangel ist) gefolgte Ausrufer klingelt dreimal und dann verkündet er mit Stentorstimme, wo gefundene oder verlorene Sachen einzuliefern seien, wo die Musik (welche drei bis viermal täglich sich producirt) spielen werde, welche Vergnügungen bevorstehen, welche Luftfahrten gemacht, wann die Reunion sei, wann die Dampfer nach dem Continent abgehen u. s. w. Mit einem Worte, das ist die lebende, wandernde Zeitung, die personificirte Chronik von Norderney.

Trotz der hohen Würde, die dieser Functionär auf der Insel bekleidet, erlaubt er nicht nur, daß man mit ihm Spaß treibe, sondern ist nicht abgeneigt, selbst den Hanswurst herauszukehren, sich als Bajazzo zu geberden, einen Purzelbaum zu schlagen, Grimacen zu schneiden, faule Witze zu machen, seine Annoncen mit heiteren Commentaren zu versehen, daß die Kinderschaar vor Entzücken sich nicht zu lassen weiß und in brüllendes, weit über die Nordsee dahinrollendes Gelächter ausbricht, in welches auch die Erwachsenen einstimmen, die im Badeorte sehr nachsichtig sind und an Allem Gefallen finden. Man lebt nur materiellen Genüssen: Essen, Trinken, Spazierengehen, Schlafen, Baden, Ausfahrten. Man denkt nur an sein Vergnügen, läßt alle Sorgen des Lebens bei Seite. Daher es auch kein Wunder ist, daß man sich in einem solchen Badeorte gewöhnlich gut erholt. Man führt ein Sybaritenleben und im süßen Nichtsthun vergeht die Zeit.

Ich halte mich auch an dieses Regime. Tagelang im dolce far niente zuzubringen; auf der Düne zu liegen, Himmel und Meer anzustarren, die jeden Tag neue Reize bieten. Das Diner um 1 Uhr und das Souper um 7 sind die wichtigsten Acte im Leben, dann kommt der Morgen- und Nachmittagskaffee an die Reihe, dem

man nicht genug Sorgfalt widmen kann, da besonders die Deutschen durch ihre Zubereitung den edlen Mocca ganz discreditiren. Nur ausnahmsweise kann man in Deutschland eine „vernünftige" Tasse Kaffee trinken. Zufällig habe ich hier eine Kaffeequelle beim königlilich hanoverschen Hofconditor Hoegel entdeckt, wo der Kaffee zwar nicht so ideal sprudelt wie im glücklichen Arabien, aber doch einigermaßen genießbar ist. Wie gesagt, man denkt hier nur ausschließlich an materielle Genüsse. Allenfalls liest man noch Romane, was doch auch kein ästhetischer Genuß genannt werden kann. Sie können sich nicht denken, wieviel Romane ich hier schon verschlungen. Es ist geradezu entsetzlich. Ich lese Romane запоемъ: deutsche, französische und englische, Alles, was mir unter die Hand kommt. Am Meeresufer sitzend verschlinge ich Belletristik wie andere — Austern und ich werde baldigst die Leihbibliothek erschöpft haben, da ich zwei bis drei Romane täglich absorbire, d. h. ich lese sie nicht, sondern durchfliege sie, um mich nur mit dem Inhalt bekannt zu machen.

In einem Korbstuhl comfortabel zurückgelehnt, sitze ich stundenlang am Meeresufer, lauschte dem Spiele der Wogen und lese Romane. Ich glaube, meiner Treu, daß ich in meinem ganzen Leben nicht so viele Romane gelesen, als während der kurzen Zeit meines Aufenthalts auf Norderney. Am neutralen Strande sind eine Unmasse Sitzplätze aufgestellt (viele hunderte), auf welche man abonnirt. Diese Sitze haben ganz die Form von Bienenkörben, so daß man, von der Ferne schauend, sich in ein Bienenreich versetzt glauben kann, wenn nicht die großen schwarzen Ziffern auf dem weißen Korbgeflecht diese Ansicht dementirten. Diese Sitze sind sehr bequem eingerichtet, haben ein inwendig mit Leinwand gefüttertes Schutzdach, so daß sie gleichzeitig gegen Sonne und Regen schützen. Es giebt auch zweisitzige, so daß sich der Ausspruch des Dichters bewährt: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.

Diese Korbsitze oder Bienenkörbe am neutralen Strande (welcher im Laufe des ganzen Tages sehr belebt ist) werden von ihren Bewohnern zusammengerückt und es bilden sich derartig pittoreske Gruppen; die Herren der Schöpfung lagern sich oft zu den Füßen ihrer Damen, man plaudert, hält Cercle, macht sich gegenseitig in den Bienenkörben Besuche, liest Zeitungen und Romane, häkelt, strickt, wirkt, brodirt, medisirt, intriguirt, kokettirt, politisirt, discutirt, u. s. w. Die sich am Ufer tummelnde Jugend beiderlei Geschlechts führt Spiele aus (Croquet, Lawn-Tennis, Reifspiel, Ballschlagen, Wettlaufen) oder, mit Spaten bewaffnet, arbeiten Knaben und Mädchen daran, aus dem durch die Ebbe trockengelegten Dünensande ganze Festungen aufzuführen, die dann von den heranrollenden Wogen der Fluth im Sturm genommen werden, trotz heldenmüthiger Vertheidigung der männlichen und weiblichen Garnison, die unerschrocken jeden Zollbreit Erde gegen den Feind zu behaupten sucht und nur der force majeure weicht, wenn ihr das nasse Element bereits bis an die Knie reicht, in Voraussicht dessen die Majorität der jugendlichen Helden Strümpfe und Schuhe ablegt und die Hosen weit aufkrämpelt. Sieg und Niederlage werden mit gleichem Jubel begrüßt und sämmtliche Strandbewohner nehmen an diesem militärischen Spiele den lebhaftesten Antheil. Der preußische Militarismus thut sich auch hier im kindischen Spiele kund.

Es ist ein außerordentlich reges Leben, das da am Stande herrscht, besonders Morgens und Nachmittags. Morgens beim Baden ist die Düne sehr belebt. Unerschrocken stürzt man aus dem Wagen in die schäumende Fluth, von den sogenannten „Rothosen" mit einer tüchtigen Douche Seewasser empfangen. Auf einem erhabenen Stuhle an einem Pulte steht ein ganz in schwarz gekleideter bartloser Mann mit feierlich ernstem Gesicht und salbungsvoller Miene. Anfangs hielt ich ihn für einen Methodisten-Wanderprediger, der öffentliche Morgenandacht abhalten oder die Badenden, bevor sie sich dem treulosen Elemente anvertrauen, segnen wolle. Es erwies sich

aber bald, daß ich mich geirrt. Es war kein nomadisirender Methodistenprediger, sondern ein Badefunctionär, der in dem Maße, als die Wagen frei werden, die Nummern des Badecandidaten der Reihefolge nach aufruft. Hier wird alles methodisch, systematisch, soldatisch, disciplinarisch behandelt.

— Nr. 145!

— Hier!

— Rechts ab. Wagen 58.

Man salutirt nnd schwenkt rechts ab. Selbst wenn man schon im Wasser ist, hört das Drillen nicht auf und man ruft den Badenden gebieterisch zu, wohin er die Richtung einschlagen soll — rechts oder links. Von Zeit zu Zeit hört man Hornsignale und Trompetenstöße. Das sind je nachdem, gebieterische, warnende, ermahnende-drohende, bittende, flehende, auffordernde Töne, daß man sich nicht allzu weit vorwagen solle im Meere, da man auf Untiefen stoßen und elendiglich zu Grunde gehen könne, wie es schon häufig passirt. Eine „Rothhose" steht am Strande und folgt aufmerksam den Bewegungen der Badenden. Sobald sich einer von ihnen gar zu weit vorwagt, so warnt er ihn, indem er in's Horn ßößt. Obwohl eine solche Bevormundung oft lästig, unangenehm, die individuelle Freiheit behindernd erscheinen möge, so ist sie doch nothwendig und von großer Wichtigkeit. Der Mensch ist und bleibt nun einmal ein großes Kind, das nie die Ruthe (freilich in einer weniger primitiven Form) oder das Gängelband entbehren kann. Man kann sich dieses nicht verhehlen und wenn man sich auch mit allem Stolze seiner Gottähnlichkeit umgürtet.

Es wäre sehr angemessen, wenn gleiche Warnsignale vom Strande des Meeres des Lebens rechtzeitig ertönten, um diejenigen, die sich schon allzuweit in die wogende See vorwagen, zu warnen. Und wenn auch noch so stolze Hoffnungen ihre Segel blähen, und wenn auch noch so kühne Erwartungen die Seele des am Steuerruder Stehenden füllen, und wenn auch der Anker noch so zuverlässig dünkt, daß man Sturm und Wogen trotzen zu können glaubt, und wenn auch das Selbstbewußtsein, das Vertrauen auf eigene Kraft und Geschicklichkeit auch noch so groß sei — so sollte man doch die vom Ufer warnende Stimme, die ermahnenden Hornsignale, die rettenden Trompetenstöße nicht verächtlich in den Wind schlagen. Das Schicksal, welches gleich den Rothhosen der Insel Norderney, am Ufer des wogenden Lebensmeeres steht, sieht eher die Gefahr ein, welcher sich diejenigen unterwerfen, die sich da herausgewagt in schwanken Nachen oder die gar mit nervigem Arme die schäumenden Fluthen zertheilen, und warnend, mahnend läßt es seine Stimme ertönen. Doch theilweise verhallt dieselbe im Heulen des Sturmes, im Bereiche der Wogen (welche absichtlich noch größeren Lärm machen, auf daß das Opfer, welches sie zu verschlingen sich vorbereiten, nicht die Warnung höre), theilweise verachtet sie der Mensch in seiner thörichten Selbstüberhebung, welche die weise Vorsicht verspottet. Und je warnender, mahnender das Hornsignal am Ufer ertönt, desto verwegener wird man da draußen auf der See, gleichsam als wolle man der Warnung trotzen. . .

Wie betrübend es auch sei — man muß es eingestehen. Der Mensch ist schwach und muß immer bevormundet werden. Das ist eine traurige Wahrheit, die sich oft in noch peinlicherer Form äußert, wie ich eben selbst am Strande Zeuge war.

Eine Gruppe von Kindern spielte Soldaten unter dem Commando eines schuhhohen Knirpses, eines preußischen Cadetten, der trotz seiner Jugend schon die Allüren eines Unterofficiers hatte und sich ebenso würdevoll geberdete. Es war ein hübscher Junge mit vollen rothem Wangen, blauen, treuherzig dreinschauenden Augen, kurzgeschorenen Haaren und von einem ungewöhnlichen Selbstbewußtsein, wozu angenscheinlich die kleidsame Uniform, die dem Burschen auch sehr gut stand, nicht wenig beitrug. Die Schaar von etwa fünfzig Knaben hatte den kleinen Cadetten als ihren Chef anerkannt und unterwarf sich gehorsam seinen Befehlen, was um so anerken-

nungswerther ist, da sich darunter hochaufgeschossene, kräftige Bengel von fünfzehn Jahren befanden, die ihren kleinen zehnjährigen Mentor mit einem Faustschlage hätten zu Boden strecken können. Aber der Zauber der Uniform übte seinen Einfluß aus. Alle gehorchten dem kleinen Cadetten, eben weil er die Militäruniform trug und sich in einer Militärlehranstalt befand, also von der Kriegskunst weit mehr Kenntnisse haben mußte, als alle diese Zöglinge der classischen und Real-Gymnasien, der technischen und Handelsschulen zusammengenommen.

Der kleine Cadett nutzte nicht nur seine privilegirte Stellung aus, sondern mißbrauchte sie. Er warf sich in die Brust, krauste die Stirne, preßte die Lippen zusammen, zuckte drohend mit den Augenbrauen und brüllte die verschiedenen Commandoworte mit aller Kraft seiner Kinderlungen hervor, so daß er bald purpurroth im Gesicht und ganz heiser ward. Er fluchte wie ein Unterlieutenant und manche dieser kernigen Flüche klangen gar seltsam von Kinderlippen.

Plötzlich stürzte der kleine Commandeur auf einen, ihn um zwei Kopflängen überragenden, großen, breitschultrigen Lümmel zu, der einen riesigen Panamahut auf dem borstigen Kopfe trug und, indem er einen heftigen Anlauf nahm und an ihm heraufsprang, versetzte er ihm mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft eine schallende Ohrfeige, so daß der große Bengel wankte. Anfangs von diesem unerwarteten Anfall ganz überrascht, blickte der Lümmel um sich, dann, zu sich gekommen und ein spöttisches Lächeln auf den Gesichtern der Kameraden lesend, stürzte er sich mit geballten Fäusten auf den kleinen Commandeur los und ich sah schon den Augenblick vor mir, wo der Goliath den Knirps in den Sand der Düne hinschmettern würde.

Der Kleine, mit den Händen in den Hüften und ruhig, verächtlich, nicht mit den Wimpern zuckend, erwartete den Angriff, der jedoch nicht erfolgte. Der ungeschlachte Goliath war kaum dem kleinen David näher getreten, als ihn die blanken Metallknöpfe und der rothe Kragen der Uniform des Cadetten zu magnetisiren, zu hypnotisiren schienen. Er blieb wie angewurzelt stehen, die zum mächtigen Schlage erhobenen derben Fäuste fielen machtlos herab .... Ein triumphirendes Lächeln umflog das Gesicht des kleinen Cadetten, der dem großen Lümmel einen Schlag auf den Rücken versetzte.

— In Reih und Glied! donnerte er ihn an, und nicht gemuckst, sonst laß ich Dich krummschließen im Mittelarrest! Himmelkreuzschockdonnerwetterfapperment!

Und gehorsam trat der große Lümmel mit dem riesigen Panamastrohhute in Reih und Glied und die Schaar defilirte gehorsam vor ihrem kleinen Commandeur, der schmeichelhafte Epitheta als „Esel, Ochsen, Flegel, Dummköpfe" u. s. w. ihnen in Profusion zurief. Niemand erwiderte etwas. Alle fanden es ganz natürlich, daß der kleine uniformirte Cadett sie alle maltraitirte, mit Schimpfworten und Ohrfeigen tractirte. Das ist die Macht der Uniform in Deutschland. Das ist der Militarismus, der sich selbst in so geringfügigen, kindischen Episoden bekundet, seine Macht zeigt. Selbst im kindischen Spiel zeigt sich der hohe Ernst des Lebens. Ich kann natürlich das despotische Verfahren des kleinen Cadetten eben so wenig billigen, als das hündische Gebahren des großen Bengels. Aber man kann nicht umhin, eine eiserne Disciplin zu bewundern, die so zu sagen in's Blut des Volkes übergegangen, die sich schon am Kinde zeigt und im Erwachsenen zum Ausdruck kommt ....

V.

Der von mir obenerwähnte öffentliche Ausrufer hatte unter üblichem Glockengeläuteaccompagnement verkündet, daß am Sonnabend, präcise vier Uhr Nachmittags, drei Dampfer behufs einer Lustfahrt in See stechen würden. Da nur siebenhundert Personen placirt werden könnten, so werde man gebeten, sich zu beeilen, zu subscribiren, à Person 1 Mark 50 Pfennig mit Einschluß der Kosten für das Musikorchester, welches diese Ausfahrt durch lustige Töne erheitern sollte. Selbstverständlich, daß ich mich beeilte, eine so gute Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, auf so angenehme Weise und in so zahlreicher Gesellschaft die nähere Bekanntschaft von Fräulein Nordsee zu machen, nachdem ich ihre Cousine, Fräulein Ostsee, seinerzeit näher kennen zu lernen bereits die Ehre gehabt hatte.

Wer die Wahl hat, hat die Qual. Es hieß zwischen den drei in See stechenden Dampfern wählen. Diese drei ziemlich großen Schiffe hießen: „Victoria", „Leda", und „Forelle". Die „Victoria" erwählen, wäre gar zu anmaßend für meine Bescheidenheit gewesen. Meine Gegner hätten sicherlich nicht ermangelt, daraus Schlußfolgerungen zu ziehen, als wolle ich mich als Sieger hervorstreichen, als Triumphator geberden. Um jeglichem bösem Gerede und möglichen heimtückischen Insinuationen vorzubeugen, entschloß ich mich, das Deck der „Victoria" nicht zu besteigen, ganz abgesehen davon, daß man darin eine prononcirte Parteilichkeit für England hätte sehen können, mit welchem Staate wir (trotz der Regulirung der afghanischen Grenzstreitfrage) noch immer nicht auf sonderlich freundschaftlichem Fuße stehen. Was die „Leda" anbetrifft, so flößte mir diese durch Jupiter verführte Mutter der schönen Helena (der tugendhaften Gattin des Königs Menelaus und Stammutter aller Hetären) keine sonderliche Sympathie und großes Zutrauen ein; nicht zu reden davon, daß diese Wahl einen Schatten auf meine Moralität hätte werfen können, was ich um Alles in der Welt vermeiden möchte. Man kann nicht genug um die Aufrechterhaltung seines guten Rufes besorgt sein und wenn ich mich für die leichtfertige „Leda" entschieden hätte, die Gans genug war, um sich durch den in einen Schwan verwandelten Jupiter bethören zu lassen und einer Tochter das Leben zu geben, die soviel Unheil über Troja brachte, so hätte ich leicht zu verschiedenen hämischen Anspielungen Veranlassung geben können.

Von der „Leda" konnte folglich aus sittlichen Gründen eben so wenig die Rede sein, als von der „Victoria" aus politischen Motiven und mußte ich mich so nothwendigerweise für die Forelle entscheiden, was mir um so lieber war, da ich ein glühender Verehrer jeglicher Art von Forellen bin und besonders die Lachsforelle hoch schätze. Ich hatte vollkommen Ursache mit der getroffenen Wahl zufrieden zu sein. Die „Forelle" erwies sich als ein braver, zuverlässiger, großer und eleganter Dampfer, der, was ich nicht gewußt hatte, als seetüchtig sich eines vorzüglichen Rufes erfreut, ebenso wie sein Capitän. Außerdem hatten wir noch das Orchester am Bord, was jedenfalls ein nicht zu unterschätzender Vortheil war, da man auf den zwei andern Dampfern, obgleich sie uns ziemlich nahe blieben, von der hübschen Musik nur wenig oder garnichts hörte, und, least non last, war auf dem Verdecke der „Forelle" nicht nur eine sehr zahlreiche, sondern auch eine höchst brillante Gesellschaft versammelt, brillant in der Beziehung, daß sowohl die Herren, als auch ihre Damen viele Brillanten trugen und wenn sie auch dadurch nicht ihre Angehörigkeit zur Aristokratie bekundeten, so doch unzweifelhafte Beweise lieferten, daß sie den Reihen der Plutokratie zugezählt werden konnten.

Es waren da in der That so viele Banquiers, Industrielle, Negocianten und

Fabrikanten aus Berlin, Hamburg, Bremen, Frankfurt am Main u. s. w. versammelt, daß ihr Vermögen zusammenaddirt, sicherlich genügt hätte, um als Deckung unserer in Circulation befindlichen Papierrubel zu dienen. Es war da sogar ein Crösus aus Calcutta, der auf den ungewöhnlichen und hochpoetischen Namen Butterfaß hörte.

Ich ventilirte innerlich die Frage, welch einen Eindruck es auf den europäischen Geldmarkt überhaupt und auf unsere Valuta insbesondere gemacht hätte, wenn die „Forelle" bei diesem ihrem Ausflug auf der Nordsee gescheitert und mit Mann und Maus zu Grunde gegangen wäre; wenn alle diese behäbigen Repräsentanten von ungezählten Millionen anstatt zum Souper gebratene Seefische zu essen, selbst den Seefischen als Abendessen gedient hätten. Wenn ich gewußt haben würde, daß ich unserer armen, anämischen Valuta damit auf die Beine hätte helfen können, ich würde durchaus nicht angestanden haben die „Forelle" in den Grund zu bohren und bei diesem patriotischen Gebahren, ein zweiter Horatius Cocles, mich zu opfern, um das Vaterland zu retten. Aber der Tod aller dieser fetten, selbstzufriedenen Millionäre hätte uns wenig Nutzen gebracht. Darum ließ ich Gnade für Recht ergehen und schenkte diesen Blutsaugern das Leben. Wenn diese Herren gewußt hätten, wie nahe sie damals beim Bier-, Kaffee- und Weingenuß dem Tode waren, sie wären schreckensbleich aufgesprungen, um ihr kostbares Leben zu vertheidigen.

Das Wetter begünstigte die Ausfahrt und harmonirte durchaus nicht mit meinen mörderischen Betrachtungen. Es war ein prachtvoller stiller Augusttag und es dauerte nicht lange, so entschwand Norderney mit seiner Kaiser-, Bismarck- und Moltkestraßen unseren Blicken, bildete noch einen leichten Streif am Horizont und versank dann in Nichts. Vor unserem entzückten Auge breitete sich die endlose Fläche der Nordsee aus, welche unser braver Dampfer unter den lustigen Klängen des Straußschen Walzers „An der schönen blauen Donau" durchschnitt, wobei sein riesiges Rad schäumende Wässer aus der tiefsten Tiefe aufsteigen machte. Von Zeit zu Zeit steckten Seehunde ihre klugen Köpfe aus der Tiefe empor und blickten uns wißbegierig an, folgten mit großem Interesse dem beschleunigten Laufe unseres Schiffes, das in den blauen Aether eine dichte schwarze Rauchwolke emporsandte, die uns dann gleich einem dunklen Schweif folgte.

Der Seehundsfang oder die Robbenjagd ist ein sehr beliebter Sport, der von den Curgästen auf Norderney nicht selten mit großem Eifer betrieben wird. Ich beabsichtige nächstens einer solchen Jagd beizuwohnen, die gegen drei bis vier Tage in Anspruch nimmt. Es kommen häufig Seehundsjäger aus Juist nach Norderney herüber, um Badegäste und Fremde an den Ort zu führen, wo sich die Robben in großer Anzahl aufhalten. Unter diesen Jägern zeichnet sich besonders der bewährte Robbenfänger Altmann aus, in dessen Gesellschaft man stets des Erfolges sicher ist und unter dessen erprobter Leitung man nie ohne Beute zurückkehrt.

Zählreiche Robben tauchten aus dem Meeresgrunde hervor und fixirten uns mit ihren runden, feuchten Augen. Auf einer, in nicht all zu großer Entfernung gelegenen Sandbank lagen einige Seehunde in behaglicher Ruhe und wärmten sich im dolce far niente in der Sonne, wobei sie mit ihren dunklen, feuchten Schwänzen den glühend heißen Sand der Düne durchwühlten, gleichsam als suchten sie etwas. Stellen Sie sich aber mein Erstaunen vor, als ich in einigen dieser sich auf der Sandbank behaglich sonnenden Robben die gelehrten (dressirten) Seehunde erkannte, die ein Deutsch-Amerikaner im vorigen Jahre im Theater des Zoologischen Gartens in Petersburg zum großen Gaudium des Publicums präsentirt hatte. Besonders erkannte ich die eine Robbe, welche im Bassin so graziös Walzer getanzt hatte und zwar nach derselben Straußschen Melodie, die eben jetzt auf dem Decke der „Forelle" ertönte. Der Seehund schien auch durch diese bekannten Töne angelockt zu werden, denn er fixirte unser von oben bis unten bunt bewimpeltes Schiff und erhob sich

auf seine Tatzen, mit dem Fischschweif rythmisch den Takt schlagend. Die Robbe schien auch mich zu erkennen (hatte ich doch damals über ihre Leistungen ein schmeichelhaftes Referat gebracht und, man möge noch so sehr Seehund sein, man bleibt doch nicht kalt und unzugänglich gegen anerkennende, lobende Kritik künstlerischer Leistung), denn sie nickte mir herablassend zu:

— Sehr erfreut, Sie hier zu sehen, sagte der Seehund, ich hatte solch eine Begegnung nicht erwartet, nachdem wir uns von Ihnen voriges Jahr im Zoologischen Garten des Herrn Rost verabschiedet. Wenn Sie Herrn Ernst Rost sehen, so sagen Sie ihm, ich lasse ihn grüßen und behalte ihn stets in gutem Andenken. Es thut mir sehr leid, Ihnen hier nicht die Honneurs meiner Heimath machen zu können, aber Sie begreifen, daß wir nach den bitteren Erfahrungen, die wir mit den Menschen gemacht, nicht sonderlich geneigt sind, mit ihnen in näheren Verkehr zu treten. Denn sie gehen nur auf Raub und Beute aus und sind die grausamsten Bestien, die ich je in meinem vielbewegten Leben gesehen. Nicht wahr, Brüder?

Die anderen Robben nickten Zustimmung und eine ältere blickte mich spöttisch, herausfordernd an, gleichsam als wollte sie sagen: „Du bist auch einer der Rechten; siehst aus, als ob du kein Wasser trüben könntest, aber die Finger darf man dir doch nicht in den Mund stecken. Glücklicher Weise, daß ihr Raubgesindel, mit eurem tiefgehenden dampfenden Ungeheuer nicht unserer Sandbank nahe kommen könnt, sonst hättet ihr sicherlich schon auf uns Jagd gemacht."

Doch der andere Seehund (der so graziös gewalzt hatte) fuhr fort:

— Seien Sie willkommen, Herr Flaneur, in unserer Heimath, der schönen Nordsee. Ich heiße Sie willkommen in unser Aller Namen, weil Sie uns haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, und eine Robbe ist auch dankbar, wenngleich ich mich der Sclaverei schäme, in der Sie mich im Zoologischen Garten sahen, wo man mich zwang, Beschäftigungen obzuliegen, die meinem Temperament widerstreben. Ich bitte Sie, ist das für eine sich respectirende Robbe eine Beschäftigung, Walzer zu tanzen, Kanonen abzuschießen, Drehorgeln in Bewegung zu setzen, Glocken zu läuten und angeblich ertrinkende Knaben zu retten? Das Walzertanzen und Kanonenabschießen überlasse ich euch, die ihr euch so superklug dünkt und doch so thörichten Beschäftigungen hingebt. Ist es nicht thöricht, sich nach den Klängen der Musik im Kreise zu drehen, wobei man noch ein anderes Wesen mit sich fortzieht? Ist das der Würde desjenigen entsprechend, der sich in stolzer Selbstüberhebung Herr der Schöpfung nennt? Und das Kanonenschießen — ist das eine Beschäftigung für ein Wesen, das behauptet, als Ebenbild Gottes geschaffen zu sein? Und wenn es noch ein so blödsinniges, aber doch harmloses Vergnügen wäre, als der Tanz. Aber nicht blos, daß ihr schießt, ihr trefft auch manchmal und tödtet euer Gleichen aus bloßer Lust am Morden, aus bloßer Blutgier, aus. . . .

— Gestatten Sie mir, daß ich Sie hier unterbreche, mein lieber Seehund, schnitt ich kurz der Robbe die Rede ab. Sie berühren hier ein Thema, von dem Sie gar nichts verstehen. Wenn wir Kriege führen und uns gegenseitig vernichten, so ist das unsere Sache und geht Sie das gar nichts an. Schuster bleib bei deinem Leisten. Robbe bleib in deinem Wasser. Und wir vernichten uns gegenseitig nicht aus bloßer Lust am Morden, nicht aus purer Blutgier, wie Sie in Ihrem kurzsichtigen Robbenverstand zu behaupten belieben, sondern weil wir für's Blutvergießen gewichtige Motive haben: wenn nationale Ehre verletzt, materielle Interessen geschädigt, die politische Machtstellung eines Staates und Volkes angegriffen ist, oder dergleichen schwerwiegende, das Blutvergießen erklärende und entschuldigende Gründe vorhanden sind. Wir schlagen und tödten und lassen uns tödten, oft auch für eine Idee, für Grundsätze, für Principien, für Ueberzeugungen, für religiöse Anschauungen. Wir schlagen oft Jemand todt, weil er unsere Meinungen nicht theilt; weil er Gott nicht so

anbetet, wie wir es selbst thun; weil er vom Eigenthumsprincip verschrobene Begriffe hat; weil er nicht vor den Altären knieen will, die wir errichtet; weil er störrisch das nicht anbeten will, was wir anbetungswerth finden; weil uns die Form seiner Nase, die Farbe seines Haars, der Schnitt seines Rockes nicht gefällt. Aber was kann eine Robbe von solchen idealen Anschauungen der Menschen verstehen!

Bei diesen meinen Worten stießen sämmtliche Robben eine so laute Lache aus, daß Neptun in seinem Nachmittagsschläfchen gestört wurde und unwillig seinen Patriarchenkopf aus der Tiefe hervorstreckte und die sich vor Lachen den Bauch haltenden Seehunde mit dem Dreizack bedrohte.

— Wollt ihr wohl ruhig sein, ihr Lumpen, donnerte sie der Gott an, was habt ihr da so unanständig laut zu lachen?

— Aber, Väterchen, wenn Du nur den da hören würdest, was der für Unsinn zusammenspricht, so würdest Du uns nicht schelten, sondern unsere laute Heiterkeit theilen.

Neptun warf einen unzufriedenen Blick auf mich und tauchte dann unter, ohne mich eines Wortes oder Grußes zu würdigen, worüber die Robben noch lauter lachten. Endlich als sich diese Heiterkeit gelegt, sagte der Seehund aus dem Zoologischen Garten ernst werdend:

— Laß Dir die erhaltene Lehre zu Nutzen dienen, sagte er würdevoll, und bilde Dir nicht ein, daß uns mit Deinem hohlen Phrasenschwall imponiren kannst. Ich habe lange genug unter euch gelebt, um euer Treiben kennen zu lernen. Je näher ich die Menschen kennen lernte, desto mehr verachtete ich sie; desto mehr sah ich ein, wie weit wir Robben höher stehen, besser sind, als ihr. Wir kennen weder Neid noch Habgier, noch Raub noch Mord. Ehrgeiz ist uns eben so unbekannt wie Hochmuth; Diebstahl und Treubruch kennen wir nicht, noch die wilde Jagd nach Rang und Würde, Orden und Auszeichnungen. Wir verkaufen unser Gewissen nicht für ein buntes Bändchen im Knopfloch, für ein goldenes Kreuzchen am Halse, für einen blinkenden Stern an der Brust, für einen goldenen Schlüssel am Rücken, für silbergestickte Rockschöße, für goldstrahlende Frackkragen. Falsches Maß und Gewicht ist uns eben so unbekannt, als Lug und Trug, Mord und Todtschlag, Bestechlichkeit und Unterschleif, Käuflichkeit und Herzlosigkeit. Geht, wir Robben sind doch besser als Ihr.

— Wenn Ihr solche Idealisten seid, wie kommt es, daß Ihr Euch im Zoologischen Garten für schnödes Geld producirtet? fragte ich höhnisch, in der Meinung, die Robbe grünlich geschlagen zu haben.

— Warum wir uns im Zoologischen Garten producirten? fragte hitzig werdend der Seehund. Weil man uns heimtückisch der Freiheit und unserer Heimath beraubte. Weil man uns durch Hunger gezwungen, Beschäftigungen nachzugehen, die unserem Naturel, unserem Temperament widerstreben. Glauben Sie denn, daß es mir Vergnügen machte, vor einem Haufen blödsinniger Menschen Walzer zu tanzen, Pistolen abzufeuern, auf Leierkasten zu spielen, abscheuliche, übelriechende Cigarren zu rauchen und andere niedrige Handlangerdienste zu verrichten? Durch List und Gewalt wurden wir gefangen, durch Hunger und Durst dressirt. Eine Cultur, die zu solchen gewaltthätigen Mitteln greift, ist verdammungswerth. Die Bildung, die man auf solche Weise octroyirt, kann keinen Nutzen bringen. Eure sogenannte Civilisation zeigte uns nur ihre Schattenseiten und anstatt der süßen Früchte, kosteten wir nur die herben. Durch Hunger zwang man uns euere falsche Cultur anzunehmen, durch Durst bildete man uns aus für euere lügenhafte Cultur empfänglich zu werden. Ihr mißbrauchtet euere rohe Kraft, um uns zu demoralisiren, um uns Grundsätze einzuimpfen, die mit unseren Rechtsbegriffen, unseren Ueberzeugungen und Grundsätzen in grellstem Widerspruche standen, unser angeborenes Zartgefühl

verletzten, Wenn wir unter solch einer Leitung, Dank solchen depravirten Lehren und verderblichen Beispielen nicht zu Grunde gegangen sind, so ist das der beste Beweis unseres gesunden, wundervollen Naturels, das selbst euerem giftigen, verderblichen Einfleße nicht unterlag, in dem Schlamme euerer sittlichen Verkommenheit nicht zu Grunde ging. Und ihr wollt uns Robben cultiviren, dressiren, mensche n ähnlich machen. Ich danke für die Ehre, will auf mein Robbenthum durchaus nicht verzichten, noch weniger mir euer Menschenthum aneignen. Geht, lasset uns ungeschoren, wie wir auch euch unbehelligt lassen. Weder haben wir das Verlangen die Rolle des Telemachos zu spielen, noch seid ihr befähigt die Function des Mentors auszufüllen. Sorgt für euere eigene Nachkommenschaft und sucht nicht d=n Seehunden euere Weisheit beizubringen. Denn nur List oder Gewalt stehen euch zu Gebote und durch Hunger und Durst, durch Schläge und Entbehrungen wollt ihr uns die Früchte eueren verächtlichen Civilisation inoculiren. Wenn darin euere ganze pädagogische Weisheit besteht, so danke ich dafür, da ziehe ich es vor, eine dumme Robbe zu bleiben, als ein kluger Mensch zu werden. Mehr habe ich Ihnen nichts zu sagen.

Sprach's und wandte sich verächtlich von mir ab, den weißen silberglänzenden Bauch dem Einflusse der wärmenden Sonnenstrahlen aussetzend. Von einem Seehunde verachtet zu werden; von einer Robbe eine Lection zu empfangen — das hatte noch gefehlt. Ich hätte sicherlich der groben, ungeschliffenen Robbe tüchtig auf die Schnauze gegeben, wenn nicht unser Dampfer sich zu weit entfernt hätte, als daß meine Stimme die Sandbank erreichen konnte, auf welcher sich der philosophirende Seehund sonnte.

VI.

Ganz beschämt, von einer Robbe verhöhnt worden zu sein, die man durch Hunger dazu gebracht hatte, Walzer zu tanzen und den Retter von Menschen zu spielen, Pistolen abzufeuern und eine Drehorgel in Bewegung zu setzen, die in Jammertönen die prächtige Melodie „Ach Du lieber Augustin" ableiert; knirschend vor Zorn, daß es einem dummen Seehunde gelungen war, mich im Zungengefechte zu schlagen und zum Schweigen zu bringen, wollte ich nicht mehr nach der Sandbank hinschauen, wo die triumphirenden Thiere behaglich ihren Bauch den glühenden Sonnenstrahlen aussetzten und blickte in eine entgegengesetzte Richtung, wo sich meinen Augen ein weit interessanterer Anblick bot.

Ganze Schwärme von Seemöven umschwärmten unser Schiff, dessen Bord sie traulich umkreisten. Seid mir gegrüßt, ihr befiederten Mövenschaaren, die ihr oft meine Begleiter gewesen. Als frohes Zeichen grüß ich euch, mein Loos, es ist dem euren gleich. Wie ihr, so flattere ich dahin auf dem Meere des Lebens in süßem Nichtsthun, nur daß manchmal mir die Flügel den Dienst versagen, da sie im Grunde genommen doch nichts Anderes als ein ganz gemeiner Gänsekiel sind und was kann man von einer dummen Gans Anderes erwarten, als daß sie uns gerade in dem Augenblicke desertirt, wo wir ihrer am meisten bedürfen. Freilich behauptet man, die Gänse hätten durch ihr rechtzeitiges Geschnatter das Capitol und Rom gerettet. Wenn man aber bedenkt, daß auf dieses einzige rettende Geschnatter unzählige Fälle kommen, wo der Gänsegekiel Verderben gebracht, so wird das Verdienst wesentlich verringert. Und wenn man noch dazu die Eitelkeit, die Putzsucht, die Frivolität, die Liebe zur Medisance, den Leichtsinn, die Oberflächlichkeit, die Gefühllosigkeit und den Dummstolz der Gänse berücksichtigt, welche Eigenschaften sie mit der Majo-

rität der Weiber theilen, so wird man begreifen, warum mir die Gans sowohl im Leben als im Tode, laut schnatternd oder mit Kastanien gebraten, antipathisch ist: in beiden Fällen ist sie schwer verdaulich.

Weit wärmere Sympathien trage ich den Möven entgegen. Das ist ein anspruchsloser, zutraulicher, gemüthlicher Geselle, der sich anfangs scheu und schüchtern benimmt, den man aber baldigst kirre machen kann. Anfangs umkreiste die Schaar Möven unseren Dampfer nur in weiter Ferne; herausfordernd schlugen sie mit den langen Flügeln, die sie dann schwärmerisch ihrer ganzen Länge nach ausbreiteten und so in dem blauen Aether sanft dahinschwammen. Die weiten weißen Flügel des reizenden Seevogels stachen kräftig von der transparenten Luft, der in den goldigen Sonnenstrahlen glitzernden Meeresfläche ab. Dann ließen sie sich in einem Anfalle von tollem Uebermuth pfeilschnell von der Höhe fallen, um dicht über dem Wasser dahinzustreichen, die Oberfläche mit der Spitze ihrer Flügel berührend. Es war in der That ein reizendes Schauspiel, wie sich die Möven im neckischen Spiele lustig verfolgten und Verstecken spielten. Es schien, als ob sie es darauf abgesehen hätten, uns eine Gratisvorstellung zu geben und ich hätte beinahe behauptet, daß sie im Rythmus der lustigen Musik durch die blauen Lüfte dahinjagten. Allmälig verengten sich die Kreise, welche die Möven in ihrem Fluge um unser Schiff bildeten; sie näherten sich immer mehr; selbst die rothen, selbstzufriedenen Gesichter der auf dem Verdecke befindlichen zahlreichen Berliner, Hamburger, Frankfurter Banquiers schienen ihnen keinen Schrecken mehr einzuflößen, da diese Gesichter, unter dem besänftigenden Einflusse des sich uns darbietenden erhabenen Panoramas, das ihnen sonst eigene Raubvogelartige verloren, so daß das vielleicht der geeignetste Moment gewesen wäre, eine Anleihe zu vortheilhaften Bedingungen abzuschließen, da sich gewöhnlich, wenn das Herz ästhetischen Empfindungen zugänglich wird, auch das Portemonnaie nicht so strikt hermetisch geschlossen zeigt. Leider jedoch hatte ich keine Vollmachten zum Abschluß einer Anleihe stante pede, so daß der für diese Operation so sehr günstige Moment unbenutzt vorüberging. Des Lebens Mai blüht einmal und nie wieder . . .

Und immer mehr näherten sich die reizenden Möven unserem Schiffe und die Banquiers fühlten ein menschliches Rühren und begannen ihnen Brotkrumen zuzuwerfen, welche die intelligenten Thierchen im Fluge auffingen. Und jetzt begann ein allgemeines Bombardement: Banquiers, Negocianten, Fabrikanten, ihre Töchter und Frauen, Tanten und Nichten, alle bewaffneten sich mit Weißbröten und begannen die Möven zu füttern, die durch diese ihnen gewordene, ganz unerwartete Aetzung vollständig zutraulich wurden und sich sogar auf den Rand des Schiffes niederließen. Gar manche räuberische Banquierhand streckte sich aus, um das liebenswürdige Vertrauen der Vögel mit schnödem Treubruch zu lohnen und sich ihrer Beute zu bemächtigen. Doch das zarte Gefühl der anwesenden Frauen und Töchter ließ das nicht zu und sie riefen aus: Laß Vater genug sein des grausamen Spiels. Täusche nicht ihr Vertrauen! Ach, wenn die Frauen und Töchter der Finanzkönige wüßten, welch ein noch weit grausameres Spiel ihre Gatten und Väter mit unserer Valuta treiben, wenn sie unser in sie gesetztes Zutrauen mißbrauchen und uns auf die gewissenloseste Weise exploitiren — sie würden vielleicht auch zu unseren Gunsten sich verwendet haben, wie sie jetzt zartfühlend für die armen Möven einsprangen, nicht zugebend, daß dieselben die wenigen Brosamen, die für sie vom Tische des Reichen, von seinem Ueberfluß abfielen, mit ihrer Freiheit, ja mit ihrem Leben bezahlten. Die schlechteste Frau hat noch immer mehr Herz und Gefühl als der beste Mann.

Das Füttern der Möven nahm indessen seinen ungestörten Verlauf und durch die reichlich fallenden Brocken herbeigezogen, vermehrte sich die Schaar der graziösen, dem Anschein nach hungrigen Vögel. Es war sehr hübsch anzusehen, wie sie die

ihnen in Profusion zugeworfenen Brocken im Fluge auffingen. Doch ließ sich dabei keine Spur von Neid oder Mißgunst bemerken, selbst wenn manche Möwe leer ausging, mancher hingegen gar zu viel zu Theil wurde. Neidlos sahen die Anderen zu, philosophisch dabei denkend, daß die Glückesgaben ungleich vertheilt sind und daß man über das Schicksal nicht murren dürfe, da es doch blind sei. In dieser Beziehung bekundeten die Vögel weit mehr Verstand, Takt und Zartsinn, als die Menschen, und die zahlreich anwesenden Banquiers, die Gott weiß wie edelmüthig zu sein glaubten, indem sie für einige Pfennige Brot austheilten, hätten leicht bei den Möven weise Enthaltsamkeit lernen können.

Urplötzlich legte sich eine reizende blüthenweiße Möve an meine Wange und raunte mir geheimnißvoll in's Ohr: Wissen Sie schon, daß Michail Nikiforowitsch todt ist?

— Ob ich's weiß, o beflügelter Bote, der Du mit Deinen Nachrichten so spät kommst. Wohl weiß ich's, daß der große Patriot, der berühmte Publicist, der tapfere Streiter dahingegangen ist, von wo es keine Rückkehr giebt und daß sogar gewisse Leute, die den Patriotismus in Pacht genommen zu haben scheinen, diese Gelegenheit benutzt haben, um allen denjenigen, die nicht durch diesen Todesfall ganz aus dem Häuschen geriethen, den Text zu lesen.

— Welcher Ansicht sind Sie über Katkow? fragte mich die Möve.

— Ich habe stets vor dem Redacteur der „Moskowskija Wedomosti", den ich persönlich kannte, die größte Hochachtung gehegt, wenn ich auch oft seine politischen Meinungen nicht theilte und seine Verirrungen beklagte. Doch wenn der verstorbene Publicist irrte, so geschah es stets in der festen Ueberzeugung, daß er Recht habe, daß er im Interesse seines Landes und Volkes, welches er über Alles liebte, handle. Michail Nikiforowitsch war ein Gefühlsmensch, kein kaltberechnender Politiker; sein Kopf ging oft mit dem Herzen durch und sein Verstand gehorchte gar zu oft der Empfindung. Man wirft ihm seine Inconsequenz in politischen Fragen vor, daß er oft das in den Staub zerrte, was er angebetet, daß er selbst die Altäre zerstörte, die er sorgfältig errichtet, die Ideale verleugnete, die er proclamirt, die Principien verkündete, die er prohorrescirt. Lord Palmerston pflegte zu sagen, daß Consequenz in der Politik nicht nur ein Fehler, sondern geradezu eine Dummheit sei. Darum kann man auch Michail Nikiforowitsch seine oft unerklärlich erscheinende Inconsequenz sowohl in seiner Liebe, als in seinem Hasse, nicht zum Vorwurfe machen. Er handelte stets im guten Glauben, Recht zu thun und wenn er irrte, so irrte er, weil er auch Mensch war und — Irren eben menschlich ist. Er wechselte seine Ueberzeugungen, weil er wähnte, sich getäuscht zu haben und er freimüthig genug war, diesen seinen Irrthum einzugestehen.

— Und sein Deutschenhaß neuesten Datums?

— Michail Nikiforowitsch ist nie Deutschenhasser im eigentlichen Sinne dieses Wortes gewesen. Ich habe den eminenten Publicisten, der jetzt ein stiller Mann geworden, persönlich gekannt. Zuerst 1862, dann 1884, wo ich ihn während meiner Anwesenheit in Moskau besuchte. Er empfing mich sehr freundlich und aus einem längeren Gespräche mit ihm konnte ich nicht umhin zu der Ueberzeugung zu kommen, daß er weit von einem Deutschenfresser sei. Ein Mann, der seine Studien in Deutschland gemacht, der die deutsche Sprache gleich der russischen beherrscht, ein Schüler Schellings, ein Adept seiner positiven Philosophie, ein aufgeklärter Mann, ein Mann von Geist und Herz, ein ehemaliger Universitätsprofessor, ein Forscher, Denker und Schriftsteller konnte unmöglich ein Deutschenhasser sein in dem Sinne, wie man dieses Wort gewöhnlich versteht. Daß er in der letzten Zeit mit ungewöhnlicher Heftigkeit gegen Deutschland, richtiger gesagt, gegen die auswärtige Politik des Fürsten Bismarck auftrat, erklärt sich dadurch, daß Katkow ein russischer Patriot von

echtem Schrot und Korn war und er die gegenwärtige Politik des deutschen Reichskanzlers als für die vitalsten Interessen Rußlands verderblich betrachtete und in diesem Geiste handelte.

— War er dazu berechtigt? Hatte die Bismarcksche Politik ihm dazu wirklich Veranlassung gegeben?

— Sie sind sehr neugierig, Fräulein Möve, und thut es mir sehr leid, Ihnen auf Ihre indiscrete Frage keine Antwort geben zu können. Denn das würde mich zu weit führen; ganz abgesehen davon, daß ich mich in keine Discussion über politische Fragen einlassen will. Doch eins will ich Ihnen im Vertrauen sagen und Sie können daraus selbst die Schlußfolgerung ziehen, in wie fern die Germanophobie Katkows berechtigt war, in wie weit seine Ausfälle gegen den Fürsten Bismarck motivirt waren, den er doch früher als den treuesten Bundesgenossen Rußlands verherrlichte. Die Sache ist nämlich die, daß . . .

In diesem Augenblick warf ein Berliner Bankier ein großes Stück leckeres Weißbrot in die Luft. Meine Möve, ohne sich ferner für die sensationellen Enthüllungen, die ich ihr über Katkow und Bismarck machen wollte, zu interessiren, eilte dahin, fing den Brocken auf und schwamm lustig dahin in den blauen Aether, ihre Beute in aller Gemächlichkeit langsam verzehrend, ohne mich ferner eines Blickes zu würdigen. Sie sind nun einmal die Weiber. Das ernsteste Gespräch, die schwerwiegendste Unterhaltung sind sie bereit abzubrechen, um eines Leckerbissens halber, wegen eines modernen Fetzens, wegen einer Tournure, wegen des Schnittes einer Taille. Frailty, thy name is Woman, sagte Shakespeare mit Recht.

Wir hatten Norderney schon längst aus den Augen verloren, über uns der immense Himmelsdom, um uns die riesige Wasserfläche. Wir waren mehrere Meilen weit in die See hinausgedampft und begegneten häufig Kauffahrteischiffen, stolzen Dreimastern, deren weiße Segel sich in der frischen Brise stolz aufblähten, gleich einem sich vor Hochmuth nicht mehr kennenden Truthahn. Von der Ferne sehen diese Kolosse gleich Möven aus. Auch manche Riesendampfer zogen beschleunigten Laufes an uns vorüber, so daß wir sogar die Gesichter der an Bord Befindlichen zu unterschoiden vermochten. Der Himmel weiß, aus welchen Himmelsgegenden und wohin diese Schiffe zogen, denen wir da auf der offenen See, der großen Heerstraße aller Völker begegneten.

VII.

Mein projectirter Ausflug nach Helgoland konnte nicht stattfinden, weil alle diese Tage ein Orkan raste, der keinem Dampfer gestattete, in die See zu stechen. Wir waren sogar ohne Post geblieben, weil die Verbindung mit dem Continente unmöglich war, so daß, wenn das stürmische Wetter lange anhalten sollte, die einige Tausend Badegäste Gefahr laufen würden, zu verhungern, indem die Insel selbst nur den geringsten Theil der an sie gestellten Anforderungen genügen kann und die Lebensmittel aus Norden, Bremen, Hamburg und Hannover herbeigeschafft werden. Wenn so ein böser Wind weht, der die Verbindung zur See gefährlich macht, so befinden sich die Insulaner oft in einer peinlichen Verlegenheit, freilich nicht ihretwegen, da ihre Bedürfnisse sehr bescheiden sind und die Insel ihnen genügen kann, sondern ihrer verwöhnten Gäste halber.

Freilich giebt es noch eine Verbindung zwischen Norderney und dem Continent, die ist aber so gefährlich, daß man zu ihr nur in den äußersten Fällen seine Zuflucht nimmt, oder wenn ein Abenteuer suchender Tourist gerade das erhebende Gefühl des Gruselns kennen lernen will. Das ist nämlich eine Fahrt durchs Meer zu Wagen.

So unglaublich dieses auch klingen möge, so wahr ist es, daß es möglich ist, einen gewissen Theil der Nordsee per Achse zu befahren und zwar von der Insel Norderney bis zur Stadt Norden.

In dem Theile der See, die von der Insel Norderney dem Continente am nächsten liegt, (das sogenannte Waalmeer) giebt es gewisse Stellen, die während der Ebbe mit Wagen befahren werden können, da das Meer dort nicht sonderlich tief ist. Doch ist eine solche Fahrt mit großer Gefahr verbunden, so daß nur hirnverrückte oder vom Spleen behaftete Engländer, die so übersättigt sind von den Genüssen des Lebens, daß sie im Gruseln, im Spielen mit dem Feuer, in der eminenten Lebensgefahr, eine kleine Abwechselung ihres blasirten Seins finden, dieselbe antreten. Gefährlich ist eine solche Fahrt aus folgenden Gründen: erstens ist eine ganz besondere Ortskenntniß erforderlich, da die geringste Abweichung von der durch keine sonderlich hervorragenden äußeren Kennzeichen sich merkbar machenden Furt unausbleiblich Tod und Verderben nach sich zieht; zweitens kann auch die genaueste Bekanntschaft mit der Oertlichkeit vor Unglück nicht bewahren, da die oft unerwartet eintretende Hochfluth alle menschlichen Berechnungen und Kenntnisse zu Schanden machen kann. Freilich sind Ebbe und Fluth gewissen Naturgesetzen unterworfen, doch werden dieselben durch unerwartet eintretende Strömungen in den höheren Luftschichten, wenn nicht ganz über den Haufen geworfen, so doch erheblich gestört und wesentlich verändert, so daß auch die am sorgfältigsten aufgestellte Berechnung leicht trügen kann. Ein plötzlich ausbrechender Sturm (wie er in diesen Breitegraden auf der Nordsee sehr häufig ist) kann den Moment des Eintretens der Hochfluth bedeutend beschleunigen und die tollkühnen Reisenden sind dann rettungslos verloren.

Trotz alledem (ganz abgesehen davon, daß solch eine waghalsige Fahrt sehr hoch zu stehen kommt, da sich die Insulaner, die sich zu solch einer abenteuerlichen Excursion verstehen, dieselbe sehr theuer bezahlen lassen, um sich gewissermaßen eine Lebensversicherungsprämie für ihre Familien zu schaffen) werden diese Fahrten zu Wagen durch die Nordsee manchmal unternommen und gelingen größtentheils, was freilich die Chancen der Gefahr durchaus nicht vermindert. Sogar dieser Tag sollte eine solche Excursion stattfinden und hatte man mich zur Theilname an derselben aufgefordert. Da ich aber weder Engländer, noch verrückt, noch von Spleen befangen bin, noch mich mit Selbstmordgedanken trage (obgleich ich eingestehe, daß das Leben durchaus nicht der Güter höchstes ist), so schlug ich diesen freundlichen Antrag resolut aus. Ueberhaupt bin ich durchaus nicht so blasirt, daß ich mich sehnen sollte, das Gruseln kennen zu lernen. Die Fahrt fand jedoch nicht statt, da seit einigen Tagen anhaltend ein furchtbarer Orkan wüthet, der an Heftigkeit Alles übertrifft, was ich in dieser Beziehung erlebt. Aeolus scheint alle seine Geister losgelassen zu haben und die sich jetzt entwickelnde wilde Jagd spottet aller Beschreibung. Toll und wüthend rasen diese entfesselten Elementargeister dahin und scheinen in ungezügelter Wuth die sich ihnen in den Weg stellende unglückliche Insel hinwegfegen, vernichten zu wollen. Heulend, brüllend, stöhnend, ächzend, klagend gleich den armen Seelen im Fegefeuer, rasen die Winde über die Oberfläche des Meeres dahin, himmelhohe Wellen vor sich herpeitschend, die da schäumend vor Schmerz und Zorn sich auf die Insel stürzen, um an derselben ihr Müthchen zu kühlen.

Da wo noch vor kurzem am Strande sich eine improvisirte Stadt aus Bienenkörben erhob, auf deren Dächern bunte Fahnen, Fähnchen und Wimpel der abenteuerlichsten Formen und phantastischsten Farben lustig in der Brise flatterten; wo sich ein ungewöhnlich reges Leben entwickelte und zu einem anmuthigen Ganzen gestaltete, ein außerordentlich harmonisches und pittoreskes Bild darstellte; wo große, hübsche, junge Mädchen auf kleinen, häßlichen, alten Eseln kühn dahingaloppirten und zahl-

reiche Cavalcaden bildeten, die von eleganten Amazonen und fashionablen Cavalieren hoch zu Roß escortirt wurden; wo alle gesellschaftlichen Annehmlichkeiten des Seebadelebens ihren Culminateonspunkt erreichten und sich ein höchst wohlthuend berührender, angenehmer, freier, ungezwungener Verkehr entwickelte; wo sich die überdachten buntbewimpelten Korbsitze eng zusammenrückten und reizende Gruppen bildeten, in denen Gott Amor, der schelmische Knabe, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, oft reiche Ernte hielt, stets schußbereit und zumeist sicher schießend, nie das Ziel verfehlend, welches unser armes Herz ist; wo elegante Equipagen mit fashionablen Insassen über das von den Meereswellen täglich dienstfertig glattpolirte und frottirte prächtige Meersandparquett dahinrollten — da herrscht jetzt das wilde Element als unumschränkter Gebieter und hat dem geselligen Leben mit einem Schlage (es bleibt nur zu hoffen, nicht für all zu lange) ein Ende gemacht. Einsam und verödet liegt die Düne da, denn eine Promenade am Strande ist ganz undenkbar, da der mit Hagel und Regen untermischte Orkan die Passanten räuberisch anfällt, ihnen die Kleider vom Leibe zu reißen droht, die Hüte entführt, das Haar verwirrt, das Auge blendet, das Gesicht peitscht und sich überhaupt auf eine höchst unanständige polizeiwidrige Weise geberdet, so daß ein jeglicher Verkehr mit solch einem trotzigen Gesellen ganz unmöglich ist und man ihm grollend das Feld räumt, wozu man auch schon dadurch gezwungen ist, daß der ganze Strand sich in einen wogenden See verwandelte und die Wellen da ihr loses Spiel treiben und sich lustig überstürzen und sich die tollen Köpfchen an der Steinböschung zerschellen, ohne sich darum im Geringsten zu kümmern. Es ist ein eben leichtsinniges Völkchen.

— Der Anblick des Meeres ist von einer imponirenden Majestät. Himmel und See scheinen ein Ganzes zu bilden, sich in inniger Umarmung zu verschmelzen. Hoch geht die wogende Nordsee und wehe den Schiffen, die sich jetzt auf der Fahrt befinden. Selbst der in der Nacht hochaufglühende Leuchtthurm, der sein strahlendes Licht lenkend, andeutend, rettend, mahnend, warnend über die ungeheure Fläche ausbreitet, kann schwerlich von irgend welchem Nutzen sein, in diesem wüthenden Kampfe der empörten mächtigen Elemente mit dem gebrechlichen Erzeugnisse der Menschenhände. Der weiße Gischt tanzt in wildem Reigen auf der tiefdunkeln auf- und abwogenden Meeresfläche, von der in dem Dunkel der Nacht, bei dem mit schweren Regenwolken grauschwarz umzogenen Himmel ein phosphorartiges Leuchten ausgeht, das gar gespenstisch aussieht und unwillkürlich das Herz höher schlagen macht. Und immer wilder wird der Orkan und in seinem Wüthen erschüttert er die Grundfesten des soliden Hauses Hohenzollern, von dessen Erkerthum ich dieses erhabene Schauspiel beobachte.

Ich bewohne nämlich im Hause Hohenzollern — ein großes, solide aus Backstein ausgeführtes Gebäude, etwas gar zu strengen, puritanischen Aussehens, ohne jeglichen architektonischen Schmuck, dem die Bogenfenster und die Erkerthürme den Anblick eines alterthümlichen Castells verleihen — ein großes weites, in einem Erkerthurm belegenes Gemach, das gerade für meine Beschaulichkeit sehr geeignet, geradezu dafür geschaffen ist. Die romantische Lage dieser Wohnung, besonders der kreisrunde, das ganze Gebäude überragende Thurm, in dem sich mein Zimmer befindet; daß außer einem großen Bogenfenster noch von den Seiten Schießscharten hat, die sich vorzüglich zu Observationspunkten eignen, hatte mich auch verlockt, dieselbe zu meiner Residenz zu erwählen. Dank dieser meiner erhabenen Position, habe ich eine freie, durch nichts gehemmte Aussicht über die Insel, besonders jedoch auf die See, und kann ich von meinem Beobachtungspunkte aus allen Peripetien des Orkans folgen, da an ein Ausgehen gar nicht zu denken ist, ebensowenig an's Baden, welches heute geradezu gefährlich ist, da man leicht von dem Anprallen der Wogen umgeschleudert und willenlos fortgerissen werden kann. Selbst die Badewaggons mußten in Sicherheit auf den Hügel gebracht werden.

Gestern war das Baden noch möglich, obwohl das Meer auch hoch ging und es nicht wenig Mühe kostete, sich auf den Beinen zu erhalten. Die Wellen schienen mit den Badenden ein neckisches Spiel treiben und dieselben um jeden Preis niederschlagen und ihnen ein Sturzbad bereiten zu wollen. Manche ließen es sich gefallen. Ich aber, mit dem mir eigenen Trotz, wollte mir dieses familiäre Betragen nicht gefallen lassen. Ich bot den anprallenden Wellen muthig die Brust dar und hielt mehrere ihrer Attaken aus. Doch in dem Maße, wie mein Erfolg wuchs, wuchs auch die Wuth der Wogen, die sich geschlagen sahen. Mit erneuerter Wuth, mit vereinten Kräften stürzten sie wuthschäumend auf mich los und ich sah mich gezwungen Fersengeld zu zahlen, d. h. das Schlachtfeld eilig zu verlassen. Doch that ich dieses im Siegesbewußtsein nicht niedergeschlagen worden zu sein. Als die Wellen meine Flucht gewahr wurden, stießen sie ein Siegesgeheul aus und eilten mir nach und schon als ich die in den Badewagen führende Treppe erreicht hatte, warf sich eine gar zu hitzige Verfolgerin auf mich und griff mich an der Ferse.

Heute jedoch ist an's Baden eben so wenig zu denken als an's Ausgehen und so saß ich zu Hause und las Romane, unter Anderem ergötzte ich mich an den Reiseeindrücken der Frau Wilhelmine Buchholtz in Italien. Ich las spät in die Nacht hinein, bis die Buchholtzen glücklich mit ihrem Karl und Onkel Fritz nach Berlin zurückgekehrt war. Dann schlief ich sofort ein. Doch dauerte mein Schlaf nicht lange, denn ich wurde durch einen Höllenlärm erweckt. Es prasselte über meinem Haupte, gleichsam als regnete es Bleikugeln. Doch war es nur ein Hagel, der auf's Dach fiel und an die Fensterscheiben schlug, daß sie klirrten. Und dabei grollte der Donner, zuckten fahle Blitze, die mit ihrem schwefelgelben Lichte den dunklen Dunstschleier zerrissen, in den die ganze Scenerie gehüllt war, und dann erst bei dieser mysteriösen momentanen Beleuchtung sah ich die kochende See, auf deren Oberfläche der weiße Gischt einen ungezügelten, bachanalischen Tanz aufführtee. Man konnte den grauen Himmel vom grauen Meere nicht unterscheiden.

Und der Sturm raste in stets wachsender Kraft. Zornig schüttelte er an Thür und Fenster, gebieterisch Einlaß begehrend, mit Zerstörung, Tod und Verderben drohend wenn man seiner Forderung nicht sofort nachkäme. Und dann wieder änderte er die Tonart. Da er sah, daß sein Drohen nichts half, daß man vor seinen Einschüchterungen nicht erschreckte, ihm nicht zu Willen wat, so begann er zu wimmern gleich einem Kinde; so soll das Krokodil wimmern, wenn es auf Beute ausgeht, um dadurch Mitleid zu erregen und des Opfer an sich zu locken. Der Sturm wimmerte und jammerte, heulte und klagte, man möge sich doch um Gottes Willen seiner erbarmen, ihn einlassen, ihm Gastfreundschaft gewähren, da er sonst umkommen müsse da draußen in dieser entsetzlichen Nacht. Wehe dem, der diesem heimtückischen Flehen ein geneigtes Ohr lieh, der sich erweichen ließ, der nicht hermetisch Alles abschloß, was nur abzuschließen ist. Auf mich machte sein Drohen eben so wenig Eindruck, als sein Flehen. Da er sah, daß Alles vergeblich, daß im Guten nichts zu erlangen war, so versuchte er es wieder mit Gewalt. Er schüttelte das Haus, daß es in seinen Grundvesten erbebte und laut ächzte vor Schmerz. Dann griff der unheimliche Gast wieder zur List. Ich hörte plötzlich, wie er im Rauchfange wimmerte und sich auf diesem ungewöhnlichen Wege zu mir etnführen wollte. Der wüste Gesell hatte es nun einmal auf mich abgesehen. Doch gelang ihm seine böse Absicht nicht.

Den Schlaf hatte er jedoch richtig von meinem Lager verscheucht. Und da saß ich einsam in dunkler Nacht und es überkamen mich trübselige Gedenken. Der Pessimismus gewann die Oberhand. Ich befand mich in einer abscheulichen, nicht nur melancholischen, sondern geradezu hypochondrischen Stimmung; in einer Verfassung, wo der Spleen in seinen entsetzlichsten Ausschreltungen einen überkommt und wo man sich oft gezwungen sieht, Schutz gegen sich selbst zu suchen, da man sonst eine Thor-

heit und Feigheit zugleich begehen kann, die nicht mehr wieder gut zu machen ist. Die Herrschaft der blue devils war abermals über mich gekommen und ich kuirschte vor Zorn ob dieses despotische Regime, das mir die letzten meiner Illusioneu zu rauben drohte.

Mit den Illusionen des Menschen geht es just so, wie mit seinen Haaren: je weniger man derselben besitzt, desto mehr hält man an ihnen fest. Das schütter werdende Haar streicht man sorgfältigst zusammen, um nach Kräften eine jede Blöße auf dem Schädel zu verdecken. Die schwindenden Illusionen sucht man krampfhaft festzuhalten; man klammert sich convulsivisch an sie, da man instinktiv fühlt, daß die Illusionen das einzig Schöne am Leben sind und wenn uns dieselben entgehen, uns factisch nichts mehr übrig bleibt.

Darum wollte ich Allen den wohlgemeinten Rath geben, der Pflege ihrer Haare so große Sorgfalt angedeihen zu lassen, als der Conservirung ihrer Illusionen. Denn ein vom üppigen Haarwuchs degarnirter Schädel ist ebenso ein Unglück, als ein seiner Illusionen verlustig gegangenes Gemüth. Man poche dann nicht auf seine Jugend, auf seine Kraft, auf die Elasticität seines Körpers und Geistes. Niemand wird diesen Betheuerungen Glauben schenken. Oder sollte man doch diesen Versicherungen wider Erwarten glauben, so kann das dem Betreffenden durchaus nicht zum Trost gereichen. Ein junger Mensch mit degarnirtem Schädel ist ebenso eine peinliche Erscheinung, als ein Jüngling ohne Ideale. Man fragt sich: Wo zum Teufel hat denn der Kerl seine Haare gelassen? Wo hatte er Zeit dazu, sie so zu verschwenden? Wo zum Henker sind den seine Ideale hingekommen? Wie ist es denn möglich gewesen, daß er in einer so kurzen Spanne Zeit alle seine Illusionen verausgabt, daß ihm nichts davon nachgeblieben ist?

Der kahle Kopf und das öde Herz sind stets ein höchst betrübender Anblick, besonders wenn er bei den Repräsentanten einer ganzen Generation constatirt wird. Mir flößen diese jungen Greise mit umflorten Blicken und schleppendem Gange, mit verdorbenem Magen und blasirtem Geschmack, ein undefinirbares Gefühl ein, das weniger Mitleid, aber mehr Wiederwillen enthölt. Diese frühzeitig verwelkten, abgelebten Cadaver, ohne Mark und Muth, ohne Saft und Blut, mit anämischem Hirne und verknöchertem Herzen, ohne Illusionen in der Seele und ohne Haare auf dem Kopfe flößen mir ein Gefühl des Ekels ein, so daß ich diese blutleere, herzlose, junge Generation gleich einem Ungeziefer erdrücken, gleich einer Schmarotzerpflanze ausjäten wollte. Das sind die Parasiten der modernen Gesellschaft, gegen die man nicht schonungslos genug vorgehen kann.

Wenn ich solch' einen jungen Greis sich dahinschleppen sehe, mit schlotternden Beinen und trüben Augen, kahlem Schädel und leerem Herzen, sich elendlich auf einen Stock stützend, das Monocle im zugekniffenen, trüben, glanzlosen Auge, die gelbe Stirn gefaltet, die dünnen Beinchen in den schmalen Höschen klappernd, die schmale Brust durch ein schmales Röckchen seltsamen Schnittes, eingezwängt; wenn ich ihren schalen Reden, ihren banalen Phrasen zuhöre, aus denen eine vollkommene Blasirtheit, eine geistige Ermüdung und Abspannung spricht; wenn ich sehe, wie unempfindlich sie für alles Edle und Schöne sind; wie das Gute und Erhabene ihnen unzugänglich ist; wie ihr kaltes, matt und schleichend circulirendes Blut sich durch nichts erwärmt; wie sie ein rein animalisches Leben führen, ihrem Magen dienen, der sich verachtungsvoll von ihnen abwendet und ihnen die Freundschaft kündigt, ihren bestialischen Trieben folgen und höheren Empfindungen ganz unzugänglich sind, so überkommt mich ein unendliches Gefühl des Abscheus und ich sympathisire vollständig mit dem bekannten Ausspruch, „wahrlich ich möchte nicht mein Enkel sein", denn welch' ein Nachwuchs ist von einer so blutleeren, hirnlosen Generation zu erwarten!

Es sind gar trübselige Betrachtungen, die mir beim Anblick der vielen Jammer-

gestalten kamen, die mir letzthin bei so vielen Gelegenheiten und an so mannigfachen Orten aufstießen, und ich wunderte mich nicht mehr, daß sich in unserem socialen Leben so viele abnorme Erscheinungen bemerkbar machen, daß Mancher, der unvorbereitet in unsere Mitte geräth, einem anhaltenden lethargischen Schlafe verfällt. Wir schlafen factisch Alle, führen nur ein Scheinleben, bilden uns nur ein, daß wir streben und suchen, verlangen und hoffen, lieben und hassen, während wir im Grunde doch weiter nichts sind, als Marionetten, die der hinter den Coulissen sitzende Magier nach seinem Willen lenkt. Und diese bezaubernd schöne Dame, die da kokettirt und liebäugelt und tausende Sclaven an ihren Triumphwagen fesselt, ist nur eine Fantoche, eben so wie der philosophirende Schönredner, der uns durch seine sonoren Phrasen in Entzücken versetzt, uns begeistert durch seine grandios angelegten Weltverbesserungsideen. Fantoches sind es, mit bunten Lappen bekleidet, mit Sägespänen gefüllt, die bei ihnen Blut und Geist, Hirn und Herz, Gemüth und Seele ersetzen. Marionetten sind sie Alle, die sich in ihrem lächerlichen Wahne einbilden, fühlende, empfindende, selbstständig handelnde Wesen zu sein.

Ist es ein Wunder, wenn man Pessimist wird; wenn man aus dem Marionettentheater direct ins Narrenhaus übergeht? Ist es ein Wunder, daß man oft aus dem Häuschen fahren möchte, wenn man sieht, was sich Alles vor unseren Augen vollzieht, welche Mißachtung der Gesetze, welche Verstöße gegen die elementarsten Begriffe der Menschlichkeit begangen werden; wie man das Gefühl der Erkenntlichkeit mit Füßen tritt, aus seinem Herzen jegliche Erinnerung an empfangene Wohlthaten auslöscht. Diese Erscheinungen machen sich sowohl im Großen, als im Kleinen bemerklich; sowohl im politischen als socialen Leben. Thun Sie jemand Gutes und Sie können überzeugt sein, daß er sich dadurch verpflichtet fühlt, Ihr erbittertster Feind zu werden. Das Gefühl der Dankbarkeit ist oft schwer zu tragen, und man sucht dasselbe los zu werden, indem man undankbar wird. . . . . .

Und da draußen wüthete der Orkan in stets wachsender Macht. Der Sturm heulte, gleich einem nach Beute lechzenden Raubthier. Das Brausen des Meeres dringt an mein Ohr und düstere Nacht umgiebt mich. Der Schlaf flieht mein Lager, an welchem der düstere Pessimismus treulich Wache hält und Morpheus dräuend verscheucht, so daß der holde Gott mir nicht zu nahen wagt.

VIII.

Ungefähr drei Viertelstunden von dem Badestrande entfernt, reizend am Meeresufer gelegen, befindet sich ein Restaurant, die Dünenhalle, genannt „Wilhelmshöhe", von dessen geräumiger Veranda man eine köstliche Aussicht auf die See hat. Ein gutes Glas Münchener Spatenbräu, eine erträgliche Tasse Kaffee, saftige Hummern und geschmeidige Austern bilden ein Lockmittel, stark genug, um dieses einsam und stolz auf einer ziemlich beträchtlichen Höhe gelegene Restaurant zu einem sehr beliebten zu machen, so daß man Nachmittags von 3 bis 7 Uhr an den zahlreichen Tischen factisch keinen einzigen Platz findet und man dem Bier und Kaffee, den Hummern und Austern, dem Schinken und Rührei einen erbarmungslosen Vernichtungskrieg erklärt.

Gestern, so gegen vier Uhr Nachmittags, als ich von besagter Veranda aus mit meinem Binocle über die See dahinstreifte und dem lustigen Tanze der Wellen folgte,

entdeckte ich am fernen Horizonte zwei Segel, die mich höchlichst interessirten, da sie gegen jegliche Geflogenheit auf diesen Theil der Insel zuzusteuern schienen, wo kein Landungsplatz vorhanden und überhaupt das Wasser nahe am Ufer so seicht ist, daß selbst die Fischerbarken demselben nicht nahe kommen können. Ich begriff bald, daß mit besagten Schiffen etwas Besonderes vorgehen müsse und eilte an's Ufer, um dem Gange der zu erwartenden Ereignisse besser folgen zu können. Bald wurde mir die Sachlage klar.

Dank der herrschenden Windstille hatten die Führer der beiden Schiffe (große Hamburger Lichter, die auf den Fang von Schellfischen ausgehen) jegliche Macht über dieselben verloren und die Fahrzenge waren ein Spiel der hochgehenden Wellen geworden, die in übersprudelndem Uebermuth mit denselben Fangball spielten, sie sich einander zuwarfen, gleichsam als seien die beiden großen Schiffe Gummibälle. Durch mein treffliches Binocle konnte ich deutlich sehen, wie die Mannschaft auf beiden Fahrzeugen, das sie erwartende Schicksal voraussehend, übermenschliche Anstrengungen machte, um dem Schiffe eine andere Richtung zu geben; wie sie muthig den Kampf mit den Wogen aufnahm, welche sie immer mehr dem Strande zuschleuderten. Aber alle Anstrengungen erwiesen sich als vergeblich. Die neckischen Wellen setzten ihr grausames Spiel fort und die menschliche Kraft erwies sich als machtlos, um so mehr, da dem Anscheine nach die Elemente sich zum Verderben der Fahrzeuge verschworen hatten. Denn es trat mit einem Male eine vollständige Windstille ein und die gespannten Segel, die man nach allen Seiten vergeblich wendete, in der Hoffnung, daß eine leichte Briese von irgend einer Seite sie schwellen und von dem Despotismus der Wellen befreien würde, ließen traurig die Köpfe hängen, wie die Grenadiere in der Heine'schen Ballade.

Dieses interessante Schauspiel des Kampfes der Menschen mit dem trügerischen Elemente hatte indessen auf verschiedenen Punkten der Insel Aufmerksamkeit erregt und bald war die Gegend am Strande, wo sich das Drama zur See abspielte, von einer nach vielen Hunderten zählenden Menschenmenge bedeckt. Factisch waren alle Badegäste herbeigeeilt, denn kann es eine größere, erregendere Abwechslung in dem ewigen Einerlei des Badelebens geben, als die erschütternde Episode eines Schiffbruchs? Eine sehr elegante Gesellschaft war am Ufer versammelt, um diesem Gratisschauspiel beizuwohnen. Und man klagt darüber, daß Norderney kein Theater hat! Kann es eine größere, prächtigere Scene geben, als die Nordsee, und kann man sich eine erschütterndere Tragödie denken, als diesen sich vor Ihren Augen abspielenden erbitterten reellen Kampf des Menschen mit den ihm feindlich gesinnten Elementen?

Da ist Alles echt. Nichts ist Surrogat. Keine durch unsichtbare Statisten bewegte grauweiß gemalte Leinwand, die das wogende Meer darstellen soll; keine Schiffe aus Carton, keine blau angestrichene Fläche als Himmel. Alles ist da unverfälscht, echt: Die schäumenden Wellen, die mit den großen Schiffen Fangball spielen; die brüllende Brandung, die sich an den Wänden der Fahrzeuge bricht; der riesige Himmelsdom, der über die ganze Scenerie sein blaues strahlendes Zelt ausbreitet; die goldige Sonne, die von ihrer Höhe mitleidsvoll im göttlichen Erbarmen auf die Unglücklichen herab scheint, welche die hohen Masten mit Katzengelenkigkeit auf- und abklettern, bald die Segel reffen, bald sie wieder ausbreiten, in der Hoffnung, den tödtlichen Umarmungen der Wogen zu entrinnen. Können Sie sich ein großartigeres Schauspiel denken, wo Alles echt, unverfälscht ist, selbst die Todesangst! . . .

Und immer näher wurden die Schiffe dem Ufer zugeschleudert, wo Verderben ihrer harrte. Kein Entrinnen war möglich. Schon sah man mit bloßem Auge die Matrosen auf dem Decke hin- und herrennen, die Befehle der Führer erfüllen, die sich jedoch als wirkungslos erwiesen. Man konnte deutlich auf den bleichen, sonnenverbrannten Gesichtern die Hoffnungslosigkeit sehen . . . Da erhob sich eine mächtige Welle,

augenscheinlich die Geduld verlierend ob dieses so lange währenden Spiels, ob des so hartnäckigen Widerstandes seitens des schwachen, frechen Erdenwurms. Sie ergriff mit Allgewalt das große Schiff, hob es in die Höhe und schleuderte es dann mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht dem Ufer zu, daß das brave Fahrzeug in allen seinen Fugen krachte, stöhnte und ächzte und gleichsam einen Todesseufzer ausstieß. Es war gestrandet, saß tief, unbeweglich im Sande. Der Wurf war ein kräftiger gewesen; die Beute saß fest, konnte nicht mehr fort, und die kleinen Wellen stürzten sich erbittert auf dieselbe los, um auch ihren Theil zu haben, und wüthend, gleich beutelechzenden Piraten oder Leichen witternden Haien, umkreisten die Wellen das Schiff, schlugen zornig an die Wände, gebieterisch Einlaß fordernd, um Besitz zu nehmen von dem, was nun ihr unbestrittenes Eigenthum war. . . . .

Ermuthigt, angefeuert durch den errungenen Sieg stürzte sich dieselbe Riesenwelle auf das zweite Schiff, das sich noch verzweifelt mit der letzten Kraft gegen den Andrang des Feindes wehrte, sich noch der Hoffnung schmeichelte, zu entschlüpfen. Mit eiserner, unwiderstehlicher Kraft umklammerte der wüthende, kein Erbarmen kennende Feind das brave Schiff; er schlang seine Gigantenarme um dasselbe. Dann athmete er tief auf, erhob das unglückliche, krampfhaft zuckende und im Vorgefühl des nahenden Todes bebende und zappelnde Fahrzeug hoch in die Lüfte, schwang es einige Mal über seinem Haupte, gleichsam als wäre es eine schnarrende Kinderklapper, und schleuderte es dann gleich einem Gummiball weit von sich. Zu Tode getroffen, in seinen Flanken gebrochen, vergrub sich das Schiff mit seinem Kiel in den Sand und die wüthenden Wogen drangen durch das Leck schäumend, brausend, triumphirend, sich überstürzend. . . .

Es war ein trauriger Anblick, dem wir da beiwohnten. Der deprimirende Eindruck ward nur dadurch gelindert, daß den auf den gestrandeten Schiffen befindlichen Menschen durchaus keine Gefahr drohte, da sie sich vermittelst der am Bord befindlichen Böte stets retten konnten. Die brave Mannschaft machte indessen gar keine Anstalt, das Schiff zu verlassen, sondern war nur besorgt, Alles was man nur bergen konnte, sicher an's Ufer zu bringen. Die Verbindung mit der Insel war baldigst hergestellt und man begann die Sachen an's Land zu schaffen. Glücklicherweise sind die Zeiten des Strandrechts vorüber. So lange dieses durch den humanen Zeitgeist abgeschaffte, barbarische „Recht" existirte, gehörte die Hälfte des gestrandeten Schiffes mit seiner Gesammtladung den Bewohnern des Ufers, an welchem das Unglück passirt. Daß ein solches „Recht" zu den schändlichsten Mißbräuchen Veranlassung gab, läßt sich leicht denken. Es ereignete sich nicht selten, daß die Insulaner, um auch die andere Hälfte des gestrandeten Schiffes sich anzueignen, die Mannschaft heimtückisch erschlugen. Man ging sogar so weit, falsche Feuersignale (die Leuchtthürme existirten damals fast gar nicht, oder nur vereinzelt) zu geben, um das Schiff absichtlich zum Scheitern zu bringen. Aehnliche Bestialitäten wurden auch auf unseren Inseln in der Ostsee (Mon, Runo, Dago, Oesel u. s. w.) begangen, wo auch das Strandrecht herrschte, das jetzt überall durch die Cultur aufgehoben worden . . .

Von dem Führer des einen Schiffes erfuhr ich, daß die beiden gestrandeten Fahrzeuge aus Finkenwurm bei Hamburg seien und daß sie auf den Fischfang ausgegangen waren, als sie vom Unglück betroffen wurden. Das eine Schiff sei rettungslos verloren, da es geborsten und das Wasser den ganzen Lagerraum erfüllt habe. Das zweite könne vielleicht noch bei eintretender Hochfluth flott gemacht werden, doch sei die Aussicht der Rettung sehr schwach. da auch das zweite leck geworden und dem Anschein nach erheblich beschädigt worden. Diese Voraussicht schien sich zu bestätigen, denn als ich heute Morgen mich an die Stelle der Katastrophe hinbegab, war das Schiff bereits ganz geborsten, während das andere sich noch zusammenhielt, aber durch die Hochfluth nicht flott gemacht worden war, woraus man nicht umhin kann, die

Schlußfolgerung zu ziehen, daß das Fahrzeug stark beschädigt und daß es ebenso rettungslos verloren ist, als sein unglücklicher Leidensgefährte, den die räuberischen Wellen schon zu plündern begannen und stückweise ihm seine Holzbekleidung vom Leibe rissen.

Ganz melancholisch gestimmt durch das tragische Schauspiel, dessen Zeuge ich unwillkürlich geworden, schlenderte ich den Seestrand entlang, von Zeit zu Zeit einen von Vorwürfen erfüllten Blick auf die Wellen werfend, die schäkernd, neckisch, vergnügt, als sei nichts Besonderes geschehen, ihr Spiel fortsetzten, sich verfolgten, einholten, überstürzten, im Sande der Dünen verliefen und dann wieder zurückstürzten. Da, als ich mich bereits der Giftbude (dem populären Restaurant am Herrenstrande) näherte, hatte ich ein sehr angenehmes, überraschendes Rencontre.

Ich begegnete nämlich einer Nachtigall und zwar keiner gewöhnlichen, befiederten Philomele, sondern einer Nachtigall von außerordentlichem Schlage: die Königin sämmtlicher Nachtigallen. Sie trug einen eleganten, phantastisch aufgebogenen, breitkrämpigen, an der aufgeschlagenen Seite mit ponceaurothem Atlas gefütterten Panamastrohhut, der auf üppigem braunem Haar saß, welches das feine Gesicht mit dem großen dunklen Augenpaar, mit den fein geschnittenen Lippen, zwischen welchen zwei Reihen Perlen hindurchschimmerten, umrahmte. Eine eng anliegende, liebevoll die graziösen Formen der Nachtigall zeichnende, kurze, braune, elegante Sammtjacke brachte die schlanke Taille vortheilhaft zur Geltung. Ein braunes, einfaches, aber trotzdem elegantes Kleid umwallte in plastischem Faltenwurf den schlanken Gliederbau. Ich kann gerade nicht sagen, daß das Gesicht der Nachtigall das war, was man im gewöhnlichen Leben schön nennt. Es hatte aber etwas, was in meinen Augen weit mehr gilt als Schönheit — außerordentliche Anmuth und Grazie und Intelligenz. Die Nachtigall hatte ein durchgeistigtes Gesicht, das lebhaft fesselte, gerade durch die Unregelmäßigkeit der Züge, denen ein entzückendes Lächeln einen außerordentlichen Reiz verlieh.

Ich sehe, daß Sie mich erstaunt anschauen und nicht wissen, was Sie aus dieser meiner Beschreibung machen sollen, ob ich im Scherz rede oder im Ernste; ob es Wahrheit oder Dichtung sei. Denn eine Nachtigall in einem aufgekrämpten mit ponceaurothem Atlas gefütterten Strohhut, in einer eng an die Taille schließende Jacke, mit langen braunen schwedischen Handschuhen und einem hellen seidenen Sonnenschirm — ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß über die Authencität derselben gerechte Zweifel entstehen dürfen und daß man mich in der That in Verdacht haben könnte, der tragische Anblick des doppelten Schiffsbruchs, dem ich beigewohnt, habe mir etwas das Hirn umflort, so daß ich nicht mehr recht wisse, was ich sage, spreche und schreibe.

Beruhigen Sie sich. Im Oberstübchen ist bei mir, Dank dem Himmel, Alles ziemlich in Ordnung und wenn ich mich etwas allegorisch ausgedrückt habe, so erklärt sich das dadurch, daß ich durch die unerwartete Begegnung am Seestrande ganz außer Fassung gebracht worden und mich incohärent ausdrückte. Doch trotzdem ist es in der That eine Nachtigall, und zwar eine der anmuthigsten Philomelen, die man sich nur denken kann, die Königin im Reiche des Gesanges, mit einem Worte, Frau Marcella Sembrich, die berühmte Operndiva, die sympatische Primadonna, deren Ruf ganz Europa erfüllt, ebenso wie ihre süße Stimme alle Herzen entzückt. Und die polnische Nachtigall trat mir hier am Ufer der Insel Norderney entgegen und die charmante Sängerin reichte mir die feine Hand und freute sich sehr über diese unerwartete Begegnung. Das letzte Mal sahen wir uns vor zwei Jahren im Saale der Adelsversammlung in der Michailowskaja, wo Marcella Sembrich einen so glänzenden Erfolg davon trug, das gesammte Publicum hinriß im Taumel des Entzückens. Und jetzt diese Begegnung hier. Das ist das freudigste Ereigniß, das man sich nur denken

kann und ich machte aus diesen Gefühlen durchaus kein Hehl vor dem anmuthigen Gegenstande derselben.

Während mehr als zwei Stunden promenirte ich mit Frau Marcella Sembrich am Strande und es entspann sich eine nicht stockende, anregende Unterhaltung, während welcher die talentvolle Diva sich als charmante Frau zeigte. In Gesellschaft der berühmten Sängerin wohnte ich auch dem großen Feuerwerk bei, das ein ungeheures Publicum angelockt hatte, welches den ganzen Marktplatz erfüllte, auf dem das Fest stattfand. Der Marktplatz, der als Centralpunkt des Badelebens gilt, ist ein großer, mit hübschen Anlagen und einem Blumenflor geschmückter Platz, der durch das königliche Conversationshaus abgeschlossen wird. Rechts die hübsche, mit einer Colonnade versehene Kaufhalle, dann einige Restaurants und Hotels. In der Mitte ein Pavillon für die Musik. Das Feuerwerk war sehr gelungen und brachte in der mondlosen Nacht einen zauberhaften Effect hervor. Sich um ihre Axen im wüthenden Rundtanz drehende Sonnen, denen ein Brillanten-, Gold und Silberstaubregen entströmte; feurige Krater, die glühende buntfarbige Garben ausspieen; schlangengleich sich windende, in schwindelnde Höhen schießende Raketen, die oben am dunklen Firmamente platzten, sich zerstäubten und einen Regen vielfarbiger Sterne im Aether producirten, so daß die Sterne droben ganz bestürzt über diesen Zuwachs an Verwandtschaft wurden und rathlos nach der gerade abwesenden Mutter sich umschauten, um sich bei Frau Luna zu erkundigen, woher diese zahlreichen, neuen, fremden Brüder und Schwestern kämen, da doch die Ehe zwischen Mama und dem Sonnenpapa seit vielen Jahren gelöst worden. Naive Sternenkinder!

Das Feuerwerk war sehr gelungen und das Publicum drückte seinen Dank durch Bravorufen und Händeklatschen aus, und als das Orchester zum Schluß „Heil Dir im Siegerkranz" und „die Wacht am Rhein" intonirte, da sangen Damen und Herren mit, und wenn sie auch falsch und schlecht sangen, so meinten sie es Alle sicher treu und gut, und bei solchen Gelegenheiten sieht man mehr auf's Gemüth, als auf die Harmonie.

IX.

Als ich am Tage nach meiner Ankunft in Norderney einen Spaziergang durch den Badeort machte, um denselben kennen zu lernen, glaubte ich, daß die Insulaner irgend ein großes Fest feiern. Denn auf den vor den buntbewimpelten Häusern befindlichen schlanken hohen Masten flatterten lustig Flaggen aller möglichen Dimensionen und Farbenzusammensetzungen. Auf den Straßen herrschte reges Leben, welches factisch ein öffentliches ist. Man trinkt den Morgen- und Nachmittagskaffee, man dinirt und soupirt fast stets im Freien, da die Hotels und Häuser sowohl in den Straßen als am Strande mit breiten, offenen Veranden versehen sind, wo Alles zu bestimmten Stunden fast gleichzeitig seine Mahlzeiten einnimmt, seine Correspondenzen besorgt, Zeitungen liest, conversirt, sogar Siesta hält und schläft. Alles ist öffentlich, jedes Haus ist von Glas, so daß man von außen schon sehen kann, was da innen vorgeht. Vor den Häusern sind Versuche gemacht, kleine Blumensquares anzulegen; doch die große, darauf verwandte Sorgfalt hat nur sehr geringe Resultate geliefert. Die Kinder Floras gedeihen schlecht in dieser scharfen, salzhaltigen, oft rauhen Luft, die auch die charmante Diva, Frau Marcella Sembrich, die Insel desertiren macht, da die schwache Lunge ihres Mannes (Professor Stengel-Sembrich) die scharfe Seeluft nicht vertragen kann, so daß die polnische Nachtigall sich gezwungen sieht, Norderney zu verlassen und nach dem südlichen Frankreich, und

zwar nach Trouville, zu gehen. Ich begegne selbstverständlich Frau Sembrich häufig am Strande und wir plaudern ganz gemüthlich. Sie erzählt mir von ihren künstlerischen Reisen, Eindrücken, Begegnungen und Bekanntschaften und unterhalten wir uns auf die angenehmste Weise.

Einer freundlichen Einladung Folge leistend, besuchte ich gestern die berühmte Sängerin in ihrem luxuriösen Tusculum. Selbstverständlich, daß die Königin des Gesanges sich in der Kaiserstraße einlogirt hat, und aus den Fenstern ihres prächtigen Salons hat man eine entzückende Fernsicht auf die wogende See, die sich in unabsehbarer Weite ausbreitet. Man übersieht den ganzen Strand, die buntbewimpelte Bienenkörbekolonie am Meeresufer, wo den ganzen Tag fast ein reges Leben herrscht, das von vier Uhr Nachmittags an ganz ungewöhnliche Dimensionen annimmt. Der vor dem Café-Restaurant Victoria-Halle gelegene Theil des Strandes, wo sich die meisten Bienenkörbe, Zelte, Sessel, Stühle u. s. w. befinden, verwandelt sich in einen immensen Salon, wie man ihn sich pittoresker nicht denken kann. Mit stolz sich im Winde blähenden Segeln ziehen zahllose Yachten und Fischerböte mit Spazierenden dahin; Dampfschiffe durchschneiden die Wellen; in nebelhafter Ferne sieht man Schiffe verschiedener Nationalitäten geschäftig die weite Heerstraße des Lebens dahinziehen; hoch zu Roß sprengen Cavalcaden die weite, prächtige Düne entlang: elegante Amazonen mit wehenden Schleiern an hohen, kokett auf die Flechten gedrückten Männerhüten; fashionable Dandies in excentrischen Jagdanzügen; große Gruppen von kleinen Eseln — rosige, kleine Mädchen und intrepide Knaben tragend; Miniaturequipagen, welche von jungen, doch schon sehr ernsthaften Ziegenpaaren mit komisch-gravitätisch wackelnden Bärten gezogen werden, und darinnen jauchzende kleine Kinder, die das sonderbare Gespann mit Peitsche und Fäustchen bearbeiten, so daß die Ziegenböcke ganz aus dem Häuschen gerathen und bockbeinig werden. Dazwischen Musik und Gesang; der Lärm von Gesprächen, die ein paar tausend redselige Söhne und Töchter Herrmans und Thusneldens unablässig, ohne Ende führen, so daß es eine geradezu betäubende Cascade von Worten ist, die sich mit dem ziellosen Rauschen der Wellen in vollständiger Uebereinstimmung befindet. Kurz, ein Bild absoluter Beschaulichkeit, vollständigen Aufgebens aller Lebenssorgen, ein allgemeines dolce far niente, ein Ausnutzen der Billeggiatur bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit, ein universelles Bestreben, den sich in solchen Fällen darbietenden Becher des Lebensgenusses bis auf die Neige zu leeren, vorsorglich jedoch bestrebt, die Hefe auf den Boden zu lassen, damit kein bitterer Tropfen den süßen Trank vergälle, kein einziger Mißton die Harmonie störe . . . . .

Am reich servirten, mit duftigen Blumen, aromatischen Kuchen und köstlichen Früchten in Ueberfluß versehenen Theetisch sitzend, den wir an des Fenster gerückt, folgten wir aus dem Fenster des Salons der Frau Sembrich diesem reizenden, stets wechselnden, in seiner Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit so anmuthigen Schauspiel, während die charmante Sängerin eigenhändig einen echt russischen Thee braute und für mich die köstlichen Duchesnen schälte. Ich folgte mit Interesse den Manipulationen dieser kleinen weißen zarten Hände, deren Finger mit funkelnden Ringen ganz bedeckten waren. Herrliche Rubine, erstarrten Blutstropfen nicht unähnlich, waren von strahlenden Diamanten flankirt; prachtvolle Saphire hatten gleichfalls Brillantleibwachen. Und sie funkelten und glitzerten — diese in goldenen Käfigen gefangenen Edelsteine, die mich außerordentlich interessirten, da sie zu der schönen, feinen Frauenhand paßten. Ich bin sonst kein besonderer Verehrer von Edelsteinen, aber diese reiche Collection an den Händen von Frau Sembrich interessirte mich höchlichst, fesselte meine Aufmerksamkeit. Aus diesem Umstande können Sie die Schlußfolgerung ziehen, wie sehr mich das hiesige Schlaraffenleben in seine Zauberkreise hineingezogen hat. Nicht

umsonst sind die Häuser alle Tage bunt bewimpelt; wehen von den zahllosen Masten colossale Flaggen aller nur denkbaren Nüancen und Farbengruppirungen. Es herrscht hier ein fortwährender Festtag. Wer einmal herkommt, der thut es mit dem festen Entschlusse, alle Sorgen hinter sich zu lassen und die Devise ist: Freut euch des Lebens, so lang das Lämpchen glüht, pflücket die Rose, eh' sie verblüht. Und man pflückt täglich die Rose des Genusses, athmet ihren köstlichen Duft ein; man freut sich des Lebens und gießt frisches Oel auf das Lämpchen, daß es recht glühe, und kümmert sich keinen Pfifferling darum, was da draußen in der tollen Welt vorgeht, und selbst die behäbigen Millionäre, die Fürsten der Börse, die hier zahlreich vertreten sind, lassen Course—Course, Fonds—Fonds sein und werden zu Menschen unter Menschen. Wenn sie doch immer so menschlich dächten, so human blieben!

Die Politik des Festlandes findet hier auf der Insel des Genusses und der Sorglosigkeit nur ein schwaches Echo. Selbst der Prinz Ferdinand von Coburg flößt nur geringes Interesse ein. Sogar die Anwesenheit fürstlicher Gäste (als des Kronprinzen von Würtemberg, des Erbprinzen von Schaumburg-Lippe nebst Gemahlin und noch diverser anderer deutscher kleiner Prinzen) wirkt auf den Genußtaumel wenig ein. Das Menu des Diners erweckt weit lebhafteres Interesse. Präcise ein Uhr geht jeden Tag das Glockengebimmel los. Doch sind es nicht die Kirchenglocken, welche den Gläubigen zur Andacht rufen, sondern die Glocken der Hotels, Speisehäuser, Restaurants, Weinstuben und anderer gastronomischen, dem Bauchgötzendienste gewidmeten Hallen, die zur täglichen Opferung und Atzung mahnen. Wenn man bedenkt, daß Norderney selbst fast nichts producirt, so muß man sich über die Findigkeit der hiesigen Wirthe wundern, die es zuwege bringen, den fortwährenden Hunger und Durst von drei bis viertausend, auf fleischliche Genüsse versessenen Badegästen zu stillen. Was hier an Bier und Wein, Fisch und Gemüse, Früchten und Fleisch consumirt wird, ist geradezu unglaublich; denn die scharfe Seeluft schärft den Appetit und die Leute thun hier factisch den ganzen Tag nichts weiter als essen und trinken. Welche ungeheuren Vorräthe sind erforderlich, um diesen Riesenappetit zu stillen, um diese einige tausende Mäuler zu stopfen, besonders wenn man berücksichtigen muß, daß oft anhaltender Sturm oder Unwetter die Verbindung mit dem Festlande nicht nur sehr erschwert, sondern zeitweilig ganz sistiren kann. Sie werden also begreifen, daß man weder Zeit noch Lust hat, sich für die Politik zu interessiren.

Einiges Interesse erweckte die Zeitungsnachricht, daß Prinz Ferdinand, bevor er sich auf seinen Argonautenzug nach dem goldenen Vließ Bulgariens begab, sein Leben für die Summe von 800,000 Gulden versichern wollte. Die Assecuranzgesellschaft fand jedoch, daß Seine Hoheit von seinem Werthe einen allzu hohen Begriff habe und erwiderte, daß sie nicht abgeneigt wäre, das Leben des Prinzen (selbstverständlich gegen eine sehr hohe Prämie) zu versichern, jedoch schätze sie dasselbe nicht höher als 300,000 Gulden. Ein Prinz, dem es gelungen ist, durch seine abenteuerliche Expedition ganz Europa in Aufregung zu versetzen, konnte nicht umhin, sich durch diese geringe Werthschätzung seiner Persönlichkeit beleidigt zu fühlen und die Verhandlungen wurden deshalb abgebrochen. Mich wundert nur, daß der Coburger sein Leben versichern wollte, das doch gewiß weniger bedroht ist, als sein Thron. Den Thron hätte er gegen alle Zufälligkeiten versichern lassen sollen, eben so wie der Bauer seine Felder gegen Hagelschläge, wie man sein Haus und Mobiliar gegen Feuersgefahr, wie man seine Capitalien und Renten versichert. Freilich würde sich, selbst gegen die denkbar höchste Prämie, schwerlich eine Gesellschaft gefunden haben, die dem Prinzen Ferdinand von Coburg den Besitz des bulgarischen Thrones selbst für die Dauer eines halben Jahres gewährleistet hätte. Eher würde sie die Lebensversicherung des Waghalses angenommen haben, der den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Jungfrau ohne Führer ersteigt, als dem austro-orleanistischen Abenteurer

den bulgarischen Thron zu garantiren, den er ohne die Einwilligung der Mächte, ja gegen deren Willen und blos unter dem Segen von Stambulow, Mutkorow und Consorten bestiegen. Prinz Ferdinand traut der blinden Fortuna, und obgleich Russenfeind, hält er doch das russische „авось" hoch in Ehren. Dabei vergißt aber diese Eintagsfliege von Bulgarenfürsten, daß wer sich blos auf das Glück verläßt, von demselben auch größtentheils verlassen wird . . .

Doch fort mit diesem Thema! Ein politisch Lied — ein garstig Lied. Was geht mich, Insulaner, jetzt die hohe Politik an? Welch ein Interesse habe ich an der Lösung gewisser socialer Fragen? Ein englischer Philosoph sagte, daß das Leben eine Comödie sei für Denjenigen, der da denke, eine Tragödie jedoch für Denjenigen, der da fühle. Man kann nicht umhin, diesen Ausspruch als vollkommen berechtigt und begründet anzuerkennen. Denn im Grunde genommen hängt ja Alles von dem rein subjectiven Standpunkte ab, von welchem man das ganze Dasein mit Allem, was daran hängt, betrachtet. Dem Einen erscheint das Leben als eine leere Farce, als ein dummer Spaß, für den man nur ein mitleidiges Lächeln haben muß, da man es doch nicht ernst nehmen kann. Dem Andern jedoch dünkt das Leben etne düstere Tragödie, ein unlösbarer Räthsel, ein mysteriöses Dunkel, in welches kein trostreicher Sonnenstrahl dringt. So verschieden ist die subjective Auffassung eines und desselben Gegenstandes, wodurch sich auch der absolute Optimismus einerseits und der resolute Pessimismus andererseits erklärt, welche beide so traurige Resultate zu Tage fördern und die gegenwärtige trübselige sociale Lage geschaffen.

Die moderne Gesellschaft ist in ihrer großen Majorität verkommen. Das kann leider nicht in Abrede gestellt werden. Die Familienbande sind theils gelockert, theils ganz gelöst. Man gründet überhaupt jetzt nur ungern eine Familie, da dieselbe, nach den gegenwärtigen Begriffen, Lasten auferlegt, die bei dem immer acuter werdenden Kampfe um's Dasein wirklich geradezu unerträglich sind. Und wer ist daran Schuld, wenn jetzt die Zahl der häuslichen Heerde stets weniger, hingegen die Legion der zur Hagestolzfahne Schwörenden immer größer wird? Die frivole Genußsucht, der unersättliche Vergnügungsdrang, der unbezähmbare Luxuswahnsinn der Weiber. Viele junge Männer schrecken vor Hymens Fackel zurück, weil dieselbe nicht mehr den Lebenspfad erleuchtet, sondern im Gegentheil verdunkelt, überhaupt nicht leuchtet, sondern zündet; sie wollen keinen eigenen Heerd begründen, ziehen vor, einsam durch's Leben zu wandern, als sich der Gefahr auszusetzen, en deux unvermeidlichen Schiffbruch zu leiden. Daher die stets wachsende Zahl der Hagestolze, die stets sich vermehrende Legion sitzen gebliebener Mädchen. In der Tournüre-Epoche zu heirathen, ist ein so gewagtes Saltomortale, daß es mich gar nicht Wunder nimmt, wenn die Männer davor zurückschrecken. Die vorhandenen löblichen Ausnahmen ändern an der Thatsache durchaus nichts; im Gegentheile bestätigen sie nur die Regel.

Wir leben in einer Zeit der Surrogate, der Fälschungen im Großen und Kleinen, wo Nichts natürlich, Alles künstlich ist, wo man dem Künstlichen den Vorzug giebt vor dem Natürlichen, dem Schein vor der Wahrheit, wo man vorzieht glücklich zu scheinen, ohne es zu sein, eben so wie man ohne zu bedenken (wenn man die Wahl hätte), sich entschließen würde, eher arm zu sein und reich zu scheinen, als reich zu sein und für arm gehalten zu werden. Machen Sie mal den Versuch, wenn Sie die magische Kraft besitzen. Schlagen Sie dem ersten Besten vor: Was willst Du lieber? Glücklich sein, ohne es zu scheinen, oder glücklich scheinen, ohne es zu sein? Was ziehst Du vor: Armuth, die jedoch in den Augen der Welt für Reichthum gelten würde, oder Reichthum, den aber Alle als Armuth betrachten werden? Ruhm ohne wirkliches Verdienst oder effectives Verdienst ohne Ruhm? . . .

Ich bin fest überzeugt, daß von tausend Menschen, denen man diese Wahl freistellte, neunhundertneunundneunzig den Schein der Wirklichkeit vorziehen würden;

besser etwas scheinen, als sein. Es ist nun einmal so. Wir leben in einer Epoche der Surrogate, wo Alles gefälscht wird, selbst (wie ein Spaßvogel bemerkte) die Hühneraugen; wo weibliche Schönheit und männlicher Muth eben solche Surrogate sind, wie Tugend und Rechtlichkeit, Bescheidenheit und Sittsamkeit, häuslicher Sinn und Ehrbarkeit, Ueberstechlichkeit und Wahrheitsliebe. Die Falschheit erhebt stolz ihre Fahne; die Lüge tritt öffentlich auf, hält es gar nicht mehr für nothwendig, sich zu verbergen, eine Maske anzulegen.

Besonders haben es die Frauen in der Kunst der Surrogate, die sie uns bieten, zu einer erstaunlichen Virtuosität gebracht. Und man erröthet gar nicht mehr, daß man die Natur durch die Kunst ersetzt. Das reiche üppige Lockengeringel stammt aus dem Magazin der Coiffeurs; die kirschrothen Lippen und die rosenroth angehauchten Wangen — aus der Niederlage von Cosmetika; die Wespentaille — ein Product der bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit angespannten Corsets; das Cendrillonfüßchen — ein durch Tantalusqualen, verursacht durch enge Stiefelchen, hervorgebrachtes Resultat des modernen Inquisitors-Schuhbekleidungsfabrikanten, wie sich jetzt die Mitglieder der ehrbaren Schuhmacherzunft nennen, denen der „Schuster" nicht wohlklingend genug dünkt; die Perlenzähne sind eben so unecht als die Rosenlippen; selbst der auf- und abwogende Busen wird auf künstliche Weise zu Wege gebracht; das Auge selbst, der Spiegel der Seele, wird durch geschickte, äußere Pinselstriche, wie auch durch innerlichen Gebrauch von Belladonna, welches die Pupille erweitert, gefälscht, und einige Tropfen Antropin verleihen demselben den feuchten, schimmernden, sinneberückenden Glanz, den manche Thoren für einen Leistern auf dem Lebenswege halten, während er doch weiter nichts als ein Irrlicht ist. Leider merkt man die Täuschung erst dann, wenn es zu spät ist . . .

Man wundert sich, daß die Zahl der Ehen abnimmt. Ich würde mich höchlichst wundern, wen das Gegentheil stattfände. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen und dem actuellen Stande der weiblichen Erziehung und Bildung, der weiblichen Gesinnungen und Bestrebungen, Begriffe und Meinungen, Lebensanschauungen und Ansichten über Anstand und Sitte, ist es überhaupt erstaunlich, wenn sich noch Jemand findet, der da zu heirathen wagt, der da in diese große Lebenslotterie setzt, die doch der größte Humbug ist, da sie fast aus lauter Nieten besteht und man eben so große Chancen hat zu gewinnen, als Dalai-Lama von Tibet, oder Commandeur der Leibwache des weißen Elephanten von Siam zu werden.

Dank den verschrobenen Ansichten über Frauenemancipation; Dank unserer ganz verdrehten weiblichen Erziehung wächst die Zahl der Hagestolze, bereichert sich die löbliche Genossenschaft der alten Jungfern. Einerseits können die Männer weder den Luxus, noch die Emancipationssucht der Frauen ertragen und darum ziehen sie vor, ledig durchs Leben zu wandern. Andrerseits stellen die Frauen die übertriebensten Ansprüche an's Leben, jagen thörichten Idealen nach, die dann größtentheils, gleich Seifenblasen, bei der ersten Berührung mit der Wirklichkeit, platzen, bittere Enttäuschung zurücklaßend.

Denn unsere Frauen zerfallen in zwei Hauptgruppen: die Genußsüchtigen, Luxusdürstigen, allen frivolen Vergnügungen Huldigenden, stets in rasendem Steeplechase nach der Mode Begriffenen, die vom Leben nur die angenehmen Seiten kennen wollen, die nur für Putz und Genuß existiren. Das ist die eine Kategorie. Die zweite — ist vom Emancipationsschwindel angekränkelt, vom falschen Wissensdurst und Heißhunger ergriffen, nicht weil sich wirklich das Bedürfniß der höheren Ausbildung unwiderstehlich fühlbar macht, sondern weil die höhere Bildung die Gleichstellung bedingt. Ich habe ja nichts gegen die höhere Bildung der Frauen einzuwenden, wenn dieselbe nur nicht als Deckmantel ganz anderer Bestrebungen gemißbraucht würde. Mögen die Frauen Aerzte und Apotheker, Juristen und Diplomaten, Natio-

nalöconomen und Theologen werden. Ich habe ja nichts dagegen (d. h. eigentlich hätte ich sehr viel dagegen, aber ich wage es nicht auszusprechen, aus Furcht gesteinigt zu werden, und wenn ich auch diese Furcht überwinde, so hälfe es doch nicht, meine Stimme wäre macht- und wirkungslos), aber mögen nur diejenigen sich dazu hergeben, die einen wirklichen inneren Beruf fühlen und das dazu erforderliche geistige Capital: den hellen Kopf, den scharfen Sinn, das brave Herz, die muthige Seele, Energie, Ausdauer, Fleiß und dergleichen besitzen. Ein großer Theil ist aber gleich der Panurgosheerde, die ihrem Leithammel folgt, oder gleich den fashionablen Damen, die sich den Gesetzen der blödsinnigsten Mode unterwerfen, ohne zu wagen dreinzusprechen, sich gegen deren unerhörte Anmaßungen zu erheben. Aus diesen zwei Gruppen wählt niemand sich eine Lebensgefährtin. Er würde bald Ursache haben, es zu bereuen.

Bleibt also die, zwischen diesen beiden Hauptgruppen, befindliche Nebengruppe der goldenen Mittelmäßigkeit. Doch auch hier sind mehr Dornen, als Rosen. Mit einem Worte, wer auf der Suche nach einer Frau ist, der muß dem Beispiel des Diogenes folgen und am Tage eine Laterne anzünden und noch froh sein, wenn er vermittelst dessen sein Ziel erreicht. Die braven Gattinen, treuen Mütter, guten Hausfrauen werden immer seltener und es wird nicht lange dauern, wo sie geradezu eine numismatische Rarität sein werden, wo man sich eine solche Frau gleich einer antiken Münze bewunderend zeigen wird. Die guten Frauen werden ebenso rar, wie die guten Dienstboten. Ich bitte meine schönen Leserinnen um Verzeihung für diesen sie villeicht chokirenden Vergleich, aber derselbe ist mir durchaus nicht unwillkürlich, sondern vollständig beabsichtigt in die Feder geflossen.

Doch ich bin vom eigentlichen Thema abgeschweift. Ich sprach eben vom Gebimmel der Hotelglocken in Norderney. Doch damit wollte ich durchaus nicht gesagt haben, daß man hier nicht auch Läuten der Kirchenglocken hört. Die ostfriesische Bevölkerung ist fromm gesinnt und werden die Tempel des Herrn an Sonn- und Festtagen eifrig besucht, sowohl von den Eingeborenen, als auch von den Badegästen. Es existiren hier zwei Kirchen (eine evangelische und eine katholische) und eine jüdische Synagoge. Den Mittelpunkt des Inseldorfs bildet die neue, am 11. Juni 1879, dem Tage der goldenen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares, eingeweihte, im Rohbaustile geschmackvoll aufgeführte evangelische Kirche. Vor derselben befindet sich ein Standbild Martin Luthers, auf dessen Piedestal von drei Seiten folgende Inschriften angebracht sind: 1. „Dr. Martin Luther, geboren den 10. November 1483, gestorben 18. Februar 1546. Eine feste Burg ist unser Gott". — 2. „Gewidmet von der lutherischen Gemeinde Norderneys zum 10. November 1883". — 3. „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Röm. 3, V. 28".

An historischen Denkmälern ist Norderney gerade nicht reich. Als Gründungsjahr des Seebades kann das Jahr 1800 angesehen werden, indem in diesem Jahre die erste von 250 Fremden besuchte Saison eröffnet wurde. Nachdem Pastor Jani auf der ostfriesischen Insel Juist (unweit Nordeney) auf die wohlthätigen Einwirkungen der Seebäder auf den menschlichen Körper aufmerksam gemacht hatte, empfahl der Freiherr Edgard Mauritz zu In- und Knüpfeichen-Lützburg am 16. Mai 1797 den ostfriesischen Ständen die Gründung eines Seebades auf Nordeney aus ständischen Mitteln in Betracht zu ziehen. Die Stände befahlen demgemäß und wurde nun der Bau eines Badehauses in Angriff genommen. Während der Franzosenherrschaft (1806 — 1814) scheint eine eigentliche Badesaison auf der Insel gar nicht stattgefunden zu haben. Die Franzosen, die hier zum Schutze gegen die Engländer die „Schanze" erbauten, benutzten vielmehr das Conversationhaus als Kaserne, doch

konnte, nachdem die betreffenden Gebäude und Einrichtungen wieder hergestellt waren, im Sommer 1814 das Bad von neuen eröffnet werden.

Die von den Franzosen erbaute „Schanze" existirt noch jetzt und bildet für Viele das tägliche Ziel eines kleinen Spazierganges. Dieselbe liegt östlich vom Inseldorf und kann man sie in zehn Minuten erreichen. Errichtet in einer schweren Zeit, gewährt sie jetzt den Erwachsenen einen angenehmen Aufenthalt und der Jugend (die den alten Schanzgraben mit einer Flotte von Miniatursegeln befährt) einen beliebten Tummelplatz. Die Schanze von Norderney verdankt ihr Entstehen dem ersten französischen Kaiserreiche. Mit der Continentalsperre war den Insulanern der Schiffsverkehr und jeder Verdienst genommen. Der Handel mit englischen Waaren wurde nunmehr zum ausgedehntesten Schleichhandel und Norderney ein Stapelplatz. Den englischen scharfarmirten Langböten, die zwischen Helgoland und Norderney vermittelten, den Douaniers ihr Handwerk verleideten und die Insulaner in ihrem Trotze gegen die Fremdherrschaft bestärkten, ja die mit Tollkühnheit, Gewandheit und Heldenmuth vier auf der Rhede gegen sie ausgelegte französische Kanonenböte beschlichen, nach heftiger Kanonade nahmen und als gute Prise im Triumpfe davonführten — diesen das Wiederkommen zu versalzen, wurde 1811 die starkarmirte Schanze angelegt und dem englischen Handel war damit der Garaus gemacht. Die ans ca. 300 Mann bestehende Besatzung, welche die eben erst errichteten Gebäude der Badeanstalt zu Kasernen und die neu errichteten Baulichkeiten in der Schanze für sich selbst benutzte, blieb beständig am Platze, bis das Jahr 1813 der Fremdherrschaft des Corsen ein Ende machte. Seitdem ist das Innere der Schanze mit Bäumen ausgefüllt; der Wall dient zu Spaziergängen, der Graben ist Wasservögeln und der Jugend ein Spielplatz, und um diesen Graben herum legte man sogenannte Parkanlagen an und so wurde das drohende Kriegsbild allmälig zu einem anmuthigen Friedensgemälde. Wohl Wenige, die jetzt diese hübsche Stelle besuchen, wissen, daß sich hier einst (vor siebenzig und etlichen Jahren) blutige Executionen an deutschen Schmugglern und englischen Seeleuten vollzogen, die ein Opfer des rachsüchtigen Corsen wurden und über deren hier verscharrten Leichen die Sage ihr duftiges Gewand wob.

1819 wurde das Bad Norderney von den ostfriesischen Ständen der Krone übergeben, die nun durch eine Reihe stattlicher Bauten und trefflicher Einrichtungen das Bad auf alle mögliche Weise zu heben suchte. Besonders geschah dieses durch den jährlichen Besuch des Königs Georg V. von Hannover, wodurch namentlich viele Personen aus der Aristokratie des Welfenstaates und der Nachbarländer herbeigezogen wurden. Südlich vom Conversationshause befindet sich das von der hannoverschen Regierung für fürstliche Gäste erbaute „große Logirhaus" (Palais). Zwischen beiden Gebäuden dehnt sich ein großer, von Gebüschen umrahmter Rasenplatz aus, welcher des Nachmittags von einer dichtgedrängten Schaar Badegäste besetzt ist, die unter den Klängen einer recht guten Musik den denkbar schlechtesten Kaffee in ungeheuren Quanten vertilgen, so daß man hätte glauben können, es sei die schwarze Ambrosia des glücklichen Arabiens von der höchsteigenen Hand der Tochter des Propheten zubereitet. Von der vor der Nordfront des Haupteinganges befindlichen Veranda führt eine breite, mit stattlichen großen Erzcandelabern verzierte Treppe auf den Markt, den größten, durch geschmackvolle Gartenanlagen verzierten freien Platz des „Dorfes". Auf diesem, an allen Seiten von schmucken Gebäuden eingerahmten Raum, (während der Saison der Schauplatz des regen Badelebens), wird auf dem Rasen Croquet, Lawn-Tenis u. s. w. gespielt. Sehr hübsch ist das dicht daran stoßende Erlengehölz, auf dessen weiten Rasenplätzen Schaukeln, Turngeräthe und Kegelspiele Erwachsenen, besonders jedoch Knaben Gelegenheit zur Belustigung geben. Interessant ist hier auch das Kabelhaus für den Reuterschen unterseeischen Telegraphen und die neue Schießhalle. Am Strande befindet sich unter den hehren Emblemen des rothen Kreuzes der

„Rettungsschuppen", in welchem die Rettungsböte nebst dem Raketenapparat für das Westende der Insel lagern. Außerdem wird jedes Mal beim Baden sowohl am Herren- als am Damenstrande ein Rettungsboot aufgestellt, um Ertrinkenden schleunige Hilfe zu bieten. An dem Strande bemerkt man nicht selten kleine, mit schwarzem Geröll bedeckte Flächen. Das sind die Fundstätten des Bernsteins, weshalb sie denn auch von den Badegästen mit Stock und Schirm eifrig durchsucht zu werden pflegen, gewöhnlich jedoch vergeblich, da die hiesigen Fischer bereits weit früher auf den kostbaren Bernstein erfolgreich Jagd gemacht haben. Ungleich lohnender und interessanter ist das Aufsuchen der schönen Seegewächse (Algen), die man nach jeder Hochfluth, besonders nach stürmischem Wetter, am Strande antreffen kann und die getrocknet als dauerndes Andenken an den Aufenthalt auf der Insel aufbewahrt werden können, welchem Zwecke auch Muscheln und Seethiere, die man häufig am Strande findet, dienen. Besonders bemerkenswerth ist jedoch die Krone aller Dünnengewächse, die hübsche Meerstrand-Manstreu, auch Strand- oder Dünendistel (Eryngium maritimum) genannt, die auf einzelnen Dünen des Nordstrandes der Insel häufig anzutreffen ist. Von Badegästen wird sie häufig zum Andenken gesammelt. Leider verliert sich der amethystblaue Anflug, der die steifen, mit Stachelspitzen versehenen Blätter schmückt, nur zu schnell, während die stahlblauen Blüthen ihre Farbe viel länger behalten.

X.

Ein russischer Schriftsteller (Turgenjew, wenn ich nicht irre) sagt: И дымъ отечества сладокъ и пріятенъ, d. h. Auch der Rauch des Vaterlandes (so ätzend er auch sei, so unangenehm fürs Auge und die Athmungsorgane) ist süß und angenehm. Diese Worte enthalten eine tiefe Wahrheit. Wie unwirthlich manchmal die Heimath auch sei, wie stiefmütterlich sie zuweilen uns auch behandle, wie oft sie auch ihre rauhe Außenseite herauskehre und zuweilen die Existenz vergälle, — man liebt sie doch, kehrt stets mit Freuden zu ihr zurück, selbst aus dem Lande, wo die Citronen blühen. Es ist doch immer die liebende zärtliche Mutter, die uns zur Welt gebracht, die uns die erste Nahrung gereicht, die unsere ersten Schritte geleitet, der wir so viel zu verdanken haben. Und wenn sie auch manchmal strenge mit uns verfährt, uns ein gar ernstes Gesicht zeigt, so ändert doch das an der Sache nichts. Man weiß daß die Aermste mit vielen Sorgen zu kämpfen hat, daß sich selbst die Natur ihr störrisch entgegenstellt, wodurch sich auch ihre Launenhaftigkeit und Verstimmung erklärt. Man erträgt Alles mit Geduld, ist man doch ihrer Liebe sicher, und so kehrt man stets freudig zu ihr zurück, selbst aus Gegenden, die von der Natur weit günstiger behandelt, wo es sich weit behaglicher lebt. Wie gut man es auch in der Fremde haben möge, ein gewisses Sehnen nach der Heimath kann man nie unterdrücken und ein Gefühl des Heimwehs überschleicht einen unwillkürlich, selbst wenn man alle die Vorzüge, welche die Fremde bietet, durchaus nicht unterschätzt. Wir sind nun einmal an die Scholle gebunden, lieben die Erde, auf der wir geboren.

Dadurch erklärt sich auch, daß nach sechswöchentlichen Aufenthalt auf der idyllischen Insel Norderney, trotz des angenehmen, beschaulichen Lebens, das ich daselbst führte, ich von Heimweh ergriffen wurde. Außerdem ward ich von der sich überall gegen Rußland kundthuenden Abneigung, die allmälig den Charakter intensiven Hasses annimmt, außerordentlich chokirt. Die Hoffnung auf eine freundschaftliche Annäherung zwischen den beiden Staaten und Völkern scheint immer mehr zu schwinden, mindestens wird sie in nebelweite Entfernung gerückt, so daß man unwillkür-

lich zu verzweifeln beginnt. Dieses sich immer mehr und mehr bemerkbar machende Gefühl gegenseitiger Antipathie verleidet den Aufenthalt in der Fremde.

Die böse, während vieler Jahre eifrig ausgestreute Saat ist auf gar zu empfänglichen Boden gefallen, trägt gar zu herbe Früchte. Obwohl der Russe hier durchaus nicht unter den Folgen des angeschürten Nationalhasses zu leiden hat, obgleich die Nachricht mehrerer russischer Blätter (als ob man beim Gebrauche der russischen Sprache in Deutschland sich ähnlichen Unannehmlichkeiten, ja Gefahren aussetzt, wie beim Gebrauche der deutschen Sprache in Frankreich) in's Reich der blödsinnigen Fabel und tendenziöser Erfindung verwiesen werden muß, so kann doch anderseits nicht in Abrede gestellt werden, daß man sich in Bezug auf uns sehr zugeknöpft verhält und uns durchaus nicht mit Wohlwollen begegnet. Die gegenseitigen Recriminationen dauern unausgesetzt fort und dürfen wohl schwerlich zur Klärung der Verhältnisse beitragen. Keiner will zuerst angefangen haben; jeder behauptet provocirt worden zu sein. Und da unter dem Andrange politischer und nationaler Leidenschaften, Dank dem Insinuiren, Intriguiren und Verleumden einer Hetzpresse und den verworrenen internationalen Verhältnissen und Beziehungen, an eine freimüthige, freundschaftliche, parteilose Auseinandersetzung nicht zu denken ist, so kann man nur mit Wehmuth die steigende Spannung und Gereiztheit constatiren und registriren. Aufrichtig gestanden, hatte ich von diesem Antagonismus keine richtige Idee. Ich habe jetzt eingesehen, daß er leider tiefer sitzt, als man überhaupt glaubt, und daß, wenn selbst die Regierungen eine Umkehr wünschen sollten, dieselbe sich nicht so leicht effectuiren lassen wird. Der künstlich hervorgerufene Racenhaß läßt sich nicht nach Belieben escamotiren und, gleich dem Zauberlehrling wird man, verzweifelt im vergeblichen Bemühen die entfesselten Elemente zu bändigen, ausrufen: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los."

Es ist der Wissenschaft gelungen, die menschliche Stimme auf weite Entfernungen erschallen zu lassen, aber um so weniger hören wir die dicht an unser Ohr tönende Stimme der Vernunft. Wir rasen mit einer Geschindigkeit von sechzig Werst pro Stnnde dahin, und kriechen mit Schneckenschritten auf dem Wege der Humanität vor. Blitzschnell können wir unsere Gedanken von einem Ende des Erdballs nach dem anderen übertragen, und fühlen nicht den direkten Appel an unser Herz. Wir beherrschen stolz die Elemente, und können nicht unserer niederen Leidenschaften Herr werden. Wir sind stolze Herren und demüthige Sclaven zugleich, allwissend und ignorant; scharfblickend, wo es sich um Welten handelt; kurzsichtig, ja mit Blindheit geschlagen, wenn von dem die Rede ist, was uns am nächsten liegt. Wir hören was in den entferntesten Welttheilen vorgeht und sind taub gegen das Flehen der uns zunächst liegenden Noth. Groß im Entwurf, kleinlich in der Ausführung, verschwenderisch und geizig, Heros und Clown, Weltweiser und Cretin in einer Person.

Brüstet euch nicht mit eurem Forschritt; umgürtet euch nicht mit dem Stolze eures Wissens; dünkt euch nicht Giganten, die ihr doch im Grunde genommen nur Pygmäen seid. Scheltet mir nicht die alte Zeit; sie hatte wahrlich ihr Gutes und auch ihr Aberglaube ist mir heilig und ich dulde nicht, daß man ihn mit rauher Hand berühre. Denn sie hat ihre rührende Seite, diese Glaubensseligkeit, uud wohl wäre uns, wenn wir weniger Wissen, aber mehr Glauben, wenn wir weniger Stolz, aber mehr Demuth, weniger Selbstüberhebung, aber mehr Gottvertrauen hätten.

Diese herbstlich melancholisch gefärbten Betrachtungen passen zu meiner herbstlichen, trübseligen Stimmung, zu der mich umgebenden herbstlichen, traurigen Scenerie. Der Herbst tritt eben in seine Rechte ein und der Himmel, der über sein lasurblaues Festkleid eine bleigraue Büßerkutte gezogen, vergießt reichlich Thränen über die entschwundene schöne Zeit der jungen Liebe. Die Sonne hat sich grollend hinter düstere, unheilschwangere Wolken zurückgezogen; melanchholisch fallen die gelb

gewordenen Blätter von den Bäumen; der Nordwest klagt, stöhnt, seufzt und wimmert in dem Rauchfange, schüttelt heftig an Thüren und Fenstern, man möge ihn um Himmelswillen einlassen, er fröstele da draußen. Und da sein Gesuch nicht erhört wird, so stürzt er sich zornig auf die See, kühlt an ihr sein Müthchen, indem er die Wellen peitscht und züchtigt, daß sie hochaufschäumen vor Schmerz und Wuth und sich auf das Eiland stürzen, um sich an demselben für die ihnen gewordene, unverdiente, rauhe Behandlung zu rächen. Die Oberfläche der See nimmt eine schwärzliche, trauernde Färbung an, von welcher der auf den Köpfen der Wellen tanzende weiße Gischt gespensterhaft absticht. Der Herbst tritt in seine Rechte und krampfhaft zieht sich das Herz zusammen bei dem Gedanken an die schwindende frohe Jugend, an das herannahende düstere Alter. Dieses rapide Absterben der Natur erweckt unwillkührlich melancholische Reflexionen über die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Gestern noch präsentirte sich das Eiland im lachenden Sonnengewande, obwohl mir diese lärmende Heiterkeit eine erkünstelte, gezwungene schien, gleich der hektischen Röthe auf der Wange des Schwindsüchtigen. Die letzten Tage des Augusts zeichneten sich durch Unbeständigkeit, Capricen und nervöse Launenhaftigkeit aus. Bald versandte die Natur ihr sonnigstes Lächeln, dann vergoß sie hysterische Thränen, lächelte wieder, um einem neuen Anfalle von außerordentlicher Reizbarkeit nachzugeben. Mit einem Worte, es war nicht zum Aushalten, und wenn nicht der herrliche, den ganzen Horizont umspannende Regenbogen von wunderbarer Schönheit und prachtvoller Farbenpräcision gewesen wäre, man hätte, meiner Treu', des Teufels werden und die größte Thorheit begehen können. Am Abend hatte sich diese fieberhafte Unruhe, diese nervöse Ueberreizung gelegt, obgleich sich der Sonnenuntergang unter nicht gerade Gutes verheißenden Bedingungen vollzog. Das strahlende Tagesgestirn verabschiedete sich auf englisch. Doch bedeckten dagegen von goldigem Rosenroth angehauchte Wölkchen noch lange den westlichen Horizont, um uns gleichsam für das brüske Verschwinden der Sonne zu entschädigen. Der Himmel bot die prächtigsten Farbenschattirungen dar und der glänzende Vollmond übergoß das ruhiger gewordene, aber noch immer grollend und düster dreinschauende Meer mit seinem lieblichen, silbernen, geheimnißvollen Licht. Ich promenirte lange und spät am Meeresstrande und lauschte dem Rauschen der Wogen, die eine mir verständliche, wenn auch nicht sehr erfreuliche Sprache redeten. Keine sonderlich frohe Botschaft brachten sie mir und melancholisch strich der Wind über die Fläche.

Und heute, am ersten Tage des neunten Monats, ist der fistere Herbst eingezogen und jagt am düstergrauen Himmel schwarze Regenwolken vor sich her, die abwechselnd von einem Sprüh- oder Streifregen entbunden werden. Ein kalter feuchter Nordwest treibt riesige Staubwolken vor sich auf. Der sonst so belebte Strand ist fast verödet; die Badegesellschaft sitzt zu Hause und Männer und Weiber, Knaben und Mädchen spielen Skat, der in Deutschland ebenso epidemisch grassirt, als bei uns der Wint. Dank dem Himmel, ich bin bis jetzt von diesen beiden Epidemieen verschont geblieben, und es fehlte nicht viel, daß ich scheinheilig die Augen zum Himmel richte und gleich dem Pharisäer, mich an die Brust schlagend, ausrufe: „Ich danke Dir o Herr, daß ich nicht bin wie die da, die ihre kostbare Zeit in blödsinnigem Wint- und Skatspiel vertrödeln und ihr Seelenheil gefährden!" Nein, ich spreche nicht so, denn ich mißgönne Niemand seine Freude. Ein jedes Thierchen hat sein Plaisirchen.

Doch es muß geschieden werden, und stehe ich durchaus nicht an, zu gestehen, daß mir dieser Abschied schwer wird und daß ich nicht mit leichtem Herzen von Norderney scheide, wo ich fünfunddreißig angenehme Tage zugebracht in ungestörter, durch nichts getrübten Ruhe und Zufriedenheit. Habe ich nicht Ursache, der reizenden Insel dankbar zu sein? Fünf Wochen idyllischer Ruhe, patriarchalischer Glückseligkeit zählen gar

zu sehr im Leben eines Menschen, als daß man—über dieselben gleichmüthig hinweggehend, sagen könnte: Schwamm drüber! Als ich auf Norderney landete, hatte ich die Zeit meines Verbleibens daselbst höchstens auf drei Wochen festgesetzt. Es gefiel mir aber so gut, daß ich sechs Wochen blieb und wahrlich, ich hatte keine Ursache, meinen Entschluß zu bereuen. Doch die angenehmen Erinnerungen, die ich aus Norderney mitnehme, werden mich jedoch durchaus nicht abhalten, in Bezug auf diesen reizenden Badeort der Wahrheit treu zu bleiben und auf dem Lichtbilde auch die Schattenseiten zu constatiren. Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. Dieser Spruch bewährt sich auch auf Norderney, wo der Mensch bestrebt ist, das zu verunstalten, was die Natur so schön geschaffen.

Als Seebad bietet Norderney viele Annehmlichkeiten, unter welchen besonders der prachtvolle, seines Gleichen suchende Strand hervorzuheben ist. Man kann Stunden lang um die Insel herumspazieren, ohne zu ermüden, da man über einen elastischen, von den Wellen täglich mehrmals frottirten Parket dahinschreitet, auf welchem die Füße fast keine Spur zurücklassen. Die Witterung begünstigte meinen Aufenthalt ganz besonders. Es waren größtentheils schöne, freundliche Tage, und wenn auch von Zeit zu Zeit sich ein Orkan entfesselte, wenn auch manchmal Jupiter Pluvius unangenehm zu werden drohte, so nahm man auch diese leichten Schattenseiten gleichmüthig hin, besonders da Sturm und Regen auch ihre poetischen Seiten haben, ganz abgesehen davon, daß man die darauf folgenden, wolkenlosen, ruhigen Tage um so mehr zu würdigen weiß, um so dankbarer anzuerkennen versteht. Wie gesagt, der sechswöchentliche Aufenthalt auf Norderney war für mich, wenn ich jetzt am Schlusse desselben auf die verflossene Periode zurückblicke, ein sehr angenehmer; ein stärkendes erfrischendes Bad nicht nur für den Körper, sondern auch für den Geist.

Selbst die königliche Badedirektion mit ihren drakonischen Verordnungen und auf jedem Kreuzwege drohend Wache haltenden schwarzweißen Gesetzesparagraphen (mysteriöse Andeutungen auf Strafen: Geldpöne, Gefängniß, Deportation u. s. w. in Aussicht stellend) waren nicht im Stande, mir die gute Laune zu verderben. Im Gegentheil, manche dieser Verordnungen sind so urkomisch, so unfreiwillig humoristisch, daß man sich nur an ihnen ergötzen kann. So ist z. B. die Benutzung der auf den Promenaden ausgestellten Bänke nur den Badegästen gestattet, außer welchen sich Niemand darauf setzen darf, wenn er nicht Gefahr laufen will, laut Paragraph so und so—zu „sitzen". Sie können daraus die Schlußfolgerung ziehen, wie weit die Kleinlichkeit der königlichen Badedirection von Norderney geht, die weit besser thäte, ihre niederen Organe, deren urwüchsige Grobheit oft die Grenzen des Erlaubten nicht nur streift, sondern sogar überschreitet, mehr zu maßregeln, anstatt die Curgäste zu drillen.

Das Drillen und Gedrilltwerden liegt einmal im germanischen Temperament und unterwerfen sich die Deutschen überhaupt, und die Norddeutschen insbesondere, demselben ohne jeglichen sonderlichen Protest. Jedoch die Badedirection von Norderney geht in dieser Beziehung oft gar zu weit und verdirbt manchmal den Genuß ganz abgesehen davon, daß sie sich diese Bevormundung gar zu theuer bezahlen läßt. Außer der Curtaxe wird noch für ein jedes Bad ein unverhältnißmäßig hoher Preis erhoben (Einzelbillete kosten eine Mark, im Abonnement kommen 12 Billete auf 10 Mark zu stehen) und die eingeführte „Ordnung" der Badeprocedur (die gar zu sehr gemaßregelt wird) verschleppt dieselbe so sehr, daß man oft mehr als eine Stunde darauf warten muß, bis man an die Reihe kommt, was doch nicht sehr angenehm ist. Und die Einnahmen von den Badegästen sind so riesig, daß man wahrlich etwas Nachsicht üben könnte.

Die Trinkgelderepidemie wüthet auf der Insel Norderney mit eben solch einer Vehemenz als in der Helvetischen Republik, oder im Germanischen Kaiserreich. Vier-

mal täglich sollst Du Trinkgelder geben, so lautet das dritte Gebot der Norderneyschen Vorschrift, und zwar wie folgt: beim Morgenkaffee, beim Diner, beim Nachmittagskaffee und beim Souper. Wer da frühstückt und außer der Zeit noch Bier, Wein und andere mehr oder minder berauschende Getränke zu sich nimmt, ist verpflichtet für jeglichen Genuß außer den vorschriftsmäßigen vier Mahlzeiten ein Extratrinkgeld zu entrichten. Wenn Du dieses Gebot strict befolgst und das Trinkgeld reichlich bemißest, so wird es Dir wohl gehen auf Erden; Du wirst nicht nur prompt bedient werden, sondern auch gute Bissen bekommen, und in gehörigen Quantitäten, um Dich zu sättigen. Denn wahrlich, ich sage Euch, der Kellner ist eine weit größere Macht, als Ihr denkt und Euer leibliches und geistiges Wohl, Eure Zufriedenheit und Gesundheit, der Erfolg Euerer Cur hängt meistentheils vom Kellner ab, der, nach Belieben, Euch das Leben versüßen, jedoch auch vergällen kann; der im Stande ist, Euch den Lebensweg mit Rosen zu bestreuen, daß Ihr sicher und behaglich, angenehme Düfte einathmend, darüber hinwegschreitet, oder Dornen, Disteln und Unrath anzuhäufen, daß Ihr auf jedem Schritte stolpert und strauchelt und Euere Geruchsnerven höchlichst verletzt werden. Darum opfert reichlich Scherflein auf dem Altare des Kellners, sucht die Gunst der befrackten Ganymeds zu gewinnen (da nun einmal leider das ewig Weibliche aus der Bedienung von Norderney verbannt ist) und die Badesaison wird für Euch heiter und sorglos dahingehen, Euch sonnenklar und freundlich erscheinen; widrigenfalls Ihr stets auf Aerger und Verdruß stoßen Sturm und Unwetter entgegensehen müßt und könnt.

Wie Sie sehen, spielt also der Kellner im Leben des Menschen überhaupt, und des Badegastes insbesondere, eine zu hervorragende Rolle, als daß man ihn ignoriren dürfte. Das Trinkgeld ist ganz besonders berufen, auf unserem Pilgerwallen hienieden einen größeren Einfluß zu üben, als man gewöhnlich zu glauben pflegt. Eben so wie kleine Ursachen oft große Wirkungen hervorbringen, so könnte man kühn die Behauptung aufstellen, daß im Grunde genommen der Pjatak die Welt regiert.

Daß die Zeitungen eine Macht bilden, vor der sich selbst die Mächtigsten beugen, wird Niemand in Abrede stellen wollen; nennt man doch die Presse — die siebente Großmacht, seitdem die Türkei überhaupt nicht mehr zählt. Und können Sie nicht ein Zeitungsblatt für besagte Kupfermünze erwerben, die in der Journalistik den nervus rerum bildet?

„Welch eine Macht birgt sich in einer Million!" ruft unser großer Fabeldichter in einer seiner unsterblichen Productionen aus. Zu Iwan Andrejewitsch Krylows Zeiten (er starb ja am 9. November 1844, also vor mehr als vierzig Jahren, wo Zeitungen mit offenherziger Richtung noch unbekannt waren, wo das Zeitungswesen überhaupt bei uns noch in der Wiege lag) hatte der legendenhafte Pjatatschok noch nicht die ihm jetzt eigenthümliche diabolische Macht und infernale Bedeutung erhalten.

„Welch eine Macht birgt sich in einem Pjatatschok!" würde Krylow in der Gegenwart ausrufen und damit vollkommen Recht gehabt haben; denn wahrlich in dem Pjatatschok concentrirt sich eine weit bedeutendere innere Kraft, als in einer Million. Denn im Grunde genommen, was repräsentirt eine Million? Eine gewisse sich in sieben Ziffern ausdrückende Summe, über welche Rothschild mit geringschätziger Verachtung die Achseln zuckt: „Hast Du mir nicht gesehen! Eine Million, ich bitte Sie, lohnt es sich, über solch eine Lappalie zu sprechen!" sagt der allmächtige Milliardär. Aber vor dem Pjatatschok hat auch ein Rothschild unwillkürlich Respect, denn in dieser unscheinbaren Kupfermünze, die oft ein so unsauberes Aussehen hat, daß man sich ordentlich ekelt, sie in die Hand zu nehmen, ist die Macht der siebenten Großmacht, — der Presse, concentrirt.

Nicht um das goldene Kalb, wie die Kinder Israels in nebelhafter Vergangenheit in der Wüste, sondern um den kupfernen Pjatatschok tanzen die Kinder der

Baalsjournalistik der Gegenwart. Ihm bringen sie Weihopfer dar; vor dem alleinseligmachenden Pjatatschok liegen sie auf den Knien im Staube, ihm bringen sie Gefühle und Denkweise, Ueberzeugungen und Gesinnungstüchtigkeit, Pietät und Humanität, Nächstenliebe und Duldsamkeit, Selbstbewußtsein und Menschenwürde, Mitleid und Dankbarkeit zum Opfer; alles verschlingt der winzige, unersättliche kupferne Moloch, der aber dafür seinen vor ihm im Staube kriechenden Anhängern ungezählte Reichthümer und Genüsse verleiht, Macht und Ansehen giebt.

Doch eins kann ihnen der kleine kupferne Götze nicht verleihen — die Achtung der Menschheit, wenigstens des anständigen Theils derselben. Mit Unwillen und Ekel wendet sich dieselbe von den Götzenanbetern ab, will mit den Kindern Baals nichts gemein haben. Und drob gerathen die letzteren in helle Wuth; sie wollen sich die Achtung ertrotzen, die man ihnen beharrlich versagt. Doch Achtung läßt sich nicht durch Gewalt erzwingen. Die Liebe läßt sich wohl erringen durch Beharrlichkeit und Geduld, durch Sanftmuth und Ergebenheit, durch Aufopferungsfähigkeit und Hingebung. Aber nichts kann die Achtung erzwingen, wenn man darauf keinen gegründeten Anspruch machen kann. Die einen mögen euch innig lieben, weil ihr ihren niederen Instinkten schmeichelt, indem ihr ein lügnerisches nationales Banner erhebt; weil ihr ihre rohe Leidenschaftlichkeit und brutale Sensualität durch pornographische Bilder kitzelt, weil sie eurem Heucheln und Lügen, Insinuiren und Intriguiren, Hetzen und Verleumden sympathisiren und applaudiren. Die anderen mögen euch hassen, weil ihr ein jegliches rechtliche Gefühl, ein jedes ehrliche Bewußtsein empört; weil ihr Wetterfahren seid; weil ihr stets bereit seid, je nach den Umständen „Hosiannah" oder „Kreuzigt ihn" zu schreien; weil ihr keine Ueberzeugungen habt, keine Grundsätze kennt. Aber Niemand wird euch achten. Weder die euch lieben, noch die euch hassen — werden euch Achtung zollen. Man kann euch höchstens fürchten, da niemand vor eurem Geifer sicher ist, aber achten — nie, trotz der Macht, die euch der magische Pjatatschok verleiht. Es ist nun einmal schon so und könnt ihr dem nicht abhelfen. Auf Achtung müßt ihr Verzicht leisten, das geht nun einmal nicht anders. Doch was ist euch übrigens an ihr gelegen. Was ist euch Hekuba?

XI.

Die Urbewohner der Insel Norderney sind biedere Fischerleute, die sich durch eine außerordentliche Ehrlichkeit auszeichnen und nur von dem ihnen durch den Continent inficirten Trinkgeldfieber ergriffen sind. Dieses Fieber liegt Allen einmal im Blute. Das Kind saugt es mit der Muttermilch ein. Da sah ich neulich zwei kleine Knaben und etliche winzige Mädchen am Strande spielen. Die Kinder interessirten mich; der älteste war vier Jahre, der jüngste mochte kaum zwei Jahre alt sein. Ich blieb stehen und sah dem Spiele zu. Plötzlich kamen die Kinder alle auf mich zu, streckten die Hände aus und verlangten mit lallender Stimme ein Trinkgeld, weil ich ihrem Spiele zugesehen . . . . . Ein Bursche hatte gestern einen großen Hummer gefangen, den er mir zum Kaufe anbot. Ich besichtigte mit Interesse das Thier (hatte ich doch noch keinen lebenden Hummer gesehen) und der Bursche verlangte ein Trinkgeld dafür, daß ich den Hummer angeschaut. Und so ist es in Allem. Das Trinkgeld auf den Lippen und die offene Hand ausgestreckt.

Abgesehen davon sind die Norderneyer sehr ehrlich. Ich habe nie die Thür meiner Wohnung geschlossen, noch den Schrank mit Kleidern, noch die Commode mit

Wäsche. Die Cigarrenkiste stand stets auf dem Tische; nie ist mir was abhanden gekommen. Da hatte ich neulich der Wirthin eine Rechnung von etlichen zwanzig Mark zu bezahlen. Ich gab ihr einen Hundertmarkschein, den sie mir jedoch nicht gleich wechseln konnte. Ich war den ganzen Tag nicht zu Hause und als ich spät Abends heimkehrte, fand ich siebzig und etliche Mark in Gold und Silber auf dem Tische liegen, welche die Wirthin in meiner Abwesenheit hingelegt hatte. Das Stubenmädchen hatte unterdessen das Zimmer aufgeräumt, der Postillon war zweimal gewesen, hatte Briefe und Zeitungen gebracht und das Geld lag ruhig auf dem Tische, Niemand fiel es ein, daran zu rühren: das Eigenthumsprincip ist geheiligt. Wie oft hatte ich meinen Regenschirm in verschiedenen Restaurants vergessen und stets fand ich ihn wieder. Noch eine Episode, die sehr charakteristisch ist. Dieser Tage soupirte ich im Hotel und als ich zahlen wollte, fiel mir ein Goldstück (20 Mark) aus den Händen und rollte auf die Steinfliese der Veranda. Ich rief den Kellner, daß er mir suchen helfe, doch konnte ich das Goldstück nicht finden. In diesem Augenblicke kam der Wirth und fragte mich, was ich suche. Ich erzählte ihm. Bemühen Sie sich nicht, sagte höflichst der Wirth, indem er ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch legte, man wird es schon später finden. Und der Wirth kannte mich durchaus nicht, da ich nur hin und wieder in diesem Hotel speise. Welcher Wirth würde bei uns so etwas gethan haben in Bezug auf einen ganz fremden Menschen, der vielleicht gar nichts verloren hatte. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß sich das Goldstück gefunden.

Sind die Wirthe höflich und zuvorkommend, so sind die Kellner um so gröber und ungeschliffener. Solche urwüchsig grobe Kellner habe ich noch nie gesehen. Je kleiner ihr Trinkgeld, desto größer ihre Grobheit. Wer aber kein Trinkgeld giebt, der thut am besten, sich sofort begraben zu lassen, denn, nach Ansicht der Mitglieder der sehr ehrenwerthen Zunft, haben nur diejenigen Sterblichen ein Anrecht auf Existenz, die dem Princip des Trinkgeldgebens huldigen. Man kann sich selbst annähernd keine Idee davon machen, wie weit das Trinkgeldunwesen besonders in Deutschland eingerissen hat. Wie bei gewissen Feudalen der Mensch erst vom Baron anfängt, so beginnt bei den Kellnern der Mensch erst von 20 Pfennige Trinkgeld. Was darunter, ist für ihn überhaupt nicht vorhanden, und wenn er sich herabläßt 15, ja sogar — horribile dictu! — 10 Pfennige anzunehmen (es giebt so weit in Begriffen von Pflicht und Ehre herabgekommene Menschen, die sich nicht entblöden zehn Pfennige Trinkgeld zu geben), so thut er es mit einer Miene, mit welcher der Beherrscher aller Gläubigen den Tribut der Bulgaren im Empfang nimmt, den übrigens die edlen Bratuschki bis jetzt seit zehn Jahren regelmäßig schuldig geblieben sind, ebenso wie uns die hohe Pforte die Kriegscontribution noch schuldet, und wir diese finanzielle Angelegenheit schwerlich je auf friedlichem Wege erledigen werden.

Ich möchte mal den Gast sehen, der sich beifallen ließe, einem Kellner fünf Pfennige Trinkgeld anzubieten; ich glaube, daß es solche ehrvergessene und zugleich furchtlose Menschen nicht giebt. Wenigstens bis jetzt bin ich keinem derartigen Titanen begegnet. Ich habe Leute kennen gelernt, die blutige Thränen weinten, daß sie zur Fahne des Nichttrinkgeldgebens geschworen; die bereit waren, sogar meineidig zu werden; aber zu spät: das Kainszeichen war ihnen auf die Stirne gedrückt und unstät und flüchtig irrten sie von einem Restaurant zum andern, ohne die ersehnte Ruhe und das heiß erwünschte, erträgliche Mittagsessen zu finden; denn die Kellner, gleich den Tyrannen, reichen sich die Hände, bilden, gleich den Socialdemokraten und Anarchisten, eine über alle Restaurants verbreitete Brüderschaft, eine Association, die ihre Zeichen hat, woran man den renitenten Gast erkennt. Wehe dem Unglücklichen, wenn er an der Table d'Hote speist und wähnt, hier dem Vehmgerichte der Kellner zu entgehen. Die Rache sucht ihn auch an dieser heiligen Stätte auf und die Kellner laviren so geschickt, daß der geächtete Gast stets zu kurz kommt. Vom

Fische sieht er stets nur den Schwanz, vom Braten blos die Sauce und einige darin schwimmenden Reste u. s. w. Nimmt er ein Diner à part in der thörichten Hoffnung, auf diese Weise der Behme zu entgehen, so ist er noch übler daran. Er muß stundenlang warten, bevor ihm servirt wird und Alles, was er bekommt, ist entsetzlich. Fürchterlich ist die Rache der Kellner. Gefährlich ist's bekanntlich den Leu zu wecken; nicht minder bewußt ist's, daß des Tiegers Zahn auch nicht ohne ist; jedoch das Schrecklichste der Schrecken ist unstreitig ein Kellner, dem man sein verbrieftes Recht, Trinkgelder zu bekommen, streitig macht. Eher können Sie Nachsicht von der Löwin erwarten, der Sie ihr Junges geraubt, als von einem in seinen Erwartungen betrogenen Kellner. Dennoch würde ich Ihnen rathen, besser dem Kellner gar kein Trinkgeld zu geben (und hiermit freiwillig auf alle Freuden und Genüsse des menschlichen Lebens zu verzichten), als ihm fünf Pfennige zu reichen; denn dadurch treten Sie seiner Kellnerehre zu nahe, fügen ihm einen Schimpf, eine Insulte zu, die nur mit Ihrem Blute abgewaschen werden kann.

Die Kellner sehen aber auch hier streng und ernst, unerbittlich und unnahbar aus gleich dem Fatum. Eigentlich sollte man sie alle für Diplomaten halten, die augenblicklich gerade keine Verwendung gefunden und die auf diese Weise ihre Muße benutzen, um die Welt kennen zu lernen. Ihr Aussehen ist ungewöhnlich würdevoll, feierlich und selbstbewußt, gleichsam als erfüllen sie eine höhere Mission, wenn sie in der Küche eine Seezunge, ein Roastbeef oder einen Hummersalat bestellen. Größtentheils sind sie blasirte, problematische Naturen, denen sogar das ewig Weibliche kein Interesse einflößt, da sie, mehr als andere, Gelegenheit haben, die Frivolität, Naschsucht, Eitelkeit und Nichtigkeit der Frauen kennen zu lernen . . .

Ich hatte Gelegenheit, den Kellnertypus zu studiren und will diesem Product der Civilisation der Neuzeit ein besonderes Capitel widmen. Ich speiste fast jeden Tag in einem anderen Restaurant, doch da die Zahl derselben — Legion ist, so gelang es mir dennoch nicht alle zu mustern. Gewöhnlich begann ich meine Musterung so um 12 Uhr durch gründliche Studien der Menus in den Hotels. Diese Menus werden vor die Thüre gehängt, damit alle Vorübergehenden sehen können, welche culinarischen Genüsse ihnen um ein Uhr geboten werden. Wie gesagt, um 12 Uhr beginnt die Lectüre der Speisekarte, und Herren und Damen widmen sich dieser Beschäftigung mit weit größerem Eifer als dem Lesen der im Salon des Conversationshauses aufliegenden zahlreichen Zeitungen. Und kann ich mit dieser Geschmacksrichtung nur von Herzen sympathisiren, denn die Lectüre der Speisekarte ist weit unterhaltender und angenehmer, als das Studiren der politischen Zeitungen, und eine duftige zarte Lachsmayonnaise mundet mir weit mehr, als der unverdauliche Ragout der bulgarischen Angelegenheiten, welche durch den neuen Koch durchaus nicht schmackhafter geworden, der überhaupt schwerlich lange seine Function ausfüllen wird, da sein Probekochen Niemand befriedigt und er im Grunde genommen nur ein Werkzeug in den Händen der Unterköche ist, deren zu viele vorhanden sind, so daß es kein Wunder ist, daß sie den bulgarischen Brei verderben, immer ungenießbarer machen, bis man sich gezwungen sehen wird, das Ganze auszugießen und die Köche zu verjagen. Alexander von Battenberg zog mit langer Nase ab. Ferdinand von Coburg zog mit langer Nase ein, wie überhaupt seine große Nase großen Anstoß geben soll.

Aus dem Grunde ziehe ich das Lesen der Menus der Lectüre der Zeitungen vor Ersteres ist jedenfalls weit genußreicher. Und wenn ich so alle Menus durchstudirt, alle pro und contra erwogen, so entschließe ich mich, welchem von ihnen ich das Schnupftuch zuwerfen, welches Restaurant ich mit meiner Gegenwart beglücken soll. Ich befinde mich in der Lage des türkischen Sultans, der in seinem Harem zwischen tausend Weibern zu wählen hat. Ich habe zwar keine so große Auswahl, aber dennoch ist die Zahl groß genug, um mich manchmal perplex zu machen, ganz abgesehen

davon, daß sich oft hinter den verlockendsten Benennungen die communsten Speisen bergen, eben so wie oft das verführerischste Aeußere die größte Niederträchtigkeit versteckt. Doch auf dergleichen Enttäuschungen muß man bei Speisen wie bei Menschen, im Restaurant wie im Leben gefaßt sein, und daher nicht grollen, wenn man sich durch einen Namen und Titel, durch äußeren Glanz und Reichthum hat blenden verführen, täuschen lassen . . .

Und somit nehme ich Abschied von Norderney; zwar rufe ich der idyllischen Insel ein herzliches „Auf Wiedersehen" zu, zweifle aber, daß sich dieser Wunsch verwirklichen wird. Des Lebens Mai blüht einmal und nie wieder. Und die Weltereignisse nehmen eine gar zu ernste Richtung an, als daß man hoffen dürfte, im nächsten Jahre eine Reise in's Ausland machen zu können. Der europäische Friede ruht auf gar zu schwachen Füßen, als daß man ihm eine lange Dauer versprechen könnte. Mit genauer Noth gelang es bis jetzt, die Kriegsfurie zu fesseln. Doch die Wogen des politischen Meeres gehen gar zu hoch, die Leidenschaften sind zu sehr erweckt, der Racenhaß zu stark angefacht, als daß man die Katastrophe lange hinausschieben könnte: sie wird hereinbrechen über unseren Continent mit elementarer Gewalt, Alles vor sich herfegend und schonungslos die Früchte der Cultur vernichtend. Es ist ein entsetzlich Ding der Krieg und man begreift, daß sich Herrscher und Völker nicht entschließen können, diese fürchterliche Furie zu entfesseln. Gott gebe, daß es den vereinten, aufrichtigen Bestrebungen gelinge, die Katastrophe wenigstens hinauszuschieben, obgleich dieses ewige Schweben zwischen Bangen und Hoffen weit schlimmer ist als die entsetzliche Wirklichkeit. Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Andererseits sagt man aber, ein fauler Friede sei besser als ein munterer Krieg. Wo ist die Wahrheit? Wer wagt darauf eine entscheidende Antwort zu geben? Soll der gräßliche und gefräßige Saturn seine Nachkommenschaft in wildem, ungezähmten Heißhunger verschlingen? Wird die Kriegsfurie entfesselt werden?

Seitdem ich diese Fragen stellte, ist fast ein Jahr verflossen, während dessen sich schwerwiegende, politische Ereignisse vollzogen und die Antwort steht noch immer aus. Seitdem ist der Winter dahingegangen; der liebliche Frühling naht, doch nur um uns den heranbrechenden grämlichen Herbst um so fühlbarer zu machen. Mir däucht, ich höre schon das Schwirren der Lerchen; als sähe ich ein liebliches junges Veilchen, das wißbegierig sein liebliches Köpfchen aus der ihren Schoß öffnenden Mutter Erde hervorsteckt und mit seinen frommen blauen Augen hinauslugt in die schöne Gotteswelt.

Entfleuch' geschwind, o Lerche, Du Herold einer neueren schönen Zeit! Verbirg Dich, o Veilchen, Du liebliche Blume der Unschuld und Bescheidenheit! Denn Ihr seid hier nicht am Platze! Ihr habt Euch durch falsche Symptome täuschen lassen; Ihr seid irregeführt worden durch lügnerische Gerüchte, die zu Euch gedrungen. Denn nicht die schöne Zeit der Liebe und Versöhnung, der Eintracht und Brüderlichkeit naht, sondern die böse Zeit der schweren Noth, des Haders und der Zwietracht! Nicht frohes süßes Leben soll uns dieses Mal die so frühzeitig aus ihrem Winterschlaf erwachte Natur bringen, sondern traurigen herben Tod! Nicht schmetternder Gesang der Lerche, die sich jubelnd in den lichten Aether erhebt, um den Schöpfer zu preisen; nicht würziger Duft des holden Veilchens, das durch seinen Parfüm eine Jubelhymne anstimmt, soll dieses Mal den Lenz begrüßen! O schöne Welt, Du bist abscheulich!

Anstatt des Liebesschluchzens der Nachtigall — Kanonendonner; denn da, wo der Haß seine düsteren Fittiche, seine tödtliche Umarmung ausbreitet, da giebt es keinen Platz für die Liebe. Anstatt Frühlingshoffnungen — Kriegsbefürchtungen; die helle, rosige Morgenröthe der Hoffnung weicht der düsteren Abenddämmerung der Verzweiflung; das liebevolle Schaffen reimt dem haßerfüllten Vernichten den Platz ein. Wehe uns! ich sehe blühende Städte und Dörfer in Flammen aufgehen unter;

den stampfenden Hufen der Rosse schwinden des goldigen Korns bewegte Wogen; die rauhe Gegenwart vernichtet die blühende Zukunft und das kaum aufkeimende Leben geht dem sicheren Tode entgegen.

Nur die Börse läßt sich in ihren Orgien nicht stören, feiert Bachanalien, umtanzt jubelnd das goldene Kalb, kniet anbetend vor der Götttn Hausse, der man freudig Altäre baut. Noch nie hat die frenetische Börsenspeculation solche Dimensionen angenommen; noch nie hatten unsere Fonds eine so schwindelhafte Höhe erreicht, als eben jetzt, wo die trüben politischen Zustände dem Anscheine nach ein ganz entgegengesetztes Resultat hervorbringen sollten. Während unser Papierrubel immer mehr die ihm innewohnende Kaufkraft einbüßt, in der Gesammtwelt immer weniger Achtung genießt, sich eines stets sinkenden Credits „erfreut", macht sich bei fast sämmtlichen unserer Fonds eine ganz entgegengesetzte Strömung bemerkbar. Je tiefer unser Cours sinkt, desto höher steigen unsere Werthpapiere, so daß der größte Theil derselben fast al pari erreicht hat, eine Erscheinung, deren ich mich nicht entsinnen kann.

Woher dieser seltsame Widerspruch? Einige behaupten, wir hätten gar zu viel Geld, wüßten nicht, was damit zu thun, da sich im Handel und in der Industrie eine höchst bedenkliche Stockung bemerkbar mache, zufolge welcher die Capitalisten ihre Gelder in Fonds anlegen, wodurch letztere so in die Höhe schnellten. Was den Ueberfluß an Geld anbetrifft, von dem wir angeblich inficirt sind, so gestatte ich mir darüber meine bescheidenen Zweifel zu hegen. Ich hatte dieser Tage eine lumpige Million nöthig und ich versichere Sie, daß ich diese Bagatelle auf keine Weise auftreiben konnte. Soll und kann das als Zeichen von Geldüberfluß betrachtet werden? Im Gegentheil, das ist ein sicheres Symptom, daß wir an einem Ueberfluß an Mangel leiden. Andere meinen, daß derartige Börsensaturnalien stets am Vorabend großer politischer Katastrophen eintreten. Man tanzt auf einem Vulkan und kümmert sich um den kommenden Morgen durchaus nicht. Après nous le deluge! Mögen unsere Nachkommen die Suppe auslöffeln, die wir eingebrockt haben! Und so lebt man in den Tag hinein, pumpt lustig darauf los, es der Zukunft anheimstellend, die angelaufenen Rechnungen zu liquidiren. Immer „lustik!"

Doch oft ereignet sich das Unerwartete, daß die Mine springt, die wir liebevoll für unsere Kinder vorbereitet, daß man uns selbst die Rechnungen präsentirt, deren Begleichung wir unsern Enkeln in die Schuhe zu schieben trachteten. An dem Bankette des Lebens, an dem wir sorglos schmausten, erscheint plötzlich das Schreckgespenst, entreißt uns mit seiner Knochenhand den Becher voll prickelnden Schaumweins, den wir eben an die Lippen führen wollten, nimmt uns den köstlichen Leckerbissen, den wir im Begriff waren, in den Mund zu stecken und ruft uns mit heiserer Stimme, gleich dem Croupier in der Spielhölle zu Monte-Carlo zu:

— Rien ne va plus!

Und dann stehen wir mit offenem Munde da, wie die Ochsen am Berge; der prickelnde Gischt des goldigen Schaumweins fließt den Estrich entlang, die köstlichen Leckerbissen liegen im Staube, die strahlende Beleuchtung ist erloschen, die Gäste, die mit uns fröhlich gezecht, die schönen Weiber, die uns soeben holdselig angelächelt, die lustigen Cumpane, die uns so liebenswürdig angepumpt, der Wohlgeruch, der unsere Geruchsnerven so angenehm berührte, die anheimelnde Wärme, die uns so wohlthuend umgab — das Alles ist verschwunden und anstatt dessen befinden wir uns im kalten, düsteren, unheimlichen Raume und uns gegenüber das entsetzliche Schreckgespenst, das uns mit seinen leeren Augenhöhlen anstarrt, mit seinem zahnlosen Munde angrinst und es raschelt unter unseren Füßen und erschreckt schauen wir auf, denn es sind große Ratten, die da geräuschlos dahinhuschen, die Reste des Bankets mit sich schleppend und ein unendlicher Katzenjammer überkommt uns nach dem Gelage

und da gegenüber auf der Wand leuchten in unheimlichem Glanze die Schreckensworte: „Mene, Tekel Upharsin".

Rien ne vas plus!

Und der gaunerische Kaufmann, der durch betrügerische Manipulationen ein Vermögen erworben; und der spitzbübische Podrjaschtschik, der Brücken gebaut, die einstürzten; und der Concessionär, der aus losaufgeschütteter Erde und faulen Eisenbahnschwellen Millionen erzielt; und der Intendant, der in Gemeinschaft mit dem Lieferanten aus Heu und Stroh, Hafer und Gerste, Chinin und Stiefeln, Soldatenbrot und Officierszelten sich Paläste erbaut; und der Kassen-Defraudant und der kleine spitzbübische Lawotschnik, der ein jedes Pfund Waare um so und so viel Solotnik beschneidet; und der gewissenlose Journalist, der mit seinen Ueberzeugungen (?!) wuchert und bereit ist, nicht nur sein Erstgeburtsrecht, sondern die gesammte Menschheit zwar nicht für ein Linsengericht, aber für einen Pjatatschok zu verschachern; und der offenherzige Publicist, dem nichts heilig ist, als das goldene Kalb, vor dem er sich im Staube wälzt, der käuflich ist gleich einer Hetäre, verächtlich gleich einem Paria, der niedrig denkt und niedrig handelt, der den Racenhader anschürt, den Glaubenshaß anfacht, weil dieses Hetzen und Verläumden und Lügen vortheilhaft ist, die Taschen füllt; und sie alle insgesammt und noch viele andere ähnlichen Gelichters, wenn sie ihre Hände in fremde Taschen, ihre Nase in fremde Angelegenheiten stecken und mit ihrer giftigen Zunge alles Gute, Edle begeifern — sie alle sagen mit jesuitischem Augenverdrehen: Не въ деньгахъ счастье.

O Satan, ich kenne dich! Mich betrügst du nicht! Und wenn du dich noch zehn Mal in den Mantel der Unschuld hüllst, der Bockfuß guckt doch hervor, der Beelzebub ist doch unverkennbar, und möge er sich noch so parfümiren, der Höllengeruch dringt immer durch; und möge er noch so lammfromm sein, das Teuflische läßt sich nicht verbergen und selbst unter dem feinsten Pariser Glacéhandschuh fühlt man die Kralle und selbst die blaueste Brille ist nicht vermögend, den Blick des Bösen zu verhüllen, so lammfromm er ihn auch zu machen suche. Hebe Dich hinweg Satan, ich will nichts mit Dir gemein haben! . . . .

Dank den mikroskopischen Untersuchungen, die einige stets nach neuem Wissen dürstende Gelehrte mit verschiedenen Geldmünzen und Banknoten angestellt, ist es gelungen, auf der Oberfläche derselben die Gegenwart niederer Organismen, als da Bacterien, Bacillen, Mikroben und dem ähnlichen niederträchtigen Ungeziefers zu constatiren, wodurch sich gar manche Erscheinungen in unserem socialen Leben, wie auch der Fluch, der überhaupt am Gelde hängt, erklären.

Ja, es klebt ein Fluch an dem Gelde und nur Dank der giftstrotzenden Flora, die sich darauf bildet. Die Mikro-Organismen vergiften das Geld und zugleich auch das Gemüth und Herz derjenigen, die es berühren. Fluch dem Gelde, das von solchen Giftstoffen imprägnirt ist, das eine Pflanzstätte aller möglichen Laster geworden das den Menschen oft weit tiefer unter die Bestie stellt. Diese sich auf allen Werthzeichen anheftenden Giftpilze sind die gefährlichsten Feinde der Menschheit, und ein jeder von uns behütet diese entsetzliche Brut in seinem Portemonnaie und je mehr er dergleichen besitzt, desto mehr freut sich sein Herz und er bewahrt sie argwöhnisch vor einem jeden Attentat, schließt sie sorgfältig in einen diebes- und feuersicheren, mit zahllosen Geheimschlössern versehenen, gepanzerten und mit Asbest gefütterten Schrank. Unseliger, verblendeter Erdenwurm, der die giftgeschwollene Schlange an seinem Busen erwärmt und nährt, die ihm bei der ersten besten Gelegenheit einen Todesstoß versetzen wird.

Sechstausend Zellen dieser entsetzlichen Flora hat man auf der Länge eines Zolls gezählt und wenn man bedenkt, daß jede Zelle eine riesige Zahl dieser Mikroorganismen enthält, die sich mit einer geradezu verblüffenden Schnelligkeit vermehren,

besonders wenn die Geldwerthzeichen sich länger in feilen, gaunerischen, verrätherischen, physisch und moralisch unreinen, räuberischen, gierigen Händen befinden, so kann man sich annähernd eine Idee von dem Elende machen, welches die Circulation dieses derartig inficirten Geldes hervorbringt und es muß einen noch wundern, daß die Zahl der Verbrechen noch relativ eine geringe sei, daß es überhaupt noch Menschen gebe, die von der giftigen, neu entdeckten Flora noch nicht angesteckt worden sind.

Derartig waren die Betrachtungen, die mein Hirn durchkreuzten, als unser Dampfer von der Excursion auf der Nordsee heimwärts kehrte und wir der trauten Insel immer näher kamen. Sämmtliche Passagiere — Damen und Herrn — waren in der besten rosigsten Laune, denn Neptun hatte sich ganz besonders mild und nachsichtig gezeigt. Ging auch die See ziemlich hoch, so waren wir — mit einigen leichten, kaum nennenswerthen, Ausnahmen — von der tückischen Seekrankheit verschont geblieben, und die Rückfahrt vollzog sich unter den denkbar günstigsten Bedingungen, so daß am Bord des Dampfers eine sehr gemüthliche Stimmung vorherrschte.

Das Orchester intonirte die „Wacht am Rhein" und die Passagiere aller drei Dampfer stimmten einen tausendstimmigen Chorgesang an, der freilich an Harmonie und Rhythmus viel zu wünschen übrig ließ, aber trotzdem durch die Massentheilnahme einen ziemlichen Effect hervorbrachte. Der tausenstimmige Chor rollte dahin über die Nordsee: „Lieb Vaterland kannst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein". Es ist eine hübsche, kräftige Melodie, mit der die sinnigen, gewaltigen Worte sich in vollkommener Uebereinstimmung befinden. Und die goldigen Strahlen der sich gegen Westen neigenden Sonne verliehen der Scenerie in der That einen großartigen Anstrich und die hehren, mächtigen Töne rollten dahin über die See und ich würde mich gar nicht gewundert haben, wenn ich plötzlich einige Seenymphen auf Delphinen reitend aus der Meerestiefe hätte aufsteigen sehen, wenn sich Dryaden und Tritonen gezeigt hätten, die auf Muschelhörnern die Musik accompagnirt hätten. Ich war so phantastisch gestimmt, daß mich die denkbar phantastischste Erscheinung nicht außer Fassung gebracht hätte. Ich hätte es für ganz natürlich gefunden, wenn mir Neptun ein Gläschen Cognac fine champagne freundlichst offerirt hätte, ich sicherlich nicht ausgeschlagen haben würde denn der Abend war sehr kühl und der am Bord des Dampfers gebotene Cognac von sehr zweifelhafter Qualität.

Doch von Allem dem geschah nichts. Die glühend rothe Sonne war hinabgestiegen ins silbergraue hochaufschauernde Meer und Luftgebilde, rosig angehaucht, stiegen im Westen empor, während sich im Osten schüchtern die todtenbleiche Scheibe des Vollmonds zeigte. In dem Maße jedoch, wie der den äußersten westlichen Horizont umsäumende Rand von Gold und Purpur zu verblassen begann, fing Luna die verstoßene Gattin des stolzen strahlenden Sonnengottes, an, selbstbewußt zu glänzen und übergoß die Gegend mit ihrem silbernen geheimnißvollen Licht. Eine tiefe feierliche Ruhe herrschte. Selbst das bisher unerträgliche Geschnatter inmitten der zahlreichen Vertreter und Vertreterinnen der Berliner, Hamburger und Frankfurter Plutokratie verstummte allmälig. Das hehre Schauspiel der vom Silberlicht des Mondes übergossenen Meeresfläche übte auch auf diese prosaischen Gemüther, die nur „Brief" und „Geld" kennen denen die Börse Alles ist, seinen allmächtigen Einfluß. Man schämte sich im Angesicht dieser weihevollen Stille, dieser erhabenen Majestät, das inhaltslose Gänsegeschnatter forzusetzen. Mit voller Kraft dampften wir zurück und bald zeichnete sich am Horizont ein leichter Nebelstreif. Das war Nordeney. Noch ein Stündchen und die reizende Insel erstand wieder vor unseren Augen aus der Nordsee, wie Venus, die Schönheitsgöttin, dem Meeresschaum entstieg. Da zeichnete sich bereits, selbst dem unbewaffneten Auge sichtbar, der schlanke Leuchtthurm stolz in seiner Vereinsamung auf der Düne stehend. Dann erhob sich die Reihe eleganter Häuser der sich längs dem

Strande hinziehenden Kaiserstraße. Wir mußten die Tour rund um die Insel machen, um an die Landungsbrücke zu gelangen.

Wer da geglaubt hatte, daß sich die ganze Bevölkerung von Norderney auf den drei Dampfern befand, der würde sich bald enttäuscht gesehen haben. Denn das weite Ufer der Insel war mit dichten Menschenhaufen bedeckt, die uns mit jubelnden Zurufen, Schwenken von Hüten und Tüchern begrüßten. Von Zeit zu Zeit ertönten Böllerschüsse und farbige bengalische Flammen verliehen dem ganzen Bilde ein anmuthiges, phantastisches Gepräge. Die in die See weit hereinragenden Buhnen (Steindämme) waren gleichfalls dicht mit Menschen besät, die uns mit Hurrahrufen begrüßten gleichsam, als wären wir aus einer siegreichen Schlacht oder nach einer langen gefährlichen Exploration in entfernten Meeren heimgekehrt. Selbstverständlich, daß wir diese uns dargebrachte, wenn auch nicht sonderlich verdiente Huldigung gnädigst entgegennahmen als etwas Natürliches, uns vollkommen Gebührendes, und herablassend, huldvoll, dankbar durch Hüte- und Tücherschwenken erwiderten, während die Musik einen lustigen Marsch intonirte.

Der größte Theil der Passagiere begab sich direct vom Landungsplatze in die im Conversationssaale stattfindende Reunion (Ball). Ich zog es vor, direct nach Hause zurückkehren und mich von den empfangenen Eindrücken zu erholen, die ich durch Theilnahme an der Reunion zu profaniren geglaubt hätte. Außerdem jedoch erfordert die von der königlichen Badeverwaltung aufgestellte Regel, daß man zu der jeden Sonnabend Abend stattfindenden Reunion im Frack und weißer Binde, oder mindestens im schwarzen Salonrocke erscheine, der Sommeranzug ist ganz verpönt. Eine Forderung, die geradezu lächerlich ist und auch die geringe Theilnahme an diesen Reunions (wo die Damen in voller Balltoilette erscheinen) erklärt.

XIX.

Ein Tag auf Helgoland.

Grön *) is dat Land,
Roth is de Kant,
Witt **) is de Sand —
Dat sünd die Farben von Helgoland!

I.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben! sagte ich häufig, wenn an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen, wo gewöhnlich die Lustfahrten von Norderney nach Helgoland stattfinden, consequent ein so heftiger Sturm raste, daß kein Dampfer in die See zu stechen wagte und kein Tourist sich zu einer solchen Excursion entschließen wollte, da die Seefahrt sich leicht in eine Wehfahrt verwandeln könnte. Endlich jedoch erbarmte sich das Schicksal unserer nach dem Anblick der grün-roth-weißen Felseninsel in der Nordsee ebenso Lüsternen, wie sich der Gläubige nach Mekka sehnt, um den Steinsarkophag des Propheten zu küssen. Am Sonnabend den 20. August verkündeten Meer und Himmel schönes, gutes Wetter und spät in der Nacht machte der öffentliche Ausrufer unter obligatem Glockengeläute mit Stentorstimme auf Markt und Straßen bekannt, daß die Fart nach Helgoland am Sonntag den 21. präcise sechs Uhr Morgens von der Landungsbrücke stattfinden werde. Endlich!

Es war ein schöner, ruhiger, jedoch ziemlich kühler Sonntagmorgen, der da anbrach und den ich mit der größten Ungeduld erwartete. Ich fürchtete schon, daß ich gezwungen sein werde, Norderney zu verlassen, ohne Helgoland einen Besuch abgestattet zu haben, was mir sehr unangenehm gewesen wäre. Kaum hatte Aurora mit ihren Rosenfingern den Wolkenvorhang zurückgeschoben, der ihren jungfräulichen Alkoven den neugierigen Blicken entzog; kaum färbten die ersten purpurgoldenen Streifen den östlichen Horizont und verkündeten das Anbrechen des neuen Tages, als ich schon aus den Federn war und mich schnell ankleidete, so daß ich die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne bereits in voller Toilette begrüßen konnte, und nachdem ich in

*) Grün.
**) Weiß.

aller Eile meinen bereits am Vorabende rechtzeitig bestellten Frühkaffee eingenommen hatte, wanderte ich fürbaß den Strand entlang, und die Nordsee lächelte mich freundlich an und ich begrüßte freudig die immense Meeresfläche, die sich da fast in Spiegelglätte vor mir ausbreitete. Nur ein leichtes Beben, wie es am Morgen durch die ganze Natur geht, machte die Oberfläche der See leicht vor Wonne aufschauern. Es herrschte überall eine feierliche, religöse Stille. Die Majorität der Badegäste ruhte noch in den Armen Morpheus. Je näher ich jedoch der Landungsbrücke kam, desto lebhafter ward es. Omnibusse, Equipagen und Hotelwagen mit Insassen gefüllt, rollten dahin; viele Damen und Herren machten die Promenade zum Dampfer zu Fuß, und als wir am Ziele anlangten, da hatte sich schon eine erkleckliche Menschenmenge versammelt: es mochten so an zweihundert Personen sein, welche die Fahrt nach Helgoland mitzumachen wünschten.

Präcise sechs Uhr dampften wir ab, und zwar auf der „Victoria" die ich vor Kurzem aus Bescheidenheit verschmäht, jetzt aber nothgedrungen benutzen mußte, da kein anderer Dampfer da war. Beflügelten Laufes durchschnitt die „Victoria" die krystallhelle Fluth und auf dem Verdecke herrschte ein reges Leben. Es hatten sich Gruppen gebildet. Man trank Kaffee, unterhielt sich; fanatische Kartenspieler hatten die huntbemalten 52 Kartonsetzen hervorgeholt und ergötzten sich an dem in Deutschland epidemisch grassirenden Skat, der dort in der Gesellschaft eben so große Verheerungen anrichtet, als bei uns der Wint; an anderen Stellen versuchte man sich in Chorgesängen und ein falscher Tiroler in Nationalcostüm mit dem durch eine Reiherfeder geschmückten spitzen Hütchen, in einer kurzen, grauen Joppe mit grünen Schnüren, halbnackten Beinen in Schnürhalbstiefeln intonirte das unsterbliche Lied:

Madel, ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite,
I ho di gor zu gern', i mog di leide!

Mit einem Worte, es herrschte die rosigste Laune, und Alles versprach, eine genußreiche Fahrt. Zahlreiche silberweißgraue Möven gaben uns das Geleite, Seehunde steckten ihre klugen Kopfe aus den Tiefen empor und ich glaube, meiner Treu', daß ich unter ihnen abermals meinen alten Bekannten des Zoologischen Gartens erkannte, der mir höhnend zurief: „Und nennt ihr das Civilisation, wenn man eine sich respectirende Robbe durch Hunger und Durst zwingt, Cigarren zu rauchen, diese abscheulichen Glimmstengel, bei deren Erinnerung allein mich ein Gefühl des Ekels überkommt, ein echter Katzenjammer. Wartet, ihr sollt dieses Gefühl baldigst kennen lernen. Das soll die Rache des Seehundes sein!" Ich beachtete diese lächerliche Drohung nicht, würdigte die geifernde Robbe keiner Erwiderung, hielt diese geheimnißvolle Andeutung blos für den Ausfluß niederer Rachsucht, und hätte ich ein Gewehr gehabt, so würde ich den Lamentationen der Robbe-Cassandra und ihren düsteren Weissagungen baldigst ein Ende gemacht haben. Leider sollten sich diese Drohungen nur als zu begründet erweisen, und zwar schneller, als man es erwarten konnte.

So lange wir noch Norderney im Gesichte hatten, betrug sich die Nordsee höchst anständig und, einige kleine Neckereien und Schäkereien abgerechnet, beobachtete sie die Regeln der Gastfreundschaft, wie es einem Meere geziemt, das feierlichst sein Wort gegeben, mit uns Friede zu halten, welchen Vertrag die Insel als Zeuge bekräftigt hatte. Doch kaum war das Eiland als ein dunkler Streif am Horizonte verschwunden, als sich der Ausspruch bewahrheitete: „Aus den Augen — aus dem Sinn"; die Nordsee ward mit einem Male capriciös, launenhaft, störrisch und nervös-gereizt. Ohne, daß wir ihr durch unsere Aufführung irgend welchen triftigen Grund zur Klage gegeben hätten; ohne die geringste äußere Veranlassung ward sie zornig, schäumte vor Wuth und begann die „Victoria" en canaille zu behandeln und selbstverständlich wurden auch wir in Mitleidenschaft gezogen.

Zuerst zeigten sich kleine schüchterne Wellen; dann wurden sie immer größer und anmaßender, gröber und aufdränglicher, herausfordernder und zuversichtlicher, und begannen mit unserem braven Schiffe Fangball zu spielen. Eine Welle ergriff das Schiff und warf es der anderen zu, die es wiederum einer dritten zuschleuderte. Es war ein höchst gelungenes Lawn-Tennis-Spiel, das auf dem Festlande sich sehr hübsch macht (besonders wenn junge Mädchen in graziöser Haltung den Ball geschickt auffangen und ihren Partnern zurückschleudern, wobei man viel Anmuth entwickeln und die von der Natur verliehenen schönen Formen gehörig zur Geltung bringen kann), aber auf offener See gerade nicht sehr erheiternd ist, besonders wenn sich hoch gehende Wogen damit beschäftigen und der Ball ein mit fast zweihundert Passagieren besetzter großer Dampfer ist, der keuchend und pustend, stöhnend und ächzend gegen solch einen Mißbrauch roher Kraft zu protestiren scheint.

Anfangs nahm man auf dem Verdecke der „Victoria" dieses Spiel der Wogen, zu welchem der Wind eine gar hübsche und lebhafte Melodie aufspielte, als eine sehr angenehme Abwechslung, als eine pikante Ingredienz der Lustfahrt. Jedoch in dem Maße, als das Tempo des Wogentanzes beschleunigter und die Wellen immer ungestümer wurden, in dem Maße, als der große Dampfer den wilden Cancan mitzumachen gezwungen war und das schäumende Meer ihn sans façon behandelte, als wäre er eine Nußschale, begann sich eine gewisse Unruhe kundzuthun. Der Chorgesang verstummte; der falsche Tiroler ward plötzlich bleich, dann grün und murmelte nur noch halb bewußtlos: „I ho di gor zu gern, i mog di leide", und stürzte wie verzweifelt an den Rand des Schiffes, so daß ich anfangs glaubte, er wollte Selbstmord begehen, da das Madel nit an seine grüne Seite rucken wollte. Es erwies sich aber bald, daß es kein poetischer Selbstmord, sondern ein weit prosaischeres Bedürfniß war, das ihn an den Rand des Schiffes trieb. Es hieß „Friedrich heraus!" und diese Devise ward bald allgemein. Das Skatspiel hörte auf, die Gespräche verstummten; die eleganten Damen und die um sie beflissenen Herren wurden plötzlich schweigsam und ernst, die Nachfrage nach Cognac stieg enorm und gesalzene Sardellen wurden lebhaftigst begehrt, eben so wie das Verlangen nach „Trummlen" außerordentlich groß wurde, gleichsam als seien dieselben beliebte Spielpapiere an der Börse, von denen man sich eine geradezu fabelhafte Dividende verspreche. Im Grunde genommen, ist jedoch die Trummel bloß ein Blechgefäß mit breiter Oeffnung, in der Mitte sich verengend und unten wieder sich ausdehnend, welches viel Damen und Herren krampfhaft in den Händen hielten, tiefsinnig hineinschauten und zeitweise ganz ihr fahles Gesicht darin vergruben, wie ein Berliner, wenn er eine riesige „Weiße" an die Lippen setzt.

Der langen Rede kurzer Sinn ist der daß keine dreißig Minuten in's Land gegangen waren, seitdem wir Norderney aus den Augen verloren hatten (die Nordsee schien die hübsche Insel definitiv absorbirt, gleich einer Auster verschluckt zu haben), als sich auf unserem Dampfer ein unheimlicher Gast einfand — man wußte nicht woher er kam — und erbarmungslos sein düsteres Scepter zu schwingen begann, rücksichtslos seine terroristische Herrschaft ausübte, der ganzen Gesellschaft, mit nur wenigen Ausnahmen, seine schwere, despotische Hand fühlen ließ.

Mit anderen Worten, die Seekrankheit war am Bord der „Victoria" mit ungewöhnlicher Heftigkeit ausgebrochen und nahm einen wüthenden, epidemischen Charakter an. Kaum eine Stunde nachdem wir Norderney in der heitersten Stimmung und rosigen Erwartung verlassen hatten, brach das Uebel aus und der hübsche Dampfer, der soeben das Aussehen eines eleganten, von einer lustigen Gesellschaft bevölkerten Salons geboten hatte, präsentirte sich jetzt als ein von zahlreichen Schwerkranken bewohntes Hospital. Der Anblick war geradezu herzbrechend und gemahnte eher an ein Bild aus dem Fegfeuer, in welchem sich die armen, verdammten Seelen in unend-

lichen Schmerze und namenloser Pein winden, als an eine Lustfahrt heiterer Curgäste. Das war ein Heulen und Zähneklappern, ein Aechzen und Stöhnen, ein Jammern und Seufzen, als würden alle diese elegante Damen und Herren von der Inquisition einer liebevollen Inquirirung unterworfen, um ihre Gesinnungstüchtigkeit zu ergründen, Herz und Nieren zu prüfen.

Anfangs wurde noch der äußere Anstand gewahrt. Man scherzte über die Krankheit, wenngleich nur im Tone eines Galgenhumors. Das Lachen war ein krampfhaftes, gezwungenes und glich mehr einer häßlichen Grimace. Man blickte tiefsinnig in das geheimnißvolle Blechgefäß (das natürlich einem Jeden gereicht wurde), begrub convulsivisch den Mund in die weite Oeffnung, oder stürzte an den Rand des Schiffes, um der Nordsee ein schweres Geheimniß anzuvertrauen — aber man zeigte noch Muth, scherzte noch, da man noch hoffte, daß das neckische Spiel bald aufhören würde. Doch das treulose Meer, das uns trügerisch in sein Element gelockt hatte, schien beschlossen zu haben, daß seine unglücklichen Opfer den Leidenskelch bis auf die Neige leeren und die Hefe mittrinken sollten. Denn der Wind ward immer stärker, die See ging immer höher und die Epidemie nahm geradezu erschreckliche Dimensionen an.

Mehr als die Hälfte der Touristen war von dieser fürchterlichen Krankheit ergriffen und die Damen waren um so verzweifelter, da sie wohl wußten, daß das entsetzliche Uebel gerade nicht geeignet ist, weibliche Schönheit und Anmuth zur Geltung zu bringen. Es war auch kein sehr ästhetischer Anblick, den diese Opfer der Seekrankheit boten. Diese vor Kurzem noch so hübschen, eleganten, jungen Mädchen und fashionablen, schönen Frauen, diese so unnahbar scheinenden, so hoch stehenden Wesen, die sich, Dank dem ihnen in Profusion gestreuten Weihrauch, in der That für etwas Ueberirdisches hielten, sich Engel wähnten, denen nur die Flügel fehlten, um sich in den lichten Aether emporzuschwingen, wie wurde ihnen jetzt ihre Menschlichkeit, ihre Erdenangehörigkeit kräftig und eindringlich zu Gemüthe geführt .... Mit fahlen Gesichtern, glanzlosen Augen, verzerrtem Munde, wirrem Haar lagen oder saßen sie da — diese Seraphime, und wahrlich, sie hatten nichts Engelhaftes an sich. Es war ein nicht sehr erhebendes Schauspiel, das sich da bot.

Ich konnte diese ganze Scenerie mit Muße betrachten, da ich an Seekrankheit nicht leide. Es gab eine Zeit, wo ich auch der Natur ihren Tribut bezahlte. Aber seitdem sind wir quitt. Die sogennate Seekrankheit kann mir nichts mehr anhaben. Ich bin gegen sie gewappnet. Ich habe das Schwarze Meer befahren, bin von Odessa nach Marseille (über Konstantiopel, Griechenland u. s. w.) gegangen, habe den Canal Lamanche (von Calais nach Dover, eine nur zweistündige aber oft sehr schlimme Fahrt) passirt, und zwar bei sehr stürmischem Wetter, aber nie mehr die leiseste Anwandlung des entsetzlichen Uebels gefühlt. Von um so größerem Mitleid war ich gegen die unglücklichen Opfer erfüllt, die sich da unter dem Uebel krampfhaft wanden und quälten und Helgoland, Norderney, die Nordsee, den Erfinder des Dampfschiffs (Fulton) und die ganze Welt verfluchten. Ein junger Mensch ward sogar von Selbstmordgedanken ergriffen, und wenn ich ihm nicht rechtzeitig ein großes Glas Cognac und ein Stück Citrone gereicht hätte, wer weiß, er würde vielleicht seine düstere Absicht ausgeführt haben, obwohl ich glaube, daß wenn Jemand von Selbstmord spricht, er weit davon ist, ein Attentat auf sein Leben zu begehen. Wer wirklich solche Absichten hat, der spricht davon nicht, und wer davon spricht, der hat sie nicht. Ein Hund, der bellt — beißt nicht.

Ich war nicht seekrank, aber meine Uhr, die treue Gefährtin meines Erdenwallens seit vielen Jahren, ward von dem Uebel ergriffen; mindestens hörte sie plötzlich zu functioniren auf und trat ihren Dienst wieder erst im Angesicht von Helgoland an. Ich half den Leidenden wo und wie ich helfen konnte, obwohl das

Gehen auf dem Deck äußerst erschwert war. Man konnte nur gleich einem Betrunkenen im Zickzack hin- und herschwanken, da das Rollen des Schiffes sehr stark war. Ich amüsirte mich jedoch über einen schnurrbärtigen, sonnenverbrannten Herrn, — eine Seemütze kühn auf das krause Haar gedrückt und in einen extravaganten Sommeranzug gekleidet. Er spottete über die Kranken, trank unendlich viel Cognac und schwadronirte über seine weiten Seereisen, die ihn gestählt. Diese kleine Tour auf der Nordsee nicht ertragen zu können, sei ja lächerlich. Geben Sie noch rohen Schinken und Cognac her! Solch ein geringer trip! Was würden Sie sagen, wenn Sie sich auf dem Mittelländischen Meere oder dem Großen Ocean befunden hätten, so wie ich! schwadronirte er, und nicht vier Stunden, sondern sechs Wochen, unter sich nur Wasser, über sich nur Himmel, und ein Orkan — im Vergleiche mit welchem jetzt nur ein liebliches Säuseln ist. Und diese lächerlich kleinen Wellen, was können die einem anhaben, während da draußen . . . .

In diesem Augenblicke ward der schwadronirende Gentleman erdfahl. Das Wort erstarb auf seinen Lippen, die plötzlich violett wurden; sein dunkler, dichter Schnurrbart sträubte sich, und mit verzerrtem Gesichte sprang der Unglückliche auf; das Spitzglas mit Cognac, das er soeben prahlerisch an den Mund führen wollte, entfiel seiner zitternden Hand und zerschmetterte klirrend; er selbst stürzte auf den Rand des Schiffes und indem er sich tief über Bord neigte, schien er sich dauernd mit der Nordsee zu unterhalten. Es währte mehrere Minuten, bis er bleich und abgemattet zurückkehrte. Er sprach kein Wort mehr, sondern stöhnte nur. Und es war fast Niemand, der sich über den Prahlhans hätte lustig machen können, den Neptun für sein freches Aufschneiden sofort gestraft hatte. Jeder war zu sehr mit sich beschäftigt, oder suchte den Leidenden Hilfe zu bringen. Es war kein gerade sehr erbauliches Schauspiel und die Seefahrt ward in der That eine Wehfahrt.

II.

Gegen neun Uhr Morgens ward Helgoland sichtbar. Schroff entsteigt dem Meere ein hoher vereinsamter, rothbrauner, von weißen Adern durchschnittener Granitfelsen seltsamer Form, welche die Gestalt eines einsamen, aus den Meereswellen hervorragenden Forts hat. Je mehr man sich der Insel naht, desto mehr gewinnt die Ansicht, daß man es mit einer Befestigung zu thun habe, einem Fort, von Menschenhänden aufgerichtet. Doch blickt man scharf durchs Binocle hin, so wird man bald enttäuscht... Helgoland präsentirt sich als ein dem Meere entsteigender rothbrauner, riesiger Fels, der in der That einige Aehnlichkeit mit einer Festung hat, denn die Wand, die man zuerst zu Gesicht bekommt, ist steil, abschüssig und gleichwie von Menschenhänden bearbeitet, während es doch bloß die Wellen der Nordsee sind, die daran unermüdlich, seit Jahrtausenden gearbeitet und polirt. Von der Ferne erscheint der Felsen vollständig öde und unwirthlich, ohne die geringste Spur von Vegetation, ohne jegliche Andeutung, daß derselbe Menschen zum Aufenthalt diene oder dienen könne. So repräsentirt sich Helgoland, wenn man der Insel von Norderney aus naht; ein von wilder Romantik umgebener Felsen, weiter nichts, der allenfalls Seevögeln zum Aufenthalte dienen kann. Wenn man aber diesen Felsen umschifft und sich von der entgegengesetzen Seite naht, so ändert sich die Aussicht blitzesschnell und es bietet sich ein entzückendes Panorama dar. Der todte Fels belebt sich wie durch Zauberkraft und auf dem unwirthlich scheinenden Granit erhebt sich ein lustiges Ameisennest; doch sind die em-

sigen Thierchen, die da wohnen, Menschen, und das Nest besteht aus schmucken Häusern, die theils oben auf dem Felsen angeklebt sind, theils sich unten eingenistet haben. Das Ganze erscheint jedoch eher als ein Puppenspiel, denn als etwas Wirkliches, und man muß die Insel betreten, um an deren Authenticität zu glauben, um nicht das Ganze für eine sehr hübsch inscenirte Theaterdecoration zu halten, als welche sie in der That erscheint.

Helgoland ist ein alter Bekannter von mir. Ich weilte auf der Insel, als der selige Sir A. Marx da Gouverneur war, mit dem mich Freundschaft verband. Ich war bei ihm zu Gast in dem schmucken Gouvernementshause, das ihm die englische Regierung zur Verfügung gestellt. Es war ein charmanter Mann, dieser Gouverneur von Helgoland, wenn er auch zuweilen den Kautz herauskehrte und seine Marotten hatte, wie ein jeder sich respectirende Engländer. Trotzdem, daß die Stellung eines Gouverneurs von Helgoland eine sehr angenehme Sinecure ist, so kann man doch dabei melancholisch werden und dem Spleen zum Opfer fallen. Dadurch erklärt sich, daß Alle, die diesen Posten bekleiden, mehr oder weniger verrückt sind. Denn wenn man 24 Stunden täglich Muße hat, so weiß man in der That nicht, was man mit diesem Ueberfluß an Mangel von Beschäftigung anfangen soll, und geräth aus dem Häuschen. Trotzdem würde ich, wenn mir der Marquis of Salisbury den Posten eines Gouverneurs von Helgoland anbieten sollte, diese Stellung mit beiden Händen annehmen. Für mich wäre sie gerade passend, um meiner Neigung zur Trägheit ungestört nachgehen zu können.

Ich habe den Engländern stets den Besitz dieser Insel mißgönnt und wundere ich mich, daß Dänemark, dem doch Helgoland ursprünglich gehörte, nicht den Versuch gemacht hat, John Bull zu bewegen, das geraubte Gut zurückzugeben. Hat doch England den Griechen die jonischen Inseln wiedererstattet, warum sollte es dem kleinen Dänemark (das schon ohnehin durch den Verlust von Schleswig und Holstein so sehr geschwächt worden) nicht das wiedergeben, was den Dänen von Rechtswegen gehört. Als strategischer Punkt hat Helgoland fast eben solch eine Bedeutung wie Gibraltar, welches John Bull auch gegen jegliches Völkerrecht sich angeeignet.

Die Geschichte von Helgoland verliert sich im Dunkel der Mythe. Sicher ist nur, daß die Insel früher viel größer gewesen und daß sie in der That jetzt stets kleiner wird. Die räuberischen Wellen der Nordsee nehmen dem Felsen langsam, aber sicher fortwährend einen gewissen Theil ab, und es ist leicht möglich, das in einer entfernten Zeit Helgoland ganz verschwinden oder in der That das werden wird, was es von der Ferne scheint — ein kahler, unwirthlicher, unbewohnter Felsen.

Daß Helgoland früher größer war als jetzt, dafür liegen unzweifelhafte Beweise vor. So hat noch im vorigen Jahrhundert die Düne (der Badefleck, wohin man jetzt von der eigentlichen Insel Helgoland nur zu Boot gelangen kann, wodurch Helgoland als Badeort viel verliert) mit der Insel zusammengehangen und befand sich dort ein weißer Fels, von dem Kalk gebrochen und als Handelsartikel ausgeführt wurde. Der letzte Rest dieses Kalkfelsens verschwand 1711. Auf der Düne waren damals noch Kaninchen zu finden und man baute dort Flachs, was jedenfalls Zeugniß ablegt, daß daselbst mehr als Sandboden war. Das Meer absorbirt stückweise von der Insel, die immer mehr zusammenschrumpft. Was man jedoch von den heiligen Hainen erzählt, die einst auf der Insel gewesen sein sollen, so ist die Sage von denselben wahrscheinlich eben so authentisch, als die Legende von den elftausend Jungfrauen die angeblich auf elf Schiffen (also tausend Jungfrauen per Schiff) eine Vergnügungstour von England aus nach Helgoland machten, um von da nach Köln am Rhein zu fahren, die Schiffe dort zu lassen, nach Rom zu spazieren und sich auf dem Rückwege bei Abholung der Schiffe von den Hunnen erschlagen zu lassen, die gerade damals in Köln zum Besuche waren, wo man auch ihre

(der Jungfrauen und nicht der Hunnen) Gebeine als unumstößliche Beweise der Wahrheit dieser Geschichte noch sehen kann.

Glauben Sie an diese Legende?

Was heißt eigentlich glauben? Meiner Ansicht nach heißt glauben — etwas für wahr halten, wofür uns die Beweise fehlen. Jedenfalls wurden die Hunnen, welche damals Helgoland bewohnten, für die Niedermetzelung der 11,000 Jungfrauen hart gestraft, da ihre halbe Insel von den über diese Schandthat empörten Elementen vernichtet wurde. Lange Zeit diente Helgoland als Station für Seeräuber, die den Einwohnern ein Zehntel ihrer Beute gaben, wahrscheinlich für die ihnen geleisteten Lootsendienste. Unter anderen genoß eines großen Rufes im vierzehnten Jahnhundert der berühmte Pirat Claus Störtebecker, der den Hamburger Kaufleuten viel Kummer verursachte, da er ihnen ihre besten Schiffe mit den kostbarsten Ladungen escamotirte. Doch so lange geht der Krug zu Wasser bis er bricht. Als der kühne Corsar eines Tages einige harmlose, doch reich beladene Hamburger Kauffahrteischiffe anzugreifen glaubte, entpuppten sich dieselben als Kriegsschiffe, welche die unschuldige Maske vorgenommen hatten, um den Seeräuber in die Falle zu locken. Claus Störtebecker mit seinen Freunden und Genossen wurde nach verzweifeltem Widerstande gefangen genommen, in Ketten gelegt und nach Hamburg geführt, wo sie sammt und sonders gar säuberlich aufgehängt wurden.

Die Helgoländer, die jetzt nüchterne Lutheraner sind, waren einst arge Heiden und beteten den Gott Forsete an, eine selbst in der nordischen Mythologie unbekannte Größe, über welche mir selbst mein sehr geehrter Freund, der Gouverneur der Insel Sir A. Marx, keine Auskunft geben konnte, obwohl er durch langes Verweilen auf der Insel mit den dasigen Verhältnissen sehr vertraut war. Jetzt, da der Gouverneur im Olymp ist, weiß er vielleicht, wer dieser mythische Götze gewesen, aber da noch keine Postverbindung mit dem Jenseits hergestellt ist, weder Telegraphen- noch Telephonleitung mit den elysäischen Feldern angelegt, so bin ich über die Sache noch immer in Unklarem. . . .

Einige wollten behaupten, daß Forsete ein indischer Gott, ein entfernter Cousin von Brahma gewesen sei. Doch da die Helgoländer zur Zeit ihres Heidenthums so wenig von Indien als vom Christenthum wußten, so wäre es sehr schwer festzustellen, wieso sie sich gerade einen indischen Götzen angeschafft haben sollten. Einige Philologen wollen aus Forsete „Vesta" machen und behaupten, die Römer hätten einst Helgoland besetzt gehabt, daselbst Tempel errichtet und der Vesta gehuldigt, die bekanntlich die Göttin der Keuschheit ist, daher sie auch allen möglichen sinnlichen Ausschweifungen Vorschub leistet, gleich ihrer Tante Frau Luna, die auch eine Allerweltskupplerin ist und daher so sehr von Poeten besungen, von Hunden angebellt wird.

Karl der Große, der eine besondere Passion für's Heidenbekehren hatte und dasselbe als einen aufregenden Sport geradezu mit Leidenschaft betrieb, hatte Nachricht von dem Götzendienste der Helgoländer erhalten, und von edlem Eifer entbrannt, sandte er im Jahre 785 den Bischof von Münster nach der Insel, um die Bewohner zu bekehren. Der Bischof brachte solche überzeugende Gründe vor, daß die Helgoländer keinen Anstand nahmen, dem Lichte des Christenthums den Vorzug zu geben vor dem Dunkel des Heidenthums. Der Bischof erklärte ihnen nämlich im Namen des Kaisers, daß sie zu wählen hätten zwischen Todt und Taufe. Beharrten sie in ihrem Unglauben, so würden sie sammt und sonders todtgeschlagen werden. Gegen solche „schlagende" triftige Gründe konnte keine Opposition Stand halten. Wenn man so überzeugend zu Leuten spricht und ihnen den Standtpunkt klar macht, so müssen sie nothwendig überzeugt werden: contra la forza non c'e resistanza. Und so taufte der fromme Bischof die Insulaner und verwandelte ungläubige Heiden in gläubige Christen. Das hinderte sie jedoch nicht, im Geheimen dem Cultus des Fisch-

gottes, „Dietz" genannt, zu huldigen, da sie mit diesem mächtigen Götzen nicht ganz brechen wollten, weil er als Beherrscher aller Seefische seinen kaltblütigen Unterthanen verbieten konnte, in die von den Helgoländern ausgeworfenen Netze zu gehen, was den Erwerb derselben erheblich geschmälert hätte. Und so ging Christenthum und Götzenanbetung lange Zeit friedlich Hand in Hand.

Wem Helgoland eigentlich früher gehörte — kann nicht recht festgestellt werden. Es war dem Anscheine nach ein herrenloses Gut, um dessen Besitz man sich wenig kümmerte, da das sogenannte „europäische Gleichgewicht", in welchem jetzt diese Insel auch eine gewisse Rolle spielt, damals noch nicht erfunden war. Es gehörte wahrscheinlich Niemand, da dies kleine unwirthliche Felseiland nicht die geringsten Vortheile versprach. Erst 1684 ließ der König von Dänemark, Christian V., die Insel in Besitz nehmen. Der zu diesem Behufe ausgesandte, das dänische Geschwader commandirende Admiral nahm die auf den Fischfang ausgelaufenen Helgoländer ohne Weiteres gefangen und schickte eine Botschaft nach der Insel, wodurch er zur Uebergabe aufforderte, widrigenfalls er drohte, die in seinen Händen befindlichen Helgoländer ohne Weiteres hängen zu lassen. Als die auf der Insel zurückgebliebenen Weiber der Gefangenen dieses liebenswürdige Ultimatum des dänischen Admirals erfuhren, revoltirten sie gegen die schleswigsche Besatzung (Helgoland gehörte damals gerade zum Herzogthum Schleswig-Holstein, das dazumal noch ein selbstständiger Staat war) und mit Hilfe etlicher auf der Insel zurückgebliebenen Männer nahmen die Amazonen den schleswigschen Commandanten gefangen, entwaffneten seine Mannschaft und überlieferten Helgoland den Dänen. Und so kam das Eiland an Dänemark aus purer Liebe der Fischerweiber für ihre Männer, Dank welcher diese friedlichen Insulanerinnen zu Hyänen, zu opfermüthigen Amazonen wurden. Doch Dänemark blieb nicht lange im Besitze von Helgoland, denn Schleswig brachte schlau die Insel wieder an sich, worüber die Dänen nicht wenig erbost waren und beschlossen, das mit Gewalt wieder an sich zu bringen, was ihnen durch List entrissen worden war. Dänemark belagerte Helgoland und bombadirte sogar diese unglückliche Insel, die sich nach heldenmüthigem Widerstande ergeben mußte.

Dänemark hatte jedoch nichts Eiligeres zu thun, als die Insel in eine Strafcolonie zu verwandeln und besonders dieselbe politischen Verbrechern und wegen ihrer Gesinnungen mißliebigen Persönlichkeiten zum Zwangsaufenthalte anzuweisen, und damit dieselben unter Aufsicht blieben, wurde eine dänische Besatzung auf Helgoland gelegt, die sich aber von Jahr zu Jahr verringerte, so daß im Jahre 1807 (wo in dem Schicksal der Insel ein radicaler Umschwung stattfand) die Garnison blos aus 40 eisgrauen Invaliden bestand, deren man in Kopenhagen dem Anscheine nach ganz vergessen hatte, denn diese tapferen Krieger, die Besatzung der Insel, sahen sich gezwungen zu betteln, um nicht vor Hunger zu sterben. Und die armen Fischer erbarmten sich der armen Invaliden und theilten mit ihnen das Wenige, was sie hatten.

Am 5. Sempter 1807 erschien vor Helgoland eine englische Flotille und der commandirende Admiral nahm ohne Weiteres von der Insel Besitz, erklärte dieselbe für das Eigenthum der Krone von Großbritannien und Irland. Selbstredend, daß die vierzig verhungerten, altersschwachen, dänischen Invaliden gegen diesen Gewaltact keinen Einspruch erheben konnten und wollten, umsomehr, da ihnen die Engländer reichlich zu essen gaben und eine lebenslängliche Pension bestimmten, die sie freilich nicht lange zu zahlen hatten. In Kopenhagen nahm man diesen Raubact ziemlich gleichmüthig auf. Wenigstens sagte mir Gouverneur Marx, als wir in seinem schmucken Häuschen da oben auf dem Felsen saßen und köstlichen Thee mit aromatischem Cognac tranken und dabei herrliche Havanna-Cigarren rauchten und er mir so manche Details über die Insel mittheilte, daß von einem formellen Protest ihm nichts bekannt geworden sei und finde sich in den Acten auch nichts vor. Die Ko-

penhagener Regierung soll freilich bei dem Cabinet von St. James remonstrirt haben, doch nur der Form wegen. Die Zeiten waren damals zu ernst, sich um den Besitz einer Felsinsel zu kümmern, und die Engländer vollzogen bald weit schreiendere Gewaltacte, indem sie Kopenhagen bombardirten und mit Hintansetzung jeglichen Völkerrechts die dänische Flotte mit sich fortschleppten.

Die Helgoländer, urplötzlich englische Unterthanen geworden, ergaben sich in ihr Schicksal, und in der That begann für sie eine goldene Zeit. Als die Continentalsperre eintrat, ward die Insel das Hamburger Depot für Colonialwaaren. Für den geringsten Raum wurden die ungeheuerlichsten Summen bezahlt und manche Insulaner wohnten in leeren Fässern, weil sie ihre Häuser bis auf den letzten Platz zu unglaublichen Preisen vermiethet hatten. Der Verdienst durch den Schmuggel war dazumal ein geradezu fabelhafter, ganz abgesehen davon, daß die Anwesenheit vieler Emigranten viel Geld auf die Insel brachte (auch der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Oels kam in dieser Zeit nach der Insel, als er vom Festlande flüchten mußte und ging von hier nach England). Von dieser Zeit datirt das Aufblühen der Insel und ihrer Bewohner. England hatte einen Gouverneur auf Helgoland ernannt. Der erste Statthalter dieser neuen britischen Colonie in der Nordsee war Sir Seymour Hamilton; ihm zu Ehren hat man die Nordspitze der Insel „Hamiltonpoint" genannt. Nach ihm kam Henri King, welcher sich durch Anlegung der Kartoffelallee und durch die Herstellung des Pflasters auf der Faler ein Verdienst um die Insel erworben. Dann kam Sir John Hindemarsh, ein verdienter Seeveteran, der mit Auszeichnung in der englischen Flotte gedient, die ruhmvollen Schlachten von Abukir, Trafalgar u. s. w. mitgemacht hatte. Nach seinem Tode wurde Sir A. Marx (mein unvergeßlicher Freund) auf diesen Ehren- und Ruheposten ernannt, den er lange verwaltete, bis er vor einigen Jahren starb. Der Name des jetzigen Gouverneurs ist mir entfallen.

Alle diese Functionäre verwalteten ihr Amt ruhig, kümmerten sich sonst um Nichts und ließen die Helgoländer machen was ihnen beliebte. So ist es auch gegenwärtig. Volle Freiheit und Selbstbestimmung ist die Devise auf Helgoland. Und die Insulaner mißbrauchen dieses ihnen gewährte Selfgovernment nicht sonderlich. Trotzdem, daß Helgoland sich bereits seit achtzig Jahren im Besitz Großbritanniens befindet, ist es durchaus nicht englisch geworden. Außer dem Gouverneur und ein paar Schreibern — trägt Alles deutsches Gepräge und ist die deutsche Sprache auf der Insel vorherrschend. Blos alle Straßennamen sind auf englisch geschrieben, so wie einige Anordnungen des Gouverneurs. Da hat man Quen street, Prince of Wales street u. s. w. Ebenso auch Restaurants und Hotels: Duke of Wellington, Prince of Wales, Queen Victoria-Bierhalle u. dgl. Das aber sind auch die einzigen Spuren englischer Cultur. England hat keine Besatzung auf der Insel, so daß, wenn Deutschland wollte, es sich in den Besitz dieses, für dasselbe in strategischer Beziehung sehr wichtigen, dicht an seinen Thoren gelegenen Eilandes setzen könnte, ebenso wie es England vor genau achtzig Jahren gethan. Aber man thut jetzt so etwas nicht, obgleich England früher oder später gezwungen sein wird, die Insel den Deutschen abzutreten eben so, wie wahrscheinlich die Zeit nicht mehr fern ist, wo John Bull — freiwillig oder unfreiwillig—sich veranlaß sehen wird, Gibraltar den Spaniern zurückzugeben.

Suum cuique!

Das sollte England berücksichtigen. Hat doch der größte Staatsmann Großbritanniens vor wenigen Jahren einen edlen Grundsatz in zwei kurzen Worten aufgestellt Hands off! Die räuberischen Hände fort von fremdem Gute! Du sollst nicht stehlen! Laß dich nicht gelüsten nach Deines Nächsten Hauses. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weibes, nach seines Knechtes, nach seiner Magd, nach seines Ochsen, nach

seines Esels, nach Alles, was dein Nächster hat. Sei es eine Insel oder eine Meerenge, Gibraltar oder Helgoland, Egypten oder die Boerrepublick von Transval. Die Hände weg von fremdem Gut, sonst klopft einmal nach die unnachsichtliche Nemesis unsanft auf die diebischen, gierigen Finger.

III.

Doch ich habe mich etwas zu sehr von den historischen Erinnerungen hinreißen lassen und kehre jetzt aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Da unser tiefgehender Dampfer nicht landen konnte, so kamen uns große Ruderböte entgegen. Für diese nur einige Minuten dauernde Ueberfahrt zahlt man 1 M. 50 Pf. pro Person, was geradezu exorbitant ist. Die Helgoländer können dem Anscheine noch nicht vergessen, daß ihre Vorfahren Seeräuber gewesen und setzen dieses edle Handwerk noch jetzt fort, indem sie die Touristen auf andere Weise plündern. Ein kleines Glas Bier kostet 40 Pf., ein Preis, der unerhört hoch ist und alle Verehrer des Gottes Gambrinus in tiefster Seele empört.

Überhaupt ist das Leben auf Helgoland sehr theuer, weit theurer als auf Norderney und bietet durchaus nicht denselben Comfort. Ist man glücklich auf der Insel gelandet, so muß man zuerst die sogenannte „Lästerallee" passiren. Das ist die lange schmale Holzbrücke, die vom Landungsplatze in die untere Stadt führt. Alle Ankommenden müssen durch dieses von den Badegästen gebildete Spalier Spießruthen laufen, wobei sich oft laute Spöttereien hören lassen, die schon häufig zu unangenehmen Erklärungen und Collisionen Veranlassung gegeben haben. Das ist überhaupt eine sehr üble Angewohnheit seitens der ständigen Badegäste in Bezug auf die Neuangekommenen, die nicht genug gerügt werden kann. Und ich war beim Betreten der Lästerallee fest entschlossen, die erste mich persönlich oder meine Reisegefährten betreffende, laut werdende, hämische oder spöttische Anspieglung so kräftig zu erwidern, daß sich dem ähnliche Versuche nicht mehr erneuern würden. Glücklicher Weise verlief Alles ruhig, ohne daß ich zu energischem Einschreiten Veranlassung gehabt hätte.

Helgoland zerfällt in den oberen und unteren Theil. Von dem unteren nach dem oberen Theil kann man nur vermittelst einer 193 Stufen zählenden Treppe gelangen, die man schon vom Landungsplatze aus sieht. Diese Riesentreppe wurde von den Dänen 1770 erbaut; in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist sie von der englischen Regierung 1834 neuerdings aufgeführt worden. Wer es für beschwerlich findet, 193 Stufen hinaufzusteigen, der kann einen Fahrstuhl benutzen, den eine englische Gesellschaft errichtet hat. Für 10 Pf. wird man mühlos in die Höhe gehoben. Da aber für mich das Besteigen von Höhen nicht nur keine Beschwerlichkeit, sondern geradezu ein Genuß ist, so verschmähte ich die Dienste des Fahrstuhls und stieg munter die hohe, in drei Absätze zerfallende Treppe empor. Oben angelangt hat man vom Geländer eine entzückende Fernsicht auf die ganze Nordsee viele Meilen hinaus. Der Genuß an diesem reizenden Panorama wird nur durch die Gegenwart einer ziemlich beträchtlichen Anzahl von Lootsen gestört, die hier stets auf dem Lugaus stehen. Tagelang, unverdrossen stehen diese modernen, zweibeinigen Raubvögel ohne Federn da, bis es ihnen gelingt, mit ihren unermüdlich scharfen Luchsaugen die Lootsen- oder Nothflagge von irgend einem Schiffe auf hoher See zu entdecken, oder (was ihnen noch weit lieber ist) ein Wrack zu sehen, wovon ihnen, laut eines noch in Kraft bestehenden

veralteten Strandrechtes stets der dritte Theil gehört. Die Gegenwart dieser auf Beute lauernden Lootsen war mir stets unangenehm. Sie gemahnten mich an die Geier, die sich durch Instinkt geleitet, stets auf den Schlachtfeldern einfinden, die Leichen witternd, welche bald ihre Beute werden sollen.

An der Faler, wo eine Reihe von Hotels und Wirthsbäusern steht, gelangt man bei den letzten Häusern zur Residenz des Gouverneurs, bei deren Anblick mich ein wehmüthiges Gefühl der Erinnerung beschlich, da ich in demselben so viele angenehme Stunden zugebracht hatte. Das Haus ist ein schmuckes, zweistöckiges Holzgebäude mit einigen Nebenbauten, an die sich ein recht hübscher Garten schließt Zur Zeit des Gouverneurs Marx schloß sein Marstall die einzige Kuh ein, welche die Insel besitzt, wo man überhaupt gar nicht weiß, was ein Pferd ist, da ein solches Thier noch nie die Insel betreten. Die Kuh des Gouverneurs bildete den Stolz und die Bewunderung der Insulaner, welche dieses seltene Thier mit Triumph den Fremden zeigten. Pferde können auf der Insel keine Verwerthung finden, da der Raum außerordentlich beschränkt ist. Man kann die ganze Insel zu Fuß in einer Viertelstunde umkreisen. Die Länge des ganzen Oberlandes von der Nord- bis zur Südspitze beträgt etwa 6000 Fuß; die Breite kaum 2000. Wie wollen Sie auf einem so engen Raume sich in Equipagen bewegen? Wenn man das Haus des Gouverneurs (vor dem sich auf hohem Maste stolz die Fahne Großbritanniens in der blauen Luft erhebt und herausfordernd flattert) passirt, so gelangt man auf die Klippe, d. h. an den Rand der Steinwand. Die Klippen, welche hier gegen 200 Fuß hoch sind, fallen fast senkrecht ab und man muß sich sehr hüten, den äußersten Rand derselben zu betreten, weil man leicht mit dem verwitterten Gestein hinunterstürzen kann.

Das Wetter war herrlich, hell und klar, und da auch ein günstiger Wind wehte, so konnten wir auf eine ungeheure Entfernung das mit Segel- und Dampfschiffen bedeckte Meer sehen, was einen sehr pittoresken Anblick gewährte. Von der Südspitze der Klippen übersieht man das ganze Unterland, die Düne und erblickt zur Rechten einen getrennt von den übrigen Felsen stehenden Riesenblock „Mönch" genannt, der einige Aehnlichkeit mit der Tellplatte oder dem Mythenstein auf dem Vierwaldstätterse hat, nur daß der Helgolander Mönch weit größer ist. Dieser gigantische Felsblock hat in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit einem in Andacht versunkenen Mönch, der sich in eine lange, braunrothe Kutte mit Kapuze gehüllt, die ihm das ganze Gesicht verdeckt, so daß man nur die Spitzen des langen, dunklen Bartes sieht.

Etwas weiter befindet sich auf einem Hügel der alte Feuerthurm, ein viereckiges, aus Backsteinen ausgeführtes Gebäude, an dem der nagende Zahn der Zeit sichtbare Spuren hinterlassen und das vor Alter ganz grau und hinfällig geworden. Dicht dabei steht der von einer Ringmauer eingeschlossene, neue Leuchtthurm, den die Engländer 1810 erbaut haben. Das ist ein koketter, blüthenweißer, kreisrunder, mit einer Kuppel versehener Thurm, von dessen Höhe man eine herrliche Aussicht auf die zerklüfteten kleinen Felsen der Insel und die sie umgebende Nordsee hat.

Wir waren eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, die den Thurm durch das Haus des Lampenwärters, eines alten, untersetzen, dicken Seemans in englischen Matrosencostum, betraten. Es ist ein Helgoländer Eingeborener, der uns mit großer Bereitwilligkeit zum Führer diente. Eine aus 54 Stufen bestehende, gußeiserne, unten ziemlich comfortable, aber mehr nach oben zu sehr ungemüthlich zu besteigende Wendeltreppe (auf den Stufen ist überall in Lapidarbuchstaben das Wort „England" zu lesen, womit die Briten es Jedem beweisen wollen, daß sie factisch die Herren des Eilandes sind) führt nach oben, wo sich das rettende, leitende Licht befindet, das genau bei Sonnenuntergang angezündet und nach Sonnenaufgang ausgelöscht wird. Vierundzwanzig in zwei Reihen aufgestellte Petroleumlampen mit silberbelegten,

spiegelblank geputzten Reflectoren spenden ein helles, beständiges Licht, das viele Meilen weit hinaus auf der See sichtbar ist. Wir traten durch eine Fallthür auf die äußere, um den runden Thurm laufende Galerie und ergötzten uns an der sich von da bietenden, durch nichts behinderten Aussicht.

Unweit vom Leuchtthurm, den wir nach längerem Aufenthalt verließen, hat man auf der Klippe vortretend, ein hübsches Panorama von der Höhle „Möhrmers Gatt", die viel Aehnlichkeit mit dem Probischthor in der Sächsischen Schweiz hat. Von hier aus kann man die Höhe der Felsen am besten beurtheilen, eben so wie hier am meisten die rothe Farbe der Wände mit den schräg durchlaufenden weißen Streifen hervortritt, welche die Natur im Anfalle eigensinniger Laune, und aller Harmonie zum Trotz, an den Helgoländer Felsen angebracht hat. Es ist eine wundervolle, wenn auch grelle und unharmonische, das ästhetische Gefühl etwas chokirende Farbenmischung, die hier beobachtet wird, ein Mißton, der die schönste Form eben so verderben kann, wie eine häßliche Melodie das schönste Gedicht. Stellen Sie sich vor: ziegelrothe Felsen, blaugrünes Meer, grasgrüner Rasen und lasurblaue Luft. Daher kann es auch dem besten Maler nicht gelingen, ein gutes Bild von Helgoland zu produciren. Nur der keuschen, alle Disharmonie versöhnenden Luna gelingt es, die grandiose Natur hier zu einem feierlichen, majestätischen, Herz und Gemüth ergreifenden, die Seele erhebenden Accord erklingen zu lassen.

Und dieser wunderbare Accord ward plötzlich durch einen grellen Mißton gestört. Während wir so von der hohen, steil abfallenden Klippe das sich dem Auge darbietende großartige Schauspiel bewunderten, ertönte dicht hinter uns ein Schuß, dem ein furchtbarer Schrei unsagbarer Angst, unendlichen Schmerzes und unnennbaren Entsetzens folgte, der das Herz stille stehen, das Blut in den Adern gerinnen machte Schreckenbleich wandten wir uns um, und das, was wir erblickten, war in der That geeignet, den letzten Blutstropfen aus den Wangen zu treiben. Es war ein Anblick, den ich mein Lebelang nicht vergessen werde, und ich hätte Alles in der Welt gegeben, um nicht Zeuge dieser furchtbaren Scene zu sein, bei der einige Damen der Gesellschaft theils hysterisch wurden, theils in eine wohltätige Ohnmacht fielen.

IV.

Wir hatten, wie bereits oben erwähnt, den Dampfer „Victoria" verlassen und uns gruppenweise auf der Insel zerstreut. Die Gruppe, zu welcher ich gehörte, bestand so ungefähr aus 15 Personen, Herren und Damen, Gästen aus Norderney, die zusammenhielten und beschlossen hatten, gemeinschaftlich Helgoland zu besichtigen (wobei ich, als der einzige in der Gesellschaft, der die Insel von einem früheren, längeren Aufenthalt her kannte, die Führerrolle übernommen hatte), um dann zusammen an der Table d'hote zu diniren. Unter den sich derartig meiner Leitung anvertraut Habenden befand sich ein noch ziemlich junger Mensch, den ich nicht kannte, obgleich ich ihm häufig auf dem Strande von Norderney begegnet war. Er machte auf mich, ich weiß nicht recht warum, den Eindruck eines Militärs in Civilkleidung; seine Haltung war ungewöhnlich stramm, was mich vielleicht in dieser Ansicht bestärkte. Es mochte ein Mann von ungefähr 28 bis 30 Jahren sein, von sehr einnehmendem Aeußern, mit einfacher Eleganz gepaart. Er ging stets allein und war gewöhnlich in das Lesen eines Buches vertieft, so daß er der Umgebung gar keine

Aufmerksamkeit schenkte. Um die Mundwinkel spielte fast immer ein melancholisches, resignirtes Lächeln, wie überhaupt auf dem männlich schönen Gesichte ein Hauch von Schwermuth ausgebreitet war. Ebenso zurückhaltend war er auf dem Dampfer während der Fahrt nach Helgoland. Die Seekrankheit schien ihn nicht belästigt zu haben; er saß auf einer Bank am Backbord des Schiffes und las, wenigstens gab er sich den Anschein zu lesen, während sein Auge oft zerstreut über die wogende Meeresfläche dahinglitt und er nervös den langen blonden Schnurrbart durch die Finger zog. Er gerieth mit uns in dasselbe Boot, das uns an's Land führte und schloß sich unserer Gesellschaft an.

Stellen Sie sich mein Entsetzen vor, als ich mich bei dem dicht hinter mir ertönenden Schusse umwandte — besagten Reisegefährten mit zerschmettertem Kopfe auf der Erde liegen sah. Er hatte sich eine Kugel durch's Gehirn gejagt und das Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, von Blut und Hirn überströmt. In der Hand hielt er noch krampfhaft den rauchenden Revolver, dessen reich mit Silber ausgelegter Kolben in der Sonne glitzerte. Er war todt. Ich erkannte den Unglücklichen an seinem eleganten Sommeranzug . . . sein breiter Strohhut lag einige Schritte davon. Es war ein furchtbarer Anblick. Ein neben ihm stehender Herr unserer Gesellschaft hatte gesehen, wie der Unbekannte, während wir das sich darbietende, farbenprächtige Bild bewunderten, einen Revolver aus der Tasche zog. Ganz erstaunt darüber, wollte er ihn fragen, was das bedeuten sollte, als der Unglückliche, bevor noch seine Absicht zu errathen war, den Lauf an die Schläfe setzte und abdrückte . . .

Sie können sich die Aufregung denken, welche sich unserer in diesem unerwarteten, hochtragischen Momente bemächtigte. Während Einige nach dem Hause des Gouverneurs eilten, um ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, waren Andere um die Damen beschäftigt, von denen zwei ohnmächtig geworden waren, während drei andere in hysterische Weinkrämpfe verfielen. In Anbetracht dessen, daß es einige Zeit dauern konnte, bis die Vertreter der Administration sich einfinden würden und man die Damen doch unmöglich länger Zeuginnen dieses fürchterlichen Anblickes sein lassen konnte, so schlug ich vor, dieselben von dem Orte des Selbstmordes zu entfernen und in ein Hotel zu führen. Da ich mit der Oertlichkeit vertraut bin, so übernahm ich diese Aufgabe, froh von dem Orte des Selbstmordes fortzukommen. Einige Herren blieben zurück und wir Uebrigen geleiteten die Damen, von denen die Ohnmächtigen zu sich gekommen waren, während die Hysterischen fortfuhren von Zeit zu Zeit unartikulirte Töne auszustoßen. Wir brachten sie ins Hotel, wo sie sich dann baldigst erholten.

Ich hielt es für unmöglich, an die Unglücksstelle zurückzukehren. Ich erfuhr später, daß man den Selbstmörder in ein an das Regierungsgebäude stoßendes Haus getragen, daß man jedoch über seine Persönlichkeit nichts in Erfahrung gebracht, da man bei dem Unglücklichen weder Papiere, noch irgend welche Indicien, die ihn hätten identificiren können, gefunden hatte. Dieser tragische Abschluß eines zum Vergnügen unternommenen Ausflugs machte auf mich einen sehr deprimirenden Eindruck und ich trennte mich von der Gesellschaft, um allein meinen Gedanken nachzuhängen und mich durch Erinnerungen an die Vergangenheit von diesem Alpdrücken der neuesten Gegenwart zu befreien.

Was ging mich, im Grunde genommen, der Selbstmord an? Soll ich mir dadurch das Leben vergällen, weil sich ein Excentriker beifallen ließ, unter romantischen Umständen in den Tod zu gehen? Und wenn ein Thor einer Thörin halber, die es ihm angethan, die ihn betrogen, seinen Posten feige desertirt, soll ich deswegen kopfhängerisch werden?

Cherchez la femme! sagte der bekannte französische Untersuchungsrichter, der in

jedem Verbrechen die Frau witterte, dieselbe direct oder indirect als Mitwisserin oder Ursache einer jeden Gesetzesverletzung betrachtete. Und der strenge Richter hatte so Unrecht nicht; denn seit Erschaffung der Welt, seit unsere Großmama Eva auf Zureden der Schlange ihren ehrenwerthen Gemahl in den Apfel beißen, die verbotene Frucht kosten machte, haben die Weiber in der Geschichte der Menschheit eine oft verhängnißvolle Rolle gespielt. Die schöne Helena und die treulose Delila sind in dieser Beziehung echt weibliche Typen. Und da fielen mir die durch ihre reine Einfachheit rührenden Worte der biblischen Erzählung ein:

„Da sprach sie zu ihm: „Wie kannst Du sagen, Du habest mich lieb, so Dein Herz doch nicht mit mir ist? Dreimal hast Du mich getäuschet, und mir nicht gesagt, worinnen Deine große Kraft sei.“ Da sie ihn aber trieb mit ihren Worten alle Tage und zerplagte ihn, ward seine Seele matt, bis an den Tod. Und sagte ihr sein ganzes Herz und sprach zu ihr: „Es ist nie ein Scheermesser über mein Haupt gekommen, denn ich bin ein Verlobter Gottes vom Mutterleibe an. Wenn Du mich beschöreſt, so wiche meine Kraft von mir, daß ich schwach würde wie alle andere Menschen.“

So weit der biblische Text. Und nachdem nun das schwache Weib dem starken Manne seine Geheimnisse abgerungen, ließ sie sie den Philistern wissen. Und die falsche, heuchlerische Delila wiegte mit ihren Judasküssen den gutherzigen, leichtgläubigen Simson in den Schlaf. Und als ihn Morpheus so gefangen hielt, schnitt sie ihm die sieben Locken ab und dann rief die Circe aus: Philister über Dir, Simson! Doch die wunderbare Kraft war von ihm gewichen und seine Gegenwehr war vergeblich: „Aber die Philister griffen ihn und stachen ihm die Augen aus und führten ihn hinab gen Gase, und banden ihn mit zwei ehernen Ketten, und er mußte mahlen im Gefängniß.“

Das ist die einfache rührende Geschichte von dem vertrauensseligen Simson und drr falschen Delila. Das elende Weib verkaufte den, der sie so heiß und innig geliebt, den Philistern, von denen ein Jeglicher ihr „tausend und hundert Silberlinge“ versprach. Ob das falsche Weib den Sündenlohn empfangen — darüber schweigt die Bibel, ist für uns übrigens auch ganz gleichgiltig. Es wiederholt sich nur die alte Geschichte, daß das Weib den Mann zu Falle bringt. Wenn nicht Frau Eva, die Naschsüchtige, gewesen wäre, Herrn Adam wäre es nie und nimmermehr eingefallen, die verbotene Frucht zu berühren, in den Apfel zu beißen, der da wuchs am Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen. Und wir säßen noch jetzt ganz gemüthlich im Paradies, würden keine Noth und Sorgen kennen. Weder die bulgarische noch die afghanische Frage thäte uns beunruhigen; weder fallender Wechselcours, noch steigende ökonomische Noth würde uns anfechten; Tournüren und Chignons, Lug und Trug, Glaubenshaß und Racenhader, politische Eifersüchtelei und diplomatischer Meinungsaustausch wären ebenso unbekannte Größen, als Oper und Ballet, Nihilisten und Anarchisten, Dynamit und Revolver, käufliche Journalisten und Halbweltdamen, Aerzte und Apotheker. Und wenn wir von der verbotenen Frucht gekostet; trotz des strengen Verbotes von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen, so ist die Naschhaftigkeit von Madame Eva und die Schwachheit des Monsieur Adam schuld, der auch so ein Jocrisse de l'amour war.

Und seit jener Zeit bis auf die neuste Gegenwart ist der Herr der Schöpfung (wie sich der Mensch hochmüthig nennt) ein Sclave des Weibes geworden, das mit ihm nach Belieben umspringt und das Pantoffelregiment für permanent erklärt. Und der brave, starke Simson fiel als Opfer der heuchlerischen, schwachen Delila und dieselbe Geschichte mit verschiedenen Varianten wiederholt sich seitdem unzählige Male, wie die dummen Männer noch nicht alle werden. . . .

Seltsamer Weise erweckte der unbekannte Selbstmörder in mir diese Betrachtungen.

Ich weiß nicht warum, aber mir schien es ganz sicher, daß ein Weib ihm den Revolver in die Hand gedrückt hatte. Alles im Aeußern dieses Mannes deutete darauf hin. Selbst der Ort, den er sich zur Vollziehung seiner Großthat erkoren. Er hatte sich auch gerade zu diesem Zweck eine der schönsten Stellen der reizenden Felseninsel erwählt. Ganz dicht dabei sieht man zwei kleine aus dem Wasser hervorragende Klippen, welche die Eingeborenen, ich weiß nicht warum, den „Pastor und seine Frau" getauft haben, obwohl dieselben mit einem ehrwürdigen Geistlichen und seiner kostbaren Ehehälfte durchaus nicht die geringste Aehnlichkeit haben.

Den Rückweg trat ich durch die berühmte Kartoffelallee an, welche eine die ganze Insel durchschneidende Kunststraße ist, auf der man zwar nicht im Schatten von Palmen oder Lorbeern, sondern im Schatten der umliegenden Kartoffelfelder lustwandelt. Gewöhnlich bringt man das Wort „Allee" mit Bäumen in Verbindung. Auf Helgoland wendet man jedoch diesen Ausdruck willkürlich an. Da auf der Felseninsel keine Bäume aufkommen können (ich sah wohl freilich einige verkrüppelte, trübselig dreinschauende Bäume, die aber selbst auf diese Benennung Verzicht haben schienen geleistet zu und sich höchlichst beleidigt gefühlt hätten, wenn man sie mit diesem Namen angeredet, da sie nicht mit Unrecht darin eine Verhöhnung sehen konnten), so nennt man Alleen auch eine Straße ganz ohne Bäume. Am Fuße der großen Treppe und von derselben, wie auch von den umliegenden Häusern gegen den bösen scharfen Seewind (den erklärten Feind der Vegetation) geschützt — sind wohl ein paar elende Linden da, in deren Schatten die Fischverkäufer sitzen.

Den größten Theil der oberen Insel nehmen Kartoffelfelder ein, deren Früchte stets vortrefflich gedeihen, denn die beiden modernen Gebresten (Kartoffelkrankheit und Cholera) haben sich mindestens bis jetzt stets auf einer respectvollen Entfernung von Helgoland gehalten. Um die protestantische Kirche (ein altmodischer, uninteressanter Backsteinbau, aus dem 17. Jahrhundert stammend) zieht sich ein mit zahlreichen Kreuzen und Denkmälern versehener Friedhof, so daß die Todten inmitten der Lebenden ruhen, welche auch neben dem Gottesacker Seefische zum Dörren aufhängen. Auf dem Friedhofe von Helgoland ruht unter anderen die ihrer Zeit nicht unbekannt gewesene Schauspielerin des deutschen Theaters in Petersburg Malvine Erb, welche im Herbst 1853 auf der Düne vom Blitz erschlagen wurde. Die hübsche, junge und nicht unbegabte Künstlerin war aus Petersburg aus Angst vor der Cholera geflüchtet, um auf dem cholerafreien Helgoland ein Asyl zu suchen und sie fand hier den Tod. Der Mensch entgeht nun einmal seinem Schicksal nicht . . . .

Die Häuser auf Helgoland (besonders in dem oberen Theile der Insel) sind von Holz nnd zumeist so klein, daß sie Puppenhäuschen nicht unähnlich sehen. Meistens Erdgeschosse, mit zwei Zimmern nnd einer Mansarde unter dem Dache, wobei der kleinste Raum sehr sorgfältig ausgenützt wird. Besonderer Comfort wird den verwöhnten Badegästen nicht geboten, trotzdem daß Helgoland ein ziemlich theurer Aufenthaltsort ist. Schon der Umstand, daß man auf der Insel selbst nicht baden kann, sondern zu dem Behufe nach der Düne in einem Boote sich übersetzen lassen muß (was bei stürmischem Wetter nicht sonderlich angenehm ist), verleidet den Aufenthalt daselbst.

Der unbedeutende Sandstreifen, Düne genannt, ist die Lebensbedingung Helgolands. Sollte dieselbe, was leicht möglich ist, von den Wellen hinweggespült werden, so hätte Helgoland als Badeort zu sein aufgehört. Die Düne ist eine kahle Sandinsel, etwa eine Stunde von dem Felsen Helgoland entfernt, mit dem sie noch 1720 zusammengehangen haben soll; ihre Länge beträgt etwa 3500, die Breite ca. 1000 Fuß. Die Mitte oder der Kern dieses Inselchens besteht aus Sandhügeln, die ringsum von einem flachen Strand umgeben sind, an dem sich die Wellen fortwährend brechen. Da die Düne nach allen Seiten hin große Meeresstrecken um sich hat, so ist

stets ein großer Wellenschlag vorhanden. Wer zum ersten Male da badet, wird gewiß in Verwunderung gesetzt, wenn er in kaum fußtiefem Wasser plötzlich von einer mannshohe Welle heimtükisch überfallen, zu Boden geworfen und mit in der Luft zappelnden Beinen an den Strand gespült wird. Manche, die das Ueberfahren zur Düne nicht vertragen können, da sich bei stürmischen Wetter selbst auf dieser kurzen Fahrt bei empfänglichem Personen die Seekrankheit einstellen kann, baden auf der Insel selbst, doch ist dieses Bad sehr unangenehm, (es befindet sich am Ende der sogenannten Bindfadenallee, an der vorher erwähnten Klippe), da der Boden steinig und schlüpfrig ist und plötzlich in die Tiefe geht, mithin auch nicht ganz gefahrlos. Auch fehlen hier die Brandungen, welche doch einen wesentlichen Bestandtheil, einen Hauptvorzug der Seebäder bilden. Zudem ist das Wasser roth und der Boden mit Seegewächsen bedeckt, die mit den Füßen zu betreten ein unangenehmes Gefühl, gleichsam als trete man auf Schlangen, erweckt. Meistentheils benutzen schwächliche Damen dieses Bad, weshalb auch in den Morgenstunden stets ein Helgoländer Argus auf der Lauer ist und die Spaziergänger, welche die Klippe während der Badezeit besuchen wollen, daran verhindert. Als Seebad ziehe ich Norderney vor, wenngleich nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Luft in Helgoland besser und die Brandung eine stärkere sei. Doch Helgoland bietet keine Gelegenheit zu Spaziergängen dar; es hat nicht den herrlichen Strand von Norderney, nicht den Comfort des Lebens, den man da findet. Die Straßen sind schmal und klein, die Häuser größtentheils primitiv und das Leben trotzdem theuer.

Auf Helgoland giebt es auch ein Preßorgan, eine Fremdenliste, die täglich erscheint, aber in Cuxhaven gedruckt wird, da Druckereien (ebenso wie Pferde) auf der Insel unbekannte Größen sind und die Erfindung Guttenbergs noch nicht dahin gedrungen ist. Helgoland besitzt auch ein Theater, freilich dem Aeußeren nach nur ein Holzschuppen. Das hindert jedoch nicht, daß daselbst das reizende Lustspiel „Tilli“ gegeben wurde. Leider konnte ich der Vorstellung nicht beiwohnen, da ich noch am selben Abend nach Norderney zurück mußte. Es giebt auf Helgoland auch ein Conversationshaus, wo nicht nur getanzt, sondern auch Hazardspiele getrieben werden.

Die Fahrzeuge der Helgoländer haben eine ganz eigenthümliche Bauart, da sie auf einen sehr geringen Tiefgang berechnet sind, weswegen sie auch vorzügliche Dienste leisten, und wenn man sie in hohlem Wasser segeln sieht, so springen sie förmlich über die Wellen hinweg; sie werden aus dem besten Eichenholz gebaut, sind daher sehr theuer, aber halten dafür auch lange vor. In diesen fast ganz offenen Schaluppen segeln die Insulaner nach Hamburg, um Austern, Hummern und Schellfische auf den Markt zu bringen. Die Vordertheile dieser Schaluppen sind meist mit Bildern (theils historischen, theils phantastischen Inhalts) geschmückt, die von heimischen Künstlern in ziemlich roher, primitiver Form ausgeführt werden. Auch fromme Sprüche zieren das Boot, z. B.: „Der Herr wolle bewahren Alle, die mit dem jungen Carsten Dreyer zur See fahren.“ Sehr beliebt ist der Schnepfenfang auf der Insel. Im Frühling werden überall hohe Stangen aufgestellt, zwischen denen man große Netze zum Fange der Schnepfen ausspannt. Früher war der Ertrag der Schnepfenjagd ein sehr ergiebiger; jetzt soll er ein weit geringerer sein.

V.

Zu den angenehmsten Unterhaltungen auf Helgoland gehört unstreitig eine Fahrt um die Insel, welche man bei Fluthzeit macht, um die Höhlen und Klippen anzusehen. Zur Ebbezeit kann man die ganze Insel zu Fuße umkreisen, was aber

nicht ganz gefahrlos ist, da man sehr genau mit dem Wechsel von Ebbe und Fluth vertraut sein muß, um solch einen „Spaziergang", der in der That einzig in seiner Art ist, zu riskiren. Der Boden, den das Wasser während der Ebbe verläßt und loslegt, ist voller Löcher, in die man leicht versinkt, und mit schlüpfrigen Schlingpflanzen bedeckt, in denen sich die Füße verwirren, so daß man schwer loskommen kann. Schon Mancher hat diesen vorwitzigen Spaziergang, wenn auch nicht mit dem Leben, so doch ziemlich theuer bezahlt. Die plötzlich eintretende Fluth hat Manchen schon, der auf sensationelle Abenteuer ausging, da er das unbekannte Gefühl des Gruselns kennen lernen wollte, gezwungen, sich auf einen vorspingenden Felsen zu retten und daselbst gleich einer modernen Loreley sechs Stunden (bis zum abermaligen Eintritt der Ebbe) zuzubringen und die Klagelieder des Jeremias anzustimmen, von Zähneklappern accompagnirt. Einige mußten sogar die ganze Nacht da zubringen und kamen erst am nächsten Morgen halb erfroren, ganz verhungert unten am Lande wieder an.

Sobald man um die Ecke der sich nach der Südspitze ziehenden steilen Felswand biegt, erblickt man einen isolirt, in stolzer Vereinsamung dastehenden imposanten Felskegel; dessen ich bereits früher erwähnt, den „Mönch". Der eigentliche „Mönch", d. h. der große Felsen, der einem in seine Kutte gehüllten Klosterbruder täuschend ähnlich gewesen sein soll, ist schon längst von den Wellen zertrümmert worden, die sogar sein Fundament bis auf einen kleinen runden Stein abgespült haben, der blos zur Ebbezeit sichtbar ist. Hinter dem „Mönch" macht die Klippe eine kleine Bucht, in welcher der „Predigtstuhl" (ein einer Kanzel nicht unähnlich sehender Felsen) liegt, wobei man eine kleine Grotte findet, aus der man eine sehr hübsche Aussicht auf den Felskegel hat. Hierauf folgt ein beinah viereckiger, oben mit Moos bewachsener Felsen (so ein bemooftes Haupt), den die Helgoländer „Hoyshörn" nennen. Dahinter ein kleiner Stein, „Tann-Stock" genannt, und daneben gleichsam als Wächter eine dunkle Höhle — der vorspringende Fels „Duvstein". Hier befindet sich eben der Eingang zu der im vorspringenden Felsen gelegenen Grotte „Jung-Gatt", welche durch die ganze Felswand geht. In der Mitte dieser Höhle hat sich ein weit klaffender Spalt gebildet, der nach der Westseite auf das Meer hinausführt und durch den sich bei Sturm die Wogen wie gewaltige Wasserfälle in die Höhle stürzen und sie mit ihrem Gebrüll in den Grundvesten erbeben machen. Trotzdem, daß der Besuch dieser durch ihre wilde romantische Schönheit höchst anziehenden Grotte äußerst lohnend ist, so würde ich doch nicht rathen, längere Spaziergänge in derselben zu unternehmen, da von Zeit zu Zeit vom Gewölbe sich kleine Felsstückchen von zwei- bis dreihundert, ja oft noch mehr Pfund ablösen und beim Fallen dem Betreffenden manche Unannehmlichkeiten verursachen, ja sogar das ganze irdische Dasein verleiden können. Entzückend schön ist auch das von mir bereits früher erwähnte Felsenthor „Möhrmers Gatt", das die schmale Felswand in ziemlicher Höhe ganz durchbrochen hat. Ueberhaupt muß ich Ihnen gestehen, daß mir Helgoland kein ganz sicherer Aufenthaltsort dünkt, denn die zerstörende Kraft der Elemente äußert sich zu klar, unterwühlt das Eiland immer mehr, das sich mit der Zeit abbröckelt und zusammenschrumpft, bis es eines schönen Tages ganz von den Wellen verschlungen werden wird. Das kann freilich noch einige Zeit dauern.

Nicht weit von „Möhrmers Gatt" ist ein Echo, welches alle Thorheiten, die den Badegästen einfallen, nachzusprechen gezwungen ist. Hier sieht man erst recht, wie stark der Zahn der Zeit an der Insel nagt. Das zur Winterzeit in den kleinen Spalten und Rissen gefrierende Wasser sprengt die Felsen nach und nach ab, so daß ein Stück nach dem andern ins Meer stürzt und die Besorgniß der Helgoländer um ihre Nachkommenschaft gewissermaßen berechtigt.

Die Helgoländer sind friesischer Abstammung und ihre Sprache ist ein Gemisch

von friesisch, dänisch und deutsch. Jedoch verstehen sie alle mehr oder weniger deutsch. Es ist ein äußerst schlauer, nur gar zu sehr auf seinen Vortheil bedachter Menschenschlag und vor nichts zurückschreckend, um sich zu bereichen. Sie leben von Fischerei, Lootsenwesen, Austern und — Exploitation der Fremden, in welcher Industrie brachte die so primitiv scheinenden Insulaner es zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, daß selbst die Schweizer Hoteliers sie darum beneiden könnten. Ich wundre mich nur, daß die Helgoländer noch kein Mittel gefunden haben, die fetten Badegäste einzupökeln und für den Winter zu conserviren. Vielleicht kommen sie noch darauf. Das englische Regime hat die Insulaner verwöhnt, da Großbritannien weder von ihnen Abgaben erhebt, noch sich sonst um diese seine etlichen Hundert Unterthanen kümmert und sie ihrem Schicksal überläßt. Die Inselbewohner sind also in Bezug auf Autorität vollständig blasirt und eine jede andere Regierung, die so etwas nicht dulden kann und darf, wird es mit ihnen ziemlich schwer haben. Eine rechte Gerichtsordnung scheint überhaupt auf Helgoland nicht vorhanden zu sein, denn wenn Jemand vor Gericht geladen wird und keine Lust hat zu erscheinen, so bleibt er eben weg und die Sache wird ohne ihn abgemacht. Wird eine Strafe zuerkannt, so scheint es ganz vom Wunsch des Verurtheilten abzuhängen, ob er sie abbüßen will oder nicht. So wurde mir ein charakteristischer Fall erzählt der, sich während der Verwaltung des Gouverneurs Sir John Hindmarsh zugetragen und etwas Vaudevilleartiges an sich hat, aber trotzdem vollständig wahr ist.

Ein Helgoländer wurd von einem Anderen verklagt und prügelte diesen dafür durch. Nun sollte er verhaftet werden, wozu drei ad hoc zu Polizeidienern armirte Insulaner abgeschickt wurden. Da aber der Betreffenende immer renitenter wurde und den improvisirten Vertretern der heiligen Hermandad von Helgoland mit Prügeln, ja sogar mit der Holzaxt drohte, so zogen die drei unverrichteter Sache wieder ab. Da verlangte der Gouverneur, daß die Rathsleute (die Repräsentanten der örtlichen Municipalität) den Widerstänßigen selbst holen und einsperren sollten. Doch die weisen Inselväter lehnten diesen ehrenvollen Auftrag Seiner Excellenz mit dem naiven Bescheid ab, „sie wollten einstweilen die zornigen Gemüther sich abkühlen lassen." Sir John berichtete nach London, an den Minister der Colonien, über diesen Act der Rebellion und der Minister schickte bewaffnete Macht, um die Insurgenten zu Paaren zu treiben, den Aufruhr zu stillen, die Ruhe wieder herzustellen und die Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Die bewaffnete Macht erschien in Gestalt eines englischen Constablers (Gorodowoi), der sehr gravitätisch und würdevoll in seiner Hand als einzige Waffe seinen kleinen weißen, oben von einer bleiernen Königskrone überragten Stab hatte, das Emblem der englischen Hüter der öffentlichen Sicherheit. Der Minister der Colonien wollte sich augenscheinlich über den Gouverneur von Helgoland lustig machen, ihn ironisiren, daß er nicht verstanden habe, einen renitenten Insulaner zu Kreuze kriechen zu machen. Doch das Erscheinen der bewaffneten Macht brachte nicht die erwartete Wirkung hervor. Der Londoner Constabler mit seinem weißen Stock ward verhöhnt und mußte das Feld räumen. Der Gouverneur war so gescheidt, gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Spruch zu bedenken: „Mensch ärgere dich nicht!"

Daß unter solchen Verbältnissen die Bewohner Helgolands noch verhältnißmäßig weniger Spitzbuben und Gauner aufzuweisen haben, als eine mit allen mäglichen Autoritäten versehene, von verschiedenen Justizinstanzen beherrschte Gemeinde, erklärt sich durch ihre Schlauheit und ihren natürlichen Verstand. Sie begreifen, daß wenn sie die ihnen gewährte Freiheit gar zu sehr mißbrauchen sollten, man ihnen dieselbe baldigst nehmen und sie dieses kostbaren Gutes verlustig gehen würden. Daher mäßigen sie ihre räuberischen Instincte und anstatt den Fremden den Hals abzuschneiden oder sie auszuplündern (wodurch dieselben doch am Wiederkommen

verhindert wären), begnügen sie sich, ihre Gäste auszusaugen, langsam aber sicher. Wozu das Huhn schlachten, das so schöne goldene Eier legt. Es ist also nicht principielle Ehrlichkeit, oder politische Reife, welche die Helgoländer abhält, die ihnen gewährte Freiheit zu mißbrauchen, sondern die Furcht, dieser Freiheit verlustig zu gehen und die Fremden abzuschrecken. Der Gast wird als eine Einnahmequelle respectirt und man zieht ihm mit aller Rücksicht das Fell über die Ohren. Man plündert ihn auf legale Weise. Thäte man es auf illegale Art, so würde diesem Handwerk baldigst ein Ziel gesetzt werden.

Ein wenig Piraten sind die Helgoländer trotzdem doch. Bei Bergungen gestrandeter Schiffe wird die gerettete Ladung oft „verlegt" und man findet sie selten wieder. In ihren Forderungen sind sie im Ganzen unverschämt bis an die äußerste Grenze und lassen sich die geringste Handleistung mit geradezu horrenden Preisen bezahlen. Für die Ueberfahrt vom Dampfer zur Landungsbrücke, einige hundert Schritte, mußten wir 1 M. 50 Pf. pro Person bezahlen und da wir gegen 200 Personen waren, so erleichterten die biederen Insulaner unsere Taschen in wenigen Augenblicken um fast 300 Mark. Wer die Helgoländer als Biedermänner, Naturmenschen darstellt, der wird am Ende auch einen Taschendieb für einen Verfechter des geheiligten Eigenthumsprincips halten. Diebstähle kommen selten vor, da die Insulaner wie gesagt aus Interesse ehrlich sind. Denn wenn sich ihre Insel eines schlechten Leumundes erfreuen sollte, so würde sie bald aufgehört haben, Badeort zu sein, und dann Adieu Schlaraffenleben! Daher auch erklärt sich die Abwesenheit der Polizei. Seit dem verunglückten Versuche mit dem aus London verschriebenen Polizeiconstabler, glänzt hier die heilige Hermandad durch ihre Abwesenheit. Es giebt wohl hier so eine Art von Polizeidiener, der sich aber ziemlich harmlosen Beschäftigungen hingiebt. Er balgt sich mit den Hunden umher und besorgt kleine Dienstleistungen für Fremde, selbstverständlich gegen Entrichtung eines Douceurs. Das sind in der That idyllische Zustände.

VI.

Der auf Helgoland verbrachte Tag neigte sich seinem Ende entgegen und es galt, sich zur Rückfahrt nach Norderney zu rüsten. Der heftige Wind, der uns bis Helgoland das Geleite gegeben hatte, hatte sich gelegt und es war eine wunderbar stille, warme, windlose Nacht eingetreten, Dank welcher wir die Möglichkeit hatten, anstatt der lustigen Posse „Tilli" ein großartiges Natnrschauspiel von zauberhafter Wirkung zu sehen, nämlich — das Meeresleuchten. Die Erscheinung des phosphorartigen Lichtes, welches ohne alle äußere Veranlassung, als die der Bewegung des Wassers, in demselben vorkommt, macht auf das Gemüth einen tiefen Eindruck, fast einen solchen, wie ich ihn bei dem herrlichen Anblick des Alpenglühens, vom Rigilulm aus gesehen, empfand. Es ist ein Gefühl des Staunens und der Bewunderung, religiöser Ehrfurcht und poetischen Entzückens, von dem man beim Anblick dieses wunderbar schönen Naturspiels ergriffen wird. Man hat diese Erscheinung auf wissenschaftlicher Grundlage zu erklären gesucht, jedoch ich finde alle diese Analysen überflüssig. Denn wer das Meerleuchten nicht gesehen, der wird sich von demselben auch annähernd keinen Begriff machen und wer diesem erhabenen Schauspiel beigewohnt, der kümmert sich blutwenig um die wissenschaftliche Analyse, sondern giebt

sich ganz und ungetheilt dem mächtigen Eindrucke hin. Fragt man die Rose, warum sie duftet, wo sie den Parfum hernimmt, den sie um sich verbreitet? Fragen wir die Nachtigall, wo sie Gesangunterricht genommen und auf welche Weise sie es zu Wege bringt, ihr ewiges, schmelzendes Liebeslied zu singen? Man athmet den Rosenduft ein, man lauscht entzückt dem lieblichen Schlagen der Philomele, ohne den Genuß, den sie uns bieten, einer kritischen Analyse zu unterwerfen.

Das Meeresleuchten um Helgoland ist ein gar wundersames Phänomen. Die See scheint in der That zu glühen, besonders strömen die Spitzen der Wellen ganze Feuergarben aus. Ich empfand zum ersten Male beim Anblick dieses geheimnißvollen Lichtes, welches das Meer ausströmt (und das so ungefähr, freilich in verstärktem Maße, dem Reflexe des Mondes auf das Wasser gleicht) dasselbe erhebende Gefühl, welches ich als Kind beim Anblicke des Nordlichtes hatte, welches einst in meiner Heimathsstadt sichtbar war. Es ist das Mysteriöse, welches derartige Naturerscheinungen begleitet, das auf ein empfängliches Gemüth einen so tiefen Eindruck macht. Böte, welche die dem Anscheine nach glühenden Wellenhäupter theilen, oder durchschwimmende Fische, lassen lange Feuerstreifen hinter sich, die dem feurigen Zickzack von in die Höhe schießenden und da oben ersterbenden Raketen ähnlich sehen. Wenn man in diese Wassermasse, die durch eine optische Täuschung eine Feuermeer zu repräsentiren scheint, einen Stein hineinwirft, so kann man seinen Lauf in der Tiefe dadurch verfolgen, daß er hinter sich beim Fallen einen strahlenden Schweif, gleich dem eines Kometen hinterläßt. Bei ruhigem Wasser kann man sogar auf der Oberfläche mit dem Stock kurze Namen schreiben, die dann für wenige Augenblicke gleich Diamanten leuchten und weithin sichtbar sind, was von einem geradezu zauberhaften Effecte ist. Die sich am Dünenstrand brechende Brandung bildet um die Sandinsel einen glühenden Diamantenkranz sich überstürzender, funkensprühender Wellen. Es scheint, als ob der Seegott in verschwenderischer Profusion ganze Garben von glitzernden Edelsteinen auf den dürren Sandboden der Düne verstreut und man wundert sich, daß die Eingeborenen nicht herbeieilen, um diese ungezählten Schätze zu bergen. Doch die Insulaner sind größtentheils nicht empfänglich für dergleichen Schönheiten; den Genuß derselben überlassen sie den Fremden; sie selbst begnügen sich mit weit weniger poetischen, aber um so praktischeren Mark und Pfennigen.

Nachdem wir uns an diesem herrlichen Schauspiel lange erlabt, wurde unsere Aufmerksamkeit durch eine zweite gar seltsame Himmelserscheinung gefesselt, die so auffallend war, daß wir Anfangs unseren Augen nicht trauten. Am östlichen Horizonte zeigte sich plötzlich ein goldig strahlender Komet, dessen feuriger Schweif sich stolz am dunklen Himmelsdom abzeichnete, wie die lange Schleppe einer Dame auf dem Parquet des Salons. Ein Komet! ein Schweifstern, von dem sich unsere Astronomen nichts haben träumen lassen, den wir Laien zuerst entdecken! Welch wunderbare Fügung! Welche hohe Ehre fällt uns bescheidenen Helgolandfahrern zu! Wir sollen die Wissenschaft mit einer neuen sensationellen Entdeckung bereichern! Was wird Professor Struwe auf dem Observatorium von Pulkowa sagen? Sämmtlicher an Bord befindlicher Passagiere bemächtigte sich eine erklärliche Aufregung. Was will der Komet sagen? Was bedeutet sein unangemeldetes Erscheinen? Gilt es einen Weltkrieg? Bedeutet er einen Brand, der den ganzen Continent in Feuer und Flammen setzen soll? Einige anweisende Banquiers calculirten schon den Verlust, den ihnen das Fallen der Course in Folge des unerwarteten Erscheinens des Kometen einbringen könnte und sie suchten, sich gegenseitig verschiedene faule Fonds anzuschmieren.

Während sich diese höchst interessanten Börsenmachinationen am Borde des Dampfers im Angesicht des hochpoetischen Meerglühens und des flammenden Kometen voll-

zogen, schien es mir, als ob der Schweif des strahlenden Sterns sich bewege und factisch zu wedeln beginne, was doch mit den Naturgesetzen in strictem Widerspruche steht. Ein Komet, der mit seinem Schweife wedelt! Das fehlte noch, um diesem schon ohnehin phantastischen Bilde noch eine ganz märchenhafte Färbung zu geben. Da ich glaubte das Opfer einer Sinnestäuschung zu sein, so machte ich auch andere auf dieses seltsame Schweifwedeln des Kometen aufmerksam und Alle waren nicht wenig darüber erstaunt. Das hündische Gebahren des Himmelskörpers fing an sehr verdächtig zu werden, besonders da man deutlich sah, daß nicht nur der Schweif bedenklich hin- und her wedelte, gleich einem melancholisch gewordenen Uhrpendel, sondern, daß auch der Komet selbst bald nach rechts, bald nach links schwankte, so daß es den Anschein gewann, als sei er stark angeheitert, habe tüchtig gefrühstückt und dabei zu tief ins Glas geschaut...

Ein benebelter Komet! Ein angetrunkener Himmelskörper! O ihr Götter! Was sollen wir noch erleben? Welch einem Chaos gehen wir entgegen?! Und die himmlische Polizei, die dieses duldet, die gestattet, daß sich ein betrunkener Komet am Firmamente zeigt, das ganze Planetensystem compromittirt, sämmtliche Astronomen zur Verzweiflung bringt! Dadurch erklärt sich diese ungewöhnliche, von den Sterngucken nicht vorausgesehene, nicht vorausgesagte Erscheinung. Der betrunkene Komet hat in einem Anfalle toller Laune seinen ihm angewiesenen Posten verlassen und taumelt in dem Weltall, in dem lichten Aether auf ungewohnten Bahnen umher, kann den größten Wirrwar anrichten. Wer ist dabei vor einer Collision sicher? Wie, wenn ein Zusamenstoß zwischen dem stark angeheiterten Kometen und einem der nüchternen Planeten stattfindet! Wenn es dem Thunichtgut einfallen sollte, in überquellender Ausgelassenheit der Trunkenheit gar der keuschen Luna den Hof zu machen und dadurch eine Revolution unter den Sternen hervorzurufen? Was dann? Wird nicht der Coburger dann aus Bulgarien mit einer noch längern Nase abziehen müssen, als die war, mit welcher er dahin gekommen? Wird nicht unsere Valuta ganz entwerthet werden und unser Papierrubel gar nichts mehr repräsentiren?

Indem ich mit Grauen an diese düstere Perspective dachte, welche das unerhoffte Erscheinen des Kometen in meinem angsterfüllten Gemüthe heraufbeschworen, ertönte plötzlich auf dem Deck des Dampfers „Victoria" ein homerisches Lachen, das weithin über die Nordsee rollte und sicherlich in Bremen, Hamburg und Cuxhaven gehört worden ist. Es war eine der heitersten Lachsalven, die ich je in meinem Leben gehört und sie zündete förmlich. Es lachten Alle, der Capitän oben auf seinem privilegirten Platze, der Steuermann am Rade, der Küchenjunge, und die Buffetmamsell nicht ausgenommen. Selbst die keuchende Dampfmaschine schien diese ungeheuere Heiterkeit zu theilen; es lachten die glühenden Wellen, die sich an der Düne brechende, Brillianten und Rubinen stäubende Brandung; es lachten die silbergrauweißen Möven, die unser Schiff umkreisten, die Seehunde, welche ihre intelligenten Schnauzen aus dem Wasser emporhoben; es lachte der dunkle Himmel und man hörte das Kichern der abwesenden Luna; es brüllten laut vor Lustigkeit zahlreiche Delphine und phantastisch beschweifte, braun und weiß gefleckte Seedrachen und die leuchtenden Sterne stimmten in den Chor des endlosen Lachens ein; selbst eine Schaar ernster Steinbutten und dunkler Schellfische konnte nicht umhin, ein leises Lächeln unterdrücken und der rauchende Schornstein des die Meeresfläche durchschneidenden Dampfers stieß ein heiseres ha! ha! aus, und die mächtige Schraube kreischte auf vor Lust, als sie sich in die schäumenden Tiefen grub . . .

Und was war die Ursache dieser ungeheuern, Alles und Alle ansteckenden Heiterkeit! Eine Kleinigkeit. Bei genauer Beobachtung entpuppte sich der Komet als ein sehr geschickt erleuchteter Drache, dessen Schwanz mit buntfarbigen Lämpchen besteckt war und der da stolz hoch oben zwischen den Sternen gethront hatte, so daß wir ihn für einen Himmelskörper gehalten hatten. Von der Insel aus hatte man den Dra-

chen losgelassen und er war in die höchsten Regionen gestiegen, wo er zum Stillstand kam und sich stolz für einen Kometen ausgab. Die Mystification war eine außerordentlich gelungene und in der heitersten Stimmung kehrten wir nach Norderney zurück. Neptun war uns auf der Rückfahrt gnädig und nur einige schon gar zu zart besaiteten Damen wurden durch das lebhafte, angenehme Schaukeln, mit dem uns die Syrenen und Dryaden in Schlaf wiegen wollten, an den Rand der Verzweiflung und der Seekrankheit gebracht . . .

Im Augenblick der Abfahrt von Helgoland hob sich ein Theil des dunklen Schleiers, welches das düstere Selbstmorddrama auf der Klippe der Insel einhüllte. Man hatte bei den Selbstmörder einen Brief auf den Namen des Gouverneurs von Helgoland gefunden. In diesem Schreiben erklärte der Unglückliche, daß er aus Halle (an der Saale) sei und sich den Tod gebe, weil ihm das Leben zur Last geworden. Lebensüberdruß habe sich seiner bemächtigt und daher werfe er diese unerträgliche Bürde von sich. Er bitte Seine Exellenz zu entschuldigen, daß er gerade Helgoland erwählt, um seine Rechnung mit dem Leben abzuschließen und damit dem Gouverneur Ungelegenheiten verursache. Aber es mußte so sein.

Lebensüberdruß!

Leider Gottes, hören wir diesen Ausdruck letzthin gar zu oft von Leuten, die ihre Flinten ins Korn werfen und die kein triftigeres Motiv anzuführen wissen.

Lebensüberdruß!

Ich will ja gern zugeben, daß das Leben sich nicht immer von der heitersten Seite präsentirt, aber ist denn das ein Grund, seinen Posten feige zu verlassen, bevor man abgelöst worden?

VII.

Woher stammt aber dieser sich jetzt mehr und mehr kundgebende Lebensüberdruß der Menschen, der sie dazu bringt, daß sie verbrecherisch Hand an sich legen?

Unzweifelhaft fällt der größte Theil der Schuld den immer mehr überhand nehmenden, realistischen Lebensanschauungen zu, der sich stets mehr verbreitenden Irreligiosität, die uns den Stab verlieren macht, der als die einzige zuverlässige Stütze dienen kann, wenn uns die düstere Nacht des Unglücks überfällt. Mit dem frommen Glauben schwindet die göttliche Liebe, und ist uns die Liebe abhanden gekommen, so verläßt uns die Hoffnung und unheimliche Verzweiflung breitet ihre Fittiche über uns aus. Anstatt frommen Glauben — der unheilige Atheismus; anstatt göttlicher Liebe — teuflischer Haß; anstatt süßer Hoffnung — bittere Verzweiflung.

Das ist das Kainszeichen unserer Zeit, die mit Recht als die Periode krankhafter Nervosität genannt wird. Die gesammte Menschheit befindet sich in einem Zustande hochgradiger Nervenerregung, wodurch sich auch manche abnorme Erscheinungen in unserem staatlichen und socialen Leben, manche unsere körperlichen und geistigen Gebresten erklären. Das Nervensystem der contemporären Menschheit wird zu sehr abgespannt, sei es durch hochwichtige Entdeckungen und Erfindungen, die eine völlige, Umwälzung in sämmtlichen Lebensbedingungen hervorzurufen berufen sind; sei es durch furchtbare sensationelle Verbrechen, die das Blut in den Adern gerinnen machen; sei es durch mörderische Kriege, die alle geographischen Kenntnisse vernichten, indem sie die Karte unseres Welttheils einer radicalen Umarbeitung unterziehen; sei es durch raffinirten Betrug, riesige Defraudationen oder Elementarereignisse, die den Erdball in seinen Grundvesten erschüttern.

Mit einem Worte, unser Zeitalter kennzeichnet sich dadurch, daß die Majorität

der Menschheit nervenkrank, folglich pessimistisch, hypochondrisch gesinnt ist. Diese betrübende, krankhafte Erscheinung erklärt sich durch eine gar zu schnell entwickelte Cultur, deren Früchte oft sehr bitter sind. Das ist der Wurm, der an der Wurzel unserer Existenz nagt und uns häufig dieselbe vergällt. Wir befinden uns gleichsam stets am Vorabende gewaltsamer Ereignisse, blutiger Kriege, Börsenkrache, Handelskrisen u. s. w. Es scheint, daß wir auf einem vulkanischen Boden leben und jeden Augenblick einer Eruption gewärtig sein müssen. Der Mensch der Gegenwart befindet sich selten in einem normalen Zustande. Alles trägt zu seiner Erregung bei.

Die Menschheit ist nervenkrank und darum pessimistisch. Denn nervöse Erregung erzeugt Furcht, die ein untrügliches Zeichen moralischer Schwäche ist und auch zugleich physische Verkommenheit bekundet. Man möchte sich gern betäuben, die Gegenwart vergessen, der Zukunft nicht eingedenk sein und man greift zum Alcohol. Nervosität und Trunksucht gehen Hand in Hand. Je mehr die Menschheit an Nervenzerrüttung leidet, desto größer wird der Alcoholismus. Man giebt sich dem Trunke hin, um sich zu betäuben; man zaubert auf künstliche Weise eine gehobene Stimmung hervor; man versucht das düstere Gespenst der Hypochondrie zu bannen, indem man die Sinne verwirrt, wie man die Schlaflosigkeit durch die Anwendung von Chloral bannt. Doch je mehr man zu dem Alcohol seine Zuflucht nimmt, desto schwächer wird seine Wirkung; der Organismus hat sich daran gewöhnt und man muß die Dosis stets verstärken, um die gewünschte Wirkung zu erzielen. Und so schreitet man den abschüssigen Weg entlang, an dessen Ende die Verzweiflung harrt, der Wahnsinn wartet, der Selbstmord seinem Opfer anlauert.

Der Alcoholismus breitet seine dunklen Fittiche über den ganzen Erdball aus und je höher die Cultur eines Volkes, desto verheerender die Wirkungen des unheimlichen Gespenstes. Daß auch wir von diesem entsetzlichen Gaste nicht verschont worden, läßt sich leicht denken, um so mehr da unsere klimatischen Verhältnisse, der lange anhaltende rauhe Winter, der kalte und feuchte Herbst, der Frühling, der vom lieblichen Lenz so wenig an sich hat, dem Alcoholismus großen Vorschub leisten ....

Armer, elender Erdenwurm, der so vielen Versuchungen ausgesetzt ist, denen sein schwaches, hinfälliges Natural nicht widerstehn kann, da schon die chemische Zusammensetzung der Menschen ihn in sehr geringem Grade widerstandsfähig macht, ganz abgesehen davon, daß die moderne Erziehung keine Anstrengung schont, um den Menschen physisch und geistig zu schwächen. Auf Grund einer gelehrten Analyse, deren Authenticität anzuzweifeln ich durchaus keinen Grund habe, besteht der Mensch aus 13 Grundstoffen, was jedenfalls schon an und für sich kein gutes Omen, da die Zahl „dreizehn", das Teufelsdutzend (чертова дюжина) wie man im Russischen sagt, bekanntlich als keine glückbringende betrachtet wird. Die Zusammensetzung aus 13 Grundstoffen erklärt auch, warum der Mensch so miserabel und schlecht ist, warum in ihm neben dem Engel des Guten der Teufel des Bösen dominirt, warum die grausame Bestie so oft bei ihm Ueberhand nimmt. Von diesen unglückseligen dreizehn Grundstoffen, aus denen der Mensch chemisch zusammengesetzt ist, sind fünf gasförmig und acht fest. Der Hauptbestandtheil ist Sauerstoff in einem Zustande äußerster Zusammenpressung. Ein Normalmensch von 70 Kilogr. Gewicht enthält 44 Kilogr. Sauerstoff, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen einen Raum von 28 Cubm. einnehmen würden. Ferner birgt besagter Mensch 7 Kilogr. Wasserstoff, welche in freiem Zustande einen Raum von 80 Cubm. füllen würden. Die drei übrigen Gase sind: Stickstoff (1,72 Kilogr.), Chlor (0,8 Kilogr.) und Fluor (0,1 Kilogr.). An festen Stoffen enthält der Normalmensch: 22 Kilogr. Kohle, 800 Gr. Phosphor, 100 Gr. Schwefel, 1750 Gr. Kalcium, 80 Gr. Potassium, 70 Gr. Sodium, 59 Gr. Magnesium und 45 Gr. Eisen. Edelmetalle birgt somit der menschliche Körper nicht, und er enthält in der Hauptsache nur ganz ordinäre Stoffe, die so billig wie Brombeeren sind.

Ich weiß nicht, ob der geistreiche Mann oder die schöne Frau sich durch eine derartige chemische Analyse des menschlichen Normalorganismus sehr geschmeichelt fühlen oder erfreut sein werden. Aufrichtig gestanden, war für mich persönlich diese wissenschaftliche Definition keine besonders erbauliche, denn diese Vermählung von condensirtem Sauer-, Wasser- und Stickstoff in meinem Körper macht mich hochaufschauern. Wie, wenn es diesen Stoffen einfallen sollte sich aufzulösen, dann würde mein Organismus einen Raum von mindestens 120 Cubikmeter einnehmen und müßten meine Feuilletons im Verhältniß dazu an Größe wachsen, so daß für jedes derselben eine endlose Papierrolle erforderlich wäre und das Durchlesen derselben mindestens das Alter des Methusalem erforderte. Nein, die gelehrte Analyse über die chemische Zusammensetzung des Menschen hat nicht meinen Beifall, wenngleich sie vollkommen richtig ist. Die große Masse Sauerstoff bewirkt ein saueres Gemüth und daß sich die Menschen gegenseitig das Leben verbittern; der Wasserstoff ist besonders in den Menschen vorherrschend, die mit der Feder umgehen, was das Wässerige ihrer Schriften erklärt; der Stickstoff erstickt jede aufsteigende edle Regung, während Chlor und Fluor das Herz verknöchern. Durch die große Menge von Kohle werden die Funken von Racenhader und Glaubensverfolgungen stets angefacht und Phosphor und Schwefel befördern die auflodernden Flammen des Hasses und Neides, während die übrigen chemischen Bestandtheile das ihrige dazu beitragen, um den Inhalt des Hexenkessels, Menschenorganismus genannt, stets brodeln zu machen und siedend zu erhalten. Der verhältnißmäßig geringe Eisengehalt erklärt die menschliche Schwäche, den Mangel an Festigkeit. Ich werde mir jedoch nie einreden lassen, daß der Organismus eines Rothschild eben so sehr an vollständiger Abwesenheit von Edelmetallen leide, als der eines beliebigen Pauper.

Nach einer von mir persönlich, sorgfältig aufgenommen moralischen Analyse, die von der chemischen erheblich abweicht, besteht der menschliche Organismus aus 40 pCt. Egoismus und Bestialität, 20 pCt. Eitelkeit und Dünkel, 10 pCt. Grausamkeit und dem ähnlichen lasterhaften Neigungen, 5 pCt. Unduldsamkeit und Indifferentismus, 4 pCt. Habsucht und Ehrzeig, 4 pCt. Genußsucht und Völlerei, 3 pCt. Geiz und Neid, 3 pCt. Diebessinn, 2 pCt. niederen Instinkten verschiedener Kategorien, 1 pCt. Nächstenliebe, 1 pCt. Toleranz, 1 pCt. Demuth, 1 pCt. Frömmigkeit, $^1/_2$ pCt. Gottvertrauen, $^1/_2$ pCt. Wolthätigkeitssinn, $^1/_2$ pCt. Aufopferungsmüthigkeit, $^1/_2$ pCt. Vaterlandsliebe, $^1/_4$ pCt. Nachsicht gegen fremde Schwächen, $^1/_4$ pCt. Offenherzigkeit, $^1/_8$ pCt. Wahrheitsliebe. Freilicht beruht meine Analyse der moralischen Zusammensetzung des Menschen nicht auf so unwandelbaren Gesetzen, als diejenigen sind, die bei Definirung der chemischen Zusammensetzung des menschlichen Organismus maßgebend waren, aber trotzdem ist meine Aufstellung eine weit begreiflichere; denn die Begriffe von condensirtem Sauer- und Wasserstoff sind höchst vage, während die Definition, wieviele im Menschen Laster und wie wenig Tugenden, wie unendlich viel Böses und wie verschwindend wenig Gutes in ihm steckt, weit wahrscheinlicher ist.

Diese Betrachtungen steigen unwillkürlich auf, wenn man den Tagesereignissen folgt, wenn man den Kampf brutaler Leidenschaften, egoistischer Interessen, von Habsucht und Neid, Mißgunst und Scheelsucht ansieht, der alle Phasen unseres staatlichen und socialen Lebens durchdringt. Es überkommt einen ein förmlicher Ekel, wenn man sieht, wie das wahre Verdienst zurückgedrängt wird und wie sich die goldene Mittelmäßigkeit oder die absolute Unfähigkeit gleich einem Truthahn aufbläht und selbstbewußt die erste Geige spielt.

Uberhaupt muß man die traurige Wahrheit constatiren, daß der Mensch sein Leben nur sehr selten richtig auszunützen versteht. So lange man noch jung ist, versteht man nicht, die Jugend, diese herrliche Gottesgabe, zu schätzen. Entweder vertrödelt man sie auf die nichtswürdigste Weise, zieht aus ihr nicht den minimsten Ge-

winn deſſen, was man ihr eigentlich hätte entnehmen können, oder man überſpringt ſie leichtfertig, wie die langweiligen Seiten eines Buches, um ſchneller zum Schluß zu gelangen. Es giebt Leute, die ſich ihrer Jugend ſchämen und die, um gewiſſe Anrechte zu erlangen, ſich ein Alter octroyiren, das ſie nicht beſitzen. Für ein Endchen farbigen Bandes, das gar keinen Werth hat, für einen Rang oder Titel höchſt problematiſcher Bedeutung, für ein Lächeln, das einen wohlgeformten Mund umſpielt, für etwas Blinkendes im Knopfloch, für das gnädige Kopfneigen eines Mächtigen — ſind dieſe Unglücklichen bereit, ihre Jugend zu verleugnen, zu verſchachern; den ſtrahlenden Frühling des Lebens für ein Linſengericht zu verkaufen, um ſchneller in den grämlichen Herbſt einzutreten, von welchem ſie ſich ſo viel verſprechen, auf welchen ſie ſo überſchwängliche Hoffnungen ſetzen.

Und iſt dieſes Ziel erreicht, ſo ſtellt ſich die Enttäuſchung ein und die Reue kommt auf Krücken nachgehinkt und man verzehrt ſich in vergeblicher Sehnſucht nach dem köſtlichen Gute, das man auf ſo unverantwortlich leichtfertige Weiſe preisgegeben in der Jagd nach dem gleißenden Mammon, nach fleiſchlichen Begierden, nach elendem Rang und Würden. Und was hilft alles Gold der Welt, was helfen die höchſten Ehrenbezeugungen, wenn man an denſelben keinen Genuß mehr findet, wenn nichts mehr das während dieſer Parforcejagd, dieſer Steeplechaſe mit Hinderniſſen ausgetrocknete Herz erfreut? Was hilft das luculliſche Mahl, wenn kein Appetit da iſt, wenn der Magen alle dieſe ſchönen Gottesgaben nicht mehr genießen kann? Das Schickſal macht es dann eben ſo, wie es die Capitäne der Ruſſiſchen Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft machen und wovon ich ſelbſt ein Beiſpiel auf der Reiſe von Odeſſa nach Konſtantinopel erlebte. So lange es ſchönes Wetter war, dachte man nicht daran, uns zum Diner aufzufordern (welches in der Zahlung für die Fahrt inbegriffen war). Sobald aber die Wogen ihr neckiſches Spiel begannen und den großen Dampfer gleich einer kleinen Nußſchale hin und herſchleuderten, mit demſelben Fangball ſpielen zu wollen ſchienen, wurde ein prächtiges Diner ſervirt, die herrlichſten Speiſen aufgetragen, die aber faſt Niemand berührte, da die Majorität der Paſſagiere an der Seekrankheit darniederlag und dem trügeriſchen Elemente ihren Tribut zahlte. Wie auf den Dampfſchiffen des Schwarzen Meeres, ſo geht es auch dem Menſchen auf dem Meere der Lebens. So lange man Zähne beſitz, hat man gewöhnlich nichts zu beißen und wenn man endlich Fortuna beim Schopf erwiſcht und was zu beißen hat, ſo — ſiehe da, es fehlen die Zähne.

Und doch ſehnen viele thörichter Weiſe den Augenblick herbei, wo ſie zwar keine Zähne, aber etwas zu beißen haben werden, und ſcheinen darin das höchſte Ziel ihres Lebens zu ſehen; ſie können nicht ſchnell genug den ſtralenden Frühling der Jugend gegen den grämlichen Herbſt des Alters eintauſchen und die Reue ſtellt ſich gewöhnlich ein, wenn es zu ſpät iſt. Eben ſo geht es mir jetzt mit dem Wetter. Als die Sonne generös ihre goldenen Strahlen verſandte, uns zeitweilig aus dem eiſigen Norden in die glühenden Tropenländer verſetzte, da war des Klagens und Jammerns kein Ende. Man beſchwerte ſich bitterlich, als hätte der Urquell allen Lichts und Lebens uns Gott weiß was für ein Unrecht gethan, daß er uns ſtatt eines üblichen Surrogats, einen echten Sommer bot. Und die ſtrahlende Göttin, über eine derartige Undankbarkeit der blöd- und kurzſichtigen Staubgeborenen, mit Recht erzürnt, zog ſich, gleich Achilles, grollend in ihr Zelt zurück und ſagte boshaft: Jetzt will ich mal ſehen, wie ihr ohne mich auskommt! Und es trat mit einem Male eine empfindliche Kälte ein, wie ſie ſchon ſeit längerer Zeit zwiſchen Rußland und Großbritannien herrſcht und ein Nordwind fegte über die Felder dahin, gleich einer Drohrede des Marquis Salisbury, oder einem excentriſchen Speech des Lord Randolph Churchill und man begann zu fröſteln gleich dem Emir von Kabul bei der Nachricht von dem gleichzeitigen Vorrücken engliſcher und ruſſiſcher Streitkräfte in ſeine aller-

nächste Nähe, so daß sogar der ihm verliehene Stern von Indien nicht im Stande war, ihn, wenn auch nur einigermaßen, zu erwärmen.

Denn die Sterne sind selbst kalt und gefühllos; sie strahlen nur, doch sie erwärmen nicht. Diese Eigenschaft haben sie von ihrer Mama, der Frau Luna, geerbt und der Stern von Indien macht in dieser Beziehung keine Ausnahme und wenn Abd-ul-Rachman auf diesen Stern seine Hoffnung setzt, so wird er sich nur gar zu bald in seinen Hoffnungen enttäuscht sehen. Der indische Stern in Kabul wird ihn so wenig vor dem Verderben bewahren, wie die englischen Kanonen in Kandahar ihn schützen werden. Der arme Emir vergeht fast vor Ungeduld; er möchte gern, daß die beiden Giaurs doch so schnell als möglich handgemein werden wegen des lieblichen, räuberischen Muselmanns. Wenn er französisch verstände und nur eine kleine Idee von der Geschichte hätte, so würde er die französisch-englische Höflichkeitsformel bei der Schlacht von Fontenoy parodiren: Tirez les prémiers — Que messieurs les anglais commencent! Diese letzte Tirade wiederholt sich neuerdings gar zu oft. Mögen doch die Herrn Engländer anfangen. Aber diese scheinen auch keine große Lust zu haben, trotzdem, daß sie der Mund recht voll nehmen und sich gleich Raufbolden geberden und bereit scheinen, uns den Fehdehandschuh in's Gesicht zu schleudern.

„Der bewaffnete Friede kostet uns ebenso viel als der Krieg", seufzt John Bull, „und da dem ersten, Dank Rußland, kein Ende abzusehen ist, sollte man nicht den letztern vorziehen?"

Das ist eine Frage, die der Erörterung werth ist, obwohl Mr. Bull außer dem glänzenden britischen Golde nicht auch das edle britische Blut veranschlagt hat, das der Krieg kosten muß. Denn die Zeiten sind jetzt vorüber, wo die continentalen Völker gegen britisches Gold ihr Blut vergossen für Old England. Der Menschenschacher hat Gott sei Dank aufgehört; selbst ist jetzt der Mann, ein Jeder muß selbst für sich eintreten und das afghanische Blut wird wahrlich Großbritannien vor Ungemach nicht bewahren.

Es wäre wahrlich Zeit, diesen elenden Zuständen zwischen Hangen und Bangen, zwischen Hoffen und Fürchten ein Ende zu machen; denn wenn das reiche England sich über die unerträgliche Last des bewaffneten Friedens beschwert, was sollen wir sagen, die wir nicht nur mit englischen und afghanischen Prätensionen, mit österreichischem Neid, ungarischem Haß, italienischen Intriguen, bulgarischer Undankbarkeit und serbisch-rumänischer Feindseligkeit, sondern auch noch außerdem mit unserem zur Schwindsucht geneigten Papierrubel zu kämpfen haben?! England leidet nur durch kriegerische Mehrausgaben, die es sich übrigens freiwillig selbst auferlegt hat, da es die Rolle des Ritters von der traurigen Gestalt spielt, der die schmutzige, häßliche, lasterhafte Küchenmagd Dulcinea als ein Musterbild weiblicher Anmuth, Schönheit, Tugend und Reinheit betrachtete. Albion in seiner Vertheidigung der kaffeebrauen, afghanischen Hallunken, der Bulgaren und sämmtlich anderer, Rußland aus irgend welchem Grunde feindlich gesinnter Elemente, die es als ideal hinstellt, erinnert mich stets unwillkürlich an Don Quichotte de la Mancha, der da droht, Jedem sein scharfes Schwert in den Magen zu stoßen, der nicht laut und öffentlich erklärt, daß Dulcinea aus Toboso das schönste und tugendhafteste Weib der Erde sei. Wäre es indeß nicht Zeit diesem bedauerlichen Kampfe mit Windmühlen ein Ziel zu setzen? Sollen sich wirklich zwei große civilisirten Nationen im mörderischen Bruderkampfe zerfleischen zum Gaudium der barbarischen Horden Centralasiens?

Nach den neuesten officiellen statistischen Daten haben wir in Rußland gegen 80,000 physisch Blinde, ganz des Augenlichtes Beraubte. Wie viel moralisch Blinde, geistig Verblendete muß es in England geben, wenn ein solches in den Krieg Hetzen möglich ist.

Die fieberhaften Vorbereitungen zu der großen historischen Tragödie, die nächstens auf dem Welttheater inscenirt werden soll, nehmen indessen ungestört ihren Verlauf.

Noch birgt der Vorhang die Scene und das was hinter den Coulissen vorgeht. Doch nach dem Tosen und Lärmen, dem Rennen und Rumoren, den hie und da zu uns dringenden drohenden Dialogen und donnernden Monologen zu urtheilen, ist die Handlung bereits im vollen Gange, und die Darsteller studiren fleißig ihre Rollen, so daß die Generalrepetiton wahrscheinlich baldigst vor sich gehen wird, und dann der eigentliche Spektakel losgehen kann. Man probirt dahinten die Donnerkeule, und das Grollen Jupiters wird so täuschend nachgeahmt, daß die Illusion eine vollkommene ist und man wirklich das entfernte Rollen eines herannahenden Gewitters zu hören glaubt. Und es kommt immer näher und näher, die Donnerschläge folgen sich in immer steigernder Geschwindigkeit und man kann nicht umhin, dem Maschinisten Anerkennung zu zollen, der mit geringen Mitteln so große Wirkung hervorbringt, der durch ein in rollende Bewegung gesetztes Papier den Zornesausbruch des Donnergottes so täuschend nachahmt und selbst das Abblitzen so geschickt zu Wege bringt. Die Kunst scheint mit der Natur erfolgreich zu rivalisiren.

Und es wird immer schwüler und dumpfer. Der Himmel umzieht sich immer mehr, und die schwarzen Punkte, die bis jetzt den östlichen Horizont bedeckt hatten, ballen sich zu dräuenden, gewitterschwangeren Wolken zusammen, die lawinenartig anschwellen und gegen Westen ziehen, ohne jedoch ihren früheren Standpunkt im Osten ganz aufgegeben zu haben, vorsichtshalber daselbst eine Reserve hinterlassend. Die Atmosphäre ist ganz mit Elektricität gesättigt, so daß man jeden Augenblick einer Eruption gewärtig sein kann. Ein leichter Pulvergeruch verbreitet sich, mit Schwefel untermischt, so daß man einen kleinen Vorgeschmack der Hölle zu bekommen scheint. Schreckensbleich, erwartungsvoll steht das nach Hunderten von Millionen zählende Publicum am Eingang, der Dinge harrend, die da kommen sollen. Das europäische Orchester stimmt seine Instrumente.

Hilf Himmel, welch' eine Disharmonie! welche falschen Accorde! wie viele bald zu hoch, bald zu niedrig gegriffene Noten! Ein Tohuwabohu! Kriegerisch schmettern die Trompeten, gleichsam als forderten sie zum blutigen Kampfe heraus. Dumpf ertönt der Trommelwirbel, als gälte es, den Vormarsch anzutreten. Schwermüthig klingen die Posaunen, an das jüngste Gericht gemahnend, welches in der That, nach den abnormen Verhältnissen der Gegenwart zu urtheilen, nahe scheint. In schmelzenden Tönen, mit Lauten, die an den Wehruf eines brechenden menschlichen Herzens gemahnen, läßt sich das Klagelied des Cello vernehmen. Die Geigen rasen im Wettkampf daher, gleichsam als gelte es die Rettung eines theuern Lebens und dürften sie keinen Augenblick verlieren, da Gefahr im Verzuge liege. Und ungehört, unbeachtet in dieser Disharmonie des europäischen Orchesters verhallt das hinreißende Flötenadagio, das zur Liebe, Eintracht, Versöhnung und Verbrüderung auffordert. Arme Flöte, wer beachtet Dich, wo Trompeten schmettern, Trommeln wirbeln und man in weiter Entfernung den schweren, dumpfen Tritt eiserner Legionen hört, die den Erdboden erbeben machen.

Und wehe mir, daß ich vorwitzig hinter die Coulissen geschaut, daß ich gewagt, den Schleier von dem Isisbilde zu lüften!... Doch es zog mich hin mit Zauberkraft, daß ich nicht zu widerstehen vermochte. Hell wieherten die Rosse, flüchtigen Hufes über das Feld dahineilend; in rasendem Galopp brauste die Artillerie daher und goldig glänzten die Riesenkanonen; stramm schritt in endlosen Reihen die Infanterie dahin und kokett strahlten die Bajonette in den hellen Strahlen der leuchtenden Sonne; Kürassiere in schwerer Eisenrüstung auf dunklen, riesigen Pferden sprengen vor, eine eherne Mauer bildend; leichte Ulanen; schwere Dragoner; kokette Husaren und ernste Sappeure. Und in bunten schimmernden Reihen zieht das Alles vor mir vorüber unter den lustigen Klängen eines heiteren Marsches aus dem „Boccacio"; ein farbenreiches prächtiges Bild, das zu der friedlich sich ausbreitenden Landschaft

mit ihren wogenden Kornfeldern, ihren blühenden Dörfern und den volksbelebten Städten mit ihrem Häusermeer gerade des Contrastes halber paßt.

Urplötzlich ändert sich die Szene. Tausend Feuerschlünde speien Tod und Verderben. Die glänzenden, eben in Paradeschritt vorüberziehenden Massen bilden einen entsetzlichen, unentwirrbaren Knäuel. Die ehernen Männer sind zusammengestoßen und der Anprall war fürchterlich. Das Haar sträubt sich bei der Erinnerung, das Blut gerinnt in den Adern; das Herz steht still. Dichter Pulverdampf lagert über der Gegend, die zum entsetzlichen Schlachtfeld geworden. Schreckensbleich blickt die Göttin der Nacht herab auf den da unten auf- und abwogenden Kampf, auf die armen, elenden Erdenwürmer, die sich da verbissen umfassen in unsäglicher Wuth, in tödtlichem unversöhnlichem Hasse, der keine andere Befriedigung kennt, als die Vernichtung des Gegners. Schrill ertönen die Hornsignale, laut schmettern die Trompeten, dumpf tönt der Trommelwirbel, untermischt mit Flüchen und Wuthausbrüchen, Stöhnen der Verwundeten, Röcheln der Sterbenden, leisem Wiehern verendender Pferde, Prasseln der Kugeln, die hageldicht fallen. Und es donnern die Kanonen, das Stöhnen und Aechzen, Fluchen und Röcheln übertönend, und es erfolgte ein zweiter noch entsetzlicherer Anprall und der Kampfplatz ist mit blutigen Fetzen übersät, Nachbleibsel derer, von denen jeder noch unlängst einen Mikrokosmos repräsentirte; das Einzige, was von denkenden, fühlenden, empfindenden, liebenden und hassenden menschlichen Wesen übrig geblieben. Und der bleiche Mondschein wirft sein falbes mysteriöses Licht auf das Schreckensfeld und die Gesichter der Todten werden furchtbar drohend, die Augen öffnen sich weit, gleichsam als schauten sie etwas Ungeheuerliches und aus den offenen Wunden sickert ein schwarzer, dünner Blutstrom. Und Luna birgt sich schreckensbleich über dieses furchtbare Schauspiel hinter einem Wolkenschleier. . .

XX.

Bremen.

I.

Ich war in Bremen zweimal. Das erste Mal bei meiner Reise aus der Schweiz nach Norderney; das zweite Mal bei der Tour von Norderney nach Hamburg. Als ich noch Norderney fuhr, hielt ich mich in Bremen, dieser wichtigen Handelsstadt Deutschlands, nur eine Stunde auf, da ich den ersten abgehenden Zug benutzte, um nach Norden, einem unweit der Küste der Nordsee gelegenen, kleinen, schmucken Städchen abzudampfen. Von Norden (das an Bemerkenswerthem nichts bietet, außer daß dieses kleine Nest von Hotels wimmelt, deren unglaublich große Zahl jeden Fremden frappirt) fährt man in einer Viertelstunde per Omnibus nach dem dicht an der Seeküste gelegenen Norddeich, welches ein unscheinbares Dorf ist und so zu sagen als Vorstadt von Norden dient. Von da fährt man pro Dampfer in dreiviertel Stunden nach der ostfriesischen Insel Norderney.

Da ich in Norddeich mehrere Stunden auf das Dampfschiff hätte warten müssen, so zog ich es vor, das Städchen Norden zu besichtigen, nachdem ich in einem der zahlreichen Hotels recht gut dinirt hatte. Diese für so eine kleine Stadt ganz ungewöhnliche Zahl von Gasthäusern erklärt sich dadurch, daß da die Eisenbahn nicht bis direct an die Meeresküste geht, die aus dem größten Theil Deutschlands und aus anderen Staaten nach den ostfriesischen Seebädern (Borkum, Helgoland, vorzugsweise jedoch Norderney) reisenden Gäste sich in Norden aufhalten und auch theilweise daselbst übernachten müssen. Das Städchen existirt und florirt Dank diesen Passanten, die nothgedrungen daselbst Halt machen und selbstverständlich diesen zweifelhaften Genuß recht theuer bezahlen. Diese ziemlich kostspielige Inconvenienz für die Touristen bildet jedoch eine ergiebige Einnahmequelle für das Städtchen, wodurch sich auch die unverhältnißmäßig große Zahl von Hotels erklärt.

Während meines ersten Aufenthalts in Norden ereignete sich folgende recht charakteristische Episode: Seit einiger Zeit schwebt nämlich über Norden an einem Haar das bekannte Damoclesschwert. Ein Banquier in Hamburg oder Frankfurt (ich erinnere mich nicht mehr genau) fand, daß man diesem Uebelstande dadurch ein Ende machen könne, wenn man die Eisenbahn bis aus Meeresufer führe und den Abgang der Dampfschiffe nach den friesischen Inseln mit der Ankunft der Eisenbahnzüge in Uebereinstimmung bringe. Selbstredend, daß die Realisirung dieser Idee für die

Stadt Norden ein Todesstoß wäre. Daher also die Wuth der Nordenser gegen besagten Financier eine außerordentliche ist. Nun ereignete es sich, daß der, ein Attentat auf die Existenz Nordens beabsichtigende Banquier, auf einer Reise nach einem der friesischen Seebäder, in Norden übernachten mußte und die Unvorsichtigkeit beging, oder die Unverfrorenheit hatte, (trotzdem, daß er wissen mußte, wie unpopulär sein Name in dem Städtchen sei, das in ihm seinen ärgsten Feind sah) an das erste Hotel zu telegraphiren, man möge für ihn und seine Freunde einige Zimmer bereit halten, da er daselbst zu übernachten gedächte.

Kaum hatte der elektrische Funke diese Nachricht übermittelt, als sich die Hoteliers von Norden versammelten und einstimmig den Beschluß faßten, an ihrem Feinde blutige Rache zu üben, ihm nicht die Thüren zu öffnen, so daß er und seine Gesinnungsgenossen die Nacht unter offenem Himmel zubringen müssten. Sämmtliche Einwohner wurden von der zu erwartenden Ankunft des Feindes benachrichtigt und ihnen eingeschärft, hermetisch ihre Thüren zu schließen. Und so geschah es, daß der Millionär mit seinen Freunden in ganz Norden geschlossene Thüren fand und noch Hohn und Spott mit in den Kauf nehmen mußte. Den Schnupfen, den er sich dabei geholt, soll er den Nordensern nie vergessen haben, und bei seiner heftig gerötheten und stark entzündeten, sich stets in ungestillter Sehnsucht nach einem Taschentuch verzehrenden Nase schwor er, daß diese „weiße Nacht" empfindlich gerächt werden sollte und gleich Cato, der wegen einer ihm in Carthago angethanen Beleidigung jedesmal seine Reden im Senate so lange mit der stereotypen Phrase schloß Carthaginem delendam esse, censeo (Ich denke, daß Carthago zerstört werden müsse), bis sein Wunsch zur That wurde, so wiederholte der moderne Banquier in jeder Versammlung von Actionären stets den Ausspruch, daß man Norden zerstören müsse, pardon, daß man die Eisenbahn ausbauen solle, um dem Städtchen, das ihn insultirt, einen Todesstoß zu versetzen. Wenn nächstens die Stadt Norden von der Erde verschwinden wird, so werden die Nordenser selbst daran Schuld tragen. Das haben mit ihrer Rache die Hoteliers von Norden gethan.

Das zweite Mal berührte ich Bremen auf der Rückreise von Norderney und lernte ich diese prächtige Stadt von der schönsten Seite kennen. Besonders gefiel mir die daselbst herrschende idyllische Ruhe. Wenn ich mich einst ganz aus dem Strudel des bewegten Lebens zurückziehen sollte, so würde ich mich, anstatt auf einer unbewohnten Insel oder in der lybischen Wüste, in Bremen, der zweiten der drei freien Hansestädte niederlassen, wo man, trotz der 118,600 Einwohner, welche diese wirklich schöne Stadt nach officiellen statistischen Daten zählen soll, fast keinem menschlichen Wesen begegnet; ich war da am 1. September n. St., also am Vorabende des Sedantages, wo man doch mehr Leben auf den Straßen, Vorbereitungen zur Feier zu erwarten berechtigt war, und ich fand Bremen fast verödet.

Man hätte die Stadt für ausgestorben halten können, so still und leblos war es auf den breiten, schönen, prächtig gepflasterten, von beiden Seiten mit palastartigen Gebäuden besetzten Straßen. Die Architektur der Bauten ist eine sehr schöne; manche Häuser zeichnen sich durch ganz besondere Eleganz und geläuterten Geschmack aus. Die Majorität der Gebäude ist mit Gärten oder Squares versehen, in denen sich inmitten eines prächtigen Blumenflors Götterbilder aus dem classischen Griechenland erheben, die mich verwegenen Touristen vorwurfsvoll anschauten, da ich tönenden Schrittes über die Trottoirfliesen dahin schreitend, die beschauliche Ruhe der Bewohner zu stören wagte.

Bremen wird jetzt sein elfhundertjähriges Wiegenfest feiern können; denn die Stadt wurde 788 durch Karl den Großen gegründet. Die Geschichte Bremens ist ziemlich eigenthümlich. Dank dem daselbst gegründeten Bisthum und den Privilegien, welche die Erzbischöfe der Stadt verliehen, hatten sich Handel und Schifffahrt von

Bremen bedeutend gehoben. Trotzdem versuchten die Bremer stets, sich der erzbischöflichen Gewalt zu entziehen, was ihnen auch allmälig gelang, so daß die bischöfliche Autorität bereits im XIV. Jahrhundert eine rein nominelle war. Bald nach der 1235 erfolgten Bildung der Hansa (jener großen niederdeutschen Kaufmanns- und Städteverbindung, welche die Meere und Völker des Nordens und Ostens beherrschte und in friedlichem, aber männlich geschütztem Handelsverkehr den Westen Europas mit dem Osten verband; und mehr als ein Jahrhundert blühte und gedieh dieser wundersame Bund, der sich von Reval bis Amsterdam, von Köln bis Krakau erstrekte und 30 Städte umfaßte) trat Bremen der Association bei, war aber ein so sprödes Mitglied desselben, daß es 1285 förmlich ausgeschlossen und erst ein Jahrhundert später wieder in den Bund aufgenommen ward.

Bremen liegt auf einer Dünenkette an beiden Ufern der Weser und den schönsten Schmuck der Stadt bilden unzweifelhaft die Wallanlagen, die an Stelle der früheren Festungswälle die alte Stadt umgeben und sie von den Vorstädten trennen. Die Neubauten zeichnen sich durch Eleganz und Geschmack aus und wenn man noch Menschen gesehen, Leben constatirt hätte, so würde man in der That sich keinen angenehmeren Aufenthalt denken können. Doch an Menschen fehlt es eben ganz, wie an Leben überhaupt. Bremen ist durch die Gründung des naheliegenden Bremerhavens bedeutend zurückgegangen; fast die gesammte Thätigkeit hat sich in Bremerhaven concentrirt, welches vor sechzig Jahren (1827) auf Veranlassung des Bremer Bürgermeisters Smidt auf dem von Hannover erworbenen, durch spätere Verträge mit Hannover und Preußen erweiterten Gebiete gegründet wurde. Der Schiffs- und Handelsverkehr von Bremerhaven ist großartig und die Rhederei sehr ansehnlich. Die Tochter hat die Mutter allmälig verdrängt; alle Welt macht der jungern Schönen den Hof und die noch immer reizende Matrone wird vernachlässigt, selbst von ihren glühendsten Anhängern und bewährtesten Freunden.

In Bremen interessirte mich besonders das colossale (mehr als fünf Meter hohe) Standbild Rolands vor dem Rathhause. Bis 1412 war der tapfere Haudegen in Holz geschnitzt; da er aber, trotz seiner festen Constitution, dem Zahne der Zeit und dem Einflusse der Witterung nicht widerstehen konnte und bedenkliche Symptome des Verfalls bekundete, so wurde Roland (der übrigens ein altes, in Niedersachsen sehr häufig anzutreffendes Sinnbild der städtischen Freiheit ist) in Stein ausgehauen und trotzt nun seit mehr als vier Jahrhunderten Zeit und Witterung. Ein ingrimmiger Riese mit sehnigen Armen und drallen Lenden; eine imposante Erscheinung, welche Zutrauen einflößt; ein trotziges, bärtiges Gesicht, das aber durchaus nicht abschreckt, sondern im Gegentheil anzieht.

Mich amüsirte der steinerne Roland in Bremen außerordentlich (besonders da er mich theilweise an den hölzernen Christoph in meiner Vaterstadt gemahnte, von dem im Anfange dieser Reiseskizzen die Rede war), und vor ihm stehend, stellte ich mannigfache Betrachtungen an, die ich leider hier nicht reproduciren kann, da sie ziemlich censurwidrig waren, woran nicht ich, sondern der steinerne Riese Schuld trägt, der am linken Arm ein Schild mit dem Reichsadler und der Umschrift trägt: „Vryheit do ick zu openbar, de Korl (wahrscheinlich Karl der Große) und mennich Vorst vorwar desser Stede ghegheven hat, des danket Gode is min Radt". Und als ich diese mir Anfangs unverständliche Schrift durchbuchstabirt hatte und in deren Sinn eingedrungen war, lächelte der Riese selbstzufrieden und schien mir zu verstehen zu geben, daß er die seiner Obhut anvertraute städtische Freiheit bis jetzt treulich bewahrt und auch fürder eben so sorgfältig behüten werde. Und man kann dem braven Ritter auf's Wort glauben. In der Hand hält er ein riesiges bloßes Schwert, worauf der Coloß nicht wenig stolz zu sein scheint, denn dieses Schwert in der Rechten deutet auf die der Stadt verliehene peinliche Gerichtsbarkeit hin, die noch bestimmter durch

eine unten befindliche, abgehauene Hand und den abgeschlagenen Kopf eines Verbrechers accentuirt wird. Grausame Attribute einer grausamen Zeit, die Dank dem Himmel jetzt ein überwundener Standpunkt ist.

Selbstverständlich besuchte ich den Bremer Rathskeller, der durch Hauffs Phantasieen einen so guten und weitverbreiteten Ruf erworben. Dieser berühmte Keller, den ich mit einem Gefühle der Ehrfurcht und nicht ohne Beimischung von leichtem Schauer betrat, befindet sich an der Westseite des Rathhauses, das an und für sich sehr sehenswerth ist. Das Bremer Rathaus ist in den ersten Jahren des fünfzenten Jahrhunderts aufgeführt worden. Ungefähr ein Säculum später (in der Spätzeit der Renaissance) ward noch eine auf 12 dorischen Säulen ruhende Facade vorgebaut, die sich noch durch einen reich und phantastisch geschmückten Erker und stattlichen Giebel hervorthut. Zwischen den gothischen Fenstern befinden sich 16 Statuen, unter ihnen der Kaiser und sieben Kurfürsten.

Wenn Sie Freund eines guten Rhein- oder Moselweins sind, so rathe ich Ihnen, dem Rathskeller einen längeren Besuch abzustatten. Gespeist wird da freilich ziemlich mittelmäßig, dahingegen können Sie daselbst einen vortrefflichen Tropfen Traubensaft verlangen und bekommen, für den Sie jedoch einen ziemlich hohen Preis zahlen müssen. Guter Wein ist eine so köstliche und rare Waare, daß man sie nur zu hohem Preise erwerben kann. Und beim Zeus, beim steinernen Roland sei's geschworen, mir ward ein Trank servirt, wie er schwerlich je köstlicher in einem Glase gefunkelt.

II.

Es hatte mich ein ganz eigenthümliches Gefühl überkommen, als ich die zum berühmten Rathskeller führenden Stufen herabstieg und plötzlich aus dem strahlenden Tage in die düsterste Nacht versetzt wurde. Denn da unten in diesen, dem Bacchus geweihten Räumen herrscht ein geheimnißvolles Dunkel, nur hie und da durch einige Gasflammen erhellt. Diese modernen Feuerzungen harmonirten wenig mit dem ganzen mittelalterlichen Styl des Kellers. Ich hatte an einem schweren Eichentisch Platz genommen; eine Flasche unverfälschten Rüdesheimer stand vor mir; gleich hellem flüssigem Golde funkelte der Wein im Glase und mir ward's gar warm um's Herz und die prächtigen Fresken (Frau Brema, ein junonisches Weib, mit ihren zahlreichen Kindern, ein Bacchusfest, eine Saturnalie mit den Figuren Anacreons u. s. w., Scenen aus Hauff's Phantasieen) traten hervor, und Anacreon hob seinen Becher empor und trank mir zu, Frau Brema versetzte ihrem Jungen rechts einen Klaps und forderte mich auf, an ihrem Tische Platz zu nehmen, während Victor Scheffel ein Trinklied anstimmte und der alte Horaz mit lallender Stimme mir eine seiner Oden vordeclamirte, wobei er sich vergeblich bemühte, mir den Gebrauch des ablativus absolutus klar zu machen. Es war ein vergebliches Bemühen, denn sowohl er, der classische Dichter der Vergangenheit, wie ich, der prosaische Touriſt der Gegenwart, befanden uns durchaus nicht in dem Zustande, um die Schönheiten besagten Ablutivus oder des accusativus cum infinitivo nach Verdienst zu würdigen.

Zudem hatte mir der Kellermeister, dem ich eine blanke Mark in die schwielige, breite Hand gedrückt, zugewinkt, ich möge ihm folgen. Meine Flasche Rüdesheimer war leer, dahingegen war mein Kopf voll, und ich folgte ziemlich unsicher meinem Führer, der mit leisen, verstohlenen Schritten vorausging, gleichsam als handle es

sich um eine lichtscheue Verschwörung. Die Räume, in welche wir uns begaben, waren auch ganz darnach angethan, als Conspirationslocal zu gelten, oder als Stätten des Vehmgerichts. Düster und feucht war es in diesen Kellerräumen und die Geister der sich in den Fässern bergenden Weine schienen da umherzuschweben, um mir die Sinne zu verwirren, ganz abgesehen von dem Rüdesheimer, der seine Pflicht gethan und mich jetzt meinem Schicksal überließ. Der Küfer, eine kräftige, untersetzte, weinselige Gestalt hatte eine gewisse, wenn auch ziemlich entfernte Aehnlichkeit mit dem colossalen, derb aus Holz geschnittenen Bacchus, der da auf dem großen Faß am Ende des Kellers paradirte und mich mit seinen wulstigen Lippen anlächelte. Das war so ein Faunlächeln, die cynische Grimace eines weinseligen, bockbeinigen Satyrs, welches nicht sonderlich nach meinem Geschmack war.

Fast hätte ich das Knie gebeugt vor den imposanten Fässern, die sich mir präsentirten, in Reih und Glied aufgestellt, gleich Denkmälern einer längst entschwundenen Vergangenheit, gleich Helden, die im blutigen Strauß gefallen. Die mächtigen, reich verzierten Fässer der Hauptkellers sind zwar größtentheils leer, doch trotzdem schien ihnen ein mächtiger Weingeist zu entsteigen, so daß sich ein leichter Nebel um meine Sinne lagerte, und ich meine ganze Umgebung durch das Prisma des Wunderbaren betrachtete. Die Nase des Küfers wuchs zusehends, ebenso wie sein Schmeerbauch, der sich mit einer ganz erstaunlichen Geschwindigkeit abrundete. Und die Nase färbte sich immer intensiver in Purpur, und vor dem Glanze, den sie ausstrahlte, erbleichten die Gasflammen, wurden immer schwindsüchtiger, dünner, bis sie endlich mit leisem Wehklagen ganz erloschen, so daß ich im tiefsten Dunkel zurückblieb und nur die lustig strahlende Nase meines Begleiters mir als Leuchtthurm, als Leitstern diente, Dank welchem ich das älteste der Fässer, die Rose, bewundern konnte, ebenso wie die zwölf dickbäuchigen Apostel, die sich da nachlässig auf dem Boden gelagert hatten, den Judas Ischariot in der Mitte. Es war ein phantastisches Bild, das diese verwitterten Gestalten einer grauen Vergangenheit darboten und die auch den fremden Eindringling mit unverhohlenem Erstaunen betrachteten.

Ein gar seltsamer düsterer Ort. An der Decke des Raumes, wo sich der sogenannte Rosenwein befindet, ist eine große gemalte Rose mit einer Inschrift zu sehen, die ich aber bei der ziemlich unbestimmten Beleuchtung seitens der purpurrothen Küfernase nicht zu entziffern vermochte, wozu theilweise unstreitig der Rüdesheimer nicht wenig beitrug, wie auch die mich neckisch umflatternden Weingeister, die bestrebt waren, mir die Sinne zu verwirren. In diesen Räumen soll der hochedle und wohlweise Rath der Stadt Bremen ehemals seine wichtigsten Sitzungen, die besondere Geheimhaltung erforderten, abgehaltdn haben. Die dicken Kellerwände haben keine Ohren. Und so saßen die weisen Väter der Stadt, in ihren schwarzen Seidentalaren, mit den weißgepuderten riesigen Allongeperrücken auf dem Haupte und den goldig flimmernden Ketten, das Abzeichen ihrer Würde, auf der Brust und beriethen das Wohl der Stadt, und über ihren Häuptern breitete die Deckenrose ihre duftigen Blätter aus und Alles, was „unter der Rose" verhandelt wurde, mußte in tiefem Schweigen, im Innersten des Busens bewahrt werden. Daher sagt man auch „sub rosa", wenn man Jemand ein Geheimniß anvertraut, über welches tiefes Schweigen beobachtet werden soll. Sub rosa, d. h. unter dem Gelübde unverbrüchlichen Schweigens, absoluter Geheimhaltung.

In diesem Augenblick verbreitete sich im Kellerraum eine gewisse Helle, Dank welcher ich zu meinem unsäglichen Erstaunen constatirte, daß der Küfer mit der Säufernase verschwunden war und an seiner Stelle mir gegenüber am Tische eine seltsame Persönlichkeit saß, die einem Vollblutchinesen auf ein Haar ähnlich sah.

Mein vis-à-vis trug das chinesische Nationalcostüm: einen blauen, seidenen, gesteppten langen Rock und ein schwarzes Atlaskäppchen mit einem rothen Knopf auf

dem glattrasirten Haupte; ein mächtiger, tiefschwarzer, glänzender, sorgfältig geflochtener Zopf baumelte den Rücken entlang. Unter dem weit geöffneten blauen Ueberwurf blickte ein lilaseidenes Unterkleid hervor, das bis an die Knöchel der mit weißen Bambusschuhen bekleideten Füße reichte. Eine blaue Brille saß auf seiner, gleich einem Geierschnabel gebogenen Nase, deren kühner Schwung dem gelben Mongolengesichte etwas Raubthierartiges verlieh, während der sanfte, ziemlich apathische Charakter der Züge dieser Supposition Lügen strafte.

Der Chinese, denn es war unstreitig ein Sohn des Reiches der Mitte, hatte ein gefülltes Glas vor sich und stieß mit mir an, indem er mir zuwinkte und gar freundlich in etwas singendem Tonfall sprach:

— Tschung-fen-lo-Zang!

Bei diesen seltsamen Lauten, die so unerwartet an mein Ohr schlugen, glaubte ich mich anfangs nach Honkong, Nanking, Kanton oder Peking versetzt. Ich wähnte schon das dumpfe Dröhnen des Gongs zu hören, welches die Jünger des Confucius in den Drachentempel zum Gebete ruft. Und da wird vor mir ein prächtiger, buntgeschmückter Palankin getragen und drinnen auf seidenen Kissen liegt ausgestreckt ein junges Mädchen von bezaubernder Schönheit mit gelbem Gesichtsteint, schmal geschlitzten Augen und den kleinsten Füßen der Welt, und an der Seite einherschreitende Fächerträger fächeln ihr mit riesigen bunt und phantastisch bemalten Papierfächern Kühlung zu, denn es ist entsetzlich heiß und die Sonne sendet ihre glühendsten Strahlen auf die glattrasirten Schädel hernieder und macht die langen Zöpfe dunkel aufleuchten.

Doch wie zum Teufel bin ich nach China gerathen, da ich doch soeben im Rathskeller von Bremen war. Ich blickte um mich und richtig, ich befand mich noch immer im Keller. Frau Brema blickte mich verschmitzt lächelnd an und der auf dem Faße reitende pausbäckige Bachus zeigte mir spöttisch die Zunge, während die Bachantinen verstohlen kicherten. Ueber meinem Haupte leuchtete die große Rose in tiefsten Purpur und schien einen betäubenden Weinduft auszuströmen.

Wie kommt also der Chinese her? Ist das nicht sonderbar? Das Seltsamste aber bei diesem Spuck war, daß ich den chinesischen Spruch meines Gegenüber nicht nur vollkommen verstand, als sei ich mein Lebelang ein Unterthan des Bogdichans gewesen, sondern ihm auch in unverfälschtem Chinesisch seinen Toast erwiderte.

— Ju-dseng-li!

Der Chinese grinste, wobei er lange, gelbe Zähne entblößte, die eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den Tasten eines alten Claviers hatten, so daß ein musikalischer Antiquar sicherlich von heißem Verlangen ergriffen worden wäre, diese ehrwürdigen Tasten unter seinen Fingern vibriren zu machen. . . . .

Dann sprach er zu mir mit leiser, eindringlicher Stimme wie folgt (und ich verstand ein jedes Wort, als hätte ich mein Lebelang nur das Idiom des heiligen Con-fu-tsche gesprochen).

— Ich bin mit den europäischen Höflichkeitsformen nicht vertraut. Bei uns sind die Begriffe von Etikette und Anstand ganz andere, als bei euch. Was bei euch ehrbar und anständig erscheint, würde bei uns als frech und schamlos erscheinen und umgekehrt: was euch choquirt, verletzt, wird bei uns als ausgesuchteste Höflichkeit und Eleganz betrachtet. Ich halte dies für nothwendig vorauszuschicken, damit Sie sich durch manche meiner Ausdrücke, die ich vielleicht anzuwenden Gelegenheit haben werde, nicht verletzt fühlen. Darum also bitte ich im Voraus um Entschuldigung, wenn ich Ihnen etwas Unangenehmes sagen werde.

— O ich bitte sehr, geniren Sie sich durchaus nicht.

— Sie brauchen mich gar nicht darum zu bitten. Ich thue es von selbst. Also

zuvörderst muß ich Ihnen sagen, mein sehr werther Herr, daß Sie ein großer Narr sind.....

— Das habe ich schon öfters gehört; es wurde mir sogar neulich schriftlich documentirt, so daß Sie sich irren, wenn Sie glauben, der erste zu sein, der diese Enthüllung gemacht hat. Das Verdienst dieser sensationelle Entdeckung gebührt einem Andern.

— Desto besser, wenn Ihnen das nicht neu ist, wenn sich bereits früher Andere gefunden haben, die diese meine Meinung bestätigen. Also, wie gesagt, Sie sind ein Narr und zwar ein großer Narr und außerdem bekunden Sie eine Ignoranz, die mich seitens eines Menschen verwundert, der beansprucht, Censor in seinem Lande zu sein und . . . .

— Wer zum Deufel hat Ihnen denn gesagt, das ich ein Censor sei! Bei den unendlich langen Nägeln und dem außerordentlich dichten Schnurrbart des Confucius sei's geschworen! Ich bin kein Censor und beanspruche durchaus nicht die Ehre einer zu sein! Sieh mir mal einer an! Einen Censor heißt er mich! Soll das ein Spott oder eine Insulte, eine Verhöhnung oder eine Beleidigung sein. Ich bin kein Censor, sondern ein Journalist, ein Feuilletonist und habe es Ihnen deutlich gesagt. Wie kommen Sie darauf mich einen Censor zu nennen? Um nichts in der Welt möchte ich eine Hebamme oder ein Censor sein; denn es ist eine heikle oder verantwortliche Stellung, ob man dazu beiträgt, Menschenkinder das Licht der Welt erblicken zu lassen oder Geisteskinder zu verstümmeln, bevor sie noch das Dunkel der Druckerpresse verlassen. Wie viele Bücher (resp. deren Verfasser) haben sich darüber bitter beschwert, daß sie so dünn und und inhaltslos sind und unverfroren dem Censor dafür die Verantwortung in die Schuhe geschoben! Als ob die Hebamme dafür verantwortlich gemacht werden könnte, daß die Kinder, welche durch ihre Hilfe das Licht erblicken, nachher vom rechten Pfade des Lebens abgewichen, Taugenichtse und Diebe, Intendanten oder Podrjadschiki, Aerzte oder Apotheker, Bankdirectore oder Bankerotteure u. s. w. geworden sind. Als ob man den Censor zur Rechnung ziehen könnte für den blödsinnigen Inhalt der von ihm durchgesehenen, dummen Bücher und ennuyanten Zeitschriften, sinnlichen Broschüren und inhaltslosen Pamphlete.

Sie begreifen also, warum ich mich so sehr sträube, zu einer von diesen zwei an und für sich höchst honorablen, wenn auch nicht sehr populären Professionen zu gehören. Die Hebamme wie der Censor sind zwei höchst nothwendige Uebel, ohne welche jedoch die moderne Gesellschaft nicht bestehen könnte. Doch ist die Stellung eines Censors eine weit verantwortlichere und dornenvollere, als die der Hebamme. Wenn Eltern Unglück mit ihren Kindern haben, wenn dieselben den Weg der Tugend verlassen und den Pfad der Sünde betreten, Actienunternehmungen gründen, um die Portemonnaies ihrer Nebenmenschen zu leeren, todtbringende Geschosse erfinden, um damit so viel als möglich lebende, denkende und empfindende, hoffende, strebende und glaubende Menschen in blutige, häßliche, widerliche Fleischklumpen zu verwandeln u. s. w., so können doch nicht die Hebammen zur Verantwortung gezogen werden. Wenn jedoch einem Autor sein Geisteskind mißrathen ist; wenn ein Journalist Blödsinn geschrieben; wenn der Leser den Sinn eines Artikels durchaus nicht entwirren kann (aus dem einfachen Grunde, weil keiner vorhanden ist), so trägt der Censor an Allem Schuld; er hat die Meisterschöpfung verstümmelt, das Chefd'oeuvre entstellt, der schönen Form den noch schöneren Inhalt genommen, dem reizenden Körper die edle Seele geraubt!.....

Beim Zeus! es ist eine schwere Stellung, die eines Censors und habe ich diese Functionäre stets von Herzen bedauert; sie ruhen durchaus nicht auf Rosen, ihre Carriere ist eine dornenvolle. Und wenn die Nachwelt den Mimen keine Kränze flicht, so thun es die Zeitgenossen noch weniger in Bezug auf den Censor. Den einzigen Kranz, den sie ihm darbringen, das ist der Dornenkranz. Ein jedor Scribler bil-

det sich ein, daß er sicher Schiller oder Göethe, Shakespeare oder Hugo, Puschkin oder Gogol hätte werden können, wenn nicht die Censur ihr Veto eingelegt, wenn nicht der Censor gewesen wäre, der auf die sprühenden Funken des Talents die kalte Douche der Censurregeln gegossen, der die hochauflodernde Flamme des Genies gelöscht, die auf den Flügeln des Gesanges zum Himmel strebender Poesie auf Erden zurückgehalten, indem er ihr die Fittiche beschnitt.

Alle diese Klagen würden aufhören, wenn die Censur nicht wäre. Aber die Literatur ohne Censur lassen ist eben so unmöglich — wie die Gesellschaft ohne Polizei. Freilich, ein gewisser Theil der anständigen Literatur würde sich auch ohne Censur (als mit derselben) in den Grenzen bewegen, die durch die Sittlichkeit und den guten Ton vorgeschrieben sind, eben so wie ein gewisser Theil der anständigen Gesellschaft die öffentliche Ruhe nicht stören, das heilige Eigenthumsprincip nicht verletzen würde, selbst wenn es gar keine Polizei gegeben hätte. Aber leider bilden die anständigen Leute sowohl in der Literatur, als in der Gesellschaft eine verschwindende Minorität. Die überwältigende Majorität besteht aus Elementen, die jeder Zeit bereit sind, aus Rand und Band zu gehen und die daher durch die eiserne Faust der Censur oder der Polizei gebändigt werden müssen, daß sie nicht der Versuchung unterliegen. Die große Katharina, dieser gekrönte weibliche Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts, hatte den Versuch gemacht; sie hatte Preßfreiheit decretirt und von derselben wurde ein so entsetzlicher Mißbrauch gemacht, im Namen der Freiheit ward die Freiheit und mit ihr alles Gute, Edle und Schöne so sehr in den Koth gezerrt und mit Füßen getreten, daß das Experiment nicht mehr erneuert werden konnte. Eben so wie es Leute giebt, die nur anständig sind und den Unterschied zwischen Mein und Dein anerkennen, wenn ein Gorodowoi in der Nähe ist, so giebt es Schriftsteller, die nur dann die elementarsten Regeln des Anstandes bewahren, so lange das Damoclesschwert der Censur über ihrem Haupte hängt. Nehmt den Gorodowoi oder den Censor weg und Ihr werdet Wunder sehen.

Der bezopfte Sohn des Reiches der Mitte hatte meine unendlich lange Tirade mit stets wachsendem Erstaunen angehört. Endlich jedoch schien der Faden seiner Geduld zu reißen und er unterbrach meinen Wortesschwall durch einen Blick, den er auf mich warf und der mich sofort verstummen machte; so viel Selbstbewußtsein, Stolz, Verachtung, Geringschätzung und Mitleid lag in demselben. Er sah mich lange schweigend an:

— Sie bestärken mich immer mehr in meiner Behauptung, daß Sie ein Narr sind und fange ich an zu glauben, daß wir uns überhaupt nicht werden verständigen können, da Ihre Begriffe noch beschränkter sind, als ich dachte. Ich faßte von Ihnen eine gute Meinung, als Sie sich nicht nur nicht dadurch beleidigt fühlten, daß ich Sie einen Narren genannt, sondern sogar mit edler Freimüthigkeit gestanden, daß Ihnen diese Benennung nicht neu sei. Dann nenne ich Sie einen Censor, den schönsten Ehrentitel, den man bei uns spendet, und Sie gerathen außer sich.

— Aber erlauben Sie, geehrter Herr Tsching-fu, wissen Sie was bei uns ein Censor ist? Das ist ein Mann, der fremde Gedanken beschneidet, ebenso wie man vor Zeiten, als wir noch klingende Münzen hatten, die Ducaten beschnitt, wodurch dieselben selbstverständlich viel an Werth und Gehalt verloren, Sie...

— Ich will nicht wissen, was der Censor bei Euch ist, unterbrach mich der Chinese, sondern ich weiß was ein Censor bei uns gilt. Und wenn Sie das nicht wissen, so beweist das nur Ihre crasse Ignoranz.

Ich wollte ihm die Bemerkung machen, daß ich dasselbe auch von ihm sagen könnte, doch zog ich es vor, zu schweigen, um nicht das Gespräch unnütz in die Länge zu ziehen und von dem eigentlichen Gegenstande abzulenken.

— Bei uns, fuhr der Chinese fort, ist der Censor — ein Sittenrichter, der der Oeffentlichkeit sociale Gebrechen und Mängel denuncirt. Es ist also ein Ehrenposten und wenn man einem Journalisten den Titel eines Censors verleiht, so thut man ihm mehr Ehre an, als wenn ein Mandarin einem Kuli eigenhändig dreißig Bambusstreiche auf die Sohle verabfolgt, ihn der hohen Ehre einer Bastonnade würdigt.

Mir war diese Analogie nicht ganz klar, doch schwieg ich wohlweislich, um mein mongolisches Gegenüber nicht zu reizen, denn ich hielt des Ganze für einer Spuck, für eine Hallucination der mir zu Kopfe gestiegenen Weingeister, die mein Hirn umnebelt. Ich konnte mir durchaus nicht erklären, warum die Ausgeburt meiner erregten Phanlosie gerade diese Form angenommen und war fest überzeugt, daß bei einer heftigen Discussion des Gespenst sich in Dunst auflösen würde, und das wünschte ich nicht, denn der Chinese amüsirte mich.

Das Gespenst nippte indeßen aus seinem Glase und schnalzte behaglich mit der Zunge, um dadurch darzuthun, daß ihm der Wein munde. Es trat eine kleine Pause ein. Der Chinese warf mit einer graziösen Handbewegung seiner langen Zopf zurück und sagte dann:

— Ich will Ihnen eine höchst wichtige Mittheilung machen, die im Stande ist, Ihr Glück zu begründen. Ich will Ihnen sagen, wie man es einrichten soll, um den Weltfrieden auf ewige Zeiten zu sichern. Sie können dadurch ein Anrecht auf Unsterblichkeit gewinnen.

Obwohl ich recht gut wußte, daß gar kein Chinese mir gegenüber saß und daß nur mein umnebeltes Hirn dieses Phantom heraufbeschworen, so bereitete ich mich vor, andächtig zu hören, welche Abnormitäten mir meine in einen bezopften Mandarin verkörperte Phantasie vortragen würde, als plötzlich ein heftiger Donneschlag den Rathskeller in seinen Grundvesten erbeben machte. Als ich mich von dem Schrecken, den mir diese Erschütterung verursacht, erholt hatte, war mein Chinese verschwunden. An seiner Stelle saß am Tische mir gegenüber ein junger Mann so in der zweiten Hälfte der Dreißiger mit einem höchst interessanten, bleichen Gesichte, das durch ein düster glühendes Augenpaar ein etwas unheimliches Ansehen gewann. Das pechschwarze, sorgfältig frisirte Haar, das sich auf der Stirne in sogenannten Capoullöckchen ringelte, die kühn gebogene Nase, das kokette Schnurrbärthen, dessen Spitzen provocant in die Höhe gedreht waren, der elegante Frack, der die geschmeidige Taille umschloß, der große, mit Rubinen besetzte Brillantknopf im feinen Batistshemde, alles dieses verlieh meinem Gegenüber ein sehr vornehms Aussehen, das mich unwillkührlich frappirte. Während er sein goldenes Monocle an einer schwarzen Seidenschnur durch die feinen, weißen Finger schwingen ließ, bemerkte ich an seiner Manschette einen ganz eigenthümlichen Knopf. Es war ein riesiger Todtenkopf in kaukasischem Silber und in den Augenhöhlen funkelten gar unheimlich zwei Smaragde, die gar seltsam grüne Blitze schleuderten und geheimnißvoll zwinkerten.

III.

— Wie zum Teufel, kommen Sie her, wer sind Sie und was wünschen Sie? fragte ich den Unbekannten.

Mein vis-à-vis sah mich spöttisch an, und ohne seine nachläßige Pose zu ändern, ohne das Spielen mit seinem Monocle aufzugeben, das er noch energischer hin und her schwang, erwiderte er ruhig:

— Ich hätte einen höflicheren Empfang erwartet. Trotzdem will ich Ihre Fragen beantworten, da ich Ihr Recht, dieselben zu stellen, nicht bestreite. Auf welche Weise

ich hereingekommen bin, wird Ihnen bald klar werden, wenn ich Ihnen sage, wer ich bin. Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: Ich bin der Teufel und der Zweck meines Besuches ist, mit Ihnen zu plaudern.

Ich sah mein Gegenüber ganz erstaunt an; ich glaubte, er wolle sich mit mir einen schlechten Spaß erlauben.

— Ich bin der Teufel, fuhr der geheimnißvolle Besucher fort; man nennt mich auch Satan, Beelzebub, Höllenfürst und beehrt mich noch mit anderen Titeln, die gerade nicht sehr schmeichelhaft für mich sind. Aber im Grunde genommen, bin ich ein bon diable und gehe gern auf Compromisse ein.

— Hebe Dich hinweg, Satan, ich will keine Gemeinschaft mit Dir haben, rief ich aus.

— Ich bitte, lassen Sie das Pathetische und das Familiäre. Wir sind noch nicht so sehr mit einander vertraut, als daß wir uns duzen sollten. Zwar gehören Sie mir schon lange, aber Brüderschaft haben wir noch nicht mit einander getrunken. Ich halte Sie für zu vernünftig, als daß Sie von Vorurtheilen befangen sein sollten. Und dann, müssen Sie wissen: wer dem Teufel nur einen Finger reicht, der geräth in seinen Besitz mit Haut und Haar. Uebrigens haben die Journalisten in Allgemeinen und die Feuilletonisten in's Besondere mir schon längst ihre Seele verschrieben. Deßwegen statte ich denselben von Zeit zu Zeit einen Besuch ab, um mich zu überzeugen, wie weit sie schon reif für die Hölle sind. Heute schickte mich meine Großmutter zu Ihnen mit ihren besten Empfehlungen. Sie sehnt sich schon seit lange, Ihre Bekanntschaft zu machen und benutzte die Gelegenheit Ihrer Anwesenheit in meiner Stammkneipe, um mich zu Ihnen abzudeligiren, Sie zu bewillkommen. Hoffentlich machen Sie uns bald das Vergnügen, Sie können eines sehr „warmen" Empfangs gewärtig sein; es wird für Sie extra in einer Privatabtheilung des Fegfeuers eingeheizt werden und seien Sie unbesorgt, meine Großmama wird Ihnen schon die Hölle heiß genug machen.

— Wenn Sie nicht der Teufel in Person wären, so würde ich Sie zum Teufel wünschen, antwortete ich zornig. Wenn Sie nur gekommen sind, mir Grobheiten zu sagen, so packen Sie sich.

— Ereifern Sie sich nicht, mon cher, sagte mit einem leisen Anflug von Hohn der Teufel. Sie waren bis jetzt ein so lieber und treuer Bundesgenosse und werden es hoffentlich auch in Zukunft bleiben. Darf ich Ihnen die Friedenscigarre anbieten?

Mit diesen Worten zog er aus der Brusttasche seines Fracks ein sehr elegantes Etui aus ciselirtem Silber, entnahm demselben zwei Cigarren, von denen er mir eine anbot. Ich wies mit Unwillen die Cigarre von mir. Ich sollte ein Höllenkraut rauchen, das fehlte noch.

Der Teufel schien gleich Bishop in meinen Gedanken zu lesen; denn er lächelte mit einer vornehmen, geringschätzigen Herablassung, wie ein Erwachsener die Thorheit eines Kindes belächelt.

— Das ist weder Pech noch Schwefel, sagte er spöttisch, kein Höllenkraut, sondern eine echte Havanna von Upman, für deren Güte ich garantire. Habe ich sie doch eigenhändig der Kiste des Barons X. entnommen, des bekannten Millionärs, der sich auf Cigarren eben so gut versteht, wie auf Damen.

Hierbei schnitt er mit einer eleganten goldenen Miniatur-Guillotine die Spitze ab, brannte die Cigarre an und blies mir impertinent den Rauch ins Gesicht. Es verbreitete sich im Keller ein köstliches Aroma.

— Sie entnehmen also Ihre Cigarren fremden Kisten, Herr Teufel, sagte ich ironisch, wenn Sie nur nicht dabei mit der heiligen Hermandad in Berührung kommen und Ihre verehrliche Frau Großmama Sie dann vergeblich erwartet.

— Wenn Sie glauben damit einen Witz gemacht zu haben, mein Lieber, so

irren Sie sich gewaltig, erwiderte der Teufel, indem er mit Behagen den köstlichen Rauch in sich sog und vor Genuß die Augen halb schloß. Seien Sie doch natürlicher. Viel Zeit habe ich ohnehin nicht. Und dann beabsichtige ich noch mit Ihnen eine kleine Tour durch die Stadt zu machen und, wenn Sie wünschen, begleite ich Sie nach Hamburg, wo ich viele werthe Freunde und eine große Clientel habe. Meine Großmutter ist nun einmal in Sie vernarrt, über den Geschmack der Frauen überhaupt und alter Weiber in's Besondere läßt sich nun einmal nicht streiten. Die gute Großmutter hält große Stücke auf Sie. Ich rathe Ihnen, kommen Sie schnell zu uns. Sie sollen es gut haben. Sie werden schmoren, daß es eine Lust ist. Wollen wir nicht einen Gang auf die Börse machen?

— Was interessirt Sie denn auf der Börse? Speculiren Sie etwa in Creditrubeln?

— Ob mich die Börse interessirt? Sie fragen noch? rief der Teufel lebhaft aus, indem er versuchte, dem Rauche die Form von Ringen zu geben. Die Börse hat mir mehr Clienten geliefert, als die Operette, obwohl ich mich auch über die letztere nicht zu beklagen habe. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß meine Geschäfte außerordentlich gut gehen; der Zudrang ist so groß, daß ich die Hölle habe bedeutend erweitern müssen. Actiengesellschaften und Creditinstitutionen, Gründerperiode und Eisenbahnschwindel, Operette und Ballet — diese und dem ähnliche Producte der Neuzeit haben mein Unternehmen aufblühen machen, zu einer früher nie geahnten Entwicklung gebracht. Dazu kommen noch gewisse Preßorgane mit ihrem demoralisirenden Einfluß, mit ihren destructiven Tendenzen, mit ihren, die sociale Basis untergrabenden Expectorationen, mit ihrer Verherrlichung alles Schlechten, Lasterhaften, mit ihrem Verhöhnen alles Guten und Tugendhaften. Ich sage Ihnen, mon cher, die Journalisten und Publicisten der Gegenwart, das sind meine besten Freunde und treusten Bundesgenossen: sie sind mir weit lieber als die Nihilisten und Socialisten, denen ich im Grunde genommen durchaus nicht gewogen bin. Die Kerle verderben das Handwerk mit ihren Gewaltthaten, mit ihrem Dynamit und Gift, Dolch und Revolver. Diese Lumpen machen viele von mir abspänstig und meine Großmutter hat vollkommen Recht, wenn sie sagt, daß ihr ein Journalist weit lieber ist, als eine ganze Legion von Socialisten.

— Herr Satan, Sie werden gar zu anzüglich und kann ich Ihre teuflischen Insinuationen nicht weiter schweigend dulden. Mit welchem Recht erdreisten Sie sich gegen das gedruckte Wort, diese größte Errungenschaft der Menschheit, solche schwere und zugleich blödsinnige Anklagen zu erheben. Was können Sie in Ihrem Höllenpfuhl von dem großen, erhabenen, regenerirenden Einflusse des gedruckten Wortes wissen.

— Ich stelle die Wichtigkeit des gedruckten Wortes gar nicht in Abrede, erwiderte gleichmüthig der Teufel, und bin demselben zu großem Danke verpflichtet, besonders bei dem Gebrauch, den die Majorität der neueren Zeitungen von demselben macht. Ich versichere Sie, daß wenn nicht diese Scandalblätter mit pornographischer und erotischer Richtung wären; wenn es nicht Verfechter aller möglichen Sünden und Schandthaten in der Presse gäbe; wenn dieselbe nicht die lüsterne Operette und das sittenlose Schauspiel, das obscöne französische Ehebruchdrama und den internationalen Cancan vertheidigten und glorificirten; wenn sie nicht für die moderne realistische Schule in Wort und Bild Propaganda machte und Zola und Consorten mit ihren Schmutzproductionen glorificirte; wenn sie nicht Verbrechen verschiedener Art mit einer poetischen Aureole umgäbe und begierig in dem Pfuhl der Sünde, in dem Schlamm der Sittenlosigkeit wühlte, — ich schlimm daran wäre. Ein jeder Leser einer derartigen Zeitung gehört mir mit Leib und Seele und habe ich dabei weiter gar nichts zu thun. Der Zersetzungsproceß schreitet rüstig vorwärts und ich habe nur zu warten, bis die ganz verfaulte Frucht in den Schooß meiner Großmama fällt.

— Lassen wir diese Discussionen, da wir uns darüber nicht verständigen können, indem unsere Ansichten ganz divergiren. Erklären Sie mir lieber, weßhalb Sie mich hier aufgesucht haben.

— Weil Sie mir sehr sympatisch sind, da ich viele Ihrer Ansichten theile; weil man von Ihnen sehr oft sagt: Der Kerl ist des Teufels! Ja, mein Werthester, Sie gehören mir und entgehen mir nicht. Im Fegfeuer ist Ihnen bereits ein Ehrenplatz zugesichert und meine Großmutter wird Ihnen selbst einheizen! Ueberhaupt muß ich Ihnen gestehen, mon cher, daß ich vollkommen Ursache habe, mit dem so eben verflossenen Jahre höchst zufrieden zu sein. Die gute Saat, die ich ausgestreut, hat schöne Früchte getragen. Leider ist es mir nicht gelungen, die Fackel des Krieges in Europa zu entzünden und daran tragen gewisse Leute Schuld, denen ich diese unberufene Einmischung in meine Privatangelegenheiten nicht verzeihen kann und werde. Mit diesem Herren habe ich noch ein Hühnchen zu pflücken; sie haben so manche meiner Pläne vereitelt und gerade in dem Augenblicke, wo ich gegründete Ursache hatte, ihrer Realisirung entgegen zu sehen.

— Sie wollen doch nicht den Kampf mit ihnen aufnehmen? fragte ich verächtlich.

— Warum nicht? erwiderte pikirt der Satan, indem er wohlgefällig seinen Schnurrbart kräuselte. Bin ich doch mit Mächtigeren fertig geworden. Außer diesem schwarzen Punkte habe ich nur Lichtepisoden für mich im vergangenen Jahre zu verzeichnen. Die Franzosen habe ich richtig dahin gebracht, daß sie sich gegenseitig zerfleischen und Partheihader keine geordneten Zustände da aufkommen läßt; die Engländer habe ich mit den Deutschen entzweit, sie so weit gehetzt, daß sie sich über kurz oder lang an den Kragen kommen werden; in Spanien habe ich Anarchie und Erdbeben zugleich erzeugt, so daß die edlen Hidalgos nicht wissen, welchem von den beiden Uebeln sie den Vorzug geben sollen. Zwischen dem König Humbert I. und dem Papst Leo XIII, habe ich den Zankapfel geworfen, so daß sie sich gegenseitig offen befehden. Den Holländern habe ich einen Floh ins Ohr gesetzt, daß, da die männliche Linie der Dynastie von Oranien dem Erlöschen nahe und nur durch einen Greis und ein Kind, das noch dazu ein Mädchen ist, repräsentirt wird, Deutschland die Absicht habe, die Niederlande an sich zu reißen. In Belgien habe ich die Ultramontanen über die Liberalen siegen lassen und den fanatischen Conservativen gestattet, den aufgeklärten Progressisten die Ruder aus der Hand zu reißen. Darüber war großer Jubel in der Hölle und meine Großmutter küßte mich dafür und schenkte mir diese Manschettenknöpfe. Denn Sie müssen wissen, daß wir die schwarze Internationale hoch haltend. In Irland waren meine Bestrebungen gleichfalls mit Erfolg gekrönt und Agrarmorde und Dynamitattentate thaten zur Genüge dar, daß mein Einfluß auf der grünen Insel durchaus nicht im Abnehmen begriffen ist, wie böse Zungen behaupten. Oestreich-Ungarn habe ich auf Rußland gehetzt und den Negus von Abyssinien bewogen, mit Italien Krieg zu führen. Den mir treu ergebenen Salisbury habe ich am Ruder erhalten, da er ohne meine kräftige Hilfe schon längst gestürzt wäre; Schweden habe ich glücklich mit Norwegen heftig entzweit und die von mir ausgestreute Saat der paneuropäischen Colonialpolitik, welche auch die Vereinigten Staaten Nordamerikas mit sich in ihren Strudel fortgerissen, wuchert lustig empor, verspricht, der Ausgangspunkt eines allgemeinen Racenkampfes zu werden! Heisa! Da wird es lustig hergehen! Bei den Haaren meiner Großmutter, es ist ein erhebender Anblick und wird sich hoffentlich der dunkle Continent bald roth färben.

— Und Sie wagen noch, sich mit Ihrem verbrecherischen Treiben zu brüsten, Sie Ausgeburt der Hölle!

— Ich bitte Sie, geehrter Herr, lassen Sie doch die tönenden Phrasen bei Seite; sie verfangen bei mir nicht. Ich bin der Geist des Bösen, fordere die Menschheit jeden Augenblick zum Kampfe heraus, zum redlichen, offenen Kampfe. Warum sind

die Menschen so feig, so schlecht, so niederträchtig, so schwach, daß sie dem ersten Anprall unterliegen? Warum umgürten sie sich nicht mit dem Schwerte der Gerechtigkeit; warum schnallen sie nicht um die Brust den Panzer der Religion; warum bedecken sie sich nicht mit dem Visir der Weisheit, um mir widerstehen zu können? Nun wohl, ich bin der Versucher, der Inbegriff alles Bösen, der Repräsentant des Lasters! Warum ergebt ihr euch mir, ihr Erdengeschöpfe; warum geht ihr so leichtsinnig in die euch gestellten Fallen; warum verfangt ihr euch so leicht in den ausgeworfenen Netzen? Wo ist eure Religion, die euch zur Stütze dienen soll? Wo ist eure Cultur, die euch behüten, eure Weisheit, die euch bewahren, euer Stolz, der euch warnen soll? Wo sind eure Gesetze, die alles vorausgesehen, eure Humanität, die Alles voraus empfindet, eure weltliche Klugheit, die das Weltall erforscht, die der Natur ihre Geheimnisse ablauscht und entringt, die Elemente sich dienstbar macht? Wo ist eure vielgepriesene Erfahrung, euer Alles verachtender Stolz, euer hohes Selbstbewußtsein, eure arrogante Selbstüberschätzung? Wo sind sie alle diese hervorragenden Eigenschaften, die den König der Schöpfung wappenn sollten gegen jegliches Ungemach, bewahren sollten vor jeglicher Versuchung? Wo ist er, der sich selbst so verherrlichende Staubgeborene, wo ist seine Macht, seine Größe, daß ihn der dümmste Teufel holen kann, sobald er nur die leiseste Anwandlung dazu verspürt.

— Sie mißbrauchen meine Nachsicht, Herr, warf ich erregt dazwischen, da ich sah, daß der Satan sich so sehr in Eifer hineingeredet hatte, daß er die zweite für mich bestimmte Cigarre anzündete und zwar dieses Mal einfach dadurch, daß er den Smaragd in den Augenhöhlen seines Manschettentodtenkopfes berührte, aus welchem eine kleine grasgrüne Flamme emporloderte.

— Früher, da mußte der Teufel die Seelen kaufen, fuhr mein vis-à-vis, durch die Unterbrechung unbeirrt, fort, und es kostete uns ein Heidengeld, so daß das Gleichgewicht im Budget der Hölle nicht selten gar bedenklich gestört wurde und meine Großmutter, die, unter uns gesagt, etwas geizig ist, ganz rabiat ward, mich der Verschwendungssucht beschuldigte und unter Curatel stellen wollte. Jetzt sind diese schlimmen Zeiten vorüber, Dank der Alten, die die Sache selbst in die Hand genommen und zu diesem Zwecke sich persönlich längere Zeit auf Erden aufhielt und in der französischen Operette, wie auch in Ballet debütirte. Sie präsentirte sich bald in Gestalt einer verführerischen Chansonettensängerin die mit ihrem lüsternen Gesang, ihrem herausfordernden Wesen euch Allen die Köpfe verdrehte; bald als Ballerine welche durch Grazie, Anmuth und die gewagtesten Entrechats die goldene Jugend und das silberne Alter in ihre Netze lockte, aussog, moralisch und physisch zu Grunde richtete. Ja, meine Großmutter, über die ihr so oft euch lustig macht, hat euch tüchtig heimgezahlt und mancher von euch, der zu den Füßen der hinreißenden Cascadendiva, der bezaubernden Tänzerin lag, ihr seine Grundsätze und Überzeugungen, sein Portemonnaie und moralisches Halt opferte, ahnte wohl nicht, daß er sich in den Netze meiner Großmama verfangen, die oft innerlich bersten wollte vor Lachen, wenn sie den glühendsten Liebesschwüren lauschte, die man ihr, der Mutter alles Bösen, der Großmutter Satans darbrachte. Manchmal wandelte sie die Lust an, die gleißnerische Hülle abzuwerfen und sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, sich an dem Entsetzen ihrer Anbeter zu weiden, wenn sie den zahnlosen, grauhaarigen, rothnasigen Gegendstand ihrer heißen Liebe mit wackelndem Kinn, schlotternden Beinen, gerunzelten gelben Gesicht, hochgerötheten Triefaugen und ausgetrocknetem, flacher Brust gesehen hätten. Das wäre ein Gaudium gewesen. Doch Großmütterlein enthielt sich wohlweislich, um sich nicht ihre Opfer entgehen zu laßen. Sie hat auf diese Weise die Reise um die Welt gemacht und ist besonders von ihrem Aufenthalt in Frankreich entzückt. Der ihr dort in Überfluß gestreute Weihrauch, die ihr in Pro-

fusion dargebrachten Huldigungen haben ihr das tausendjährige Köpfchen verdreht (selbst meine Großmutter ist so eitel wie die irdischen Weiber), so daß sie sich fast einbildete das zu sein, was sie bloß schien und es mir nicht wenig Mühe kostete, ihr diese thörichten Gedanken auszutreiben. . . . Ich will Ihnen offen gestehen, daß Rußland meiner Großmutter stets ein Dorn im Auge war; das russische Volk war ihr zu patriarchalisch, zu wenig cultivirt. Nur die oberen Classen waren schon reif; die unteren noch vollständig roh und das einzige Laster, das sie kannten, war der Trunk und mit dem Fusel kommt man leider nicht sehr weit und reift für die Hölle viel zu langsam. Das Bestreben meiner Großmama ging dahin, unter dem Vorwande der Civilisation nach Rußland so viel als möglich Contrebande, d. h. die Auswüchse der westlichen Cultur einzuschmuggeln, dem Volke etwas Civilisation und viele Laster einzuimpfen. Der Erfolg war uberraschend; es ist wahr, daß der ausgestreute Same auf einen empfänglichen Boden fiel. Faulheit und Trägheit ward unser mächtigster Hebel; Oblomow — unser wichtigster Verbündeter. Und ich impfte euch alle sauberen Früchte der Civilisation ein und ihr soget mit Behagen das süße Gift, schlürftet aus dem hochschäumenden Becher der Freude und ihr wurdet mein, gehorsame Sclaven, willige Knechte, die ich durch den Sinnen kitzel so an mich fesselte, daß sie mir widerstandlos folgten und nicht wagten, an Opposition zu denken. Ich hatte sie ganz kirre gemacht durch den Haschisch des Westens und sie folgten mir willig und hatte ich wahrlich nicht nöthig Gewalt anzu wenden, sie wurden nur gar zu gefügige Werkzeuge. . .

— Trêve d'arrogance, monsieur le Diable! Wie es scheint schneiden Sie auf und sind vom Hochmuthsteufel besessen.

— Nicht ich bin es, sondern ihr Alle seid es, ihr elenden Erdenwürmer, die ihr euch alle so superklug dünkt, die ihr mit euerem Wissen prahlet, auf euere Kenntnisse stolzirt. Ihr, die ihr das Weltall durchforscht, im Aether so heimisch seid, wie meine Großmutter im Fegfeuer; die ihr den Kreislauf der Erde um die Sonne auf den tausendsten Theil einer Secunde berechnet, den Gang der Planeten erforscht und den Mond kennt, als habet ihr mit ihm einen Scheffel Salz gegessen; ihr, denen die verborgensten Geheimnisse der Natur nicht unbekannt geblieben; die ihr in die Werkstätte der Schöpfung geblickt und da so manches abgelauscht; die ihr die strahlende Sonne zu Lakaiendiensten herabgewürdigt, daß sie euch euer Conterfei liefert und die ihr euch erkühnet, an dem Urquell alles Lichts euere Cigarre anzustecken; die ihr den Blitz gebändigt und das Meer euch unterthan gemacht; die ihr die Lüfte beschiffet und den Grund der Oceane erforschet; so groß und doch so klein; so stark und doch so schwach; so weise und doch so einfältig; so mächtig und doch so machtlos; so scharfsinnig und doch so kurzsichtig; Jahrhunderte voraus Mond- und Sonnenfinsterniß verkündend und nicht wissend, daß euch morgen das eigene Stümpfchen Licht erlöschen wird; sich die Elemente dienstbar machend und doch Sclave euerer eigenen niederen Leidenschaften bleibend, die stets euere Achillesferse sind und bleiben werden und wo ich euch stets verwunden und fassen kann. Und wappnet ihr euch noch so sehr mit euerer Weisheit — ich mache aus euch, was ich will; ihr müßt alle nach meiner Pfeife tanzen.

— Das ist doch gar zu stark, rief ich entrüstet aus, nehmen Sie sich in Acht.

— Und habt ihr auch den Aether durchforscht und der Natur ihre Geheimnisse abgerungen, so bleibt ihr doch darum elende Würmer, und ihr stolzen Herren der Schöpfung laßt euch durch euere Leidenschaften, die doch eure Sclaven sein sollten, beherrschen, gehorchet ihnen knechtisch, windet euch vor ihnen im Staube. Und der Geiz und die Wollust und die Ehrsucht und die Habgier, und der Neid und die Mißgunst, und die Genußsucht und die euch Allen mehr oder wenig eigenthümliche Gemeinheit und Niederträchtigkeit und boshafte Schadenfreude erniedrigt euch und

ihr zieht das Edelste und Höchste in den Koth. Ihr entweiht die Malerei, indem ihr nackte Weiber malt, um die Sinne der rohen Masse zu reizen. Ihr treibt Unfug mit der Sculptur, indem ihr nur erotische Gestalten formet; ihr profanirt die Wissenschaft, indem ihr sie zu Handlangerdiensten euerer gemeinen Instincte herabdrückt; ihr entweiht die göttliche Musik, indem ihr der Operette huldigt, in welcher das Blöcken von Schafen und das Schnattern der Gänse, ja sogar das Niesen in Folge eines Schnupfens, in Musik gesetzt ist. Ein in Musik gesetzter Schnupfen mit obligatorischem Taschentuchwechsel; ein Nasenkitzel in C-dur, eine Bronchitis in B-moll, es fehlt noch eine Hühneraugenoperation in drei Sätzen als scherzo, andante und allegro! O mit welcher Wollust lasse ich Offenbach schmoren; er hat mir zwar große Dienste geleistet, aber trotzdem hat er mein ästhetisches Gefühl verletzt und darum übe ich an ihm Rache, an ihm, dem Stammvater der Cascadenmusik.

— Der Teufel und Aesthetik! wie reimt sich das? bemerkte ich höhnisch.

Mein vis-a-vis ward hitzig. Er dampfte darauf los, wie eine Locomotive und die Smaragde an seinem Manschettentodtenkopf schleuderten drohend grüne Blitze.

— Der Teufel hat mehr Aesthetik wie ihr alle, rief er heftig aus. Ein Sextetschnupfen — das ist Aesthetik, das Blöcken der Lämmer — nicht wahr, das Schnattern der Gänse, worüber ihr vor Entzücken aus der Haut fahrt und wofür ich euch zu guter Letzt doch hole. Ihr arrogantes, hochnasiges, dünkelhaftes Geschmeiß, die ihr euch in euer anämisches Gehirn, ich weiß nicht welche hochtrabende Gedanken gesetzt, die ihr euch weiser und besser dünkt, als alle anderen Geschöpfe. Ich sage Ihnen, die Besten und Größesten und Weisesten und Tugendhaftesten unter euch sind, wenn ich es darauf anlege, bereit, ihren Gott zu verleugnen und mir zu dienen, mir Altäre zu errichten und mich kniefällig, vor Ehrfurcht vergehend, im Staube anzubeten.

— Das lügst Du Satan, verfluchter Beelzebub, rief ich von Zorn übermannt und, meiner Sinne nicht mehr mächtig, ergriff ich den vor mir auf dem Tisch stehenden Humpen und schleuderte ihn dem Teufel an den Kopf. Ein lautes Hohngelächter ertönte, ein diabolisches, meckerndes Lachen, das mich hoch auffschauern machte; ein betäubender Donnerschlag erfolgte; die Gestalt Satans wuchs urplötzlich, daß sie an den Plafond reichte, der sich theilte. Die Wände schoben sich aus einander und meinen Augen bot sich ein unabsehbarer Raum dar, ein Riesenfeld, das ganz von nebelhaften Gestalten, Männern, Frauen und Kindern erfüllt war. Und auf einem aus Todtenköpfen aufgethürmten Thron saß der Teufel, nicht mehr ein moderner Dandy mit sorgfältig frisirtem Capoul und im Frack, mit interessantem bleichem Gesicht und provocant emporgedrehtem Schnurrbart, sondern der leibhaftige Beelzebub mit kurzen spitzen Hörnern und langem, die Flanken peitschendem Schweif, mit einem Ziegenbarte und einem grinsenden Lächeln um die wulstigen Faunlippen, mit schwarzen Zähnen und feuerrother, zwischen denselben hervorstecketender Zunge, mit riesigen flammenden Augen und langen behaarten Armen. Mit der einen, mit langen Krallen versehenen Hand, umfaßte er ein schönes Weib, das ihm zur Seite stand, die andere stützte er auf ein goldenes Kalb und er brüllte mit entsetzlicher, weit über die unendliche Fläche hallender Stimme:

— Auf die Kniee und betet mich an!

Und die unzähligen Gestalten, Männer und Weiber, Greise und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen sie stürzten in den Staub und beteten an den Satan, der, das schöne Weib umfassend und sich auf das goldene Kalb stützend, geringschätzig herabblickte auf die sich vor ihm im Staube windende Menge. Und besternte Würdenträger und elegante Damen, Jünger der Wissenschaft und Apostel der Kunst, hervorragende Musiker uud bedeutende Poeten, goldschimmernde Generale und silberstrahlende Wirkliche Staatsräthe, Journalisten und Hetären, stolze Geheimräthe und bescheidene Collegien-Registratore, anmuthige Frauen und reizende Mädchen, unmün-

dige Knaben und halbreife Backfische mit kurzgeschorenem Haare und blauer Brille, Eisenbahnconcessionäre und Ingenieure, Intendanten und Lieferanten, Aerzte und Apotheker, Cascadensängerinnen und Ballettänzerinnen in gar zu kurzen Röckchen, Banquiers und Wucherer, Geizige und Verschwender, entartete Väter und demoralisirte Söhne, gefallsüchtige Mütter und kokette Töchter, vertrocknete Hagestolze und mumienhafte alte Jungfern, jegliches Alter und jeglicher Stand, alle Racen und Religionen waren vertreten auf diesem riesigen Jahrmarkte des Lebens und alle knieten vor dem Teufel und beteten ihn an, und mit meckerndem gellendem Hohnlachen nahm Satan die Huldigungen entgegen und der gefallene Engel blickte mit unsäglicher Verachtung auf die gefallene Menschheit herab und ein höhnisches, triumphirendes Lächeln umspielte die Lippen des Teufels.

IV.

Und dann verschwand diese fürchterliche Erscheinung, und wiederum befand ich mich im Bremer Rathskeller und mir gegenüber, nur durch den schweren Eichentisch von mir getrennt, saß mein unheimlicher Besuch, nachlässig in den Stuhl zurückgelehnt und mit Behagen seine Cigarre rauchend, deren köstliches Aromat den von schweren Weindünsten ganz geschwängerten Raum parfümirte.

— Nun, was sagen Sie dazu? fragte mich mit einem verschmitzten Lächeln mein unheimliches Gegenüber.

— Wahrlich, Ihre Macht muß groß sein, Herr Satan, erwiderte ich niedergeschlagen, nicht ohne ein gewisses Gefühl der Demüthigung zu empfinden.

— Die Zahl meiner Anhänger und Anbeter wächst mit jedem Tage, fuhr der Teufel mit einem selbstzufriedenen Lächeln fort, indem er die Asche seiner Cigarre durch eine leichte Handbewegung fallen ließ, besonders halte ich reiche Ernte so zwischen Weihnachten und dem Carneval. Diese Periode bietet die denkbar reichste Ausbeute. Allein in Petersburg finden täglich im Laufe dieser sechswöchentlichen Periode gegen fünfzig Bälle und Maskeraden statt, was eine Gesammtsumme von mehr als 2000 macht; doch ist diese Ziffer eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Besonders liebe ich die Maskenbälle, das sind so rechte Pflanzstätten künftiger Höllenbewohner. Schauen Sie mal gefälligst hin.

Und der Teufel machte eine leichte Bewegung mit der Hand und wir saßen beide in einer Loge des adeligen Clubs in Petersburg. Der prächtige Saal war durch tausende von Kerzen erleuchtet; zahllose Gasflammen bildeten einen schimmernden Ring um die Wappenschilder, und, als sei noch alles dieses Glanzes nicht genug, versendete noch eine elektrische Sonne ihr strahlend helles, blendendes und doch zugleich mysteriöses Licht. Der an verschiedenen Stellen mit riesigen, bis an den Plafond reichenden Tannenbäumen decorirter Saal war so sehr gefüllt, daß sich die Bewegung zeitweilig staute, trotzdem daß die Seitengänge und die Gallerien eben so überfüllt waren. Die kräftigen Ausdünstungen der Tannen vereinigten sich mit dem penetranten Parfüm der Frauentoiletten. Ein Dunstnebel hing über der hin- und herwogenden bunten Menge. Die Luft war von betäubenden Parfums geschwängert, so daß sie zur Sinnlichkeit anregte... Es war eine sehr gemischte Versammlung, die zweideutigen Elemente herrschten vor. Auf einer improvisirten Scene producirte sich ein Tausendkünstler; ein junges blondes Mädchen ließ Tauben auf-

fliegen und spielte mit ihnen Ball und das Orchester executirte den Walzer aus dem „Bettelstudenten": „Ach ich hab' sie doch nur auf die Schulter geküßt". Der bis an die äußersten Grenzen entblößten Marmorschultern waren gar zu viele, so daß die Wahl selbst für den kuß- und rachsüchtigen Oberst-Commandanten der Krakauer Festung eine sehr schwierige gewesen wäre. In improvisirten russischen Bauernhütten wurde Champagner, Eis und Früchte verkauft; das gläserne Rad der Fortuna rollte und es wurden mehr Nieten als Gewinne gezogen; schöne, doch höchst indecent bis an die äußerste Grenze des Anstandes entblößte Damen versandten ihre gewinnendsten Lächeln, um Käufer anzulocken und schacherten offen mit ihren Reizen, die von anämischen Laffen mit blöden Augen frech analysirt wurden. Jugendliche Greise und greise Jünglinge ergötzten sich an dieser schamlosen Ausstellung, an diesem Anpreisen und Feilschen lebender Waare... Und dann zog ein Nebel darüber.

— Nun, wie gefällt Ihnen mein Bazar? fragte mich der Teufel. Sie sehen, ich habe meine Agentinnen ausgesandt; fast sämtliche dieser eleganten Masken, deren Lilien und Rosen durch poudre-de-riz hervorgezaubert sind, stehen in meinen Diensten und sind Bewohnerinnen der höheren Sphären der Halbwelt. O das sind treue Dienerinnen und meine Großmutter empfindet für dieselben eine ganz besondere Zärtlichkeit. Ich bin in dieser Beziehung blasirt, wenn ich auch die wichtigen Dienste, die sie uns leisten, nicht in Abrede stelle und sie aus Erkenntlichkeit dafür regelmäßig hole. Der Ball findet zu Gunsten der Zöglinge des Petersburger Findelhauses statt, welche in den Dörfern erzogen werden. Ein seltsames Mittel zur Erreichung eines löblichen Zweckes, fuhr der Teufel in seinen philosophischen Betrachtungen fort, denn seien Sie fest überzeugt, daß das Geld, das da zu Gunsten der armen verlassenen Würmchen einkommt, andererseits ein für mich so hoch fructificirend angelegtes Kapital ist, daß ich sogenannten philanthropischen Unternehmungen stets den möglichsten Vorschub leiste. Ich versichere Sie, mon cher, daß ein jeder derartige Maskenball das Fegfeuer bevölkert und bei uns da unten stets Freude und Jubel herrscht, wenn ihr da oben eure heuchlerischen Gesichter mit lügnerischen Larven verhüllt. Dann heißt es für Heizmaterial sorgen, damit wir bei dem großen, sicher zu erwartenden Zudrang nicht zu kurz kommen.

— Mich will es schier bedünken, Herr Teufel, daß Sie aufschneiden, unterbrach ich hier den allzu redseligen Satan.

— Bei den Schnurrbart meiner Großmama, bei den Hörnern und dem Schweife meines Vaters sei's geschworen, ich übertreibe nicht. Wer mir nur einen Finger reicht, der ist mein, gehört mir mit Leib und Seele. Je prends mon bien ou je le trouve.

— Sie sind mir ein sauberer Patron, Sie Urquell alles Bösen.

— Was wollen Sie, mein Lieber, métier oblige, erwiderte achselzuckend der Teufel, Sie kennen doch das russische Sprichwort, „dazu ist der Hecht im Teiche, daß die Karpfen nicht schlafen." Sagen Sie mir aufrichtig, welch ein Verdienst wäre es, gut, edel, tugendhaft, sittenrein, gerecht und unbescholten zu sein, wenn die Versuchung nicht da wäre. Mit Recht nennt man mich den Versucher, der ich auch in der That bin. Wenn kein Teufel wäre, so dürfte es auch keine Engel geben. Kann der auf den Tugendpreis Anspruch machen, der nie gesündigt, weil die Versuchung zu sündigen nie an ihn herangetreten. Sie kennen doch die Fabel vom Wolf, dem der König der Thiere den Tugendpreis zuerkennen wollte, weil alle Schafe einstimmig ausgesagt, daß er nie ein Attentat auf sie ausgeübt. In dem Augenblick, wo man dem tugendhaften Wolfe den Preis seiner Enthaltsamkeit umhängen wollte, bemerkte man, daß das Fell auf seinem Halse ganz durchgerieben war. Woher kommt das? fragte theilnehmend der Löwe den tugendhaften Wolf. — Das kommt von dem Stricke, mit dem ich gefesselt war. — Ah! Du warst gefangen? Das ändert die Sache bedeu-

tend. Und wie lange ist es her, daß Du die Freiheit erlangt? — So eben. — So? Dann wollen wir die Ertheilung der Belohnung für Deine tugendhafte Enthaltsamkeit bis aufs nächste Jahr verschieben, entschied der weise Löwe, wenn Du über's Jahr Dich einfindest und seitens der Schafe attestirt wird, daß Du in der Freiheit ebenso tugendhaft gewesen, als Du es „der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Triebe" warst, dann soll Dir eine doppelte Gratification zu Theil werden.

— Nun, wie war's nach einem Jahr?

— Es liefen beim Löwen seitens sämmtlicher Schafe so viele Klagen über den „tugendhaften" Wolf ein, der in seiner Raubgier weder Alter noch Geschlecht schonte, daß ihm nicht nur kein Tugendpreis zu Theil ward, sondern daß er zu schimpflichem Tode verurtheilt wurde und in der feierlichen Sitzung der Sylvesternacht aufgehängt ward. Ihr Menschen seid alle diesem Wolfe gleich. Ihr seid tugendhaft aus Furcht vor dem Fegefeuer; ihr stehlt und raubt nicht aus Furcht vor der Justiz; ihr bewahrt den Anstand aus Furcht vor der öffentlichen Meinung. Ihr seid tugendhaft (jedoch auch nicht immer) so lange ihr wißt, daß das Auge des Gesetzes wacht, ihr also nicht frei seid. Ich möchte euch in vollkommener Freiheit sehen d. h., wenn diese Furcht vor der Hölle, der Justiz und der öffentlichen Meinung nicht wäre, wie ihr euch da aufführen würdet. Nur derartige edle Handlungen, die frei und unbeeinflußt, ohne Furcht vor Strafe, ohne Hoffnung auf Belohnung, vollzogen werden, kann man als vollwichtig ansehen. Ich bitte Sie, was ist das für eine Freigebigkeit und Wohlthätigkeit, für eine Tapferkeit und Unbestechlichkeit, für ein Patriotismus und Edelsinn — welche einzig und allein darum zur Schau getragen werden, weil sie lohnend sind, weil sie die Erkenntlichkeit herausfordern. Der eine ist ehrlich und anständig, stiehlt und betrügt nicht aus Furcht vor der Oeffentlichkeit, aus Besorgniß vor der Strafe. Er würde sehr gern mit seinem Gewissen, seinen Ueberzeugungen, seinen Gesinnungen ein Compromiß eingehen, wenn nicht die Perspective einer Collision mit Dame Themis wäre. Er sündigt nicht aus Feigheit. Ein Anderer wieder geht den geraden Weg, nicht darum, weil er ihn als den besten anerkennt, sondern als den sichersten, der zu Ehren und Würden, Rang und Titel, Orden und Reichthümern führt. Wozu ein Spitzbube sein, wenn man als Ehrenmann dasselbe erlangen kann, wenn auch nicht so schnell, doch um so sicherer. Können Sie solche Leute tugendhaft nennen, die nicht aus Ueberzeugung recht thun, sondern aus Berechnung.

— Der Teufel ein Puritaner. Das ist etwas ganz Neues, schaltete ich höhnend ein.

— Ja, spotten Sie nur. Die Wahrheit verhöhnen — das war stets bei euch Mode und man nennt mich den Vater der Lüge! Und wer hat mir diesen Ehrentitel verliehen? Der Mensch, der selbst die verkörperte Lüge ist, dessen Natur so pervers angelegt ist, daß, wenn nicht die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Belohnung wäre, er den Tiger an Grausamkeit, den Fuchs an Verschlagenheit, den Wolf an Brutalität, die Hyäne an Unerbittlichkeit, die Schlange an Gift, den Fisch an Gefühllosigkeit übertreffen würde. Der Mensch ist die grausamste, blutdürstigste, habgierigste, undankbarste, schlauste, feigste, verruchteste, niederträchtigste Bestie der Schöpfung. Und darum gewährt es mir einen hohen Genuß, mit dieser lasterhaft dotirten Bestie in den Kampf zu treten. Ich sage Ihnen, eine Legion Teufel wäre nicht im Stande, so viele Niedertrachtigkeiten zu begehen, wieviel ein Mensch zu vollziehen im Stande ist, wenn er durch Ehrgeiz oder Wollust, Habgier oder Neid oder dem ähnliche Stimula dazu angestachelt wird.

— Wenn Sie nicht der Teufel wären und irgend welches Verständniß für Poesie hätten, so würde ich Ihnen einen Vers aus einem in Berlin erschienenen Werke citiren. „Deutsche Dichter und Denker der Gegenwart" heißt dieses als Autographenalbum erschienene Buch, welches Stammbuchblätter, kleine Stimmungsäußerungen

und Geständnisse von nahezu zweihundert contemporären Schriftstellern bringt. Die gegenwärtige Königin von Rumänien, die unter dem Namen „Carmen Sylva" sich dichterische Lorbeeren in ihre Krone geflochten, hat im genannten Buche ein Paar Verse gebracht, die ich Ihnen zur Vertheidigung der von Ihnen so sehr geschmähten und erniedrigten Menschen citiren will:

Was kann der Sturm dafür,
Daß er die Welt zerstört?
Was kann das Meer dafür,
Daß es sich wild empört?
Was kann der Mensch dafür,
Daß die dämonsche Kraft
Der Sturm, die Fluth in ihm
So große Leiden schafft?

— Sehr matt, sagte höhnisch der Teufel.

— Doch ein Teufel versteht eben so viel von Poesie, wie eine Kuh von Sonntag, oder wie — Sie entschuldigen das harte Wort, den etwas unästhetischen Vergleich, aber Sie haben mich durch Ihr unbarmherzig strenges Urtheil über uns dazu herausgefordert und geradezu autorisirt — ein gewisses Borstenthier, dessen Fleisch die Juden perhorresciren, sich auf Apfelsinen versteht.

— Wenn Sie glauben, mich beleidigen zu können, sagte mit anscheinendem Gleichmuthe der Teufel, so irren Sie sich gewaltig. Ich bin für dergleichen Kleinigkeiten nicht zugänglich, setze mich darüber hinweg.

Doch sah ich an seinem düsteren Blick, an seinen zuckenden Mundwinkeln, daß ich seine verwundbare Stelle getroffen und ich freute mich von Herzen darüber.

— Wie wollen Sie, daß ich die Menschenrace achte, da ich doch täglich sehe, welche saubere Früchte sie hervorbringt, zu welchen Schändlichkeiten und Niedrigkeiten sie fähig ist, wie sie Gott anbetet und doch gleichzeitig vor dem Teufel knieet.

— Und wer bringt diese Früchte zur Reife, wenn nicht der Vater alles Bösen. Es steht Ihnen wohl an, die Menschheit zu kritisiren, Sie gefallener Engel, Sie würdiger Enkel Ihrer sauberen Großmama.

— Sie nehmen sich schon gar zu große Freiheiten heraus, sagte pikirt der Teufel. Ich bitte Sie, lassen Sie meine Großmutter ungeschoren. Nehmen Sie sich in Acht, früher oder später gerathen Sie doch in ihre Klauen.

— Ich verlache Ihre Drohungen, denn im Grunde genommen, existiren Sie ja gar nicht, und sind Sie bloß die Ausgeburt eines zu viel genommenen Glases Wein. Und jetzt, da der mein Hirn umgebende Weindunst sich zu verflüchtigen beginnt, so muß auch die durch denselben hervorgebrachte Hallucination verschwinden. Sie dummer Teufel, der Sie bloß das Product eines kleinen Excesses sind und den ich jetzt gleich einer Seifenblase verschwinden mache, nachdem dieses in den Sonnenstrahlen schillernde und prächtig glänzende Erzeugniß spielender Kinder sich eingebildet, daß es die Weltkugel sei. Also, fort mit Dir, Teufel, packe Dich!

Wenn ein Blick die Kraft gehabt hätte zu tödten, so wäre ich sicher sofort ein Kind des Todes gewesen. Solch einen stechenden, giftigen Blick warf mir der Schwarze zu. Dann wurden die Umrisse seiner Gestalt immer schwächer, unbestimmter, nebelhafter, bis er zuletzt ganz verschwand, einen leichten Schwefelgeruch hinter sich zurücklassend.

V.

Nach allem diesem Geisterspuck, der jedoch auf mich keinen sonderlichen Eindruck gemacht hatte, da ich genau wußte, daß es bloß der Rüdesheimer war, der in mir herumrumorte und daß die den Fässern im Bremer Rathskeller entsteigenden Weingeister mir die Sinne umnebelt und ungeheuerliche Hallucinationen heraufbeschworen hatten, fühlte ich mich zum Phantastischen aufgelegt, und begab mich direkt in den Bleikeller des Doms, einen gar unheimlichen Ort, in welchem ich das angenehme und zugleich erhebende Schauspiel mehrerer unverwester, lederartig eingetrockneter Leichen genoß, von denen die älteste das höchst respectable Alter von 400 Jahren hat, die jüngste jedoch noch keine hundert Jahre alt ist. Um diese bis auf den heutigen Tag noch ungeschwächte conservirende Kraft des Bleigewölbes (seinen Namen hat es daher, daß in diesen Räumen das Blei für die Dachbedeckung gegossen wurde) zu bewähren, hat man modernes Geflügel aufgehängt, das vollständig eingetrocknet und nicht in Verwesung übergegangen ist. Ich würde diesen Raum zur Conservirung sich überlebt habender Vorurtheile, uralten Glaubenshasses und zeitgenössischen Racenhaders angelegentlichst anempfehlen, wenn sich nicht diese Eigenschaften der Menschheit auch außer dem Bremer Bleikeller stets frisch und lebend erhielten, nicht nur nicht eintrocknen, sondern im Gegentheil wachsen und sich entwickeln und immer größeren Spielraum gewinnen.

Jedenfalls ist der Bleikeller neben dem Rathskeller eine der Sehenswürdigkeiten Bremens. Die lederartigen braunen Leichen flößten mir großes Interesse ein, und ich betrachtete lange und sinnend diese seltsamen Gestalten, über deren Häuptern Jahrhunderte dahingezogen, Stürme, welche den gesammten Continent in den Grundvesten erschütterten, aus seinen Angeln zu heben drohten, ohne diese stillen Bewohner des Kellers zu berühren, ohne dieselben ihren philosophischen Gleichmuth, ihre beschauliche Ruhe verlieren zu machen. Einen seltsamen Eindruck bringen diese mit zusammengeschrumpfter, brauner, lederfarbiger Haut bezogenen Skelette hervor, die einst doch einen Mikrokosmos repräsentirten; die da lebten und athmeten, liebten und haßten, strebten und kämpften, nach Reichthum geizten, nach Ehren verlangten. Das einst hochschlagende Herz ist verknöchert, das in den Adern circulirende Blut ist ausgetrocknet, das Alles umfassende und begehrende Auge ist gebrochen, verglast und stumm glotzen mich die Skelette an, mich, den fremden Touristen, der sie mit einer mit innerem Grauen gemischten Neugier anblickt, diese todten Zeugen einer grauen Vergangenheit, denen man die Verwesung, die Rückkehr zum Staube nicht vergönnt, sie, ich weiß nicht recht zu welchem Zwecke, aufbewahrend, der profanen Wißbegier preisgebend.

Fort aus dieser dumpfen Atmosphäre. Ich dürste nach frischer Luft und lebenden Menschen. Wenn ich noch länger in diesem unheimlichen Raum geblieben wäre, ich würde wahrlich zu einem lederartigen Skelet eingetrocknet sein. Ich fühlte bereits, wie mein Blut langsamer und immer langsamer durch die Adern zu schleichen begann, wie sich das Herz allmälig verknöcherte, wie mich eine unwiderstehliche Schläfrigkeit und Gleichgiltigkeit gegen Alles überkam. Fort aus diesem Grabe, hinaus in die schöne Gottesnatur.

Und in vollen Zügen sog ich die würzige Luft ein und athmete tief auf und begrüßte freudig das goldige Tageslicht eines herrlichen Sommertages, den lasurblauen Himmel, das lauschige Grün der reizenden Anlagen, die prächtigen Bauten am Osterdeich längs der Weser. Munter wanderte ich fürbaß durch die Bismarck- und Mathildenstraße, die Humboldstraße, die prächtige Straße „am Dabbon", an der Schleifmühle (eine sehr

schmucke, mit eleganten Bauten und Squares eingefaßte Straße) vorüber. Es ist in der That eine schöne, doch außerordentlich lebloſe Stadt, deren Hauptleben sich in den drei in der Altstadt nahe bei einander gelegenen Plätzen (dem Domhof, der Domsheide und dem Markt) concentrirt. Die Börse zu besuchen, gelang es mir nicht, ich begnügte mich damit, den großartigen monumentalen Bau des Merkurtempels von Außen zu bewundern. Prächtig ist auch das an der Weser gelegene Kappsche Haus, eines der schönsten der Stadt.

An Denkmälern ist Bremen nicht überreich. Außer dem Standbild Theodor Körners auf dem Körnerwall, außer dem schönen, (dem 1840 gestorbenen berühmten Astronomen und Arzt Olbers gewidmeten) Marmordenkmal, sah ich nur noch ein Standbild Gustav Adolphs. Diese von dem schwedischen Bildhauer Fogelberg modellirte Statue war für Gothenburg bepimmt; das Schiff, auf welchem sich das Standbild befand, strandete, Helgoländer Schiffer bargen die Statue und verkauften sie der Stadt Bremen. Wie weit hier das geheiligt sein sollende Eigenthumsprincip (das mit dem ehemaligen, jetzt fast überall aufgehobenen, barbarischen Strandrecht in directem Widerspruch steht) gewahrt worden, ist eine Frage, in deren Erörterung ich mich nicht einlassen will.

Im Jahre 1874 ward die Kaiserstraße angelegt, der das altberühmte „Haus Seefahrt", ein 1525 gegründetes Asyl für alte Seeleute und deren Wittwen zum Opfer fiel. Das alte Portal des Asyls mit der seltsamen Inschrift „Navigare necesse est, vivere non necesse est" ist in den Neubau der Anstalt vor dem Stephansthor an der Lützowerstraße übertragen worden; den großen Saal im Hauptgebäude schmücken große Wandgemälde, welche die vier Winde und die fünf Welttheile darstellen.

Am unteren Ende der Stadt überschreitet die 230 Meter langen Eisenbahnbrücke die Weser in drei gewaltigen Bogen. Diese Brücke passirte ich um zum Bahnhofe zu kommen, von wo ich bald darauf nach Hamburg abdampfte.

XXI.

Hamburg.

I.

Mein drei Tage dauernder Aufenthalt in Hamburg hat in mir die angenehmsten Erinnerungen zurückgelassen. Die empfangenen Eindrücke waren so zahlreich, daß, wenn ich mir beifallen lassen sollte, dieselben eingehend widerzugeben, ich einen ganzen Band füllen würde. Ich traf daselbst so viele und so liebe Freunde und hatte ich Gelegenheit so viel zu sehen und zu erleben; Hamburg imponirte mir so sehr und die Alster entzückte mich so außerordentlich; daß ich meiner Phantasie nicht die Zügel schießen lassen muß, sonst komme ich nie und nimmermehr zu Ende. Ich muß mich also kurz fassen, da ich doch keine Sittengeschichte Hamburgs liefern, sondern nur in flüchtigen Strichen meine persönlichen Eindrücke schildern will.

Die außerordentlich günstige Lage Hamburgs (dieser bedeutendsten der drei freien Hansastädte des deutschen Reichs und eine der wichtigsten Handelsstädte Europas) an der breiten unteren Elbe, welche mit der täglich zweimal wiederkehrenden Fluth Seeschiffen bis zu sechs Meter Tiefgang die unbehinderte Anfahrt bis dicht an die Stadt, sozusagen fast in's Herz derselben gestattet, haben Hamburg von vornherein zu dem prädestinirt, was es in der That geworden: als natürliche Vermittlerin zwischen See- und Flußschifffahrt an diesem wichtigen deutschen Strom zu dienen. Und die Bedeutung dieser hohen Culturmission steigert sich fortwährend durch den wachsenden Eisenbahnverkehr der Neuzeit.

Was die Entstehung Hamburgs anbetrifft, so fehlen darüber genaue urkundliche Nachrichten. So viel bekannt ist, legte Karl der Große daselbst im ersten Decennium des neunten Jahrhundrts eine Burg an, Hamma-Burg (d. h. die Burg im Walde genannt, wovon auch der gegenwärtige Name herrührt), welche bald eine Kirche erhielt und der als Erzbisthum der Beruf zufiel, das Christenthum über den Norden zu verbreiten. Hamburg war eine der ersten deutschen Städte, die in den Hansabund eintrat und hat der Güte der Grafen von Holstein (unter deren Oberherrschaft Hamburg stand) viele Freiheiten und Privilegien zu verdanken, welche auch den Grundstein zu ihrer Selbstständigkeit legten und ihrem nachmaligen Aufblühen, ihrem moralischen und materiellen Gedeihen großen Vorschub leisteten. Hamburg hatte sich auch große Verdienste um die Ausrottug des Seepiratenwesens erworben. Die Ent-

deckung Amerikas, wie auch des Seewegs nach Ostindien, blieben nicht ohne günstige Einwirkung auf den Handel der Stadt. Der dreißigjährige Krieg berührte Hamburg gar nicht, weil die Stadt sich kurz vor und bei Beginn dieser Unglücksperiode mit neuen gewaltigen Befestigungen umgeben hatte, die jetzt größtentheils in die herrlichsten Parkanlagen verwandelt sind.

Im Jahre 1810 während der Napoleonischen Schreckensherrschaft ward Hamburg in den französischen Kaiserstaat einverleibt. Selbstverständlich, daß diese ungeheuerliche Absorption mit dem Niedergange Bonapartes ihr Ende erreichte. Am 12. März 1813 besetzten russische Truppen unter General Tellenborn die Stadt. Von einem entsetzlichen Unglück wurde Hamburg vor 45 Jahren heimgesucht. Ein am 5. Mai 1842 ausgebrochener Brand, dessen man erst am 8. Herr werden konnte, zerstörte einen großen Theil der Stadt, die jedoch bald darauf gleich einem Phönix aus seiner Asche in verjüngter Schönheit wieder auferstand. Der Ausspruch Skalosubs in der unsterblichen Gribojedowschen Comödie „Горе отъ ума", daß der Brand von 1812 zur Verschönerung Moskaus beigetragen habe, kann noch mit weit größerem Rechte in Bezug auf Hamburg angewandt werden, welche Stadt in der That, Dank dem fürchterlichem Brande von 1842, der einen großen Theil der Häuser einäscherte, prächtiger, anmuthiger denn je wiedererstanden ist und besonders in hygienischer Hinsicht viel gewonnen hat.

Hamburg hat sich während der neuen politischen Umgestaltungen Deutschlands außer seiner Selbstständigkeit seine Freihafenstellung außerhalb der Zollgrenzen gegen ein Aversum von ca. 2 Millionen Mark jährlich gewahrt. Doch diese exclusive Stellung hört am 1. October 1888 auf. An diesem Tage tritt Hamburg nebst Umgegend in den deutschen Zollverein ein. Beibehalten wird bloß ein Freihafen nebst einem kleinen Freihafengebiet, welches nur mit Speichern bebaut sein wird. Schon jetzt wird rüstig auf dem dazu bestimmten Terrain am Stadtthorquai gearbeitet und ich folgte mit großem Interesse dem Abbruch der alten, vom großen Brande verschonten Häuser, die jetzt dem Alles nivellirenden Zeitgeiste zum Opfer fallen. Die Kosten dieser Bauten sind auf 120 Millionen Mark veranschlagt, wovon das Reich ein Drittel trägt.

Ich kam in Hamburg am Donnerstag den 1. September um 11 Uhr Nachts aus Bremen an, und schon der elektrisch tageshell beleuchtete Bahnhof wirkte imponirend. Ich durchfuhr einen großen Theil der Stadt per Droschke, doch war ich so müde und schläfrig, daß ich der Stadt keine sonderliche Aufmerksamkeit schenkte, obwohl ich nicht umhin konnte, die bequeme Iswoschtschikequipage, das prächtige Pflaster, die breiten schönen Straßen, die grandiosen Häuser zu bewundern. Kaum war ich in meinem Zimmer im Hotel angelangt, so warf ich mich auf's Bett und schlief ein. Als ich am Morgen erwachte und das auf den Jungfernstieg gehende Fenster meines Zimmers öffnete, bot sich mir ein Anblick dar, der wirklich prächtig war.

Zu meinen Füßen, tief unten (denn ich logirte ziemlich hoch, höher zu wohnen war schwer möglich) breitete sich der riesige, von einer herrlichen Septembersonne beschienene und unter deren liebevollem Kusse freudig hochaufleuchtende Spiegel der Alster aus. Die Alsterbassins bilden unstreitig den Glanzpunkt Hamburgs, mit dem sich keine andere Stadt unseres Continents messen kann und Dank welchen die vor mehr als tausend Jahren durch Karl den Großen angelegte Hamma-Burg zu einer der schönsten Städte Europas geworden. Die Binnenalster, ein großes viereckges Wasserbecken, ist auf drei Seiten von prächtigen Quais (dem alten und neuen Jungfernstieg und dem Alsterdamm) eingefaßt, die effectiv mit palastartigen Gebäuden besetzt sind. Die vierte Seite des großen Bassins (dessen Krystalloberfläche schmucke, kleine, blüthenweiße Dampfer durchschneiden, welche von der Ferne gesehen Möven gleichen, die mit ihren weitausgestreckten Flügeln die Wassermassen kaum zu berühren

scheinen) wird durch prächtige Parkanlagen gegen die prachtvolle Lombardbrücke hin abgeschlossen.

Hier pulsirt das Leben der schönen Hammonia. Besonders am alten Jungfernstieg concentrirt sich das fashionable Treiben. Restaurants und Cafés, Hotels und Magazine u. s. w. Besonders bemerkenswerth ist das über dem Wasser der Binnenalster erbaute prächtige Café „Alsterpavillon" am alten Jungfernstieg, welches sich einer ungemeinen Frequenz erfreut, zu jeder Zeit von Gästen so überfüllt ist, daß ein großer Theil derselben überquillt und da die Räume sie nicht fassen können, auf dem Jungfernstiege Platz nehmen und dichte Gruppen Bier und Kaffee trinkender, Zeitung lesender Gäste bilden. Vom Balkon dieses Pavillons hat man in der That die denkbar schönste Aussicht, sowohl auf das herrliche Panorama der Alster, als auch auf die Reihe prächtiger Gebäude, welche die Allee des Jungfernstiegs einsäumen und unter denen das Hotel „Hamburger Hof" alle anderen Gebäude um ein bedeutendes überragt. Dieses Hotel ist in der That eine der Sehenswürdigkeiten Hamburgs und besonders empfehle ich den Touristen den in diesem Gasthofe ersten Ranges befindlichen prachtvollen Künstlersaal, von Hamburger Künstlern sinnig und mit vollendeter Virtuosität geschmückt.

Sie werden mir leicht glauben, daß ich nicht sehr lange mich der Betrachtung des sich mir aus den Fenstern meines Zimmers im „Hamburger Hof" darbietenden großartigen Anblicks hingab, sondern mich beeilte, hinunter zu gehen, um mich in den Strudel des Lebens dieser Großstadt zu stürzen, die auf mich einen so eigenen Zauber übte, daß ich mit Verletzung meines ursprünglichen Programms drei Tage in derselben verweilte und am vierten mich mit schwerem Herzen losriß. Besonders hatte es mir die Alster angethan, die ich auf flinken Dampfern mehrmals in allen Richtungen durchfuhr. Eine reizendere Spazierfahrt läßt sich kaum denken. Neben dem Hotel St. Petersburg führen die sogenannten Alsterarkaden, ein offener Bogengang, unter welchem die prachtvollsten, außerordentlich geschmackvollen und luxuriösen Auslagen der Läden anziehen, die vom Jungfernstieg bis zur Schleusenbrücke sich dehnen, wo sich die sehrinteressante Kastenschleuse befindet, welche den Wasserstand der Alster regulirt.

Wenn Sie in Hamburg sind, so empfehle ich Ihnen die entzückende Fernsicht zu genießen, die sich von der Freitreppe vor der Kunsthalle über beide Alsterbassins darbietet. Sie werden mir dafür dankbar sein; denn diese Aussicht ist von unvergleichlicher charakteristischer Schönheit und man vergißt sie nicht leicht. Der Kunsthalle gegenüber steht inmitten eines geschmackvollen und außerordentlich sorgfältig gepflegten Blumenparterres die lebensgroße Bronzestatue Schillers. Hier betritt man die von lieblichen Parkanlagen, smaragdfarbigen Sammtteppichen umgebene Lombardbrücke. Dieser interessante und graziöse Bau ist 35 Meter breit und wenn man auf dieser Brücke steht, so hat man wieder die herrlichste Aussicht, die jedoch noch entzückender und anmuthiger ist, wenn man sich an derselben von der Höhe des jenseits liegenden Hügels ergötzt. Ich konnte mich an dieser wunderbaren Perspective nicht sattsehen. Es entfaltet sich da ein großartiges, in der That überwältigendes Cyclorama.

Im Vergleich zu seinem höchst respectablen Alter von ca. tausend Jahren und in Anbetracht der colossalen Reichthümer, die in der Stadt und inmitten ihrer Einwohner angehäuft sind, ist Hamburg an geschichtlichen Denkmälern nicht sonderlich reich. Die Hamburger sind zu sehr vom mercantilen Geiste durchdrungen, so daß die Geschichte und ihre Denkmäler sie ziemlich gleichgiltig lassen. Hamburg ist größtentheils eine vollständig moderne Stadt, wozu ein der Bevölkerung eigener rastloser Umgestaltungstrieb, so wie auch der große Brand von 1842, der besonders in den älteren Stadttheilen wüthete, nicht wenig beitrugen. Trotzdem findet man noch in manchen Straßen gar manche stattliche Kaufmannshäuser, die noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen.

Sehr sinnig ist das Kriegerdenkmal: Auf dunklem Marmor, der die Namen der Gebliebenen in goldenen Lettern zeigt, befindet sich eine Gruppe sterbender Krieger, (auf seinem Roß zusammengesunken ein Ulan, ein Infanterist und ein Kanonier), denen ein Engel den Lorbeer und die Palme reicht. Dieses hübsche, reich mit üppigem Laub und duftigen Blumen decorirte Denkmal diente auch als Mittelpunkt der Sedanfeier, welcher ich beiwohnte, und dieses sich vor meinen Augen vollzogene Fest einer der wichtigsten, folgenreichsten, historischen Episoden dieses Jahrhunderts war in der That imposant, Dank der regen Betheiligung fast der gesammten Stadtbevölkerung, und machte auf mich einen tiefen Eindruck. Dieser Eindruck ward noch durch den Umstand verstärkt, daß in dem fast endlosen Cortege, welcher sich dem Kriegerdenkmal zu bewegte (wo feierlicher Gottesdienst gehalten wurde) zwei Veteranen aus dem Befreiungskriege von 1813 befanden, die letzten der Mohikaner dieser denkwürdigen Epoche, zwei der letzten Ritter (von denen nur noch einige am Leben sein sollen) des vor 74 Jahren vertheilten eisernen Kreuzes. Es überkam mich ein gar seltsames Gefühl beim Anblick dieser Veteranen, die, zu Folge Altersschwäche, in einer Equipage fuhren und ziemlich theilnahmlos, ganz in sich versunken, zusammengefallen, mit blöden Augen die sie enthusiastisch begrüßende Menge anstarrten und sich augenscheinlich nicht klar Rechenschaft geben konnten von dem, was um sie her vorging.

Die auf- und abwogende Wellen der riesigen Volksmasse hatten mich bis dicht an die Equipage getragen, in welcher die zwei Veteranen, in Begleitung noch anderer, weit jüngerer Ritter des eisernen Kreuzes saßen. Der Wagen konnte sich, in Folge der sich stauenden Menge nicht weiter fortbewegen und so hatte ich Muße, diese Ruinen einer entfernten Vergangenheit zu betrachten. Die Gesichter beider Ritter waren von zahllosen, tiefen Furchen und Falten durchwühlt und boten den Anblick einer zusammengeschrumpften, seit lange ihres innern Gehaltes beraubten Orange. Die von buschigen Brauen überragten Augen blickten blöde, gläsern drein, ohne dem Anscheine nach etwas zu sehen. Der zahnlose, eingefallene Mund, um welchen ein nichtssagendes Lächlen irrte, das spitze, vorstehende Kinn, die ganze zusammengefallene Gestalt, die sich deutlich kundthuende Hilflosigkeit — Alles das zusammengenommen bildete ein Ganzes, das nicht sehr angenehm berührte.

Es ist, meiner Treu, durchaus kein Glück, das Alter eines Methusalem zu erreichen, den Lebensfaden über das gewöhnliche Maaß zu spinnen. Das ist kein Geschenk, für welches man besondere Ursache hat, den Göttern dankbar zu sein. Und ich studirte die tiefen Furchen, die Alter und Noth in den Gesichtern dieser Männer gegraben, die eher einem Spuck der Vergangenheit, als lebenden Wesen der Gegenwart glichen. Sie sahen wahrlich recht mumienartig aus und erinnerten mich an die egyptische Sitte, laut welcher die mumificirten Leichen der Eltern den Ehrenplatz erhielten am Bankette der Kinder und die vertrockneten Mumien glotzend dasaßen und durch ihre Gegenwart die rauschende Freude durchaus nicht störten.

Das ist übrigens Geschmacksache. Mir persönlich würde der Anblick derartiger unheimlicher Gäste auf einem Festgelage durchaus nicht behagen. Eben so wie ich die Verlängerung des Lebens bis über die ihm durch die Natur und den menschlichen Organismus gezogene Grenze, durchaus nicht für etwas Wünschenswerthes halte, für ein ideales Ziel, das zu erreichen man nach Kräften, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bestrebt sein sollte, so finde ich, daß die Rolle der Mumie, des Popanzes am Gastmahl des Lebens spielen, auch gerade nicht etwas sei, wonach man sich sehnen sollte. In dieser Beziehung theile ich die Ansichten der Epicuräer. Was hilft Macht und Reichthum, Operette und Ballet, wenn das Herz vertrocknet, die Sinne abgestumpft? Was helfen Speichellecker und Cascadensängerinnen, kurzröckige Ballerinen und langathmige Lobgedichte, wenn das Auge trübe, der Sinn erloschen, der Gang schlottrig, das Herz

verbittert, die Galle erregt, der Magen ruinirt, die Zähne zerbröckelt und die Empfänglichkeit dahin ist. Was scheer ich mich um Flensburger Austern und indische Vogelnester, Straßburger Gänseleberpasteten und Perigordsche Trüffeln, wenn ich sie nicht genießen kann und darf. Hol der Teufel den Champagner und Burgunder, den Tokayer, der Feuer giebt und den Xeres, der das Blut sieden macht, wenn ich nicht davon kosten darf und mag; wenn man auf Haferschleim und geröstetes Weißbrot angewiesen ist!

Doch zurück zu den wenigen Denkmälern Hamburgs. Außer dem obenerwähnten Kriegerdenkmal befindet sich auf dem sogenannten (unweit des Jungfernstiegs befindlichen) Gänsemarkt die Statue Lessings. Das wäre auch so ziemlich Alles. Beinahe hätte ich jedoch das in der Nähe der St. Jacobikirche, auf dem Gertruden-Kirchhof befindliche „Kugeldenkmal" zu erwähnen vergessen, das 1878 von den Bürgern Hamburgs errichtet und mit einer Anzahl Kugeln, die bei der Einnahme Hamburgs 1813 durch die Franzosen in die Stadt geworfen wurden, verziert worden ist.

Das Großartigste in Hamburg bleibt jedoch der Hafen, oder richtiger die Häfen, wo sich ein Schauplatz des buntesten, mannigfaltigsten und pittoreskesten Handels- und Seelebens entwickelt. Ich dieser Beziehung kann sich schwerlich eine andere Stadt mit Hamburg messen, welche auch in Bezug auf Tramway- und Omnibusverbindungen das Höchste, Beste und Nützlichste leistet. In keiner andern Stadt Europas finden Sie so viele sich nach allen denkbaren Richtungen hin erstreckende Tramways und schwerlich kann irgend eine andere Stadt der alten Welt so zahlreiche, bequeme und billige Omnibusverbindungen aufweisen, als eben Hammonia. Auch das öffentliche Fuhrwesen ist außerordentlich gut organisirt. Besonders gefielen mir die sogenannten Taxonomdroschken, da dieselben, Dank einer sehr sinnreichen Vorrichtung nicht nur jedem Unterschleif seitens des Kutschers vorbeugen und dem Fuhrherrn den Ertrag der Fahrten sichern, sondern auch das Publicum vor jeglicher Uebervortheilung bewahren und jegliche Mißverständnisse über die zu zahlenden Fahrpreise unmöglich machen.

Die durch die weißen Kastorhüte ihrer Kutscher kenntlichen Taxonomdroschken führen im Innern des Wagens (und zwar im Rade) einen Mechanismus, welcher die Länge der durchfahrenden Strecke markirt, während eine dem Sitz im Wagen gegenüber befindliche Uhr präcise anzeigt, wieviel man dem Kutscher zu zahlen hat. Der Fahrpreis in einer viersitzigen, eben so bequemen als sauberen und eleganten Taxonomdroschke kostet (gleichviel ob eine oder vier Personen fahren) 30 Pfennige für eine Strecke von 800 Meter Fahrt; für jede angefangene 400 Meter wird ein Zuschlag von Zehn Pfennigen berechnet. Wenn man die Equipage halten läßt, so wird für jede 5 Minuten 10 Pfennige Wartegeld bezahlt. Ich halte es nicht für nothwendig, mich über das außerordentlich Praktische des Taxonums auszulassen, das sowohl die Fuhrherren als das Publicum vor der Exploitation der Kutscher schützt. Ich fuhr zum Hafen in einer solchen Droschke. Da braucht man nicht zu feilschen und zu schachern wie bei uns; da kann man nicht von den Kutschern übervortheilt werden, wie es in ganz Europa, trotz Taxe und strenger Controle oft der Fall ist (in Bern wurde ich von Droschkenkutschern auf die schamloseste Weise geprellt und ausgebeutet, ließ es aber geduldig über mich ergehen, da ich keine Zeit hatte, die Schelme den Händen der Justiz zu überliefern); da sieht man bloß auf die Uhr, die auf Heller und Pfennig markirt, wieviel Sie für die befahrene Strecke zu zahlen haben. Das ist eben so einfach als praktisch, eben so nützlich als angenehm, und sehe ich nicht ein, warum man das Taxonom nicht auch bei uns einführen sollte.

Doch über die Taxonomdroschken habe ich ganz außer Acht gelassen, daß ich über den Hamburger Hafen sprechen wollte, der wirklich einer eingehenden Erwähung verdient. Der Hafen erstreckt sich am rechten Ufer der Nord-Elbe in seiner Länge von

5500 Meter (gegen $^3/_6$ Meile) von St. Pauli bis zum Billwälder Neuendeich an der ganzen Westseite der Stadt entlang. Ein riesiger Mastenwald, über welchem die Flaggen fast sämmtlicher Nationen der Erde lustig in der frischen Brise flatterten. Es ist ein wunderbarer, bewegter Anblick, der sich da darbietet, besonders wenn man durch das Millernthor und St. Pauli zur Seewarte gelangt, von wo man fast unvermittelt den vorzüglichen Ueberblick des Hafens hat. Ich durchfuhr den Hafen in einer Jolle und besuchte unter anderm eines der großen Schiffe der Hamburg-Amerikanischen Packetschifffahrtgesellschaft. Die Einrichtung dieser für Auswanderer bestimmten Riesenschiffe ist ungemein interessant.

Der Binnenhafen Hamburgs ist 1030 Meter lang und 90—130 Meter breit. Großartige Quai-Anlagen ziehen sich zu beiden Seiten des Sandthorhafens hin. Die größeren Dampfer werden hier „gelöscht" (d. h. ausgeladen) und befrachtet, was durch eine bedeutende Anzahl ungeheurer drehbarer Dampfkrähne bewerkstelligt wird. Offene, circa 1000 Meter lange Schuppen auf beiden Seiten des Quais nehmen die zum Lagern bestimmten Waaren auf. Die Geleise der Eisenbahnen führen hier die Waggons unmittelbar an die Seiten der Schiffe, so daß die Güter direct von den Dampfern auf die Bahn nach allen Richtungen hin verladen werden können. Wie ich bereits oben erwähnt, sind für den zum ersten October 1888 bevorstehenden Zollanschluß Hamburgs an das deutsche Reich großartige, neue Hafenanlagen und Veränderungen der bereits bestehenden in der Ausführung begriffen; einige der eigenartigsten und ältesten Straßen der Stadt mit ihren originellen, alterthümlichen Bauten sind denselben zum Opfer gefallen, so daß die vom großen Brande verschonten alten Theile der Stadt bald verschwinden und aus den alten Ruinen der Vergangenheit ein neues Leben der Gegenwart erstehen wird. Mehr als die Hälfte der auch, wie ich zu constatiren Gelegenheit hatte, architektonisch bemerkenswerthen Neubauten ist bereits vollendet. Daselbst befinden sich auch große Schiffswerfte, Trockendocks, Maschinenfabriken u. s. w. Um sich eine kleine Idee von der comerziellen Bedeutung Hamburgs zu machen, genüge es zu erwähnen, daß der Werth der Gesammteinfuhr im Jahre 1885 sich auf 2,147,000,000 Mark (mehr als zwei Milliarden!) belief. Der englische Handel mit dem nördlichen Europa geht meistentheils über Hamburg.

Eine Schilderung des Lebens im Hafen und in den an denselben stoßenden Stadttheilen wäre allein im Stande, einen unversiegbaren Stoff zu liefern. Ich hatte Gelegenheit, das Nachtleben Hamburgs besonders in diesen verrufenen Gegenden kennen zu lernen. Ich besuchte die Höhlen des Lasters, wo sich die internationale Depravation ungeschminkt präsentirt; sah das Scheußlichste, was man sich in dieser Beziehung nur denken kann; wohnte Scenen bei, die in ihrer Realität zu schildern vielleicht selbst die in Pornographie getauchte Feder eines Zola machtlos wäre. Ich will die während dieser bemerkenswerthen Nacht gesammelten Eindrücke gelegentlich verwerthen, da sie des Interessanten ungemein viel biten. Ich versichere Sie, daß ich ein ganzes Buch darüber schreiben könnte und auch vielleicht schreiben werde. Es gehört eine lebhafte Phantasie dazu, um alle diese nächtlichen Orgien auszumalen, eine Idee von diesen wilden Saturnalien zu geben, wo man unwillkürlich zu der Schlußfolgerung kommt, daß der Mensch im Grunde genommen doch nichts anderes sei, als eine niederträchtige Bestie, deren viehische Ausschreitungen alle Grenzen überschreiten, so daß sich die wirkliche Bestie durch diese Gesellschaft durchaus nicht geehrt fühlen kann. Ich lernte die Hefe der Gesellschaft kennen, den Abschaum, den Aussatz fast sämmtlicher Racen der Erde und mit Ekel erfüllt, wanderte ich von einer Höhle des infamsten Lasters zu anderen und sah den socialen Aussatz in der dichtesten Nähe. Doch schreckte ich vor diesen widerlich häßlichen Erscheinungen nicht zurück, ebenso wie der Arzt seinen Blick nicht abwendet von den abscheulichen Wunden einer häß-

lichen Krankheit, sich nicht scheut, dieselben zu berühren, zum Zwecke Mittel zur Heilung zu finden.

Diese in Gesellschaft zweier bewährten Freunde unternommene nächtliche Excursion hatte auf mich einen tiefen Eindruck gemacht. Doch um mit meiner Schilderung des Hafens abzuschließen, kann ich nicht umhin noch des vom Staate verwalteten riesigen Lagerhauses zu erwähnen, welches in 5 Stockwerken auf einem Flächenraum von 18,900 Quadratmetern, 300,000 Centner Kaufmannsgüter aufnehmen kann. Der 44 Meter hohe Thurm ist mit einem Zeitball versehen, welcher von der Sternwarte aus genau um 12 Uhr Greenwicher Zeit fallen gelassen wird und den Schiffen dadurch ein Mittel zur Controle ihrer Chronometer giebt. Erwähnenswerth ist noch das Seemannshaus, dessen Zweck ist, Seeleuten, während sie am Lande sind, für ein Billiges Wohnung und Gelegenheit zu weiterer Ausbildung, wie auch gesellige Erholung zu verschaffen.

Ein Blick auf die mir gegenüber befindliche Uhr meiner Taxonomdroschke markirte gerade 3 Mark 40 Pf. Das machte der Betrag meiner Fahrt den Hafen entlang aus. Ich ließ den Kutscher halten; ein Blick seinerseits auf die Taxonomuhr, ein Griff meinerseits ins Portemonnaie; mein Druck in seine schwielige Hand und wir schieden auf Nimmerwiedersehen ohne Wortwechsel, ohne in der That mit einander ein Wort gewechselt zu haben, weder im Guten, noch im Bösen.

Ich begab mich direct zur Börse und zwar zu Fuß und von da sollte die Excurfion nach St. Pauli, diesem Hamburger Babel, und dann nach Altona losgehen.

II.

Ich weiß nicht warum, und wieso es kam, daß ich in allen großen Städten Deutschlands, die ich passirte, dem Tempel des Merkur ein Besuch abstattete. Das ist um so seltsamer, da ich in Petersburg, wo ich doch schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert lebe, nie die Börse besucht habe. Freilich interessirt man sich für das Fremde weit mehr als für das Heimische. Und so kam es, daß ich in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Königsberg die Börsen besuchte und das Leben und Treiben daselbst eingehend studirte. Der Besuch der Frankfurter Börse bot mir des Interessanten recht viel, obgleich ich diesen Mercurtempel zu einer Stunde besichtigte, wo gerade die Baalspriester abwesend waren, so daß ich dem Gözendienste, dem Tanze um das goldene Kalb und dem Abschlachten der Opfer nicht beiwohnen konnte, was mir nicht wenig leid that. Besonders bedauerte ich, den Hohenpriester des Baalstempels, den Beherscher der Frankfurter Börse und vieler andere Geldmärkte (dessen Geburtshaus ich im Ghetto besichtigt) nicht gesehen zu haben. Mein dem „Freischütz" entnommener pathetischer Ruf „Samiel erscheine" ging nicht in Erfüllung; auch andere von mir angewandten Beschwörungsformeln, um den Teufel zu citiren, waren vergeblich, verfingen nicht, so daß ich ganz melancholisch, fast desparat ward.

Die Frankfurter Börse ist 1877 prächtig im Renaissancestyl erbaut und besichtigte ich mit besonderem Interesse das in den oberen Räumen befindliche, sehr ansehnliche Handelsmuseum, eine Collection der Specimen von Import- und Export-Artikeln verschiedener Staaten. Ein prächtiges Oberlicht fällt durch's Glasdach, an den Ecken befinden sich riesige schwarze Reichsadler und bunte Wappenschilder; die da von der Sonne vergoldet hoch aufleuchteten; die marmorgetäfelten Wände strahlten gar

freudig und lächelten den in großen Glasschränken ausgestellten exotischen Artikeln zu, die aus weiter Ferne gekommen, wie die Aufschriften besagten, aus China und Chili, Singapore und Batavia, Brasilien und Patagonien, Japan und Madagaskar, Westafrika und Madapolan u. s. w.

Bei der Gelegenheit halte ich es für geboten, aus meinen Aufenthalte in Frankfurt am Main noch nachzutragen, daß ich dieselbst das Hotel „zum Schwan" zu erwähnen vergeßen hatte. Das ist ein grandios veranlegtes Gasthaus, welches dadurch historisch bemerkenswerth ist, daß in demselben der definitive Friedensvertrag zwischen dem deutschen Kaiserreich und der französischen Republik unterzeichnet wurde. Am Fronton dieses Hotels befindet sich auch die stolze Aufschrift, die in schlichten Worten Folgendes verkündet: „In diesem Hause wurde am 10. Mai 1871 der Friede zwischen Frankreich und Deutschland abgeschlossen". Diese wenigen, auf einer weißen Marmortafel in Gold gravirten Worte, die doch ein großes, wichtiges Stük zeitgenössischer Geschichte in sich enthalten, leuchteten und flimmerten mir entgegen, ebenso wie mir auf dem Fronton des prächtigen Theatergebäudes in Frankfurt die Inschrift ins Auge fiel: „Dem Wahren, Schönen, Guten." Ach wenn doch alle Theaterregisseure diese goldenen Worte beherzigen würden, so stünde es um die Kunst weit besser und der Geschmack des Publicums wäre nicht so depravirt; denn das Wahre ist stets schön und gut.

Im „Schwan" besichtigte ich den Saal, in dem der Friedensvertrag unterschrieben worden, welcher die Karte von Europa ummodelte und den politischen Schwerpunkt unseres Continents definitiv verschob, von den Ufern der Seine an das Gestade der Spree übertrug. Den discret mir gemachten Vorschlag eines der zahlreichen dienenden befrackten Geister des Hotels, zu einem civilen Preise die Feder zu kaufen, mit welcher Fürst Bismarck seine Unterschrift unter den Vertrag gesetzt, lehnte ich höflich, aber resolut ab; da es mir wohl bewußt war, daß im Laufe der seit jenem denkwürdigen Momente in den Strom der Zeit dahingerollten sechzehn Jahre dergleichen Originalfedern Hunderttausende verkauft worden waren, was mich an die zwei Schädel Shakespeares erinnert, die man in irgend einem Cabinete zeigt, von denen der eine dem großen britischen Dichter gehörte, als er noch Kind war, während der zweite den Schädel Shakespeares als gereiften Mann repräsentirt.

Doch es ist Zeit, daß ich auf die Hamburger Börse komme, sonst laufe ich Gefahr auch daselbst den Götzendienst zu versäumen. Dank der Freundlichkeit eines sehr zuvorkommenden Baalspriesters gelang es mir, in die heiligen Hallen, in das Sanctuarium einzudringen, während mir in Berlin bloß gestattet wurde vom hohen Altane dem Kampfe der Bestien, dem Abschlachten der Opferthiere beizuwohnen.

Der Mercurtempel von Hamburg ist ein am Adolphplatz belegenes, sehr stattliches Gebäude, das im Jahre 1841 vollendet wurde. Während des im darauffolgenden Jahre stattgefundenen verheerenden Brandes, der einen großen Theil von Hamonia einäscherte, blieb die Börse als das einzige Gebäude in jener Gegend von den Flammen verschont. Das entfesselte Element respectirte den so eben vollendeten Tempel, theils zu Folge des Fürspruchs Mercurs, der im Olymp die Schonung der Stätte angelegentlich vertrat und erfolgreich auswirkte, wo ihm so zahlreiche Altäre errichtet und so eifrig Weihopfer dargebracht werden; theilweise Dank dem mächtigen Schutze, den Beelzebub der Börse angedeihen ließ, da dieselbe mit solch einer Hingebung und solch einem Erfolge der Sache des Bösen dient, für die düstere Legion der Selbstmörder ein so zahlreiches Contingent wirbt, der Hölle so viele arme Seelen zuführt. Es ist seltsam, daß noch nie eine Börse von den Flammen verzehrt worden ist: diese Pflanzstätte alles Bösen wird von Mercur und Satan sorgfältigst behütet und gedeiht und blüht unter diesem Doppelschutz empor . . .

Der riesige Saal, in welchem sich täglich zwischen 1 und 3 Uhr Nachmittags die

Vertreter der Handelswelt nicht nur Hamonias, sondern verschiedener anderer Städte und Länder (die überseeischen nicht ausgeschlossen) versammeln, imponirt durch seine Dimensionen in Höhe und Breite: er ist 23 Meter hoch und 800 Quadratmeter groß. Der Fußboden ist mosaikartig hübsch ausgelegt und weist auf die 24 nummerirten Pfeiler hin, nach welcher Anordnung die Standpunkte der einzelnen Firmen leicht aufzufinden sind. Die Börse wird täglich von ca. 5000 Menschen besucht, und in dieser Menge befinden sich die Repräsentanten aller handelstreibenden Nationen des Erdballes.

Was Umsätze in Fonds anbetrifft, so steht die Hamburger Börse der Berliner nach, läßt aber dieselbe weit hinter sich zurück in Bezug auf den Waarenmarkt, auf welchem der Mercurtempel von Hamonia eine anerkannte Autorität ist, vor der sich alle seefahrenden, handelstreibenden Nationen unseres Planeten beugen. In Hamburg wird unser Creditrubel nicht so eierig abgeschlachtet, wie es in Berlin geschieht, wo unsere Valuta täglich gemaßregelt wird, und täglich, ja stündlich die Dimensionen unseres Nationalreichthums, unserer Zahlungsfähigkeit festgestellt werden.

Mein Begleiter führte mich eine Treppe hoch herauf, wo sich die Börsenhalle befindet, in welcher eine große Menge von Zeitungen in verschiedenen Sprachen aufliegt. Daselbst haben auch die Redactionen einiger Hamburger Journale ihre Filialagenturen, um den Börsenoperationen besser folgen und schnelleren Bericht über alles was sich im Tempel des Mercurs vollzieht, bringen zu können. Daß die Verwaltung der Hamburger Börse auch für die Gründung einer Bibliothek gesorgt, kann man nur mit der größten Sympathie begrüßen. Dieser Bücherschatz ist sehr reichhaltig und besteht aus mehr denn 50,000 Bänden.

Als ich den riesigen mittleren Raum betrat, in dem sich die Vertreter der Handelswelt versammeln, fand ich denselben von einer ungeheuern Menge erfüllt, in welcher die Repräsentanten diversester Racen figurirten. Und diese dichte Menge wogte auf und ab, wie die tosende See. Ein Meer von Köpfen mit hellem und dunklem Haarwuchs, mit hochaufleuchtenden, sich oft über den ganzen Schädel hinziehenden Glatzen. Für den Physiognomiker war hier reichlicher Stoff vorhanden. Auf manchen Gesichtern waren Schlauheit und Habgier, Gewinnsucht und Gewissenlosigkeit so typisch charakteristisch ausgedrückt, daß hierüber überhaupt kein Zweifel obwalten konnte. Es waren jedoch da auch höchst würdige Gentlemens, sehr ehrenwerthe Vertreter des Handels und der Industrie, die durch ihre Energie, Thätigkeit und Sachkenntniß, durch ihren Scharfsinn und ihre Intelligenz zu der commerciellen Entwickelung des Landes mächtig beitragen, die Hebung des Wohlstandes kräftiglichst fördern und dadurch auch der Hebung des geistigen Gedeihens und Aufblühens erfolgreich Vorschub leisten. Diese würdigen Handelsherren, diese Patrizier in den commerciellen Sphären, diese Vertreter von Firmen, welche ihre Existenz manchmal nach Jahrhunderten zählen und die mit gerechtem Stolze auf ihre eigene nutzbringende Thätigkeit und auf die makellose Vergangenheit ihrer „glorreichen" Ahnen zurückschauen, repräsentiren einen höchst sympatischen Typus und können selbst den strengsten Kritiker mit dem Cultus des goldenen Kalbes in gewisser Beziehung versöhnen, da derselbe nicht in sündhafte Götzenanbetung ausartet.

Welche tiefsinnige Betrachtungen man auch über den demoralisirenden Einfluß des Goldes anstelle, so kann man doch nicht umhin, die Thatsache anzuerkennen, daß der Reichthum mehr Spitzbuben zu Ehrenmännern, als Ehrenmänner zu Spitzbuben gemacht hat. Geben Sie Cartouche eine Million und er wird das geheiligte Eigenthumsprincip respectiren, wie seinen eigenen Geldschrank. Geben Sie hingegen einen sonst ganz bieder und redlich angelegten Mann dem Elend und der Noth, dem Hunger und Durst preis; lassen Sie ihn durch ein widerwärtiges Schicksal windelweich schlagen und vertrauen Sie ihm dann eine ungezählte, ja sogar eine

gezählte, Geldbörse an und Sie werden sehen, ob er der an ihn herantretenden Versuchung lange Widerstand leisten und seinen Grundsätzen treu bleiben wird. Gelegenheit macht Diebe und darum beten wir auch so innig „führe uns nicht in Versuchung" denn wir fühlen instinctiv, daß der Geist willig, aber das Fleisch schwach ist.

Darum begehen Diejenigen ein großes Unrecht, welche die Menschen gar zu sehr der Versuchung aussetzen. Selbst Juchanzow und Rykow und dem ähnliche Bankheroen (von deren Großthaten die Geschichte unserer noch verhältnißmäßig so jungen Creditinstitutionen ein beredtes Zeugniß ablegen) hätten nie gegen das siebente Gebot gesündigt, wenn man sie nicht durch Abwesenheit jeglicher Controle schon gar zu sehr in Versuchung geführt hätte. Und es rühme sich derjenige seiner Redlichkeit und Unbestechlichkeit nicht, der nicht gesündigt, weil ihm die günstige Gelegenheit dafür gemangelt. Möge er erst der mit aller Gewalt an ihn herantretenden Versuchung widerstehen und dann sich stolz in die Toga makelloser Tugend hüllen. Das gemahnt mich an eine reizende Fabel, die ich in meiner Kindheit auswendig lernte: Der König des Waldes hatte einen Preis für denjenigen Wolf ausgesetzt, der da nachzuweisen vermögend wäre, daß er im Laufe eines Jahres kein einziges schwaches Glied der Thierwelt in räuberischer Blutgier getödtet. Es fand sich ein Bewerber ein, ein schon ergrauter und sehr respectabel aussehender Wolf, der Ansprüche auf den Preis der Enthaltsamkeit machen konnte und wurde es wirklich von allen Thieren des Waldes attestirt, daß er Niemand etwas zu Leide gethan, daß man ihn überhaupt seit langer Zeit gar nicht gesehen. Schon wollte der Löwe dem tugendhaften Wolf die so wohlverdiente Belohnung zuerkennen, es sollte ein hoher Orden sein, den ihm der König eigenhändig an den Hals hängen sollte. Doch in dem Augenblicke, wo der Wolf niederkniete, um der hohen Auszeichnung gewürdigt zu werden, bemerkte der Löwe rings um den Hals des zu creirenden Ritters ohne Vorwurf und Tadel eine blutige Spur. Theilnahmsvoll erkundigte sich der König nach der Herkunft dieser Wunde und der Wolf erzählte naiv, daß das von einem eisernen Halsbande herrühre, an welchem er angekettet gewesen und von dem er sich heute erst befreit, gerade an dem Tage, wo er einer so hohen Ehre theilhaftig werden sollte, Ritter des hohen Ordens der Tugend und Enthaltsamkeit zu werden.

Der König wurde über dieses Geständniß etwas stutzig, legte den Orden ins Etui zurück und sagte zu dem noch immer in Erwartung der Auszeichnung knienden Wolf:

— Mein lieber Freund, wir wollen Deine Decorirung verschieben. Komme nach einem Jahre wieder und wenn Du während dieses Probejahres der Freiheit der an Dich herantretenden Versuchung widerstanden haben wirst, dann will ich Dich zum Ritter schlagen. Aber Dir jetzt den Orden zu verleihen, vermag ich nicht, da Du der Möglichkeit beraubt warst, Böses zu thun. Melde Dich nach einem Jahre, und wenn Dein Leben in der in der Freiheit eben so makellos wie es in der Knechtschaft war, gewesen sein wird, dann bekommst Du doppelten Lohn.

Die Fabel erzählt nicht, ob sich der Wolf über's Jahr eingefunden, doch hat man gerechte Ursache an seinem Erscheinen behufs des Empfangs des Ordens zu zweifeln. Wenn man an der Kette sich befindet, so ist es freilich kein großes Verdienst, kein Verbrechen begangen, sich nicht an fremden Gute vergriffen zu haben. Aber dem Versucher widerstehen, wenn er in der verlockendsten Gestalt herantritt, sich nicht verleiten lassen durch Noth und Elend, Hunger und Durst — das ist der große Prüfstein. Denn es ist wahrlich nichts Besonderes daran, wenn der Reiche ehrlich ist; wenn der zum Millionär gewordene Gauner das ehemalige Handwerk aufgiebt.

Da jedoch die Menscheit nicht aus Catonen besteht, so sollte man die einzelnen Glieder derselben nicht zu sehr der Versuchung aussetzen, sondern die Handlungen

eines jeden einer Controle unterziehen. Ueberhaupt ist Vertrauensseligkeit unstatthaft, wo es sich um gemeinnützige Interessen handelt. Cassendiebstähle und Bankdefraudetionen würden weit seltener sein, wenn man mehr auf der Hut wäre und sich nicht mit Palliativmitteln begnügen würde.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine köstliche Anecdote ein, die N. J. Pirogow in seiner (in der „Russkaja Starina" seinerzeit veröffentlichten) posthumen Autobiographie erzählt:

Im Anfange der dreißiger Jahre war ein gewisser Dr. Walter Professor der Anatomie an der Dorpater Universität, bei welcher sich damals Pirogow als Doctorant befand. Genannter Professor, der sich auch mit der ärztlichen Praxis beschäftigte, hatte ein Steckenpferd, d. h. eine Lieblingsmedicin, die er vorzugsweise in allen möglichen Krankheiten allzuerst anwandte, nämlich Camillenthee. Er verabreichte Camillenthee allen seinen Patienten und betrachtete diesen Thee für ein Universalheilmittel.

Eines Nachts wurde Doctor Walter zu einem Schwerkranken gerufen. Er schritt gerade auf das Bett zu, das im dunklen Hintergrunde des Krankenzimmers stand und ohne an den Patienten überhaupt irgend welche Frage zu richten, sagte er:

— Trinken Sie mal Camillenthee; es wird schon gut werden.

Nach diesen begütigenden, einleitenden Worten fühlte der seltsame Arzt dem Patienten den Puls und da er ihn an der bereits von Todeskälte erstarrten Hand nicht mehr fand, entschuldigte er sich phlegmatisch:

— Ah, so! Verzeihen Sie, Sie sind schon todt!

Diese Anekdote (die der berühmte Gelehrte mit der ihm eigenen Bonhomie erzählt) kömmt unwillkührlich in den Sinn, wenn man die neueste Chronik unserer Bank- und anderen Defraudationen durchblättert, oder die sich in letzter Zeit in so erschrecklicher Progression vermehrenden Zahlungsunfähigkeiten registrirt.

Der größte Theil derjenigen, deren Obliegenheit es war, die Operationen der Creditinstitutionen zu controliren, den Anwandlungen von Schwindel zu rechter Zeit Einhalt zu thun, die Anfälle von Ohnmacht in Folge von Anämie zu verhüten und kräftig einzugreifen, um einen tragischen Ausgang des Gebrestenes, an welchem fast alle unsere Creditinstitutionen kranken, zu verhüten, handelten ganz nach der Methode des Dorpater Arztes und Professors vor einem halben Jahrhundert. Wenn sie zu dem Schwerkranken geholt wurden, so nahmen sie sich nicht einmal die Mühe, den Patienten zu untersuchen, eine Diagnose zu stellen, energische Mittel zu gebrauchen, um die drohende Gefahr abzuwenden. Sie begnügten sich damit, mechanisch den stereotypen Ausspruch zu thun:

— Trinken Sie mal Camillenthee; es wird schon gut werden!

Und wenn sie dann den Puls fühlen wollten und bemerkten, daß der Patient schon aus dem Leben geschieden sei, und daß selbst Camillenthee nichts mehr helfen könne, so sagten sie:

— Ah, so! Verzeihen Sie, Sie sind schon todt!

Entschuldigen Sie; ich habe gar nicht bemerkt, daß Sie schon todt sind. Ich empfahl Ihnen Camillenthee und der kann Ihnen ja doch nicht helfen, da Sie nun einmal schon todt sind. Warum haben Sie mich nicht früher holen lassen? Der Camillenthee hätte dann seine Wirkung sicher nicht verfehlt.

Und der Aesculap geht triumphirend aus der Todtenkammer fort. Sein Glaube an die Zauberkraft des Camillenthees ist durchaus nicht schwankend geworden. Er ist im Gegentheil noch fester als je vorher, von der wunderbaren Wirkung dieses Mittels überzeugt, nur daß man ihn zu spät consultirt habe, um dieses probate Getränk mit Erfolg anwenden zu können.

— Trinken Sie mal Camillenthee; es wird schon gut werden.

— Ah, so! Verzeihen Sie, Sie sind schon todt.

Diese zwei Phrasen folgen so schnell hintereinander, daß man gerechte Zweifel zu hegen beginnt, nicht nur in Bezug auf die Heilkraft des Krautes, sondern auch hinsichtlich der Zurechnungsfähigkeit des dasselbe empfehlenden Arztes. Und der Skepticismus ist in beiden Fällen vollständig gerechtfertigt. Man geht bei uns gegen die socialen Uebel gar zu gelinde vor und man wird von dem Bewußtsein, daß etwas geschehen müsse, erst durchdrungen, wenn es bereits zu spät ist. So geht es leider bei uns nicht allein, darum werden überall solche schreiende Mißbräuche, solche colossale Defraudationen constatirt, die eben nicht geeignet sind, den Glauben an die wunderthätige Wirkung des Camillenthees zu stärken. Während man sich vorbereitet, dem Patienten dieses magische Getränk zu verabreichen, bemerkt man, daß der Aermste schon ausgerungen, überstanden, am Ziele angelangt sei. Doch wird man dadurch nicht umsichtiger, geht nicht in sich, sondern behauptet: Der Camillenthee ist ein probates Mittel, nur muß man es zu rechter Zeit anwenden.

Es sind jedoch in dieser Beziehung glückliche Abänderungen vorgenommen worden und thut sich eine merkliche Neigung zum Bessern kund. Die empirische Behandlung mit Camillenthee ist aufgegeben worden und wendet man weit energischere und zweckentsprechendere Mittel an, Dank welchen auch das angestrebte Ziel weit besser und wirksamer erreicht wird. Man belächelt jetzt die frühere Verirrung, daß Camillenthee ein Universalmittel gegen jegliche sociale Gebresten sei. Zufolge dieser Einsicht hat sich auch die Sachlage erheblich gebessert und da man fühlt, daß das Auge der Gesetzes wacht, daß die rügende Hand der gestrengen Dame Themis jeden Augenblick sich erheben kann, um derb auf die diebischen Finger zu klopfen, so ist man unwillkührlich in Bezug auf den Respect, den man dem Eigenthumsprinzip schuldet, sorgfältiger geworden und betrachtet nicht mehr die Ausdrücke „loro" und „nostro" als gleichbedeutend, sondern ist hübsch bestrebt, die Grenze zwischen „Mein" und „Dein" zu respectiren, da eine Verletzung derselben unnachsichtliche Strafe nach sich zieht. Die Zeiten des Camillenthees sind vorüber und werden hoffentlich nicht mehr zurückkehren.

Es war eine gar seltsame Zeit, die Gott sei Dank jetzt größtentheils hinter uns liegt. Es waren gar sonderbare Lebensanschauungen, die zur Geltung kamen und der Proudhonsche Spruch „Eigenthum ist Diebstahl" triumphiren machte. Man sagte sich: „Der Inhalt dieser Casse gehört einem andern, folglich ist er mein unbestrittenes Eigenthum." Und man begann aus der Feuerfesten, Diebessichern zu schöpfen und schöpfte so lange aus der Casse, bis dieselbe ganz erschöpft ward und dann kam Docter Walter und sagte: Trinken Sie mal Camillenthee, es wird schon gut werden! Doch da er bemerkte, daß der Patient schon ausgerungen, er fügte kaltblütig hierzu: Ah, so! Verzeihen Sie, Sie sind schon todt!

Man könnte bei dieser retrospectiven Erinnerung wahrlich vor Lachen bersten, wenn die überschäumende Wuth einem Zeit dazu ließe. Waret ihr denn mit Blindheit geschlagen, daß ihr nicht die verhängnißvolle Wirkung dieser Heilmethode einsaht? Saht ihr denn nicht die verheerende Wirkung, die dieselbe auf das öffentliche Gewissen, auf das allgemeine Rechtsbewußsein hatte, ganz abgesehen davon, daß sie die materiellen Interessen des Landes schädigte, seinen Credit untergrub, das gegenseitige Zutrauen erschütterte. Greifet zu so lange es noch Zeit ist! Greifet zu energisch, nicht mit Glacéhandschuhen, sondern schlaget mit der geballten Faust dazwischen, daß es kracht. Was sagte vor mehrere Jahren Rykow, dieser bäurische Typus eines Bankcartouche? „Hätte man mich besser controlirt", sprach der Skopinsche John Law. „so würde ich mich nicht so haben hinreißen lassen."

Trotzdem, daß Herr Rykow ein notorischer Spitzbube war, so hatte er doch ein wahres Wort ausgesprochen und er, der sein Leben lang gelogen und betrogen, gefälscht und

gestohlen, ist vollkommen im Rechte, wenn er die Behauptung aufgestellt, daß ihn die Gelegenheit zum Diebe gemacht habe. Und so ist es bei allen seinen Adepten der Fall, deren Zahl Legion ist. Es ist freilich sehr traurig und niederdrückend, wenn man a priori in seinem Nebenmenschen den Hallunken zu sehen gezwungen ist; wenn man selbst in anständiger Gesellschaft die Hände in den Taschen halten soll, aus Furcht, daß einem das Portemonnaie escamotirt werde; wenn man einen jeden Beamten beargwohnen und beaufsichtigen muß. Aber der Pessimismus ist in solchen Fällen sehr heilsam und unumgänglich nothwendig. Freilich ist der Pessimismus eine schwer zu ertragende Rüstung, die eigentlich mit den modernen Anschauungen und Rechtsbegriffen nicht harmonirt. Aber was ist dabei zu machen, wenn der Kampf um's Dasein alle Begriffe verwirrt, den Proudhonschen Ausspruch triumphiren macht, daß „Eigenthum im Grunde genommen doch nichts weiter als Diebstahl sei".

Da die Herren Gauner den ehrlichen Leuten nun einmal den Krieg erklärt haben, so muß man gegen dieselben schonungslos vorgehen und alle krankhaften Rücksichten bei Seite setzen. Die Demoralisation greift auch ohnehin immer mehr um sich und je mehr die Mittel zur Befriedigung unserer Gelüste fehlen, desto lebhafteres Bedürfniß empfindet man, denselben zu fröhnen. Das ist eine traurige Erscheinung, die sich gleichzeitig in der gesamten Culturwelt bemerklich macht und eine der herben Früchte einer fälschlich verstandenen Civilisation ist.

III.

Ein ehrfurchtsvoller Schauer überkam mich, als ich die heiligen Hallen betrat, in's Sanctuarium drang, mich mitten unter den Baalspriestern fand und würdige, gleich Götzen in heidnischen Tempeln, sich in majestätischen Schweigen an Marmorpfeiler lehnende Hohenpriester des Gottes Mammon erblickte. Soll man nicht von Ehrfurcht durchdrungen werden, wenn man in diese heiligen Hallen tritt, in denen schmächtige und feiste, düstere und selbstzufriedene Börsenmakler auf und abziehen und den Werth unseres Nationalreichthums auf die Wagschale legen, um ihn nachher öffentlich zu proclamiren, zum Nutzen und Frommen aller an die wunderthätige Macht lithographirter, mit mehr oder minder hübschen Vignetten geschmückten Papierbogen glaubenden Jünger des Börsenmolochs. Ich bitte Sie, soll man nicht ein Gefühl heiligen Schauers empfinden, wenn man in diesen dunkeln Hain tritt, wo den Passanten Raubritter in Gestalt von Bönhasen auflauern und mit den Worten „ la bourse ou la vie" Ihnen die Mündung des Courszettels an die Brust setzen.

Die Börse oder das Leben! Beim Zeus! das ist die Divise unserer Zeit. Hol Dich der Teufel und nimm mir die Börse und lasse mir das Leben! Denn was hilft mir die Börse ohne das Leben! Die Börse oder das Leben! Das Leben spielt sich ja eigentlich jetzt ausschließlich auf der Börse ab, wo ein Hexensabbath vorgeht, wie man ihn noch nie erlebt. Die Hausse feiert Orgien und die Börsenpriester tanzen um das goldene Kalb einen rasenden Cancan. Vermögen werden an einem Tage realisirt und verloren. Das Speculationsfieber hat Alle ergriffen, der Börsenrausch hat sie Alle inficirt. Doch je größer der Rausch, desto entsetzlicher der darauf folgende Kater. Der Paroxysmus wird einen unerhörten Katzenjammer nach sich ziehen und die am Bankete der Börse Zechenden und Schmausenden werden gleich den Genossen

des Gelages Belsazar bleich vor Schrecken werden, sobald sie die unheilvollen drohenden Worte gewahren werden, die sich urplötzlich in hochaufzüngelnder Flammenschrift produciren: Mene, Tekel, Uphrasin, und Entsetzen wird über Alle kommen und zähneklappernd, mit schlotternden Knien und schreckensbleichen Gesichtern werden sie in alle Richtungen der Windrose zerstäuben, und ein Orkan wird ausbrechen, der da in ungezügelter Wuth vor sich Alles hinfegen wird, und die goldenen Gefäße mit den köstlichen Speisen und die herrlichen Südfrüchte in den Crystallvasen und der funkelnde Wein in Kelchen griechischer Form und die schönen provocanten Weiber — sie werden Alle hinweggefegt, zertreten, zertrümmert, zerstreut werden, und die hoffnungstrahlende Göttin Hausse wird von ihrem goldenen Throne herabsteigen und ihrer düsteren Nachfolgerin, der Frau Baisse, den Platz räumen . . . Und es wird die böse Zeit der schweren Noth herannahen und gar manche, die sich für feststehend hielten, werden in ein sehr bedenkliches Schwanken gerathen.

Derartig waren die Betrachtungen, die mich überkamen, als ich mich mitten im Gewühl der Hamburger Börse befand und das Tosen der auf- und abwogenden Menge an mein Ohr drang. Ich befand mich da auf dem Jahrmarkte des Lebens und unwillkührlich kamen mir Gedanken, die mit meinem Besuche des Mercurtempels sich durchaus in keinem Zusammenhange befanden. Die Börse spielt bekanntlich im socialen und politischen Leben der Völker und in den gegenseitigen Beziehungen derselben eine hervorragende Rolle. Fast sämmtliche Schichten der modernen Gesellschaft, von den höchsten bis zu den niedrigsten, stehen mit der Börse in mehr oder weniger direkter Beziehung. Der Börsenschwindel nimmt immer größere Dimensionen an, zieht immer mehr Elemente, die sich bis jetzt von diesem Uebel fern gehalten, in seinen Zauberkreis, Dank einer stets wachsenden allgemeinen Habgier, hervorgerufen durch immer steigende Anforderungen des Lebens, durch eine immer wachsende Genußsucht, einen sich stets vermehrenden Vergnügungsdurst, die Alle zusammengenommen einen nur allzusehr empfänglichen Boden für die unseligen Auswüchse des Speculationsfiebers bilden.

Denn die Periode, in der wir leben, ist die der hastigen, unersättlichen Erwerbsgier. Mit dem Fortschritte der Cultur, dem Zunehmen der Bildung, dem steigenden Raffinement des mehr oder weniger in alle Schichten der Gesellschaft dringenden Luxus mit allen seinen Anforderungen—sind die menschlichen Bedürfnisse bis in's Unendliche gestiegen und gewachsen. Und die Befriedigung dieser Bedürfnisse, von denen unsere Voreltern (zum mindesten in den Mittelständen) selbst nicht die leiseste Ahnung hatten, erfordert — Geld. Die Zeit ist dahin, wo die Devise war l'or est une chimére! Jetzt ist Gold Alles, der Hebel, der Trieb, das Endziel von Allem, von Allen. Und so entstand denn auch ein wildes Jagen, ein tolles Ringen nach irdischen Glückgütern — der krankhafte, krampfhafte Kampf um's Dasein. Wie noch nie zuvor sind einerseits ungeheure Massen von Reichthum in einer Hand aufgestapelt. Wie noch nie zuvor herrscht anderseits entsetzliches Elend, unendlicher Jammer, bittere Armuth. Da haben Sie die sociale Frage, man möge sie noch so sehr wenden und drehen. Oben oder unten. Hammer oder Amboß. Es giebt fast kein Mittelding. Der Uebergang ist grell, Die ehemalige goldene Mittelstraße ist zum rauhesten der Pfade geworden. Von allen Seiten liegen Verlockungen, die den Wanderer nach rechts oder links treiben.

Eine dieser gefährlichsten Verlockungen ist die Börse, dieses Eldorado Weniger, dieser Abgrund Vieler. Da kommen sie in hellen Haufen die Schafe, blöcken gar kläglich, daß ihnen doch der Mammongötze ihr goldenes Vließ nehme. Und sie opfern auf dem Altar des gierigen nimmersatten Moloch ihr Hab und Gut, ihr Wohl und Wehe, ihr moralisches Gedeihen und ihre materielle Entwickelung. Und sie wetten und wagen und rennen und speculiren und freuen sich selig, wenn ihnen der Bör-

sencroupier hier und da einige Brocken zuwirft, die sie gierig aufschnappen und dadurch zum unseligen Spiel noch mehr angestachelt werden. Noch selten sah ich Jemand gut enden, der sich dem Spielteufel, dem Speculationssatan in die Arme geworfen. Der Versucher ködert zuerst sein Opfer, um es dann desto sicherer zu verderben. Wer sich auf die Börse begiebt, in der Hoffnung durch dieselbe in den Hafen behaglicher Ruhe einzulaufen, wird sich eben so enttäuscht fühlen, als Jemand, der sich aus Versehen statt ins Bett in einen Ameisenhaufen gelegt und sich mit einem zufällig des Weges kommenden Stachelschwein zudeckt sich comfortabel fühlen kann...

Auf dem Fronton der Madrider Börse hatte ein Spaßvogel über Nacht in Lapidarbuchstaben die Worte aufgeschrieben: „Hier liegt der Credit Spaniens begraben." Dieselbe Aufschrift könnte mit eben solchem Rechte auf gar manchem Mercurtempel prangen. Daher der Besuch der Börse auch nur denen gestattet werden sollte, die dazu gesetzlich autorisirt sind. Es existirt bei uns in dieser Beziehung freilich eine Vorschrift, die leider mißachtet wird, so daß effectiv die Thore der Börse einem jeden Thoren geöffnet sind, den es juckt sein Geld los zu werden. Doch nicht nur für dergleichen Thoren sind die Thore der Börse sperrweit offen, sondern auch für jegliche Art Dunkelmänner, Abenteurer, Industrieritter, die im Trüben fischen. Das Unwesen der falschen Nachrichten nimmt naturgemäß in dem Verhältnisse überhand, als an der Börse Persönlichkeiten verkehren, die nicht nur vor keinem noch so schmählichen Mittel zurückschrecken, wenn es sich darum handelt, egoistische Zwecke zu erreichen, sondern denen, bei dem niederen Niveau ihrer Moralität, jedes Gefühl dafür fehlt, daß sie damit auch nur im Mindesten etwas Unerlaubtes, Gemeinschädliches begehen.

Gegen diese Parasiten, gegen diese Schmarotzerpflanzen, gegen diese Drohnen des menschlichen Ameisenhaufens, die nicht produciren, sondern nur consumiren, die nicht säen, nur ernten; die stets auf sicheren Gewinn ausgehen, da sie Nichts riskiren, indem sie Nichts besitzen, oder im Fall eines Umschlags ihren Besitz vorsorglich, rechtzeitig in Sicherheit gebracht, sollte das Börsencomité mit rücksichtsloser Strenge vorgehen; da diese Herren eben dem Börsenschwindel den größten Vorschub leisten, ihn einem jeden zugänglich machen. Die englischen Statistiker machen seit einigen Jahren Beobachtungen über das Abnehmen des blonden Haares in Großbritannien und haben ziffermäßig durch unzweifelhafte Data nachgewiesen, daß die Bevölkerung des ehemals hochblonden Albion von Jahr zu Jahr immer brünetter wird, und sie prophezeien mit Entsetzen, daß in zweihundert Jahren England der Wohnsitz einer schwarzhaarigen Rasse werden dürfte. Is it not shocking?! Es wäre interessant, wenn sich ein Statistiker die Aufgabe stellen wollte, zu definiren, wie sich das Börsenfieber bei uns verbreitet, das vor wenigen Jahrzehnten bei uns eine eben so seltene Erscheinung war, als in England das Brünettsein. Wenn England erst nach zweihundert Jahren ein brünettes Land sein wird, so wird Rußland in einem weit kürzeren Zeitraum ganz vom Börsenfieber inficirt sein. Und wahrlich ich sage Euch, die Zeit ist nicht fern, wo man Jemand, der nie an der Börse speculirt, als ein Wunderthier und als einem Anachronismus betrachten wird.

Ich befürchte sehr, daß die Börsensaturnalien, die jetzt inscenirt werden, einen höchst tragischen Abschluß finden mögen. Es kann ein sehr gefährlicher Collaps eintreten, eine jener furchtbaren Katastrophen, die wie ein Orkan über die Erde dahinfahren und Alles vor sich wegfegen, vernichten, zermalmen, in Staub verwandeln. Denn die Spielwuth, von welcher gewisse Classen ergriffen sind und Dank welcher besonders Bankactien auf das leiseste, noch so unautorisirte Gerücht hin in die Höhe schnellen gleich dem von den Sonnenstrahlen getroffenen Quecksilber in der Thermometerscala, flößt selbst den Bankverwaltungen Schrecken ein, denen man doch dem Anscheine nach durch ein so fabelhaftes Steigen ihrer Fonds das unbeschränkteste

Vertrauen votirt. Doch erwähnte Bank-Administrationen sind so weise und umsichtig, sich durch diesen äußeren Erfolg nicht blenden zu lassen, da er ein mit Blumen verdeckter Abgrund ist und sich in dieser schwindelhaften Hausse eine große Gefahr birgt, indem ein ebenso unerwarteter und noch weit heftigerer Umschlag stattfinden kann und wird. Nicht nur im classischen Rom der Vergangenheit, sondern auch auf der realistischen Börse der Gegenwart ist vom Capitol bis zum tarpejischen Felsen nur ein Schritt. Und ist einmal die Lawine im Sturze begriffen, dann kann man sich von ihren Dimensionen und ihren Folgen selbst annähernd keinen Begriff machen. Ein Schneeball fällt von dem Berggipfel, im Fallen wächst er mit einer furchtbaren Rapidität; es setzen sich immer neue Massen freiwillig an, andere reißt er durch die eigene Wucht mit, bis er zur Riesenlawine angewachsen, ganze Dörfer und Ortschaften unter sich begräbt. Ebenso ist es mit dem Fallen von Speculationsfonds, wenn sie eine gewisse schwindelhafte Höhe erreicht haben. Das Sinken um einige wenige Procente wird nicht beachtet. Doch dann geht es rapid bergabwärts, reißt im Rollen Alles mit sich hin, bis es zu einer panikartigen Baisse angeschwollen, ganze Vermögen vernichtet, hunderte Familien ruinirt.

Ich muß jedoch eingestehen, daß die Hamburger Börse auf mich einen weit günstigeren Eindruck hervorbrachte, als die Berliner, die mit vollem Recht ein Baalstempel genannt werden darf. Der Mercurtempel von Hammonia trägt so etwas Gemüthliches, Anheimelndes an sich. Die Speculation nimmt daselbst nicht so leicht den Charakter einer ungezügelter Orgie an. Im Ganzen war der Eindruck, den die Hamburger Börse auf mich hervorbrachte, ein sehr günstiger. Doch will ich durchaus kein Hehl daraus machen, daß ich frei aufathmete, als ich ich die Thüre des Baalstempels von außen schloß, als ich hinaustrat in die von dem goldigen Lichte einer strahlenden Septembersonne übergossene Straße und dieses Gesumme tausender Stimmen, das an das Rauschen der Meereswogen gemahnt, nicht mehr hörte und rüstig St. Pauli und Altona zuschritt, es resolut verschmähend, Tramwaywaggons, Taxonomdroschken, oder Omnibusequipagen zu benutzen, da ich von der schönen, großen Stadt während meines nur kurz bemessenen Aufenthalts so viel als möglich sehen wollte und man dieses Ziel am besten erreicht, wenn man tapfer zu Fuße geht.

IV.

Die Vorstadt St. Pauli, früher der „Hamburger Berg" genannt, zwischen den Städten Hamburg und Altona belegen, dient als Hauptverkehrplatz der Seeleute aller möglichen Nationalitäten. Dieser eigenthümliche Stadttheil, wie ein solcher schwerlich in irgend einer anderen Stadt vorhanden ist, präsentirt sich als ein großer, beständiger Jahrmarkt, wo ein reges Leben herrscht, das oft den Charakter wilder Ausschreitungen, ungezügelter Saturnalien annimmt. Auf einem weiten Raume zusammengepreßt, in fast ununterbrochener Reihefolge und in buntem Durcheinander (was die Scenerie noch pittoresker macht, befinden sich alle nur denkbaren Vergnügungen und Unterhaltungen, wie sie besonders Seeleuten willkommen sind, die das Festland betreten, nach dem sie Monate lang nur Himmel und Wasser gesehen, von jeglicher Berührung mit der übrigen Welt abgeschnitten waren, und alles, was das Leben angenehm macht, entbehren mußten. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Theerjacken, sobald sie nur festen Boden unter sich fühlen, sich heißhungrig auf jede möglichen fleischlichen Genüsse werfen und den Becher der Vergnügungen bis auf die Hefe leeren. Gewöhnlich sind ihre Portemonaies reichlich garnirt und lassen sich die Theerjacken gehen.

Wein, Weiber und Gesang ist die Losung, und da diese drei Güter der Erde ihnen in Hamburg überhaupt und in der Vorstadt St. Pauli insbesondere in Profusion geboten werden, so beginnt ein Cyclus von Genüssen, dessen Taumel so lange währt, als das während der langen Fastenperiode gesammelte Gold im Beutel vorhält. Ist der süße Rausch vorüber, dann folgt der herbe Katzenjammer, und mit wüstem Kopf und leerem Portemonnaie, mit gesenktem Kopfe und schwerer Zunge, sich dahinschleichend gleich einem begossenen Pudel, begiebt sich die Theerjacke wieder an Bord seines Schiffes. . . . .

Sie werden also begreifen, daß die kleine Welt in St. Pauli sich bestrebt, dem nach Genüssen jeglicher Art lechzenden Seeman Alles zu bieten, was in ihren Kräften steht und die Nähe des Hafens erleichtert erheblich den Verkehr. Es ist ein buntes, bewegtes Bild, das sich auf den Straßen und Plätzen dieses ewigen Jahrmarkts bietet; wo man bestrebt ist, dem Geschmack und den Begierden einer gewissen Sorte von Besuchern in möglichst ausgiebiger Weise zu entsprechen:

Seiltänzer und Kunstreiter, Riesen und Zwerge, fette, gigantische Weiber und magere, minime Kinder in bunte Flitter ausstaffirt, unzüchtige Tänze vollziehend; Gaukler und Taschenspieler, Schlangenbeschwörer und Wachsfiguren; Jongleure und Equilibristen; Schießhallen, Carousselś, Circusse, Polichinelltheater, Thiermenagerien, sogenannte Messerpavillons, Kraftmesser, Restaurants, Cafe's, Trinkhallen, flotte Weiber, durchaus nicht prüde oder zimperliche Kellnerinnen, Riesinnen die auf ihren kolossalen Brüsten große mit Gläsern dampfenden Punsches besetzte Theebretter tragen, und winzige Liliputer, die man in die Westentasche zu stecken können glaubt; Panorama und Diorama mit mehr oder weniger unzüchtigen Darstellungen, Tanzlokale, von geschminkten, willigen, aufgedonnerten Dirnen erfüllt, Cafe-Chantants, in welchen die ausübenden Künstlerinnen verschiedenen Göttinen huldigen, Terpsichore und Melpomene eben so eifrig dienen als der Venus Aphrodite.

Dazu kommt noch eine Reihe von Theatern, die dicht neben einander ihre gastfreundlichen Thore sperrweit öffnen, in den buntesten, alle möglichen Genüsse, jeglichen Augen-Ohren- und Sinnenschmaus marktschreierisch versprechenden, in Regenbogenfarben schillernden Affichen, die Besucher anlocken. Wirthschaften jeglicher Art stellen culinarische und andere Genüsse in Aussicht. Zigeunermädel stellen ihre Reize zur Schau und ein in elegantem Frack sich producirender Zigeuner geigt mit einem Entrain, um welches ihn Paganini beneidet haben würde.

Ein Zigeuner im Frack ist eben solch ein Unding, als eine Tochter Pharaos in einer Tournure. Servirt mir diese braunen Baalskinder au naturel! in malerischen Lumpen mit Sandalen an den braunen nackten Füßen, mit entblößter Brust und einem Hals, der mit dem Joche der modernen Cravatte und des steifen Hemdkragens noch keine Bekanntschaft gemacht. Servirt mir die künstlerischen Lumpe in künstlerischen Lumpen und dann wird die Illusion vollkommen sein; sie wird um so vollkommener sein, je unsauberer der Künstler ist. Denn ein gewaschener, frisirter Zigeuner ist mir ebenso antipathisch als eine ungewaschene Dame in zerzauster Frisur. Den Zigeuner liebe ich ganz Natur; den goutire ich, ebenso wie einen Käse, der einen so penetranten Geruch hat, daß sogar ein Aufenthalt im Nebenzimmer gefährlich ist. Ich schwöre es Ihnen, daß das Spiel dieses einen Zigeuners in der Schaubude zu St. Pauli (trotz seines schwarzen Fracks und seiner weißen Cravatte) mir tausend Mal lieber ist, als sechsundzwanzig vierhändig Clavier spielende junge Mädchen aus der Raphophschen Musikschule, oder als vierzig mondscheinsüchtige, Beethovensche Sonaten auf einem Beckerschen Flügel executirende Jünglinge unseres Conservatoriums.

Ich liebe den urwüchsigen, von der Cultur noch nicht beleckten Zigeuner, diesen letzten Mohikaner des Nomadenthums in unserer nur gar zu seßhaften Zeit, diesen Vertreter der Romantik und Poesie in unserer nüchternen, prosaischen Epoche. Ich

liebe ihn, sei er Musiker oder Roßkamm, Wahrsager oder Dieb; obgleich der eigentliche Beruf des Zigeuners zwischen Musik und Diebstahl schwebt. Man sagt, daß bald nach der Geburt eines Zigeunerknaben dessen natürliche Neigungen auf die Probe gestellt werden, um zu sehen, wozu er disponirt ist, welchem Berufe er sich widmen soll: man reicht dem Kinde eine Fiedel und ein Geldstück. Greift es nach der Fiedel, so wird es ein Musiker; greift es jedoch nach dem Geldstück, so wird es ein Dieb. Je nachdem eine von diesen zwei Berufsarten auf solche originelle Weise von dem Zigeunerkinde erwählt wird, ist auch die Erziehungsmethode.

Heisa! wie sich die Paare im Kreise drehten, daß die Röcke der „Damen" hochaufflatterten und es mir im Hirne zu wirbeln begann und ich mich schleunigst aus dem, dem Dienste der Terpsichore geweihten Tempel (alias Tanzlokal) rückwärts concentrirte, da eine schwarzäugige Hebe mit glühendrothen Wangen und hochwogenden Busen mich auf's Korn genommen zu haben schien und mir unzweideutige Avancen machte, so daß ich an Josephs Abenteuer mit Frau Potiphar gedachte, meinen Paletot hastig knöpfte und schleunigst verduftete . . .

Doch möge der geneigte Leser aus obiger Schilderung durchaus nicht die Schlußfolgerung ziehen, als ob es in St. Pauli nur verrufene Locale gebe. Dem ist durchaus nicht so. Da sind auch anständige Vergnügungsorte vorhanden: hübsche Concertgärten, mehrere sehr nette Theater u. s. w. Und zwischen den diversen Hallen des Genusses sind Verkaufsläden placirt, wo Sie seltene Muscheln, exotische Vögel und andere Raritäten erwerben können. Papageien in den brennendsten Farben schaukeln sich lustig in ihren Ringen hin und her und rufen Ihnen Kraftwörter in allen möglichen Sprachen zu; drollige, ernst dreinschauende Cacadus flattern dazwischen und herrliche Colibris zwitschern, mit ihren Farbennüancen blendend. Nebenbei ein naturhistorisches Museum, ein Panorama, eine Menagerie u. s. w. Mit einem Worte, ein vainity fair im vollen Sinne des Wortes . . . .

Altona, wohin ich mich aus St. Pauli begab, war früher eine Stadt für sich, ist aber jetzt mit Hamburg innig verbunden, durch die Schwesterstadt absorbirt worden. Altona — die bevölkerteste Stadt von Schleswig-Holstein, bildet auch jetzt ein Ganzes für sich, hat auch eine ganz abgesonderte Verwaltung und zählt mehr als 100,000 Einwohner. Diese interessante Stadt erhebt sich auf dem schroff abfallenden nördlichen Elbufer in einem anmuthigen Kranz von Gärten und Landhäusern, sich zum Theil sehr malerisch dem Auge des Beschauers darbietend. Die nach dem Fluß zu sich senkenden Straßen bieten eigenthümliche Durchblicke; die stromabwärts sich anschließenden Hügel gewähren einen weiten Ueberblick über die reizende Elbe und ihre Ufer.

Der Name der Stadt stammt aus dem plattdeutschen „Al to na" (d. h. allzunah.) Die Hamburger waren von der dicht an ihrer Grenzmark entstehenden dänischen Stadt (Schleswig-Holstein war damals eine dänische Provinz) durchaus nicht erbaut und nannten sie spöttisch verdrießlich „Al to na" und daher soll auch der Name stammen, so wenigstens erklärt es die Volksetymologie. Gegründet wurde Altona im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts. 1640 kam das Städtchen an die dänischen Könige aus dem Hause Holstein-Glückstadt, erhielt 1664 von Friedrich III. Stadtrechte und stand im achtzehnten Jahrhundert durch Schiffbau und Handel in hoher Blüthe. Gleich Hamburg litt Altona sehr durch die Napoleonische Continentalsperre. 1814 entging es nur durch die Energie des Oberpräsidenten Grafen Blücher dem Schicksal von den Franzosen verbrannt zu werden. Seit 1866 ist Altona preußisch und scheint sich unter diesem Regime ganz wohl zu fühlen, mindestens ist die Stadt stets im materiellen Aufblühen und Gedeihen begriffen.

XXII.

Dresden.

I.

Es war ein herrlicher Sömmernachmittag, als ich in Dresden auf der Brühlschen Terasse saß, schlechten Kaffee trank, eine vorzügliche Cigarre rauchte und mich an dem pittoresken Anblick der Elbe, die ihre schmutzig-gelben Wellen schwer und träge dahinwälzt, ergötzte. Ich war des Morgens angekommen und bevor ich meine Reise fortsetzte, wollte ich mir das Elbeflorenz etwas näher ansehen.

Ich hatte meine Zeit gut ausgenützt, das grüne Gewölbe besucht und die darin enthaltenen Kunstschätze und Kostbarkeiten bewundert; die Gemäldegallerie besichtigt; staunend vor dem Wandschrank im Juwelenzimmer gestanden, der die Edelsteine des sächsischen Königshauses enthält, unter denen besondere Beobachtung ein 160 Gramm schweres, grünes Diamant erregt. Das Auge wird förmlich von diesem Meer von vielfarbigem Lichte geblendet, welches dieser reichhaltigen Edelsteincollection entströmt. Es war so viel da zu sehen in diesem grünen Gewölbe, daß ich förmlich erdrückt wurde von allen den auf mich heranstürmenden Eindrücken. Leider war meine Zeit mir etwas karg zugemessen, so daß ich alle diese Sehenswürdigkeiten nur im Fluge beschauen konnte.

Dresden an den beiden Ufern der Elbe gelegen, welche die Altstadt und Friedrichstadt mit ihren Vorstädten von der nach dem Brande 1686 neu aufgeführten Neustadt und Aulönstadt nebst deren Vorstädten scheidet, ist in der That sehr hübsch und hatte ich den ganzen Tag damit zugebracht, um alles Sehenswerthe, so weit es die kurze Spanne Zeit erlaubt, zu besichtigen. Darauf war ich auf die Brühlsche Terasse geeilt, von der ich so viel Gutes und Schönes gehört hatte.

Die Brühlsche Terasse, von dem allmächtigen Minister und Favoriten August III., Grafen Brühl, im Jahre 1738 als Garten zu seinem anstoßenden Palais auf dem Festungswalle angelegt, zieht sich längst dem Elbufer hin. 1814 wurde die Terasse bedeutend vergrößert und erfreut sich von Alters her eines gewissen Rufs, der auf die Reisenden magisch wirkt, ihnen aber auch manche Enttäuschungen bereitet; besonders da durch viele vorgenommene Uferbauten die Aussicht von der Terasse aus erheblich beeinträchtigt wird und dadurch vieles von ihrer früheren Eigenart verloren hat. Eine breite Freitreppe von 41 Stufen (durch den zeitweiligen Gouverneur von Dresden, den russischen General Fürsten Repnin im Jahre 1814 erbaut) führt bei

der Augustbrücke vom Schloßplatz herauf. Diese monumentale Brücke ist im dreizehnten Jahrhundert erbaut, 1227 restaurirt und 1813 durch den französischen Marschal Davoust zur Deckung seines Rückzuges theilweise gesprengt worden. Sie ist 402 Meter lang, 12,5 Meter breit und ruht auf 16 hohen, kühn geschwungenen Bogen, die wirklich imponirend sind.

Als ich die große zu der Terasse führende Granittreppe erstiegen hatte, sah ich riesige buntfarbige Placate, die da verkündeten, daß hier die Ausstellung der Wereschtschaginschen Schlachtengemälde stattfinde. Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß ich die Bilder unseres berühmten Schlachtenmalers, als sie seiner Zeit in Petersburg ausgestellt waren, nicht gesehen hatte. Das Gute, was uns nahe liegt, beachten wir gewöhnlich nicht, gehen oft daran gleichgiltig vorüber, würdigen es erst dann, wenn es für uns unwiderbringlich verloren ist. Ich schob den Besuch der Wereschtschaginschen Bilder von Tag zu Tag auf, und als ich mich eines schönen Tages endlich dazu entschloß, da war die Ausstellung geschlossen und die Bilder waren nach Moskau transportirt. Ihnen dahin nachzureisen, wäre gar zu thöricht gewesen, so daß ich auf diesen hohen Genuß verzichten mußte. Ich muß es gestehen, daß ich mich darüber höchlichst ärgerte und mir selbst die bittersten Vorwürfe machte, mich sogar zu Injurien verstieg, die gewiß zu einem höchst scandalösen Processe Veranlassuug gegeben hätten, wenn sich ein anderer erkühnt hätte, mir solche bittere Wahrheiten ins Gesicht zu schleudern, als ich es mir gegenüber that. Aber Sie werden doch selbst einsehen, daß ich mich nicht verklagen konnte, weil ich mich beleidigt hatte, um so mehr, da ich selbst eingestand, daß ich in vollem Maße alle die Grobheiten verdiente, die ich mir im Zorneseifer gesagt hatte.

Ich bin ein großer Verehrer Wassilij Wereschtschagins und stelle ihn bedeutend höher als Horace Vernet. Nicht als ob ich dem russischen Künstler unbedingt die Palme zuerkennen wollte, und ihm ein größeres Talent zuspräche, als seinem französischen Collegen. Ich maße mir überhaupt in den schönen Künsten kein Urtheil an, da ich im Grunde genommen doch nichts mehr als ein Laie bin, der nur das Schöne empfindet, überall, wo er es antrifft, ohne sich zu erdreisten, darüber ein definitives Urtheil zu geben, es in technischgelehrtem Gewande vorzuführen. Es ist nichts leichter als ein Kritiker zu sein, man braucht nur mit gewissen technischen Floskeln um sich zu werfen, die man gewissen Handbüchern entnimmt, in welchen diese Fragen speciell behandelt werden, um die eigene Ignoranz zu verdecken, die Voraussetzung zu erwecken, daß man die Sache aus dem „ff" verstehe. Ich bediene mich nie solcher Kunstgriffe, ich urtheile stets mit dem Gefühle, folge stets der Stimme meines Herzens und muß gestehen, daß ich mich selten täusche, wenngleich ich in manchen Gegenständen, über die zu urtheilen ich mich unterfange, ein Laie bin.

Also, wie gesagt, ich stelle Wassilij Wereschtschagin höher als Horace Vernet, weil letzterer den Krieg verherrlicht, das gegenseitige Abschlachten von Menschenmassen nach allen Regeln der strategischen Kunst glorificirt und die Verwandlung von lebenden, denkenden, fühlenden Organismen in eine leblose, blutige, ekelhafte Fleischmasse durch die herrlichsten Farben poetisirt hat, und auf diese Weise dem Chauvinismus neue Nahrung gegeben, die ungezügelten, wilden Leidenschaften noch mehr entfesselt. Wereschtschagin zeigte uns die Kehrseite des Krieges, er stellte den Krieg dar, wie er wirklich ist, mit seinem namenlosen Elend, mit seinen unerhörten Gräueln, mit seinen dunklen Heroen, die da ergebungsvoll und schweigend sterben, ohne eigentlich zu wissen, wofür und warum, ohne sich Rechenschaft abzugeben, ob ihr Tod wirklich der übrigen Menschheit Gewinn bringt. Wereschtschagin malte den Krieg, wie er wirklich ist; er zeigte uns die Kehrseite der Medaille: neben dem Ruhm — das Elend, neben den Gloire — das Entsetzen, neben dem Triumph — die Opfer, neben, dem glänzenden Sieg — das von Leichen übersäete Schlachtfeld, neben den freudig schmet-

ternden Trompetenfanfaren — das verzweifelte Stöhnen der Sterbenden, neben dem enthusiastischen Hurrahrufen — der Aufschrei des in der Agonie Liegenden nach einen Trunk Wasser Lechzenden, um den in seinem Innern wüthenden, höllischen Durst zu löschen ...

Darum hatte Horace Vernet so viele Freunde und Verehrer. Darum hat Wasilij Wereschtschagin so viele Feinde und Widersacher. Ja, man entblödete sich sogar nicht, ihm Mangel an Patriotismus vorzuwerfen; man ging sogar noch weiter — man beschuldigte ihn des Verraths am Vaterlande. Thörichter Wahn! Als ob man nicht eben sein Vaterland um so glühender liebe, je mehr man bestrebt ist, dasselbe von blutigen Opfern zurückzuhalten; als ob der Chauvinismus den Patriotismus in Pacht genommen; als ob man seine Liebe zur Heimath dadurch bekunde, daß man sie in den Krieg zu stürzen bestrebt ist; als ob militärischer Ruchm das höchste Glück auf Erden sei.

Ein wahrer Patriot ist derjenige, der seinen Lande mit Aufopferung, mit Hingebung dient und dasselbe nach Kräften vor allem Unheil zu bewahren sucht; der bereit ist für seine Heimath Gut und Blut zu opfern, wenn die vitalen Interessen derselben derartige Opfer erfordern sollten; der für sein Vaterland nicht nur sterben, sondern auch leben will, um ihm nützlich zu sein, zu seiner geistigen Entwickelung und materiellem Gedeihen beizutragen. Auf dem Schlachtfelde sterben ist oft leichter, als für seine Heimath leben, ihr seine Kenntniße, seine Kraft, sein redliches Wollen und ernstliches Können zur Verfügung stellen.

In Dresden auf der Brühlschen Terrasse war es mir beschieden, die gemalten Kriegsgesänge und Schlachtenepopöen Wereschtschagins zu sehen und zu bewundern. Lange stand ich vor dem berühmten Gemälde „Es ist Alles ruhig in Schipka", wo aus den blinkenden Schneemassen nur der Helm der Schildwache hervorlugt und das Leichentuch die treue Wacht am Schipka eingehüllt, in eine, von glitzernden Schnee umhüllte Eisstatue verwandelt ...

Die Bilder Wereschtschagins sind lehrreich, weil sie uns die Schattenseiten des Krieges kennen lernen machen. Mögen diejenigen, die mit leichten Herzen internationale Conflicte heraufbeschwören, blutige Kriege herbeiwünschen, sich durch den Anblick solcher Schlachtenbilder ernüchtern lassen; mögen dieselben den Heißspornen als Warnung dienen, nicht so leichtfertig das Gewerbe des Hetzens zu betreiben. Das künstliche Nähren und Großziehen der Chauvinismus ist absolut schädlich. Es bedarf solcher Mittel nicht, und den Patriotismus zu erwärmen. Die Geschichte Rußlands hat es bewiesen, daß im Augenblick der Gefahr, wenn das Land bedroht ist, ein großes Volk in Waffen erstehen wird, bereit seine Vaterlandsliebe durch sein Blut zu besigeln. Das weiß man nicht nur in Rußland, sondern auch in der übrigen Welt...

Mit schwerem Herzen verließ ich die Ausstellung und athmete hoch und freudig auf, als ich aus den dunkeln Sälen in die freie Gottesnatur trat, wo die Sonne goldig über meinem Haupte glänzte und üppiges Grün dem Auge und Herzen schmeichelten, gleichsam um sie für die eben ausgestandenen, unter Leichen zugebrachten Stunden zu entschädigen. Auf der entgegensetzten Seite des Elbeufers rankten sich lustige Weinberge empor; reizende Villen, prächtige Lustschlösser streckten ihre schlanken Thürme in die reine Luft. Auf dem Flusse selbst herrschte ein geschäftiges Leben. Flinke Dampfer schossen jeden Augenblick geschäftig hin und her.

Obwohl die Aussicht von der Brühlschen Terrasse eine sehr hübsche ist, so muß ich dennoch gestehen, daß ich mehr erwartet hatte und darum ziemlich enttäuscht war. Die Elbe ist ein Strom, der keinen Vergleich mit unserer Newa aushalten kann und eher der Fontanka ähnlich ist. Möglich ist es, daß dieser für die Elbe nicht sehr schmeichelhafte Vergleich dadurch herbeigeführt ward, daß mir ein sehr, sehr schlechter Kaffee in solch einer Miniaturtasse servirt wurde, daß der Anblick allein in mir förmlich Durst erregte. Ein Fingerhut mit einer weißen Flüssigkeit sollte dem

schwarzen Kaffeemeer die Farbe der Unschuld verleihen, wenigstens aus dem Mohren einen Mulatten oder Mestizen machen. Doch trotzdem, daß ich noch zwei Fingerhüte mit genannter Flüssigkeit in den Pontus-Euxinus goß, so änderte er seine Farbe fast gar nicht, nahm nur eine etwas gräuliche Nuance an.

— Können Sie denn wirklich nicht eine größere Tasse geben und etwas mehr Sahne, sagte ich vorwurfsvoll zum befrackten Ganymed.

— Wenn wir die Tassen größer machten und mehr Sahne gäben, so müßten wir bald das Geschäft schließen, da wir dann ohne Kunden blieben, entgegnete der Kellner.

— Wie so denn? fragte ich ganz erstaunt über diese eigenthümliche Logik.

— Ja, sehen Sie, die Fremden kommen aus Neugierde her, um sich die allerkleinsten Kaffeetassen der Welt anzusehen und die Fingerhüte mit Sahne zu bewundern. Alle sagen, so etwas hätten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Manche Engländer und Amerikaner kaufen bei uns die Tassen und Schmandkrügel, um sie in die Heimath als Curiosum mitzuführen. Sollten wir die Tassen größer machen, so würde von den Fremden Niemand mehr zu uns kommen. Die Heimischen kommen so wie so nicht her.

Diese seltsame Deduction amusirte mich sehr und so saß ich, den abscheulichen Kaffee schlürfend und die köstlichste Cigarre rauchend und betrachtete das interessante Schauspiel vor und unter mir, die prächtige Brücke mit den hohen Schwebebogen, unter welchen die Dampfer passiren, ohne gezwungen zu sein, den Schlot niederzulassen.

— Da geht der Dampfer bald nach Pillnitz ab, sagte der Kellner, auf einen am Fuße der Terrasse vor Anker liegenden großen Flußdampfer deutend.

— Was ist denn das Pillnitz?

— Ein königliches Lustschloß an der Elbe.

— Ist es da hübsch?

— Außerordentlich schön. Der König ist jetzt daselbst und mehrere fürstliche Gäste.

In mir reifte sofort der Entschluß, die Reise nach Pillnitz zu machen. Zu thun hatte ich doch nichts. Ich war Herr meiner Zeit und anstatt den Abend in Dresden zuzubringen, hielt ich es für angemessener, einen Ausflug zu machen und mir die Umgegend anzusehen.

Fünf Minuten später befand ich mich an Bord des Dampfers, nachdem ich ein Billet nach Pillnitz gelöst hatte. Im Augenblick, wo ich den Dampfer betrat, beginnt das Abenteuer, das ich erzählen werde.

II.

Unter dem Zeltdache des Verdecks erster Classe waren nur wenige Passagiere versammelt. Ich setzte mich auf eine Bank und betrachtete die hübsche Gegend. Der Dampfer hatte sich unterdessen bereits in Bewegung gesetzt und Weinberge und Villen glitten an mir vorüber. Von Zeit zu Zeit lorgnirte ich hübsche Mädchen, die das Ufer entlang spazierten oder auf den Balkons saßen. Ich war so in die Musterung vertieft, daß ich meiner nächsten Umgebung keine Aufmerksamkeit schenkte. Plötzlich jedoch wurde ich aus meinem Sinnen geweckt. Russische Laute schlugen an mein Ohr. Eine Frauenstimme sprach in schleppendem, verdrießlichem Tone.

— Ольга Васильевна, перестаньте дурачиться! (Olga Wassiljewna, hören Sie auf, Unsinn zu treiben).

Ich wendete mich um.

Auf Klappstühlen saß eine Gruppe von fünf Personen. Ein würdevoller Gentleman mit grauem Backenbarte, eine bejahrte Frau, ein junges Mädchen, ein Backfisch und ein kleiner Knabe. Das waren zweifelsohne Russen pur sang; alles deutete darauf hin. Nicht nur die einigen Worte, die an mein Ohr schlugen, sondern ihr ganzes Aeußere, ihre Kleidung, Haltung und Manieren. Der unzufriedene Ausdruck auf dem verdrießlichen Gesichte; das verächtliche Kopfaufwerfen, eine gewisse affectirte Geringschätzung, welche die Eigenthümlichkeit des größten Theiles russischer Touristen ausmachen, die dadurch den Ausländern gegenüber ihre vermeintliche Ueberlegenheit kundgeben wollen; eine gewisse Nachlässigkeit, die sich über äußere Formen hinwegsetzt, eine vornehme Nonchalance, die aber durchaus nicht echt und stichhaltig ist.

Ich hatte während meiner Reisen im Auslande Gelegenheit gehabt, russische Touristen kennen zu lernen, und mit wenigen Ausnahmen kann ich sie in zwei Kategorieen theilen. Zur ersten gehören diejenigen, die über alles Fremdländische in ein namenloses Entzücken gerathen, die sich knechtisch vor Allem beugen, sclavisch ihre eigene Inferiorität anerkennen und vor der Superiotät der Anderen kriechen; die ihr eigenes Land und Volk verachten, mit Geringschätzung von der Heimath und dem Leben daselbst sprechen; alles Eigene in den Koth zerren, alles Fremde blind anbeten; über alles Russische herziehen, alles Fremde glorificiren, ohne zu dem Einen noch zu dem Anderen berechtigt zu sein. Die zweite Kategorie russischer Touristen ist ganz entgegengesetzter Richtung und Ansichten. Zu Hause sind sie strenge Richter, mit Allem unzufrieden; an Allem und Jeglichem haben sie auszusetzen und zu bekritteln; in Allem vergleichen sie das Heimische mit dem Fremden, und finden das erstere entsetzlich schlecht, untauglich, verrottet und sehen nur die glänzenden Seiten des letzteren. Doch kaum haben diese Leute die Grenze passirt, so werden sie patriotisch, hochnasig, schauen mit unverhohlener Geringschätzung auf alles Fremde herab, streichen das Heimische hervor; sind des Lobes voll über das Leben in Rußland, finden nicht genug herben Tadel für das Leben im Auslande. Besonders dem Deutschen gegenüber kehren sie ihren Nationalstolz hervor. Sie halten sich für höher angelegte Naturen, für weit intelligenter. Sie spotten über das deutsche Spießbürgerthum, machen faule Witze über deutsche Knauserei; verlachen deutsche Klöße, deutsches Sauerkraut, Kartoffeln, Wurst und Bier; affectiren Unkenntniß der deutschen Sprache, die sie absichtlich auf die schauderhafteste Weise radbrechen, obwohl sie sonst gut und richtig sprechen; kehren bei jeder Gelegenheit ihr elegantes Französisch hervor, obwohl der Nishegorodsche Accent desselben nicht hinweggeleugnet werden kann; kurz, benehmen sich im höchsten Grade arrogant, herausfordernd und machen sich so unangenehm als möglich.

Ich traf in Kissingen einen sehr würdigen Russen, der das Deutsche wie seine Muttersprache beherrschte, der aber, ich weiß nicht recht warum, es für nothwendig hielt, unter Deutschen zu radbrechen, ein entsetzliches Kauderwelsch zu sprechen und stets französische Brocken hereinzumischen. Ich habe diese seltsame Manie noch bei vielen anderen unserer Landleute bemerkt, die geradezu sich mit ihrer Unkenntniß der deutschen Sprache brüsteten. Wie so man durch Ignoranz — auf welchem Gebiete es auch sei — zu imponiren glaubt, sich damit zu brüsten für nothwendig hält und seine Unwissenheit ostensiv zur Schau trägt ist mir nicht gut begreiflich. Ich constatire nur ein von mir beobachtetes Factum, ohne zu versuchen, des Räthsels Lösung zu finden, was übrigens auch nicht der Mühe werth ist.

Ich rangirte die Gruppe russischer Touristen auf dem Elbedampfer sofort zu der zweiten Kategorie. Der Gentleman, der das Haupt der Familie zu sein schien, war

ein Mann so in den Fünfzigern, wohl conservirt, mit einem cynischen Lächeln um die wulstigen Lippen, in ein englisches Reisecostüm gekleidet, mit einem Panamahut auf dem Kopfe und einem Monocle am schwarzen breiten Seidenband im linken Auge. Er saß da auf seinem Klappstuhl, sehr steif, als ob er eine Arschin verschluckt und einen heiligen Eid gethan hätte, sie unter keiner Bedingung wiederzugeben. Sein sorgfältig gepflegter Backenbart deutete auf einen Staatsrath hin und wurde diese meine Voraussetzung durch die multicolore Ordensrosette in seinem Knopfloch bestätigt. Daß er kein hoher Würdenträger war, konnte ich aus seiner arroganten Miene und der Rosette schließen. Unsere Würdenträger sind überall stets die verkörperte Liebenswürdigkeit und Einfachheit. Sie tragen weder Arroganz noch Orden zur Schau. Ich fuhr von der Grenze nach Berlin zusammen mit einem bejahrten Gentleman von höchst würdevollem Aussehen, mit ganz weißem Haupthaar und Schnurrbart, mit einem Vertrauen einflößenden, geistreichen Gesicht. Er war sehr einfach in ein schwarzes Lustrinjaquet gekleidet und trug einen großen schwarzen Schlapphut. Wir unterhielten uns auf eine sehr angenehme Weise und ich war nicht wenig erstaunt später zu erfahren, daß es der Graf Peter Andrejewitsch Schuwalow, früher russischer Botschafter in London, war, der nach Carlsbad reiste und von Berlin aus einen Abstecher machte, um den Fürsten Bismarck zu besuchen, mit dem er persönlich befreundet ist.

Wie gesagt, der Herr mit der vielfarbigen Ordensrosette im Knopfloch war sicherlich kein hoher Würdenträger. Ebenso wie die dicke, bejahrte Dame, augenscheinlich seine Lebensgefährtin, keine Hofdame war, weit davon. Eher schien sie in's Küchendepartement zu gehören. Etwas Communerem, Unsympathischerem bin ich selten begegnet. Das rothe, dicke Gesicht, die kleinen, unruhig hin und her wandernden Aeuglein, die dicht aneinandergepreßten Lippen, der verdrossene Ausdruck, der dem Ganzen sein Gepräge verlieh, befanden sich in greller Disharmonie mit einer hocheleganten, geschmackvollen Kleidung, mit den feinen Sarah-Bernhardthandschuhen und dem reizenden duftigen Hütchen auf dem stark graumelirten, schwarzen Haar. Große Brillantsolitäre in den Ohren. Eine dicke goldene Kette mit ostentativ herabhängender Brillantuhr, colossale goldene, edelsteingeschmückte Armbänder—alles das war sehr auffallend, sehr geschmacklos und für eine Touristin höchst unpassend. Neben der dicken Mama saß das schmächtige Töchterchen, so ein Backfisch von fünfzehn oder sechzehn Jahren, mit einem recht hübschen Gesicht, aber mit einem unverkennbaren Zug der Bosheit um die Mundwinkel, der an die Mama erinnerte und sie mir sofort unsympathisch machte. Das Mädchen war hochaufgeschossen und sehr elegant gekleidet. Der Knabe von neun Jahren, ein zweiter Sprößling des würdigen Elternpaares, war in ein phantastisches russisches Kutscherkostüm gekleidet. Ein rothseidenes Hemd mit einem silbernen Gürtel. Eine unendlich weite, hellblaue Seidenhose in die hohen lackirten Faltenstiefel gesteckt, auf denen sie weite, bauschige Falten schlug; ein Sammetüberwurf ohne Aermel (Besrukawka) und eine runde Filzmütze mit Pfauenfedern, kokett verwegen seitwärts auf's dichte, blonde Haar gedrückt, vollendete dieses auffallende Costüm.

Etwas abwärts von diesen vier Personen saß das junge Mädchen, das fünfte Glied in der interessanten Gruppe, das augenscheinlich zu derselben in keinem verwandtschaftlichen Verhältnisse stand. Es war ein junges Mädchen von ungefähr 19 Jahren mit einem wunderbar schönen, bleichen Gesichte, dessen ungewöhnliches Ebenmaß an die Statuen des Alterthums gemahnte. Eine echt griechische Nase mit rosigen, stolz sich aufblähenden und bei der geringsten Erregung bebenden Nüstern. Ein herrliches Augenpaar, vom tiefsten, reinsten Blau, wie man es nur höchst selten antrifft, beleuchtete, verklärte dieses liebliche, marmorbleiche Gesicht, gleich wie der Mondschein geheimnißvoll eine italienische Landschaft erhellt und ihr neuen Zauber verleiht. Das schöne Gesicht war bleich, jedoch nicht von einer krankhaften Blässe. Im Gegentheil

verrieth diese Marmorblässe ein edles Blut, das in den blauen, feingezeichneten Adern circulirte und das durch innere Bewegung zurückgehalten wurde in die lieblich gerundeten Wangen zu fließen und denselben ein lebhafteres Incarnat zu verleihen.

Diese in ihrer Schönheit und unendlichen Anmuth so rührende Mädchengestalt war ganz schwarz gekleidet. Ein blendend weißer, einfacher Kragen und desgleichen Manschetten milderten etwas diese strenge Trauerfarbe. Ein zierlicher, mit einem einfachen Seidenbande geschmückter Strohhut saß auf dem dunkelblonden Haare, welches in zwei dicken goldenen Flechten graziös den Rücken entlang fiel, und verdeckte zur Hälfte die reine weiße Stirne.

Es war eine anbetungswerthe Person, die auf den ersten Blick meine vollständige Sympathie eroberte. Beim Anblick dieser reizenden Blumenknospe kamen mir einige wunderschöne Verse von Heine in den Sinn, die ich jedoch gegenwärtig vergessen. Es ist aber, so viel ich mich erinnere, darin die Rede davon, daß der Dichter die Hand segnend auf das Haupt eines schönen Mädchens, das ihn durch seine Lieblichkeit bezaubert, legen wollte, um es vor allem Ungemach zu bewahren.

Ein ähnliches Gefühl bemächtigte sich meiner. Der Anblick dieses mir gegenüber sitzenden lieblichen Mädchengebildes, das nachdenkend in die trüben Wellen des Flusses starrte, bewegte mich tief. Der schmerzliche Zug um die vollen rothen Lippen, die sich entschlossen und doch zugleich so traurig auf einander schlossen, flößte mir ein inniges Mitleiden ein. Es fehlte nicht viel, so hätte ich die schöne, am schwarzen Kleide herabhängende feine, weiße Hand ergriffen, sie herzlichst gedrückt und zu dem schönen Mädchen gesagt: „Vertraue mir Deinen Kummer! Schütte Dein Herz vor mir aus! Ich will Dir helfen, Dir die Sorgenfalten von der reinen Stirne glätten, das blaue Auge wieder hell und freudig aufleuchten machen, auf diesen schönen Lippen das reizende Lächeln wieder hervorzaubern und sollte ich drob mein Herzblut vergießen, sollte ich auch deshalb eine Welt in die Schranken fordern und, gleich dem Ritter von der traurigen Gestalt, einem jedem das scharfe Schwert in die Brust stoßen, der da wagte zu leugnen, daß das junge Mädchen auf dem Elbedampfer das schönste, tugendhafteste, anmuthigste und lieblichste Geschöpf der Welt sei."

Doch, wie sehr ich auch in den Anblick der holden Gestalt vertieft war, konnte ich dennoch nicht umhin zu bemerken, daß das reizende Mädchen von der auf dem Verdecke des Dampfers befindlichen Gruppe mit intensiver Aufmerksamkeit, wenn auch gleich mit verschiedenen Gefühlen fixirt wurde.

Der Besitzer der multicoloren Ordensrosette betrachtete die junge Dame mit den Blicken eines Fauns, mit der Kennermiene eines enragirten Gastronomen, der einen fetten Truthahn mustert, dessen saftig weißes Fleisch ihm das Wasser in den Mund kommen macht, wobei ihn jedoch eine innere Wuth bei dem Gedanken überkömmt, daß ihm dieser köstliche Leckerbissen schwerlich zu Theil werden würde. Es war solch ein häßlicher, von lasterhafter Begierde erfüllter Blick, der mein Blut in Wallung brachte und mir als Erklärung der mir bis dahin unbekannt gewesenen freudigen Empfindung dient, die man haben soll, wenn man mit den fünf Fingern der rechten Hand die Wange eines notorischen Lumpen etwas unsanft streichelt. Es geben gewisse Wangen, welche die seltsame Eigenschaft besitzen, das Verlangen nach Ertheilung einer derartigen Liebkosung hervorzurufen. Es geben gewisse polizeiwidrige Physiognomieen, bei deren Anblick einen die rechte Hand ganz gewaltig zu zucken beginnt, so daß man sich durch dieses instinktive Gefühl zuweilen hinreißen läßt. . . .

Man sagt, die erste Empfindung sei die rechte, die gute, und daß man ihrem Impulse folgen müsse. Es mag wohl in gewissen Fällen richtig sein, aber es ist nicht immer rathsam, strict an dieser Regel zu halten. Wäre ich meiner ersten Empfindung gefolgt, so hätte der Gentleman mit dem Monocle einen höchst unangenehmen Augenblick erlebt — ich später vielleicht noch unangenehmere Minuten. Trotz

dem thut es mir noch jetzt leid, meiner ersten Eingebung nicht gefolgt zu sein. Durch den hervorgerufenen Scandal würde ich ich vielleicht das sich bald darauf mit so unerwarteter Blitzesschnelle abspielende Drama verhindert haben. Doch das sind nur unnütze Recriminationen. Ich will mich mit der Erzählung der einfachen Thatsache begnügen.

War der Blick, mit dem der Gentleman das junge Mädchen fixirte, der eines zürnenden Fauns, so war der Blick, den die Dame derselben zuschleuderte, der einer Megäre. Zorn, Haß, Verachtung, Arroganz und Rachsucht sprachen sich in den kleinen, boshaft zwinkernden Äuglein aus. Der Blick des Backfisches war auch nichts Gutes verheißend, und der kleine Knabe in dem phantastischen Jamschtschikkostum sah das junge schöne Mädchen an, gleich ein Spielzeug, das zu zerstören er sich vorbereitete, um sich mit dessen inneren Mechanismus bekannt zu machen.

Das waren die handelnden Personen des Dramas, welches sich auf dem die Elbe dahinbrausenden Dampfer vorbereitete und dessen Zuschauer, und theilweise mitwirkendes Glied ich war. Die Scenerie — eine reizende Elbgegend. Wir fuhren eben an Loschwitz vorbei und vom Ufer ertönte lustige Musik. Am wolkenlosen, blauen Horizonte leuchtete goldig strahlend die Sonne und das junge schöne Mädchen im schwarzen Kleide und mit den langen, dicken, blonden Zöpfen, fuhr fort in die von anhaltenden Regen angeschwollenen, schmutzig gelben Wellen des Flusses zu starren, anscheinend unbekümmert um alles das, was um sie her vorging. Es war gegen sechs Uhr Nachmittag.

III.

— Olga Wassiljewna, treiben Sie keinen Unsinn, sagte die dicke Dame, während ihre kleinen Augen boshaft zwinkerten und ihre dünnen Lippen sich aufeinander preßten als könnte sie kaum ihren Zorn dämmen.

— Das Fräulein scheint bei übler Laune zu sein, replicirte der Ehegemahl, indem er das junge Mädchen spöttisch-herausfordernd durch sein Monocle fixirte. Das Frühstück scheint dem Fräulein nicht behagt zu haben. Es war ein Bischen spärlich, ich will es nicht leugnen. Aber auf Reisen muß man sparsam sein und diese verdammten Deutschen schinden uns armen Russen, die wir ohnehin durch unseren verfluchten Wechselcours gestraft sind. Die Unterhaltung eines Menschen kostet viel, besonders . . .

— . . wenn man mit einem solchen Appetit gesegnet ist, wie Olga Wassiljewna, schaltete hier die feiste Dame ein, indem sie wohlgefällig mit ihrer Brillantuhr spielte. Man muß nicht vergessen, daß wir im Auslande sind und daß diese deutschen Hungerleider uns arme Reisende auf die gewissenloseste Weise während der Sommermonate ausbeuten, um davon den ganzen Winter zu leben.

— Mademoiselle denkt vielleicht an ihren Herzallerliebsten in der Gorochowaja, an diesen Jüngling mit sandigem Haar und sommersprossigem Gesicht, der von ihr auf dem Bahnhof in Petersburg Abschied nahm.

— Olga Wassilijewna hat von ihm gestern einen Brief bekommen, sagte die Tochter, indem sie einen höhnischen Blick auf das junge Mädchen warf, das noch immer fortfuhr in die schmutziggelben Wellen der Elbe zu blicken und das die ihr geltenden hämischen Worte gar nicht zu hören schien. Doch daß sie hörte, daß sie diese Nadelstiche schmerzlich empfand, das sah ich an dem nervösen Zucken der schönen Lippen, an dem Aufblähen der rosigen Nüstern, an dem Wogen der Brust, an dem

krampfhaften Zucken der weißen kleinen Hand, die dem schwarzen Kleide entlang herabhing. Doch sie sprach kein Wort.

Dieses verächtliche Schweigen hatte etwas Provocantes an sich. Wenigstens empfand es die ganze Familie so, und ein jedes Mitglied derselben setzte seine Nergeleien fort, augenscheinlich um das junge Mädchen zum Reden zu bringen.

— Also einen Brief hat sie bekommen? fragte der edle Vater sein liebenswürdiges Töchterlein.

— Ja, Papa, einen mächtig großen Brief und Mademoiselle hat darauf geweint und die Hände gerungen.

— Und mich hat sie einen Dummkopf gescholten, piepste dazwischen der kleine Jamschtschik, indem er mit den Fingerknöcheln die Augen rieb und sich augenscheinlich vorbereitete zu plärren.

— Das sind saubere Geschichten! rief entrüstet der Papa aus. Fräulein bekommt unangenehme Nachrichten von ihrem Liebsten aus Petersburg und läßt dann ihren Zorn an einem unschuldigen Kinde aus. Das ist sehr nett und entspricht ganz den edlen Grundsätzen, mit denen das Fräulein stets paradirt und mit welchen sie uns herabzusetzen meint. Sie glorificirt ihre Unabhängigkeit, ihre Gerechtigkeitsliebe, ihr Rechtsbewußtsein, führt immer schöne Worte im Munde und . . . Doch, ich will mich nicht hinreißen lassen, sonst würde ich mehr sagen, als ich beabsichtige. Da spielt das Fräulein die verkörperte Tugend, das Rühr-mich-nicht-an! Die Prüderie wird bis an's Lächerliche getrieben, ein jeder unschuldige Scherz mit Hoheit zurückgewiesen, eine jede freundliche Annäherung stolz verschmäht. Das Fräulein will die Rolle der keuschen Diana durchführen, wenn es nur keine Diane chasseresse ist.

Die dicke Frau lachte über diesen gemeinen Witz ihres Mannes, der seinen lustigen Einfall durch eine cynische Handbewegung commentirte, damit kein Zweifel darüber bliebe, was er eigentlich unter einer jagenden Diana verstand. Die beiden Sprößlinge lachten laut, besonders der Backfisch, obwohl ich überzeugt bin, daß sie das Wortspiel nicht verstanden und nur daran Gefallen fanden, weil es das junge Mädchen tief zu verletzen schien.

Daß das schöne Mädchen durch diese rohen Worte schwer getroffen war, das sah ich an dem lieblichen Gesichte. Die Wangen wurden auf einmal mit dem hellsten Roth bedeckt, das sich über den blendendweißen schlanken Hals verbreitete. Dann trat das Blut wieder ebenso plötzlich zum Herzen zurück und das arme Kind wurde entsetzlich bleich und das feine, zarte Gesicht sah sehr leidend aus, so daß es mir in die Seele schnitt.

Aufrichtig gesagt, hatte ich die Absicht, mich hineinzumengen, um dieser peinlichen Scene ein Ende zu machen. Ich wollte versuchen, mit der Familie ein Gespräch anzuknüpfen, um ihre Aufmerksamkeit von dem jungen Mädchen abzulenken, um diesen gehässigen Ausfällen, die einen versteckten, mir unbekannten Sinn hatten, ein Ende zu machen. Ich wollte mich ihnen als Landsmann vorstellen, in der Hoffnung, daß sie sich dann vor mir geniren und ihre Verfolgungen aufhören würden. Doch kannte ich das Verhältniß nicht, in welchem sich die junge Dame zu der Familie befand. Und dieses wollte ich erst klarstellen, bevor ich meine in aller Eile angelegten Batterien spielen ließ.

Ich hatte mich etwas vorgebeugt, um dem Gespräche mit mehr Aufmerksamkeit folgen zu können. Dies hatte der verteufelte Backfisch, der überhaupt eine sehr feine Spürnase zu haben schien, bemerkt und zu meinem größten Entsetzen hörte ich, wie sich das Mädchen zu ihrer Mutter wandte und ihr halblaut sagte:

— Mama, weißt Du, mir scheint, der Herr da mit dem Barte und der Brille muß russisch verstehen; er hört gar zu aufmerksam zu.

Die dicke Dame wendete sich überrascht um und warf auf mich einen langen, prüfenden Blick. Ich nahm in aller Eile die unschuldigste, gleichgiltigste Miene der Welt an und, in dem ich die Spürnase des verdammten Backfisches, der mich gleichfalls mit boshafter Neugierde fixirte, zum Teufel wünschte, gab ich mir den Anschein, als ob ich mit ganz besonderem Interesse eine prächtige Villa in Augenschein nähme, die ein verrückter Engländer am Elbeufer gebaut, auf welche er Millionen verschwendet und die er nie bewohnt hatte.

Doch die dicke Moskowiterin traute, dem Anscheine nach, dieser meiner erkünstelten Gleichgiltigkeit nicht, sondern sie wollte Gewißheit haben und wandte sich listig-diplomatisch an mich mit folgender Anfrage:

— Позвольте васъ просить, который часъ? (Erlauben Sie mir Sie zu fragen, wieviel die Uhr ist?)

Ich begriff blitzschnell die Falle, die mir gestellt wurde und da ich jetzt mein Incognito um keinen Preis verrathen wollte, so machte ich eine höchst erstaunte Miene (ich bin ein ziemlich guter Schauspieler, wenn es die Noth erfordert) und replicirte rasch, um meine völlige Unkenntniß der russischen Sprache zu documentiren:

— Plait-il, madame?

Die dicke Dame warf einen vorwurfsvollen Blick auf ihr Töchterlein, das beschämt und verwirrt über seinen Mißerfolg die Augen niederschlug. „Дура!“ (Närrin!) sagte die Mama, und wendete sich dann an mich, indem sie ihre frühere Frage französisch mit unverkennbar Nishegorodschem Accent wiederholte:

— Quelle heure est-il, s'il vous plait, monsieur?

Ich antwortete und, vollständig über meine Unkenntniß der russischen Sprache beruhigt, dankte mir die Dame sehr verbindlich und wendete sich dann an ihre Tochter:

— Du bist eine Närrin. Da fällt es Dir mit einem Male ein, daß dieser Herr ein Russe sei, oder russisch verstehe, während man doch gleich sieht, daß er ein Stockfranzose ist, der eben so viel von Russisch versteht, wie ich vom Chinesischen.

— Warum sind Sie so traurig, Olga Wassiljewna, wandte sich das Haupt der Familie an das junge Mädchen mit einem hämischen Lächeln, haben Sie vielleicht schlechte Nachrichten von Ihrem so liebenswürdigen Bruder, oder von Ihrem ehrenwerthen Papa?

Das junge Mädchen wechselte wieder die Farbe.

— Ich habe gar keine Nachrichten, erwiderte sie leise.

Es war eine tiefe, melodische Stimme, mit der sie diese Worte in reinstem Russisch sprach. Die liebliche Modulation dieser weichen, vollen Stimme drang mir tief in's Herz. Man hätte dieses herrliche Geschöpf anbeten können nur wegen dieser prächtigen, wohlklingenden Stimme, die an Sphärengesang, oder an das leise Klingen einer Aeolsharfe gemahnte, wenn ein sanfter Zephir durch die Saiten fährt.

— Das wundert mich, fuhr der Herr mit der multicoloren Ordensrosette im Knopfloch heimtückisch fort, während er auf Frau und Kinder einen verstohlenen Blick warf, gleichsam als ob er ihnen zu verstehen geben wolle, sie sollten aufpassen, jetzt würde der Hauptspaß beginnen. — Ihr Bruder muß, wenn ich mich nicht irre, jetzt auf dem Wege nach den sibirischen Goldgruben sein, während Ihr Papa, Dank seinem vorgerückten Alter und seinem krankhaften Zustande, mit zehnjähriger Einsperrung im Arrestantenhause davongekommen sein wird.

— Verschonen Sie mich, Grigorij Petrowitsch, sagte mit flehender Stimme das junge Mädchen. Ein Tiger wäre von dieser Bitte gerührt worden, doch der Barbar blieb unbewegt. Er hatte dazu, wie ich bald erfuhr, seine guten Gründe, wenigstens nach seinem Begriff.

— Seien Sie doch nicht so zimperlich, Mademoiselle, replicirte er rauh. Es ist

wahr, in dem Hause eines Gehängten darf man nicht vom Strick sprechen, aber Sie sind selbst Schuld, wenn ich diese für Sie so unangenehme Frage berühre. Glauben Sie denn, daß es für mich (er betonte dieses Wort mit ganz besonderem Nachdrucke) angenehm ist, die Tochter und Schwester von politischen Verbrechern, von Leuten, die des Antheils an nihilistischen Conspirationen überführt sind, im Hause zu haben und ihr die Erziehung meiner Kinder anzuvertrauen.

— Aber Sie wußten es doch, bevor Sie mich in Ihr Haus als Gouvernante engagirten.

— Nichts wußten wir, mengte sich hier die dicke Dame in's Gespräch. Sie erzählten uns nur, daß Ihr Vater und Bruder verdächtig seien, daß sie aber unschuldig wären, Sie haben uns schändlich hintergangen. Sie sind selbst eine verkappte Nihilistin.

— Beruhige dich, Anna Stepanowna, unterbrach sie ihr Mann, wozu sich unnütz erhitzen. Man kann sich ja ganz ruhig aussprechen. Sie haben, Mademoiselle, gegen uns wirklich nicht ganz aufrichtig gehandelt. Wenn ich gewußt hätte, wie weit die Ihrigen verdächtig seien, so hätte ich Sie für nichts in der Welt aufgenommen.

— Aber, mein Gott, rief das junge Mädchen händeringend aus, sie sind ja auch ganz unschuldig, und man schreibt mir aus St. Petersburg, daß ihre Schuldlosigkeit sich dargethan und sie bald freigelassen werden.

— Дудки! Und wenn sie auch loskommen? Was beweist das? Nichts weiter, als daß sie sehr schlau sind. Wenn ich Alles gewußt hätte, ich würde Sie unter keiner Bedingung genommen haben. Sie selbst sind nicht ohne nihilistische Tendenzen. Sie haben keine Achtung vor höhergestellten Personen.

— Weil ich Ihre schändlichen Anträge zurückweise, sagte bitter lächelnd das junge Mädchen.

— Spielen Sie nur ja nicht den Tugendspiegel, das verfängt bei mir nicht, schrie hier die dicke Dame zornig. Ihre elenden Anspielungen rühren mich gar nicht. Wenn sich mein Mann den Spaß machte, mit Ihnen zu liebäugeln, so hätten Sie sich dadurch geehrt fühlen und nicht so hochmüthig auftreten sollen, als ob Sie Gott weiß, wer wären.

— Ich bin so einfältig, eine solche Ehre nicht genügend würdigen zu können.

— Seien Sie nicht so hochnasig, mein Fräulein. Sie müssen sich glücklich schätzen, in unser Haus aufgenommen worden zu sein.

— Ich schätze auch dieses Glück, besonders da ich es so theuer bezahle.

— Was meinen Sie damit, schrie die dicke Dame. Glauben Sie, daß Sie es mit meinem Manne zu thun haben, den Sie durch Ihre schönen Augen, Ihre herausfordernde Coquetterie in Ihren Netzen fangen wollten, den Sie nur zurückweisen, um ihn desto sicherer attrapiren zu können. Sie spielten die Tugendhafte, die Unnahbare, um ihn desto mehr an sich zu fesseln. Sie sind eine listige Coquette! O, ich habe Sie lange durchschaut. Mich führen Sie nicht irre mit Ihrem Madonnengesicht, mit Ihrer scheinheiligen Miene. Ich kenne Sie. Stille Wasser sind tief und in Ihnen stecken alle Teufeleien.

Bei diesem rohen Ausfall, bei diesen beleidigenden Worten ging mit dem jungen Mädchen eine Veränderung vor. Sie ward entsetzlich bleich. Ein jeder Blutstropfen schien aus dem schönen Gesichte entflohen zu sein, das marmorweiß, marmorstarr ward. Sie erhob sich von der Bank, auf welcher sie bisher gesessen hatte, und ihre herrliche Gestalt, an deren anmuthige Formen sich das schwarze Kleid gewissermaßen liebend anschmiegte, erhob sich zu ihrer vollen Höhe.

Es war ein imposanter Anblick, dieses junge zarte Mädchen, dessen blaue Augen Blitze sprühten, dessen schönes Gesicht eine fürchterliche Entschlossenheit und dennoch eine entsetzliche Ruhe zeigte.

— Sie haben mich tödtlich beleidigt, sagte sie langsam und resolut, und von einem ferneren Zusammenleben kann fürder keine Rede sein. Vier Monate habe ich die entsetzlichsten Verfolgungen ertragen. Meine Kräfte sind jetzt zu Ende. Ich trage es länger nicht. Sie haben an mir barbarisch gehandelt. Sie haben mich systematisch verfolgt, zuerst mit Ihrer beleidigenden Liebe und dann mit Ihrem unversöhnlichen Hasse, da Sie sich überzeugten, daß Sie mit Ihren schändlichen Anträgen nicht reussiren würden. Musterhafter Gatte, der unter den Augen seiner Frau und Kinder ein armes, alleinstehendes Mädchen mit seinen niederen Anträgen verfolgt! Musterhafte Gattin, die das nicht nur duldet, die eine Unglückliche ihres Geschlechtes nicht nur nicht in Schutz nimmt, sondern die ihren Mann noch dazu ermuntert! Musterhafte Kinder, die mir vorwarfen, die Geliebte ihres Vaters zu sein, die mich quälten und peinigten und bei ihren Eltern stets Schutz fanden! Unsere Rechnung ist abgeschlossen. Der Becher meiner Leiden ist übervoll! Länger trage ich es nicht mehr. Gott weiß es, wie schwer es mir ward, das mir auferlegte Kreuz zu tragen, wie oft ich zu unterliegen meinte und wie mich einzig der Gedanke an meine armen Theuern stärkte, denen ich in ihrer Bedrängniß die einzige Stütze bin.

— Sie werden ja ganz poetisch, Olga Wassiljewna, sagte höhnisch der Beamte.

Das schöne Mädchen beachtete nicht diese höhnende Worte, nicht die haßerfüllten Blicke der Eltern, nicht das boshafte Kichern der Kinder.

Einer Marmorstatue gleich stand sie hochaufgerichtet da. Ich werde dieses bleiche edle Gesicht nie vergessen, diese feingeschnittenen Züge, aus denen kein glühender Haß, kein Zorn, sondern nur ein unendlich tiefer Kummer, eine unsägliche Müdigkeit sprach.

— Sie haben mich verfolgt und gepeinigt, zuerst mit Ihrer sogenannten Liebe, sodann mit Ihrem unverhohlenen Hasse. Doch wie schwer es auch zu tragen war, — Ihr Haß war mir jedoch angenehmer, wie Ihre Liebe, die Sie mir gleich einer gröblichen Insulte in's Gesicht warfen. Sie haben mich erniedrigt in den Augen Ihrer Kinder, in den Augen der Gesellschaft. Sie haben mich behandelt schlimmer als eine Dienstmagd, der man doch immer einige Rücksicht schuldig zu sein glaubt, da sie sonst fortgeht, und man dann Mühe hat, eine andere zu suchen und zu finden. Sie wußten mich verwaist, von Allen verlassen, allein in der Welt stehend. Das, was Ihnen hätte Mitleid, Erbarmen einflößen sollen, machte Sie noch härter, noch grausamer. Sie wußten mich schutzlos und erniedrigten mich. Sie wußten mich hilflos und verfolgten mich. Sie kannten meine elende Lage und mißbrauchten sie. Sie wußten sehr wohl, daß ich Sie nicht verlassen konnte und Sie machten mich zur Sclavin. Gott verzeihe es Ihnen, ich kann es nicht.

Sie hatte hierbei ihre Hand auf den Bord des Dampfers gestützt. Die ganze Familie hatte sich erhoben und sah mit haßerfüllten Blicken auf das schöne Mädchen.

Und droben leuchtete die goldigstrahlende Sonne am wolkenlosen Horizonte. Die Gegend ward immer schöner, anmuthiger. Am linken Ufer zogen sich reizende Villen, untermischt mit Weinbergen hin, die sich an dem steilen Ufer heraufrankten. Ueberall herrschte frohes, geschäftiges Leben.

Und hier stand vor uns ein schönes Menschenkind, ein liebliches junges Mädchen in kaum erblühter weiblicher Anmuth, befangen von entsetzlichem Elend, von unsäglichem Kummer. Und sie schüttete ihr Herz aus vor diesen herzlosen Menschen, und Alles, was sich in diesen vier Monaten unglückseligen Beisammenlebens an Beleidigungen, Verfolgungen, Folter angehäuft in der Seele dieses jungen, bedauernswerthen Geschöpfes, strömte über ihre Lippen zum ersten und zum letzten Male.

Wie das Entsetzliche geschah — davon kann ich mir in diesem Augenblicke keine

Rechenschaft geben, obwohl mir die dramatische Episode treu im Gedächtnisse zurückgeblieben ist, gleichsam als sei sie nicht vor einem Jahre, sondern heute passirt.

War der gräßliche Entschluß bereits früher gereift, oder kam er ihr erst jetzt, als sie verzweifelnd keinen Ausgang mehr aus dieser unglückseligen Lage sah?

Ein Fall, ein Aufschrei und dann war's vorüber, das Entsetzliche war geschehen. Das schöne Mädchen hatte sich blitzschnell, bevor es noch jemand verhindern konnte, über Bord gestürzt und war in den trüben schweren Wellen der Elbe verschwunden. Und die schmutzig gelben, von wochenlangem Regen angeschwollenen Fluthen schlossen sich gierig über ihrer schönen Beute.

IV.

Die Engländer sind bekanntlich von einem Gebresten inficirt, zur Bekämpfung dessen sie nur ein einziges probates Mittel bis jetzt gefunden haben — die Selbstvernichtung, sei es durch Strick oder Messer, Dolch, Revolver oder Gift. Die Gegenwart ist außerordentlich spleenreich. Der Spleen liegt geradezu in der Luft; man athmet ihn ein und er setzt sich dann im Blute fest, in welches er vermittelst der Lungen gelangt. Vielleicht gelingt es unserem gelehrten Mikrobenzüchter Professor Pöhl, die Spleenbacille zu entdecken und dieselbe mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, da genannter gelehrter Chemiker in der Mikrobenwelt ebenso zu Hause ist wie Professor Struve in der Sternenwelt und dem Planetensystem. Da man letzthin die Theorie aufgestellt hat, daß eine jede Krankheit durch irgend einen im Organismus verborgenen Parasiten-Mikroben hervorgebracht wird und daß man nicht das Gebresten, sondern die Ursache desselben zu bekämpfen habe, d. h. die Krankheitsbacille tödten müsse, worauf die Krankheit sich von selbst auf die Socken machen werde, so gestatte ich mir, die Vermuthung auszusprechen, daß auch der Spleen durch eine derartige Bacille hervorgebracht werde und daß man sich also an die letztere machen müsse, um den ersten erfolgreich zu bekämpfen. Wer weiß, vielleicht gelingt es dem Antiparasitismus, die Spleenbacille zu finden, vielleicht diese Krankheit (nachdem man den Keim derselben dem Hirn eines von Spleen behafteten Engländers entnommen) zu inoculiren, um davor zu bewahren. Das wäre eine Schutzimpfe nicht nur gegen den Spleen, sondern auch gegen den Wahnsinn und seinen entsetzlichen Gefährten — den Selbstmord, der gerade jetzt fürchterlich grassirt und grauenhafte Verheerungen anrichtet . . .

Die Zahl der Selbstmorde hat letzthin derartige Dimensionen angenommen, daß man unwillkürlich nachdenklich wird, und dieses charakteristische Symptom der Zeit unmöglich ignoriren kann. Das ist ein krankhafter Zustand der Menschheit, der nicht die specifische Eigenschaft irgend eines gegebenen Volkes oder Landes bildet, sondern von dem alle Völker und Länder so ziemlich gleichmäßig inficirt sind. Man könnte sogar die Behauptung aufstellen, daß, je höher die Cultur eines Volkes ist, desto größer die Zahl derjenigen, die freiwillig ihre Rechnung mit dem Leben abschließen, die feige ihren Posten desertirten, bevor sie von demjenigen, der sie dahingestellt, abberufen werden. Denn wenngleich noch vielseitig über die Frage debattirt wird, ob Selbstmord ein Zeichen des Muthes oder der Feigheit ist, so bin ich persönlich von der innersten Ueberzeugung durchdrungen, daß der Selbstmörder stets ein Feigling ist, gleich dem Soldaten, der sich am Vorabend der Schlacht eine Kugel durch's Gehirn jagt. Es scheint seltsam und widerspruchsvoll, daß man aus Furcht vor dem Tode sich den Tod giebt. Aber es ist dem in der That so, und es mangelt nicht an Beispielen, welche diese seltsame Theorie vollauf bekräftigen, so paradox sie auch sei. Aus Furcht vor dem Tode sich den Tod geben!

Doch der Selbstmord ist nicht nur ein Act der Feigheit, sondern eine That des Wahnsinns. Die Personen, in deren Hirn dieser entsetzliche Entschluß kennt und reift befinden sich selten in normalem Geisteszustand. Dem Selbstmord geht gewöhnlich eine außerordentliche nervöse Ueberreizung voraus, die den Menschen momentan unzurechnungsfähig macht, und in diesem Paroxysmus wird die grause That vollbracht. Als Beweis dient, daß nur in äußerst seltenen Fällen ein dem Tode entrissener Selbstmörder seinen Versuch erneuert. Beide Geschlechter, jegliches Alter, fast alle Stände liefern ihr Contingent für die düstere Legion der Selbstmörder: Unreife Jünglinge und graubärtige Männer, junge Mädchen und alte Frauen, Beamte und Officiere, Patricier und Plebejer, Plutokraten und Proletarier. Es ist geradezu entsetzlich, wenn man diese finsteren, blutigen Gespenster vor sich vorbeidefiliren sieht, wenn fast ein jeder Tag ein neues Opfer bringt. Gestern ein bejahrter Hofrath, heute ein junger Dragoner-Officier. Ein kaum den Kindesschuhen entwachsener Bursche, der dem Gegenstande seiner hoffnungslosen Liebe, einem fünfzehnjährigen Mädchen, den Tod giebt und sich dann eine Kugel durch's Hirn jagt. Eine Arbeiterfrau und eine Modedame, bedeutende Gelehrte und berühmte Ärzte, Veteranen und Recruten, Mangel und Ueberfluß, Banquiere und Industrielle, Herren und Diener — Repräsegtanten aller socialer Schichten.

Ebenso verschieden wie die Persönlichkeit der Selbstmörder sind die Motive, welche ihnen diesen Entschluß souffliren: Unerhörte Liebe und ungestillter Haß, Ehrsucht und Lebensüberdruß; Verachtung der Menschheit und in ihren Erwartungen getäuschte Gewinnsucht; Reichthum und Ueberfluß stellen ein fast eben so zahlreiches Contingent für die Legion der Selbstmörder als Noth und Elend. Die Repräsentanten der Intelligenz sind weit eher geneigt, freiwillig die Rechnung mit dem Leben abzuschließen, als die Vertreter der Ignoranz. Seltsamerweise treibt der Hunger nur in äußerst wenigen Fällen zum Selbstmorde, während physische und psychische Leiden am meisten dazu beitragen.

Diese immer mehr um sich greifende Selbstmordmanie, die letzthin auch bei uns besonders einen geradezu epidemischen Charakter angenommen, erklärt sich durch eine sich leider in demselben Maße bemerkbar machende Irreligiösität. Wer glaubt, der hofft, und wer hofft, der tödtet sich nicht; denn Selbstmord ist ein Act wahnsinniger Verzweiflung. Der Atheismus hat diese Seuche der Gegenwart erzeugt und groß gesäugt. Sobald der Stern des Glaubens erloschen, der Anker der Hoffnung verloren, die Sonne der Liebe erloschen — ist der Lebensnachen dem Spiele des Windes und der Wogen preisgegeben, schwankt er auf dem schäumenden Meere, bis er an einer Klippe zerschellt oder an einer Untiefe zu Grunde geht. Ohne Glauben — keine Liebe, ohne Liebe — keine Hoffnung und ohne Hoffnung — erscheint das Leben schaal und leer, und man beeilt sich, die Bürde von sich abzuschütteln, die unerträglich schwer geworden.

Darum hat auch unsere, Alles negirende, Alles minirende Zeit so betrübende Resultate zu Tage gefördert, so ungeheuerliche Verbrechen producirt. Das Wissen — richtiger das Halbwissen — (denn der wahre Wissende ist stets bescheiden, kennt keine Selbstüberhebung) hat den Menschen übermüthig gemacht. Nachdem es ihm gelungen ist, der Natur viele ihrer Geheimnisse abzulauschen; nachdem er sich die Elemente dienstbar gemacht, selbst die strahlende Tagesgöttin zu niederen Handlangerarbeiten herbeigezogen; nachdem er die Sterne gezählt und den Lauf der Planeten berechnet, die Luft durchschifft, in die Tiefe des Meeres gedrungen — ist der Mensch vom Größenwahn befangen worden und bildet sich ein, die Gottheit, den frommen Glauben ignoriren, sie als Ammenmärchen verspotten zu können. Und wenn ihn eine Katastrophe erreicht und den Erdenwurm von seiner Hilflosigkeit überzeugt, dann ist der kindlich fromme Glaube unwiederbringlich verloren gegangen; Nichts kann ihn wiederherstellen; die leitende rettende Flamme auf dem Leuchtthurme des Lebens ist er-

loschen, von frecher Hand ausgelöscht worden und verzweifelnd rauft sich der elende verlassene, von tiefer Nacht umgebene, von feindseligen Elementen angefallene unglückliche Mensch die Haare und greift zur ultimo ratio. . . .

Selbstverständlich, daß alle diese Betrachtungen mir viel später kamen. In dem Augenblicke, wo das junge Mädchen über den Bord des Dampfers in die trüben, schwerfällig dahinrollenden Wellen der Elbe sprang, war ich so von Entsetzen ergriffen, daß ich an nichts dachte, ganz betäubt war und nur herabstierte in die Wassermasse, die so eben ein herrliches, weibliches Wesen in voller Jugendblüthe und Schönheit verschlungen.

V.

Ein Jahr später erhielt ich aus Odessa folgenden Brief, den ich hier wiedergebe, ohne an demselben die geringste Abänderung vorzunehmen.

„Mein Herr! Erst jetzt kamen mir zwei Nummern der Zeitung zu Gesicht, in welcher Sie meine Leidensgeschichte erzählen und das sich auf dem Elbdampfer im Sommer vorigen Jahres abspielende Drama, dessen traurige Heldin ich war, reproduciren.

Ich finde keine Worte, um Ihnen die Gefühle zu schildern, welche sich meiner beim Lesen dieser schmerzlichen Episode bemächtigten. Die schreckliche Vergangenheit erstand in ihrer ganzen Entsetzlichkeit vor meinem Geiste und jetzt, wo ich in den Hafen der Ruhe eingelaufen bin und wo ich vom sichern Ufer auf das sturmbewegte Meer des Lebens blicke, zieht sich mein Herz krampfhaft zusammen, schlagen meine Pulse fieberhaft, färbt sich die Wange vor Entrüstung, leuchtet das Auge hell auf vor Zorn, bäumt sich mein ganzes Innere vor Unwillen, wenn ich an diese schmachvolle Periode der Sclaverei zurückdenke, wenn ich diesen, von Ihnen so wahrheitsgetreu geschilderten Moment in meinem Geiste wieder heraufbeschwöre, wo ich von Verzweiflung getrieben, mich so schwer an meinem Schöpfer versündigte und ein verbrecherisches Attentat auf mein Leben ausübte, das er mir gütigst geschenkt.

Doch hoffe ich, daß die gütige Vorsehung die schwere Schuld nicht an mir sühnen wird. Ich habe um so eher Ursache zu glauben, daß mir vergeben worden, da ich jetzt glücklich, so unendlich glücklich bin, wie ich es Ihnen, geehrter Herr, zu schildern mich nicht im Stande fühle. Ich bin seit einem halben Jahre verheirathet und lebe in dem schönen Odessa, das ich von Herzen liebgewonnen. Die Fenster unserer Wohnung gestatten mir einen Blick auf den Boulevard, auf das Standbild des Herzogs von Richelieu, der aus einem elenden Dorfe eine prächtige Stadt geschaffen, auf die dunkle Oberfläche des Schwarzen Meeres, das sich in unabsehbarer Ferne vor meinem entzückten Auge ausbreitet.

Während ich dieses schreibe, sitzt mein lieber Mann an meiner Seite und folgt mit zärtlicher Aufmerksamkeit meinen Ihnen geltenden Herzensergießungen. Ich habe vor ihm kein Geheimniß. Er kennt die Geschichte meines Lebens und mein Herz liegt vor ihm wie ein offenes Buch, in dem er stets lesen kann. Er kennt die dramatische Episode auf dem Elbedampfer. Ich habe aus derselben, wie aus so vielem Andern kein Geheimniß gemacht. Mein lieber, guter Mann hat mir diesen Selbstmordversuch, bei der Erinnerung an welchen ich noch jetzt hochaufschauere, vergeben, um so mehr, da ich diese That begangen, als ich ihn noch nicht kannte, da er noch nicht wußte, daß diejenige, die von der Vorsehung bestimmt war, die Gefährtin seines Lebens zu werden, damals freiwillig fast den Tod in der Elbe gefunden hätte.

Ich lese keine Zeitungen; ich bin zu glücklich, zu egoistisch glücklich, um mich darum zu bekümmern, was in der Welt vorgeht. Dazu bin ich in meinem Wirkungskreise zu sehr in Anspruch genommen, daß ich wahrlich keine Zeit zum Lesen habe.

Ich habe in der Pension und als Gouvernante so viel mit Büchern zu thun gehabt, daß ich mich wie ein Kind darauf freue, jetzt nicht mehr nöthig zu haben, ein Buch in die Hand zu nehmen. Ich genieße jetzt das dolce far niente im vollen Sinne des Wortes; freue mich des Glückes, das ich so lange entbehren mußte und betrachte Alles wie einen schönen Traum, aus welchem ich nur fürchte zu erwachen. Darum verabscheue ich jetzt alle Bücher, die mich gar zu sehr an die traurigste Epoche meines Lebens erinnern. Darum lese ich keine Zeitungen, weil ich die Welt in meiner Häuslichkeit finde.

Vor einiger Zeit kam mein Man ganz bewegt nach Hause. Er hielt ein paar Zeitungsblätter in der Hand und sagte zu mir:

— Olga, ich habe für Dich etwas Neues.

— Und das wäre, Edmond?

— Ein Zeitungsfeuilleton, das ich Dir zu lesen geben werde; jedoch unter der Bedingung, daß Du Dich durch die Lectüre nicht zu sehr aufregen sollst.

Ich versprach Alles, was mein lieber Mann wünschte, der mir sodann zuerst eine Nummer der Zeitung, die ich bis jetzt gar nicht gekannt hatte, reichte und auf ein, „Harmlose Federzeichnungen eines Petersburger Flaneurs" betiteltes Feuilleton hindeutete. Ich begann die Lectüre mit außerordentlich gespannter Neugierde. Ich erwartete nach den einleitenden Worten meines Mannes etwas Außerordentliches.

Ich las, und je mehr ich las, desto erstaunter war ich, denn ich fand in dem Feuilleton nichts, was mich hätte besonders interessiren sollen, oder was die merkliche tiefe Bewegung meines Mannes hätte erklären können. Es war da die Rede von Dresden, von der Brühlschen Terasse von der Aufstellung der Wereschtschaginschen Bilder u. s. w. Ich blickte Edmond fragend an, doch er winkte mir fortzufahren, und ich las weiter. Da stieß ich plötzlich auf eine mit hervorragender Schrift gedruckte Zeile „Ein Drama auf einem Elbdampfer" mit einem Motto aus dem Schillerschen „Taucher"...

Da ward mir Alles klar: Die Bewegung meines Mannes, sein Verlangen, daß ich das Zeitungsfeuilleton lesen sollte. Ich ward entsetzlich bleich. Das Blut floß zum Herzen zurück. Edmond beruhigte mich.

— Lies, Kind, ruhig weiter, sagte er mit seiner sanften Stimme, die stets auf mich wohlthuend wirkt. Lies. Ich fand es für nothwendig, Dir das Blatt zu bringen, damit Du es selbst liest und es Dir nicht auf andere Weise zu Gesichte käme und Dich gar zu sehr außer Fassung bringe.

Und ich schmiegte mich an den lieben Edmond und las meine eigene traurige Geschichte, die Sie, guter böser Mann, der ganzen Welt verkündet, ohne mich sogar um Erlaubniß zu fragen. Und indem ich weiter las, entrollten meinen Augen Thränen, doch waren es nicht Thränen des bittern Kummers, sondern süße Freudenthränen, Thränen glühenden Dankes, wie sie der Schiffbrüchige vergießt, wenn er vom sicheren Ufer dem Tosen der schäumenden Wellen folgt.

Und vor meinen Augen entstand die Vergangenheit, die, so kurz es auch her sei, kaum mehr als ein Jahr, mir jetzt in nebelweiter Ferne erscheint. Und da stieg vor meinem geistigen Auge der unheilvolle Tag, die Elbe, der Dampfer, der stolze, strenge Grigorij Petrowitsch, die böse, zänkische Anna Stepanowna, das liebenswürdige Kinderpaar, die boshafte Nadja und der tückische Mischa — und least nos last — der geheimnißvolle Unbekannte mit dem dunklen Vollbart, dem bleichen Gesicht und der goldenen Brille, der die ganze Episode mit so stenographischer Genauigkeit wiedergegeben, der die ganze Scene mit so photographischer Treue gezeichnet.

Und je mehr ich las, desto bewegter ward ich. Wie sollte ich Unglückliche, Hoffnungslose, Verzweifelte, Bedrängte, Erniedrigte, Geschwächte, Verachtete damals ahnen können, daß die Hilfe mir so nahe war und daß dieser gute, böse Mann

meine Leidensgeschichte dann einem weiten Leserkreise preisgeben würde. Ich weiß, daß Sie es aus guter Absicht gethan, daß Sie damit die Plantators stigmatisiren, die weißen Sklavinnen der Civilisation, die unglücklichen Geschöpfe, die durch ein grausames Fatum verdammt sind Gouvernanten zu sein, vertheidigen wollten gegen despotische Willkühr. Darum auch vergebe ich Ihnen, daß Sie meine Geschichte preisgegeben, daß Sie meine wahnsinnige That veröffentlicht. Möge diese Episode Vielen zur Warnung dienen; möge die Entlarvung der barbarischen Herrschaft manche andere unglückliche Gouvernante vor ähnlichem Schicksal bewahren. Drum auch sei Ihnen Ihre Indiscretion verziehen, und übrigens war Ihnen ja mein Aufenthalt unbekannt und wußten Sie überhaupt nicht, ob ich noch unter den Lebenden weile.

Das war ein fürchterlicher Moment, als ich, an Allem und Allen, an Gott und der Menschheit verzweifelnd, keinen Ausgang vor mir sehend, dieses unerträgliche Sclavenjoch von mir abzuschütteln suchte, die schändliche Liebe von Grigorij Petrowitsch mehr fürchtend, als den unversöhnlichen Haß von Anna Stepanowna, den Entschluß faßte, diese Last von mir zu werfen, ein Leben zu verlassen, das mir stets nur die Schattenseite zugekehrt. Dieser Entschluß kam mir plötzlich, ohne daß ich darüber nachgedacht.

Als mir Grigorij Petrowitsch mit der diesem elenden Menschen eigenthümlichen Feigheit und Grausamkeit die gröblichsten Insulten in's Gesicht schleuderte; als seine Gattin gegen mich die abgeschmakte Beschuldigung erhob, ich hätte ihren Mann, den ich vom Grunde meines Herzens verabscheute und verachtete, durch meine Coquetterie umgarnen wollen und die Spröde geheuchelt, nur um ihn desto sicherer in meinen Netzen zu fangen, da floß der Becher über, und der Entschluß reifte momentan, allem diesem ein Ende zu setzen.

Durch die spöttischen, höhnischen Nergeleien des würdigen Ehepaars und seiner sauberen Nachkomenschaft aufs Aeußerste gebracht, befand ich mich in einem Momente des höchsten Affects, der äußersten Exaltation. Ich fühlte, daß eine Nervenkrisis herannahte, daß ich bald in einen hysterischen Weinkrampf ausbrechen und mich zu den Füßen meiner Peiniger in convulsivischen Zuckungen winden würde. Ich gönnte ihnen nicht diesen Triumph, mich schwach, ermattet, vernichtet zu sehen. Ich zog es vor, dem Allen mit einem Schlage ein Ende zu machen.

Wie ich meinen Entschluß ausführte — brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Das wissen Sie besser als ich, da Sie Zeuge des Auftritts waren, der Sie so energisch zu meiner Rettung beitrugen. Ich werde Ihnen das nie vergessen und mein lieber Mann, der mir über die Sulter schaut, während ich diesen Brief an Sie schreibe, beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß er Ihr ewiger Schuldner bleiben wird.

Als ich im Hotel zum goldenen Löwen in Pillnitz zu mir kam und Sie sich über mich beugten und mir freundlichst zusprachen, da dankte ich Gott von ganzem Herzen, daß er die Ausführung meines sündigen Vorhabens nicht zugegeben hatte. Die schändliche Behandlung, der ich ausgesetzt war, hatte mich außer sich gebracht, mich an Alles vergessen machen, an meine Pflichten gegen Gott und die Menschen.

Sie waren sehr gut gegen mich. Sie halfen mir aus diesem Fegfeuer und werde ich es Ihnen nie vergessen. Wenn der Zufall Sie einmal nach Odessa verschlagen sollte, so werden Sie daselbst ein paar Menschen finden, die Ihnen zu großem Danke verpflichtet sind.

Ihnen schildern, wie so ich nach Odessa gekommen, wie ich mich verheirathet habe, würde mich zu weit führen. Genüge es Ihnen zu wissen, daß ich unendlich glücklich bin und an die Tage meiner Sclaverei oft zurückdenke. O dieses Leben der weißen Sclavinnen, Gouvernanten genannt, steht mir stets vor Augen. In dem von Hackländer so trefflich geschilderten „Europäischen Sclavenleben" ist eine Lücke: Der geistreiche Schriftsteller hat die Sclaverei der Gouvernanten zu schildern vergessen,

Wenn ich an die wenigen Monate denke, die ich in dem Hause zugebracht, aus welchem Sie mich errettet haben, so werde ich von tiefstem Mitleid gegen alle diejenigen armen Geschöpfe erfüllt, die noch unter diesem Joche seufzen, die von der beleidigenden Liebe der Hausherren von dem tödtlichen Hasse der Hausfrauen zu leiden haben, abgerechnet von den Qualen, die die Erzieherin von der ihrer Obhut anvertrauten heranwachsenden Jugend zu ertragen hat.

Hat die Gouvernante nur ein erträglich hübsches Gesicht, so ist ihr Schicksal besiegelt. Die Männer tragen viele schwere Schuld an unseren Leiden. Sie glauben sich durch unsere untergeordnete Stellung im Hause berechtigt, sich in den Beziehungen zu uns (ich sage „uns", da ich mich noch immer mit den armen weißen Sclavinnen indentficire) jegliche Freiheit zu erlauben. Wir sollen uns noch durch diese uns erwiesene beleidigende Aufmerksamkeit geehrt fühlen!.. Der Herr des Hauses, die Bekannten, die daselbst verkehren, halten es für ihre Pflicht, der Gouvernante den Hof zu machen und erregen dadurch die Eifersucht der Hausfrau, die sich vernachlässigt sieht und sich an dem Opfer der Männereitelkeit rächt und dem armen Wesen das Haus zur Hölle macht.

In einer solchen Lage befand ich mich im Sommer vorigen Jahres. Grigorij Petrowitsch verfolgte mich mit seiner sogenannten Liebe und Anna Stepanowna quälte mich mit ihrer Eifersucht. Und was das Abscheulichste dabei war, ist der seltsame Umstand, daß die Hausfrau, trotz ihrer Eifersucht, empört darüber war, daß ich die schändlichen Anträge ihres Gatten mit entschiedener Verachtung zurückwies. Ich kann mir dieser Widerspruch nicht erklären. Anstatt mir dankbar dafür zu sein, daß ich von den Liebesbetheuerungen ihres ungetreuen Gatten nichts hören wollten, machte sie mir fast ein Verbrechen daraus, als hätte ich sie persönlich beleidigt, daß ich den Versuchungen ihres Mannes kein Gehör gab.

Doch da spreche ich von Gegenständen, die Sie im Grunde genommen nur wenig interessiren. Ich habe mich durch meine Erinnerungen hinreißen lassen und über die Vergangenheit der Gegenwart vergessen. Doch damit Sie nicht glauben, daß ich in meinem Glücke derjenigen vergessen, die noch unter dem Sclavenjoche seufzen, theile ich Ihnen mit, daß ich binnen kurzem ein Gouvernantenasyl gründen werde, in welchem stellenlose Erzieherinnen eine temporäre Zuflucht finden sollen. Ich hoffe, daß Sie nichts dagegen haben, wenn ich Sie zum Ehrencurator dieses Asyls ernenne und Ihnen die Statuten desselben zur Durchsicht schicken werde.

Sie, böser Mann, haben mich in Ihrem Feuilleton so sehr idealisirt, daß ich ordentlich roth vor Scham wurde, als ich diese Schilderung las. Mein Mann, der lachte herzlich über meine Verlegenheit und meinte spöttisch, Sie seien noch weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben. Um Sie und ihn zu strafen, sende ich Ihnen anbeigeschlossen mein Portrait, aus welchem Sie ersehen werden, daß Sie mir gar zu sehr geschmeichelt. Doch will ich nicht leugnen, daß es mir angenehm war, so viel Schönes über mich zu lesen. Habe ich Ihnen denn wirklich damals auf dem Dampfer so sehr gefallen? Sie sagten mir weder in Pillnitz, noch in Dresden darüber ein Wort und ich muß Ihnen aufrichtig gestehen — verzeihen Sie die weibliche Eitelkeit, und außerdem liest mein Mann jedes Wort, das ich hier schreibe — daß ich mich über Ihre kühle Zurückhaltung etwas piquirt fühlte. Das Weib ist wirklich ein unergründliches Wesen. Ich zürnte Ihnen fast, als Sie in Dresden von mir Abschied nahmen und eben so gleichgiltig-nonchalant waren, denselben vornehmen Indifferentismus zur Schau trugen, den ich an Ihnen während der wenigen Tage beobachtet. Verzeihen Sie mir dieses Gefühl verletzter weiblicher Eitelkeit und glauben Sie mir, daß ich stets bin und sein werde Ihre dankbare Olga."

Diesem Briefe war eine große prachtvolle Photographie eines jungen schönen Weibes beigelegt, in dem ich sofort die Heldin des Dramas auf dem Elbedampfer

erkannte. Die Aehnlichkeit war frappant und die großen schönen Augen blickten mich so freundlich an und der süße Mund schien mir zuzulächeln. Das Bild war viel schöner als das Original, das ich im vorigen Jahre in einer so traurigen Situation angetroffen. Damals war sie namenlos unglücklich, unsäglich elend, bis in den Tod verzweifelt, so daß sie in den Wellen der Elbe Rettung aus einem Leben suchte, das ihr zur unerträglichen Last geworden. Hier war die reizende Knospe, von der strahlenden Sonne des Glückes beschienen, zur lieblichen Rose erblüht.

Ich bringe den Brief meiner schönen Correspondentin als Schluß des Dramas auf dem Elbedampfer. Es ist eine einfache, wahrheitsgetreue Erzählung des Schicksals eines schönen Menschenkindes. Wenn ich gewollt hätte, so könnte ich meiner Phantasie freien Lauf lassen und eine Novelle mit romantischen Verwickelungen, spannenden Episoden und unerwarteter Entwicklung schreiben. Doch ich bin kein Romanschriftsteller. Ich bin nur Historiograph des menschlichen Lebens, das ich naturgetreu schildere, wie und wo es mir aufstößt, mit allen Schwächen und Vorzügen, Tugenden und Lastern. Ich erfinde nichts, sondern zeichne treu nach der Natur. Wenn die Zeichnung zuweilen blaß, verschwommen, unbefriedigend ist, so trage ich ausschließlich Schuld daran. Ich habe die mir zugefallene Aufgabe nicht bewältigen können.

Manche werden durch meinen Epilog zum „Drama auf dem Elbedampfer" enttäuscht sein. Sie haben vielleicht romantische Episoden erwartet, gehofft, daß ich mich in die schöne Gouvernante verlieben, sie aus dem Hause des abscheulichen Staatsraths entführen und mit ihr in die weite Welt gehen würde. Sie hatten vielleicht erwartet, daß ich mich als Retter des hübschen Mädchens präsentiren, mit allen Details schildern würde, wie ich ihr nach in die Elbe gestürzt und sie mit Gefahr meines eigenen Lebens gerettet, wie sich die Gouvernante dann in mich sterblich verliebt u. s. w.

Es thut mir leid, alle diese Erwartungen täuschen zu müssen. Ich beabsichtigte durchaus nicht die Rolle eines fahrenden Ritters zu spielen, der unglückliche Schöne aus den Klauen gewissenloser Verführer errettet; ich erzählte nur eine Episode, in der ich anfangs Zuschauer, nachher handelnde Person war. Ich will jedoch nicht leugnen, daß das reizende, mit der Aureole des Märtyrerthums umgebene Mädchen auf mich einen tiefen Eindruck machte. Es konnte auch nicht anders sein. Sie war gar zu schön, zu anmuthig, zu liebreizend.

XXIII.

Schlusswort.

I.

Hiemit schließe ich meine Reiseskizzen, in welchen ich bestrebt war, empfangene Eindrücke zu schildern, die sich vor meinen Augen abspielenden Ereignisse zu beleuchten, Selbsterlebtes zu erzählen.

Seitdem Vorstehendes geschrieben worden, ist fast ein Jahr verflossen, und während dieser Periode haben sich hochwichtige Begebenheiten zugetragen, welche die allgemeine Sachlage einer radikalen Umwälzung unterzogen. Trotzdem habe ich in der Schilderung dessen, was ich vor einem Jahre gesehen und erlebt, nichts abändern wollen, eben so wie ich die empfangenen Eindrücke fast unverändert widergegeben habe, wenn gleich sie mit dem gegenwärtigen Standpunkte oft in Widerspruch stehen.

Die Verhältnisse sind letzthin sehr ernst geworden. Man kann es leider nicht in Abrede stellen, daß die böse Zeit der schweren Noth über Europa hereingebrochen ist und daß wir Alle mehr oder weniger an einem chronischen Magenkatarrh, Pardon, ich wollte sagen an einem chronischen Deficit kranken. Sowohl Staaten als Individuen geben größtentheils mehr aus sie einnehmen, und um dies sich dadurch natürlicherweise bildende Loch zu stopfen, contrahirt man Schulden, und um die Zinsen zu bezahlen, macht man neue Anleihen, und so pumpt man mit Grazie fort, bis einem die Luft ausgeht, d. h. bis man am Ende seines Credits angelangt ist, und dann stehen die Ochsen am Berg.

Dank dem seit mehr als einem Vierteljahrhundert dauernden, durch periodische Kriege unterbrochenen bewaffneten Frieden sind die Ressourcen aller europäischen Staaten erschöpft, die Steuerschraube ist bis aufs äußerste angezogen worden und daß sich die unter derselben Befindlichen nicht ganz wohl und behaglich fühlen, wird man mir leicht glauben. Das durch die bis auf's Aeußerste gespannten, jeden Augenblick in offene Feindseligkeit überzugehen drohenden gegenseitigen Beziehungen hervorgerufene Bedürfniß, riesige stehende Heere mit den dazu gehörigen außerordentlich kostspieligen Accessoires zu unterhalten, neue todtbringende Gewehre anzuschaffen, Festungen zu rüsten, Flotte zu armiren, Millionen Hände dem Handel, der Industrie, dem Ackerbau zu entziehen, hat das Gleichgewicht in sämmtlichen Staaten der alten Welt erheblich gestört, so daß man jetzt den Posten eines Finanzministers durchaus nicht als eine Sinecure ansehen darf, und dieses einst so begehrte Porte-

feuille schwerlich als das Ideal irdischer Glückseligkeit betrachtet werden kann. Die Finanzverweser in den von der Epidemie des bewaffneten Friedens so schwer heimgesuchten Staaten können den, unter dem sich immer mehr fühlbar machenden Druck der Steuerschraube seufzenden Bürgern sagen: Glaubt ihr denn, daß wir auf Rosen gebettet sind?

In der That ist die Lage eines Finanzministers der Gegenwart keine beneidenswerthe. Einerseits — unerschwingliche Anforderungen; — anderseits — unaufhörliche Beschwerden. Der Moloch der Kriegsbereitschaft scheint in dem Maße gefräßiger und unersättlicher zu werden, als die Mittel, seinen Heißhunger zu befriedigen, immer geringer werden. Und so ist es gekommen, daß auf der sorgenvollen Stirne Aller die ewige Hamletfrage deutlich ausgeprägt ist: „Pumpen oder nicht pumpen? that is the question."

Sehen Sie mal die Menschen an, im Theater und Concert, auf dem Ball und in der Maskerade. Jeden scheint ein unablässiger Gedanke zu verfolgen; Ach, ich möcht' so gerne pumpen und weiß nicht wo! Denn in dem Maße, wie sich das Bedürfniß, neue Schulden zu contrahiren, immer fühlbarer macht, wird die Möglichkeit, dasselbe zu befriedigen, immer schwieriger. Den Orgien der Vergangenheit ist der Katzenjammer der Gegenwart gefolgt. Wir glaubten, unseren Enkeln die Liquidirung in die Schuhe schieben zu können; wähnten thörichterweise, den entfernten Nachkommen die unangenehme Mission der Abrechnung aufzubürden; lebten in den Tag hinein, „immer loustik", toujours sans souci, doch auch sans six sous; sangen den Refrain „Freut euch des Lebens, so lang das Lämpchen glüht" und bemühten uns treulich, die Rose des Genusses zu pflücken so lange sie blüht; wir escomptirten emsig die Zukunft und wenn im Kelche der weiße Gischt des Schaumweins perlte, stießen wir lustig an, um durch lauten Sang und hellen Becherklang die mahnende, warnende Stimme des erwachenden Gewissens ungehört verhallen zu machen, zu ersticken, und riefen übermüthig „Aprés nous déluge! Was scheeren wir uns um die Zukunft. Mögen unsere Nachfolger die Suppe auslöffeln, die wir ihnen eingebrockt. Vogue la galére!

Und siehe da, die Sintfluth unserer Schulden, die wir entfernten Geschlechtern zu vermachen gemeint, überraschte uns mitten im Gelage. Und als wir an dem unter köstlichen Speisen, edlen Weinen, goldenen Bechern und silbernen Schüsseln seufzenden Bankettisch des Lebens saßen und schwelgten und des süßen Weines voll waren und mit den Schönen, die an dem Gelage theilnahmen, liebäugelten, da erschienen plötzlich an der Wand in Flammenschrift geheimnißvolle Worte, wie sie beim Gelage des wollüstigen und gottlosen Königs von Babylon Belsazar, der die aus dem Tempel von Jerusalem geraubten Gefäße bei einer wüsten Orgie entweihte, sich gezeigt hatten: Mene Tekel Upharsin, d. h. gezählt, gewogen und getheilt. Und als diese von Geisterhand in Flammenbuchstaben an die Wand geschriebenen drohenden Worte dunklen Sinnes erschienen und hochaufflammten, da erloschen die zahllosen Lichter; eine Windsbraut brauste daher, warf die goldenen Gefäße um, vermischte die köstlichen Speisen mit Staub und tränkte mit dem edlen Wein die Erde. Und entsetzt zerstoben die Gäste, denn in der magischen Beleuchtung der funkelnden geheimnißvollen Geisterdrohung erschienen die schönsten Frauen gar häßlich; ihre eleganten Roben verwandelten sich in ekelhafte Fetzen und die erborgten Reize schwanden.

Mene Tekel Upharsin! In die Sprache der Gegenwart übertragen, heißt es Mensch bezahle deine Schulden! der von dir ausgestellte Wechsel wird nicht mehr prolongirt. Neue Schulden könnt ihr nicht mehr machen; denn der Credit ist versiegt; ihr habt ihn getödtet. Nicht mit euren Enkeln, sondern mit euch selbst wird Abrechnung gehalten werden, denn ihr habt schon gar zu sehr in den Tag hineingewirth-

schaftet und die Geschichte protestirt eure Wechsel, die ihr nicht einlösen könnt und ihr werdet für bankrott erklärt, da ihr eure Unterschrift nicht mehr honorirt.

Das ist der gegenwärtige Zustand der meisten continentalen Staaten des alten Welttheils. Völker und Individuen kranken am Gebresten des chronischen Deficits, da der im Organismus der Völker sitzende Teufel des bewaffneten Friedens das Blut vergiftet und Fieberparoxysmen erzeugt. Selbstverständlich, daß auch wir, gleich allen anderen Nationen, von diesem entsetzlichen Uebel heimgesucht sind und unter demselben um so mehr leiden, da, Dank unserer Papierwährung, wir uns in Abhängigkeit von den europäischen Geldmärkten befinden und wenn es uns auch, wider Erwarten, gelingen sollte, das Joch der Berliner Börse von uns abzuschütteln, wir Gefahr laufen, in die Sclaverei der Pariser Börse zu gerathen. In Geldsachen hört bekanntlich die Gemüthlichkeit und auch die Freundschaft auf. Darum sollen wir uns gar nicht wundern, wenn die französischen Banquiers uns nach Kräften zu rupfen bestrebt sein werden und ihren deutschen Collegen in dieser Beziehung durchaus nicht nachstehen, vielleicht noch dieselben übertreffen werden.

Jedenfalls jedoch ergiebt sich aus allem Dem, daß unser Finanzminister gezwungen ist Hilfsquellen aufzusuchen, da er das früher befolgte System, neue Schulden zu machen, um alte zu bezahlen, Anleihen abzuschließen, um Zinsen zu decken, für sehr schädlich befunden. Die Entdeckung neuer Ressourcen — das ist die Losung! Ein Königreich für eine neue Steuer, die aller Finanznoth mit einem Male ein Ende machen würde. Da sich aber solch eine ergiebig fließende und nicht versiegende Quelle schwerlich finden wird, so muß man sich mit geringeren begnügen, um den leeren Staatssäckel zu füllen und das uns bedrohende, höhnisch, schadenfroh angrinsende, sich an unserer Angst weidende Deficit aus der Welt zu schaffen. Was werden nicht Alles für neue Steuerobjecte herausgefunden, die nur darthun, daß Rußland das am wenigsten, aber auch am ungleichmäßigsten besteuerte Land der Welt ist. Während gewisse Classen unter der Bürde der Steuern geradezu erliegen, wandern andere lustig und sorglos und ganz ohne jeglichen Steuerballast umher, als ob der Staat sie gar nichts anginge. Die Zahl der neu zu bestenernden Objecte ist geradezu Legion: Stearinlichte und Kaffee; Streichhölzchen und Thee, Schmelz für Damenkleider und Knöpfe für Herrenpaletots, Baumwolle und Seide, Citronen und Orangen, Diamanten und Perlen, Granatschmuck und Corallenzier, Spitzen und Uhren, Thüren und Fenster, Fortepianos und Zucker, Geigen und Harfen und weiß der Himmel noch welch' heterogene Gegenstände, die aber alle schwerlich so ergiebig fließen werden, um darin das Scheusal des Deficits zu ertränken.

Da es nun Pflicht eines jeden Bürgers und eines jeden sein Vaterland liebenden Sohnes ist, der Verwaltung desselben, so weit es in seinen Kräften ist, mit Rath und That beizustehen, und viele Zeitungen bereits viele Gegenstände vorgeschlagen haben, die mit einer mehr oder minder hohen Steuer belegt werden können, dieselben sich aber größtentheils als ungenügend oder unpraktisch erwiesen haben, sa gestatte ich mir meinerseits gleichfalls einige Steuerobjecte vorzuschlagen, die, meines Erachtens nach, für den Staat zu einer nicht nur höchst ergiebigen, sondern auch (was hier besonders Beachtung verdient) nie versiegenden Einnahmequelle werden können.

Hoch besteuert sollten werden: weibliche Eitelkeit und Gefallsucht; männliche Thorheit und Anmaßung; Racenhader und Glaubenshaß; Zeitungsenten und conventionelle Lügen; verführerisches Lächeln und verstohlenes Händedrücken; Lässigkeit und Gewissenlosigkeit; Nachmittagssiesta und Havanna-Cigaren (letztere vom üblichen Zoll abgesehen); glückliche und unglückliche Ehen sollten auch mit einer hohen Steuer belegt werden; (erstere, weil sie idyllische Zustände schaffen, die mit der allgemein herrschenden Misere unverträglich sind, letztere, weil sie die sociale Harmonie stören). Aus eben

denselben Gründen sollte Kindersegen und Kindermangel in der Ehe gleich hoch besteuert werden; der Austausch von Zärlichkeiten und Grobheiten kann nicht steuerlos ausgehen; Injurien und Schmeicheleien sollen zahlen; ein jeder Lorbeerkranz, ein jedes Blumenbouquet, Künstlern oder Künstlerinnen dargebracht, soll mit einer Stempelmarke versehen sein. Besteuert müssen werden: Applaudissements und Zischen im Theater, in Concerten u. s. w., jede Aeußerung des Beifalls oder Mißfallens; jeder Hervorruf muß sorgfältig registrirt und nachträglich besteuert werden; spitze Hakenschuhe und hohe Haarcoiffuren; gemachte Heirathsanträge und gebrochene Eheversprechungen; Aufforderungen zum Tanze und ein jeglicher Tanz nach festgesetztem Tarif; das Recht in einem Cabinet Particulier mit einer Dame unter vierzig Jahren zu soupiren, könnte mit der denkbar höchsten Steuer belegt werden; Flensburger Austern und Straßburger Gänseleberpasteten (abgerechnet die Importsteuer); indische Vogelnester und internationale Gimpel; das Recht, Schminke aufzulegen und das Haar goldfarbig zu coloriren; Jubiläen und Wiegenfeste; Bilder und Sculpturen; Luft und Licht; Schwüre ewiger Liebe und Treue und Versicherungen unwandelbarer Freundschaft; Tournuren und Chignons; falsche Haare und unechte Gefühle; künstliche Zähne und gekünstelte Empfindungen; schmale Schuhe, enge Herzen und weite Gewissen.

Die Zahl der Objecte ist unendlich und ich bin außer Stande, sie hier auch im kleinsten Auszuge zu registriren. Was würden allein Zeitungsenten, die man bewußt oder unbewußt flügge gemacht hat, einbringen wenn man sie mit einer (je nach Größe und Fettgehalt zu definirenden) Steuer belegen sollte. Wenn die journalistische Entenzucht darunter litte, so wäre das schon an und für sich ein Gewinn, der einen eventuellen Steuerausfall reichlich decken würde . . .

II.

Daß nach Regen Sonnenschein kommt, ist noch lange nicht so gewiß, als daß auf Sonnenschein Regen folgt. Dieser Ausspruch bewahrheitet sich besonders in der gegenwärtigen Zeit, wo es so kunterbunt hergeht, wo fast jeder Tag politische und ökonomische Ereignisse von immenser Tragweite gebiert: wo sich die den östlichen und westlichen Horizont seit lange bedeckenden schwarzen Punkte zu unheilschwangeren Gewitterwolken zusammenballen, aus denen es fortwährend wetterleuchtet und von Zeit zu Zeit dumpfes Grollen des Donners ertönt und schwefelgelbe Blitze zucken, die in grellem Zickzack die Atmosphäre durcheilen und das überall herrschende, bedrohliche Dunkel noch mehr hervortreten machen und den gähnenden Abgrund zeigen, an dem das in Waffen starrende, halb oder ganz bankrotte Europa angelangt ist.

Daß nach Kriegsbefürchtungen Friedenshoffnungen kommen, ist lange nicht so gewiß, als daß auf Friedenshoffnungen Kriegsbefürchtungen folgen; und daß auf die Baisse eine Hausse folgt, ist sehr problematisch, während man gewiß sein kann, daß der Hausse eine Baisse folgt und daß die letztere chronisch wird und sich successiv accentuirt. Doch im Grunde genommen, gewöhnt man sich an Alles, versöhnt man sich mit Allem. Wir haben uns im Laufe der Jahre so sehr mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ein jedes in der Welt vorkommende Ereigniß, welcher Art dasselbe auch sei, einen unheilvollen Einfluß auf unseren Creditrubel ausübt, diesen Sündenbock der menschlichen Gesellschaft, die mimosa sensitiva und pudica unter

allen Papierwerthen, die sich bei der geringsten Berührung krampfhaft zusammenzieht und einschrumpft, daß wir uns gar nicht mehr wunderten, wenn etwa der Schnupfen der Königin von Otahaiti, die Gicht des Dalai-Lama von Tibet, die furor amoris des Sultans von Dahomey oder eine Kolik des Leibelephanten des Königs von Siam unsere Valuta beeinflußte, welche sogar sich empfänglich dafür bewies, daß Herr Wilson, der berüchtigte Schwiegersohn, das Portemonaie Frankreichs als das seinige betrachtete und mit der Legion d'honneur einen ebenso schwungvollen Handel betrieb, als Galanteriemagazine mit Cotillonorden.

Wenn also unsere Valuta so sehr für äußerliche Eindrücke empfindlich ist, daß sogar die geringfügigsten sich in irgend einem Welttheile vollziehenden Begebenheiten (wie z. B. ein Husten-Anfall der Königin Pomare oder ein Conflict des Beherrschers der Sandwich-Inseln Kalakaua I. mit seiner kaffeebraunen Gemahlin Lunalilulali, die Versetzung des ältesten Gehilfen des jüngsten Secretärs der Republik von San Marino aus Rio Janeiro nach Tumbuktu, oder die Weiberrevolte in der Negerrepublik der Insel Hayti) dieselbe beeinflussen, so kann es Niemand Wunder nehmen, wenn die jüngsten Ereignisse geradezu vernichtend wirken und eine förmliche Deroute hervorbrachten.

Woher kommt der böse Wind, dessen eisiger Hauch ertödtend auf die zarte Blüthe der freundnachbarlichen Beziehungen einwirkt? Woher diese tödliche Haß, der sich in Maßregeln ausdrückt, die einer zweischneidigen Klinge gleichen, welche die Hand verwundet, die sie führt. Denn indem man den gegen uns gerichteten Schlag von den Ufern der Spree aus führt, fühlt man die Nachwirkung daselbst im eigenen Organismus; vom Wunsche beseelt, dem Gegner nach Kräften weh zu thun, schädigt man sich selbst in seinen vitalsten Interessen, man wühlt selbstmörderisch in den eigenen Eingeweiden, um den Feind zu verletzen, man übt das japanesische Harikira aus; man verfährt gleich jenen zwei sich eifrigst befehdenden, glühend hassenden Derwischen, denen Mohamed einen Wunsch freistellte, doch unter der Bedingung, daß der von den ersten geäußerte Wunsch sich an dem zweiten doppelt erfüllen sollte. Keiner von den beiden wünschte das erste Wort zu sprechen, damit nicht sein Rival des doppelten Gutes theilhaftig werde. Endlich sprach der eine vom tödlichsten Haß erfüllte Derwisch: „Ich wünsche auf einem Auge blind zu werden." Und dem Rivalen ward die Wohlthat doppelt zu Theil.

Wenn gewisse Staatsmänner und Publicisten wüßten, daß sie ihre eigene Haut zu Markte tragen daß sie mit eigenem Blut und Geld für das Unheil verantworten müssen, das sie angerichtet, so würden sie sicherlich in Wort und That weit umsichtiger sein. Vom sichern Port läßt sich's freilich gemüthlich rathen und — hetzen. Aber wenn man gezwungen sein sollte, für eigene Worte selbst einzustehen, selbst den Kampf auszufechten, den man angefacht, aus eigenem Portemonnaie die Kosten zu tragen, die Wittwen und Waisen zu entschädigen — dann, glaube ich, meiner Treu', daß Staatsmänner und Zeitungen eine ganz andere Tonart anstimmen und aus dem tempo accelerato e furioso in ein sachtes adante e moderato übergehen würden.

In dieser Beziehung hat uns das barbarische, heidnische China, das Reich der Mitte und der Zöpfe, auf welches man gewöhnlich so geringschätzig herabsieht, ein höchst lehrreiches Beispiel statuirt. Als vor einigen Jahren der Streit um das Kuldschagebiet einen so acuten Charakter angenommen hatte, daß eine Collision unvermeidlich schien, besonders da mehrere bezopfte Mandarinen im Rathe des Bogdychans von Chauvinismus infinicirt waren und durchaus mit Rußland anbinden wollten, um die Scharte, die sie im Kampfe mit Frankreich davon getragen, auszuwetzen, berief die Kaiserin-Regentin (die damals anstatt des minderjährigen Bogdychan das Reich von vierhundert Millionen Mongolen beherrschte) einen Conseil der höchsten

Würdenträger, um die brennende Frage zu ventiliren. Die Majorität sprach sich für eine sofortige Kriegserklärung an Rußland aus. Da erhob sich die Kaiserin-Regentin und sagte, daß die Frage einer namentlichen Abstimmung unterworfen werden müße, wobei sie jedoch die Bemerkung hinzufügte, daß alle Diejenigen, die für den Krieg stimmten, auch für die Folgen desselben mit ihrem kahlen Kopf und vollen Geldbeutel haften sollten. Dann schritt man zur Abstimmnng. Und siehe da, die ärgsten Schreier, die größten Chauvinisten sprachen sich für eine Politik des Friedens aus, die auch einstimmig adoptirt ward.

Es wäre meiner Treu' nicht übel, wenn dieses Beispiel allgemeine Nachahmung fände, dann stünde es um die Ruhe der Welt weit besser, dann würde der europäische Friede nicht auf zehn Millionen Bajonette, und eben so viel Schießgewehre ruhen, welche letzere manchmal zufällig ganz von selbst losgehen und ein fürchterliches Blutbad anrichten können. Und dann, wenn das Verhängniß seinen Lauf nimmt; wenn das längst Befürchtete sich vollzieht; das Wort zur That wird; die ausgestreute böse Saat zu blutiger Ernte aufgeht; der unter der Asche glimmende Funke des Racenhasses durch den Sturm wilder Leidenschaften derartig angefacht wird, daß er aufprasselt zu lodernder Flamme, welche die gesammte Culturwelt zu vernichten droht — dann werden alle die Hetzer hüben und drüben ganz erstaunt thun, sich den Anschein geben als verständen sie gar nicht, wie so das Alles gekommen, das Unglaubliche, Entsetzliche geschehen, das man durchaus nicht beabsichtigt; dann wird ein Jeder die furchtbare Last der schweren Schuld von sich auf andere Schultern abwälzen wollen; dann werden die gegenseitigen Recriminationen beginnen und Alle werden versuchen, ihre Hände in Unschuld zu waschen und feierlichst betheuern, daß sie das nicht gewollt, durchaus nicht beabsichtigt. . . .

Während meines längeren Aufenthalts in verschiedenen Gegenden Deutschlands konnte ich nicht umhin zu meinem größten Bedauern zu constatiren, daß man dort in Bezug auf Rußland Alles glaubt, selbst das Unglaublichste, Alles für möglich hält, selbst das Unmöglichste. In russischen Angelegenheiten macht sich eben eine craße Ignoranz bemerkbar, die noch durch nationale Voreingenommenheit verstärkt wird. Und diese allgemeine Disposition nutzen viele deutsche Preßorgane aus, um die ungeheuerlichsten Nachrichten über Rußland zu verbreiten. Es gehört wahrlich ein Köhlerglauben dazu, um allen den Blödsinn für möglich und wahrscheinlich zu halten, den sich gar manche deutsche Zeitungen (nicht nur obscure Scandalblättchen, sondern sogar große, weitverbreitete und geachtete Preßorgane) gestatten, ihren Lesern fast täglich unter der falschen Flagge von Specialcorrespodenzen aufzutischen. Je ungeheuerlicher gelogen wird — desto besser; je mehr man durch die Lectüre zum Gruseln angeregt wird — desto glaubhafter wird die Tatarennachricht.

Diese fabelhafte Verbreitung der ungeheuerlichsten Zeitungsenten, der unglaublichsten Lügennachrichten über Rußland macht unwillkührlich nachdenken. Trotzdem, daß diese Nachrichten, die weiß Gott aus welchen trüben, unlautern Quelle stammen, weiß der Himmel welche engherzige gewinnsüchtige Bestrebungen zum Ausgangspunkte haben, den unverkennbaren Stempel der böswilligen Lüge auf der Stirne tragen, schädigen sie uns doch bedeutend, sowohl materiell als moralisch, und der doppelte Verlust, den uns diese „Erfindungen" momentan verursachen, kann nie und nimmermehr durch das darauffolgenden Dementi (das gewöhnlich viel zu spät nachgehinkt kommt), wettgemacht werden. Es müßten andere, weit wirksamere Maßregeln ergriffen werden und in dieser Beziehung wäre es nicht unstatthaft, guten Beispielen in der alten und neuen Welt nachzuahmen, wenn ein solches Nacheifern für uns unzweifelhaft vortheilhaft sein könnte. Fürst Bismarck, der größte und bedeutendste Staatsmann der Gegenwart, verschmäht es durchaus nicht, Straf-Anträge zu stellen, wenn irgend eine Zeitung sich beifallen läßt, ihn zu insultiren oder zu ver-

dächtigen. Er hüllt sich durchaus nicht in die Toga der Unnahbarkeit; der Gigant blickt nicht passiv-verachtungsvoll auf die ihn beleidigenden Pygmäen herab; sondern er wendet sich an die Justiz des Landes und verlangt exemlarische Bestrafung der Kläffer. Anders handeln — hieße seine Würde vergeben. Warum sollten unsere Staatsmänner, die so häufig unmotivirten Anfällen und Verleumdungen seitens der ausländischen Preßorgane ausgesetzt sind, nicht auch so handeln? Sie sind es schon den vitalen Interessen des Staates, dem sie dienen, schuldig.

Ein anderes, gleichfalls zu beachtendes Beispiel in Amerika. In Washington existirt ein besonderes Preßbureau, dessen specielle Aufgabe darin besteht, alle in beiden Welttheilen erscheinenden Zeitungen zu lesen und alle, Amerika betreffenden unwahren Mittheilungen oder entstellten Facta auf autoritärer Grundlage zu dementiren oder zurechtzustellen, um nicht zu gestatten, daß sich dieselben verbreiten und dem Staate materielle oder moralische Schädigung zufügen. Ein amerikanischer Staatsmann sprach sich im Gespräch mit einem hochgestellten Russen gelegentlich der letzthin über Rußland circulirenden blödsinnigen Gerüchte ungefähr folgendermaßen aus: „Ihr Russen seid selbst daran schuld, daß über Euch so ungereimte Gerüchte circuliren, ein boshaft-sympathisches Echo finden. Warum beeilt Ihr Euch nicht, dieselben rechtzeitig zu dementiren? Warum gestattet ihr denselben Boden zu fassen, sich festzusetzen, so zu sagen Bürgerrechte zu erlangen? Bei Euch existiren hunderte verschiedener Departements und Behörden. Wie wär's, wenn Ihr noch ein neues Departement creirtet, ein „Departement behufs Dementirung sämmtlicher vom Auslande über Rußland verbreiteten lügenhaften Gerüchte." Das wäre das Praktischeste, was Ihr thun könntet und ich kann Euch versichern, daß die Kosten, welche die Creirung einer solchen Behörde verursachen würde, tausendfältig durch den Vortheil ersetzt würden, den Ihr daraus zöget. Allein an Coursdifferenz würdet Ihr dadurch Millionen gewinnen, daß Ihr nicht der Lüge Zeit und Gelegenheit gebet, sich zu verbreiten, sondern dieselbe schon im Embryo erstickte."

Der Rath des Yankee ist wahrlich nicht zu verachten, um so mehr, da es zu dessen Realisirung gar nicht einmal der Creirung eines besonderen Departaments bedarf. Beim Ministerium des Aeußern und Innern, je nachdem, könnte eine derartige Institution ins Leben gerufen werden, ohne der Krone neue Opfer aufzuerlegen. Versuche in dieser Art wurden freilich schon früher gemacht, aber sie scheiterten, weil man sie Privathänden anvertraute, die daraus ein Geschäft machen wollten.

Wie gesagt, die politischen Verhältniße im Allgemeinen und die gegenseitigen Beziehungen der Völker und Staaten insbesondere haben sich letzthin auf eine so bedenkliche Weise zugespitzt, daß auch der solideste Köhlerglaube an eine Haltbarkeit der gegenwärtigen anormalen Zustände erschüttert worden und daß selbst der enragirteste Optimist sich nicht mehr der Ueberzeugung verschließen kann, daß das nicht lange so fortdauern könne, daß eine gewaltsame Eruption nothwendigerweise, und zwar in der nächsten Zukunft, erfolgen müsse, und daß wir vielleicht am Vorabende welterschütternder Ereignisse stehen, ein großer Krieg nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Wenn die gegenseitige Gereiztheit zweier Großmächte, zweier Culturvölker einen so hohen Grad der Leidenschaftlichkeit erreicht hat, daß ein nichtiger Incident (der Arrest eines Polizeicommissärs) beinahe genügt hätte, um das Signal zu einem blutigen Kriege zu geben; wenn der Nationalitätenhaß derartige Dimensionen erreicht, daß man sogar die Geistesproductionen des Gegners verrhorrescirt, seine größten und schönsten Schöpfungen in Acht erklärt — dann freilich heißt es auf der Hut sein, und ist es thöricht, sich in trügerische Hoffnungen zu wiegen. Mann stützt sich wohl auf Bajonette, aber man setzt sich nicht darauf, sagte ein berühmter Staatsmann, um damit anzudeuten, daß ein bewaffneter Friede (und zwar ein derartiger, der ganz Europa von Waffen starren macht, es in ein riesiges

Heerlager verwandelt) ein zu anormaler Zustand sei, um lange dauern zu können.

Und dieser unnatürliche Zustand dauert schon seit dreißig Jahren, hie und da zu gewissen Zeitperioden und mit nur kurzen Zwischenräumen durch blutige Kriege unterbrochen, welche die Karte Europas einer so radicalen Umwälzung unterzogen, daß das Studium der Geographie zu einem der undankbarsten geworden ist, da man sich, Dank den Früchten des schwanken Kriegsglückes, heute bestreben muß das zu vergessen, was man gestern mit so vieler Mühe erlernt, um morgen wieder ganz entgegengesetzte Facta dem Hirne einverleiben zu müssen. Seit dem am 30. (18) März 1856 in Paris geschlossenen Frieden, welcher dem Kriege Rußlands mit England, Frankreich, der Türkei und Sardinien (bei einer für uns feindlichen Neutralität Oesterreichs) ein Ende machte, folgten sich die Kriege in einer nur durch kurze Friedensperioden unterbrochenen Reihenfolge:

1859 — der lombardische Krieg (Frankreich-Sardinien contra Oesterreich). Anfang: 29. April; Ende: 10. November.

1864 — der deutsch-dänische Krieg (Oesterreich-Preußen contra Dänemark). Anfang: 1. Februar; Ende: 30. Oktober.

1866 — der deutsch-österreichische Krieg (Preußen contra Oesterreich). Anfang: 17. Juni; Ende: 23. August.

1870 — der deutsch-französische Krieg (Deutschland contra Frankreich). Anfang: 19. Juli; Ende: 10. Mai 1871.

1877 — der russisch-türkische Krieg (Rußland contra Türkei). Anfang: 12. April 1877; Ende (Friedensvertrag von San-Stefano): 19. Februar 1878.

Also im Laufe von 28 Jahren fünf Kriege, was durchschnittlich eine Friedenspause von etwas mehr als fünf Jahren giebt. Seit dem letzten Friedensschluß sind schon zehn Jahre verstrichen, so daß die Durchschnittsperiode beinahe um das zweifache überschritten ist, was Alles zu Gunsten der Voraussetzung spricht, daß eine neue Collision schwerlich lange auf sich warten lassen werde.

Ein classischer Ausspruch besagt: Si vis pacem — para bellum (wenn Du den Frieden bewahren willst, so bereite Dich zum Kriege vor). Gegen die Richtigkeit dieser uralten Lehre läßt sich nichts einwenden. Aber wahrlich, es will mich schier bedünken, daß diese sich durch stete Kriegsbereitschaft ausdrückende Friedensliebe ganz entgegengesetzte Resultate zu Wege bringt. Man rüstet sich zum Kriege um den Frieden zu wahren... Schön! Aber sobald man kriegsbereit ist, möchte man doch nicht vergeblich diese immensen Opfer gebracht haben. Und da man einmal die Waffen in der Hand hat, so fühlt man sich nur gar zu sehr der Versuchung ausgesetzt loszuschlagen, und bricht sogar die Gelegenheit vom Zaune, ganz abgesehen davon, daß die casus belli bei den gegenwärtigen Zeiten in Europa so zahlreich umherlaufen, wie in Konstantinopol herrenlose Hunde, die schon manchen unvorsichtigen Reisenden nächtlicher Weise zerfleischt haben. Um einen solchen casus ist man Dank dem Himmel nie verlegen. Ist es nicht der Arrest von Schnäbele, das zufällig losgegangene Gewehr eines Grenzwächters, die Geringschätzung deutscher Musik, französischer Ehebruchdramen, oder das lärmende Auszischen von „Lohengrin", so ist es etwas anderes: Ein Damenthut, ein Spitzenkragen, eine Tournüre, ein Parapluie und weiß der Teufel noch was dem Aehnliches.

Die Kriegsbereitschaft ist also ein sehr heikles Ding, ein zweischneidiges Schwert. Doch kann man deren Nothwendigkeit durchaus nicht in Abrede stellen, da man sich gegen jegliche Ueberraschungen wahren muß, und wir leben in einer Periode von erstaunlichen Ueberraschungen, wo man Alles erwarten darf, selbst das Unerwatetste— und dieses am ehesten; wo Alles wahrscheinlich ist, selbst das Unwahrscheinlichste; wo Alles möglich ist — selbst das Unmöglichste.

III.

Trotz allem dem muß man nicht verzweifeln, die Hoffnung nicht aufgeben, daß die trostlose Gegenwart doch einmal der freudigen Zukunft den Platz räumen müssen werde. Man muß die Hoffnung nicht verlieren, selbst wenn man sieht, wie sich vor den Augen die trostlosesten Erscheinungen vollziehen; wie das Gespinst der Lüge die Besten umstrickt und in ihre verhängnißvollen Netze zu ziehen bestrebt ist; wie die Redlichkeit nicht durchdringen kann; wie das stolze selbstbewußte Talent verkümmert, dahingegen die kriechende, schmiegsame Mittelmäßigkeit vorwärts schreitet, sich emporwindet und die höchsten Stufen erklimmt. Möge man sich dadurch nicht abschrecken lassen, daß der Schein die Welt regiert; daß die Gerechtigkeit nur theoretisch herrscht; daß die Wahrheit nur platonisch geliebt, das Eigenthumsprincip nur auf dem Papiere gewahrt und das Gesetz nur äußerlich respectirt wird, während man es dem Geiste und ineren Sein nach mißachtet.

Es kann ja nicht immer so bleiben und gerade, wenn es am schlimmsten geht, so kann man das Beste hoffen, eben so wie die Hilfe am nächsten ist, wenn die Noth am höchsten. Je schlimmer — desto besser! In diesem Ausspruch liegt eine unumstößliche Wahrheit. Sobald ein Uebel — welcher Art es auch sei, ökonomisch oder politisch, social oder financiell — einen gewissen Höhegrad erreicht hat, wo man sich mit einiger Gewißheit sagen kann, daß ein weiteres Vorgehen auf diesem betretenen, verhängnißvollen Wege ein Ding der Unmöglichkeit sei — ist eine Reaction, eine Umkehr sicher zu erwarten. Wir Zeitgenossen sind eben an einem solchen Wendepunkt angelangt. Unsere Verhältnisse sind derartig geworden, daß an eine Verschlimmerung schwerlich zu denken ist, so daß man eher berechtigt ist, eine Besserung zu erhoffen. Man muß bei der gegenwärtigen Sachlage unwillkürlich von einem gewissen Galgenhumor erfaßt werden. Die Verhältnisse haben sich so zugespitzt, sind so kritisch geworden, daß man sie wahrhaftig nicht mehr ernst nehmen kann; denn wenn man sie wirklich ernst nähme, so müßte man geradezu verzweifeln.

Nehmen wir die politische Sachlage an. Die Völker Europas stehen bis an die Zähne bewaffnet einander gegenüber; gegen sieben Millionen Soldaten sind bereit, sich beim ersten Signal aufeinander zu stürzen, sich im gegenseitigen Vernichtungskampfe zu zerfleischen: einige hunderttausende Kanonen neuesten Systems erwarten nur ein Zeichen, um Tod und Verheerung in die Reihen zu tragen, um tausende und aber tausende von lebenden, denkenden, fühlenden, strebenden, empfindenden, liebenden, hassenden Menschen in eine blutige, abscheuliche, unerkennbare, Ekel einflößende, Widerwillen erregende Fleischmasse zu verwandeln. Es herrscht gegenwärtig eine gewisse feierliche Ruhe, durch welche sich aber das erfahrene Auge nicht täuschen läßt; das ist eine trügerische Ruhe, eine Pause, wie sie gewöhnlich einem neuen Ausbruche des Orkans vorausgeht, der gewissermaßen sich sammelt, um den Kampf mit erneuten Kräften aufzunehmen. Auch eine Schlacht hat ihre Momente, in denen der Donner der Kanonen zeitweilig verstummt, das Kleingewehrfeuer schwächer wird und die eintretende tiefe, feierliche Stille nur hie und da durch einige aufblitzende Schüsse unterbrochen wird, welche beweisen, daß diese Ruhe eine trügerische ist und daß der vernichtende Kampf mit erneuter Wuth entbrennen wird, entbrennen muß.

Auch Europa durchlebt gegenwärtig einen solchen Moment trügerischer Ruhe, an dessen längere Dauer Niemand glaubt. Man hört wohl die von verschiedenen Seiten zugehende Friedensbotschaft, allein der fromme Glaube daran ist abhanden gekommen und kann auf keine Weise wieder eingebracht werden. Die fortdauernden Rüstungen haben ihn in die Flucht geschlagen und wirklich, wenn man von diesen Rüstungen

hört und liest, so kann und darf man sich durchaus nicht mehr wundern, daß sich der fromme naive Glaube an eine lange Friedensära auf die Socken gemacht hat und nicht mehr zu uns zurückzukehren gedenkt. In Berlin wurde vor längener Zeit eine Posse gegeben „die Puppenprinzessin", in welcher mehrere Gesangseinlagen eine geradezu zündende Wirkung hervorbrachten, besonders das „Aber sonst ist die Stimmung im Ganzen famos", welches beinahe eben so populär geworden als der Refrain „Ach ich hab' sie doch nur auf die Schulter geküßt." Eine Strophe dieser poetischen Einlage in der lustigen und prächtig ausgestatteten Posse, die eine große Anziehungskraft aufs Publicum ausübte, charakterisirt die gegenwärtige politische Lage Europas in folgenden humoristischen Knittelversen:

In Deutschland die Heere kriegen neue Gewehre,
In Oesterreich kriegen neue Gewehre die Heere,
In England das Heer kriegt ein neues Gewehr,
In Rußland ein neues Gewehr kriegt das Heer;
Dagegen macht Frankreich neue Gewehre jetzt blos —
Aber sonst ist die Stimmung im Ganzen famos.

Warhaftig, mit Ausnahmen dieser Kleinigkeit, ist die allgemeine Stimmung in der That im Ganzen „famos".

„Aber sonst ist die Stimmung im Ganzen famos." Das war auch das Resultat meiner Reiseeindrücke in Deutschland. Mit Ausnahme der sich stets zuspitzenden internationalen Beziehungen; der stets sich schärfer accentuirenden, ökonomischen Noth; des fortwährend steigenden, finanziellen Katzenjammers; der unaufhörlich sich in geradezu grauenhafter Progression vermehrende Kriegsvorbereitungen und der allgemein sich kundthuenden, epidemisch grassirenden Pumpomanie — ist die Stimmung im Ganzen famos.

Der Mensch scheint nun einmal zur Freude geboren zu sein: Kann er sich nicht über seine eigene Schönheit und Tugend freuen, so macht ihm sicherlich die Häßlichkeit und das Laster seines Nächsten Freude. Besitzt er selbst keine Vorzüge, mit denen er sich brüsten könnte, so tröstet ihn der Gedanke an die Mängel und Gebresten Anderer. Mit einem Wort, der Mensch ist eine saubere Bestie und hat genügend Ursache, sich vor dem anderen Gethier hervorzuthun. Dadurch erklärt sich auch der bekannte schmerzliche Ausruf des Philosophen, daß je mehr er die Menschheit kennen lernte, desto mehr er die Thiere lieb gewann. Der Neid und die Mißgunst des Menschen, welche Eigenschaften sich sowohl im Leben der Individuen als der Völker kundthun, sind noch nicht die schlimmsten Eigenschaften, die ihn schmücken, obwohl sie am Meisten hervortreten und den gegenseitigen Beziehungen den Stempel aufdrücken.

Die neuesten Ereignisse des socialen Lebens und der Politik liefern den besten Beweis für die Richtigkeit des Grundsatzes, daß fremdes Leid eine gewisse grausame Befriedigung gewährt, selbst wenn es unseren liebsten Freund betrifft, vom ärgsten Todfeinde ganz abgesehen. Eine gewisse Schadenfreude bildet den Grundzug des menschlichen Charakters, sei es, daß dieses, der Menschheit durchaus nicht zur Ehre gereichende Gefühl durch eine innere Genugthuung hervorgerufen, daß das Unglück nicht uns selbst, sondern unseren Nächsten betroffen, sei es, daß es angenehm ist, in der Rolle des Tröster, Berathers und Helfers aufzutreten, wobei man seine Ueberlegenheit fühlen lassen kann, sei es, daß man sich die Function eines Orakels anmaßen und sich stolz in die Brust werfend auszurufen vermag: Hab' ich's nicht früher gesagt? hab' ich Sie nicht gewarnt? Warum beachteten Sie meine Ermahnungen nicht?

In der Politik geht es ebenso, ja noch schlimmer. Da verbirgt man seine

Schadenfreude an fremden Unfällen durchaus nicht, jubelt im Gegentheil laut darüber, sucht aus denselben, Capital zu schlagen, dabei aber die unumstößliche Wahrheit vergessend, daß, wer keine andere Freude kennt, außer der Schadenfreude, der kennt jedes Leid, außer dem Mitleid. Wie jubelten sie auf, unsere offenen und geheimen Feinde, als sie hörten, daß sich abermals Verbrecher gefunden, die mit Dynamit umgehen. Wie triumphirten sie, dabei ganz außer Acht lassend, daß die Applaudissements, die sie aus verknöchertem Egoismus, aus grausamer Selbstsucht, aus scheelsüchtiger Berechnung, den fremden Bösewichten spenden, ihre eigenen zu gleichen Unthaten ermuthigen und daß Schandthaten, in einem Lande verübt, ein sympathisches Echo in dem anderen finden, zur Nacheiferung herausfordern werden. Unsere Freunde und Feinde wollten durchaus nicht einsehen, daß, wenn das Haus des Nachbars brennt, man sich nicht über den unserem Nächsten und Concurrenten bevorstehenden Verlust freuen, sondern hilfreiche Hand leisten muß, um zu retten, wenn nicht aus Philantropie, so doch aus Selbstschutz und Egoismus, damit die eigene Besitzlichkeit nicht in Brand gerathe. Und diese einfache, ewige Wahrheit will man nicht berücksichtigen und erst neuerdings macht sich ein Umschwung zum Besseren bemerklich und der Vertrag über gegenseitige Auslieferung von Verbrechern, der zwischen Rußland und Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschlossen, thut dar, daß man sich auch in London und Washington nicht mehr der Ueberzeugung verschließen kann, daß dem Treiben der internationalen Verbrecherbande durch gemeinsames Handeln ein Ziel gesetzt werden müsse, da es sonst die moderne Gesellschaft in ihren Grundvesten bedrohe.

IV.

Doch was hilft es uns schließlich, daß wir täglich und stündlich die grauenerregende Fratze unseres Jahrhunderts im Spiegel der Ereignisse schauen, uns von derselben abwenden wollen und doch die gleiche Erscheinung auf allen unseren Wegen, in unserer Familie, in unseren Wohnungen, in den Städten und Dörfern treffen. Der große Weltriß hat eben auch unser ganzes Wesen derartig gespalten, daß die eine Hälfte unseres Seins sich mit Abscheu von jenem Bilde abwendet und in fortwährender Sorge lebt, wie noch die Trümmer unserer Menschlichkeit vor drohendem Untergange und gänzlicher Auflösung zu retten, während die andere Hälfte mit Wollust an jenen Ereignissen sich weidet und nach jenen Gräueln, als nach einer kostbaren Nahrung für den entarteten Geist dürstet. Dieses ist das Bild der modernen Gesellschaft. Viele, sehr Viele leiden an jener Sittenfäulniß, an jener Moralschwindsucht und, wenngleich vielfach schon aus der Noth eine Sitte wurde, so wird doch Niemand in Abrede stellen wollen, daß eben so Viele ängstlich um sich schauend Rettung suchen, um nicht von dem Strudel des Verderbnisses mitgerissen zu werden. Wo finden wir aber Beistand und Rettung? Wer lehrt uns, wenn auch nur aus der Analyse dieser schlimmen Erfahrungen, „das Eine, das Noth thut?“ Millionen fühlen jenen fäulnißschweren Todeshauch und doch scheint es, als ob Zucht- und Irrenhäuser die einzigen Anstalten wären, die unser Uebel nicht heilen, sondern verdecken, oder — was noch schlimmer ist — entwickeln. Predigt uns nicht mehr die Lehre von unserem Jahrhundert des Elends mir däucht, wir begreifen dasselbe nur zu klar. Rathet uns nun auch, aber bald, wie wir das entstandene Mißliche beseitigen, wie wir dieser Sittenseuche entfliehen können! Doch man muß sich damit beeilen, denn „multo, quam finem, medicari initia praestat“ (Viel besser ist es, den Anfang als das Ende zu heilen).

Um diesen löblichen Zweck zu erreichen, wäre es angemessen, in Bezug auf die moderne Gesellschaft die Spectralanalyse anzuwenden, die, nach dem Ausspruch von competenten Autoritäten der Wissenschaft ein „würdiger Gefährte der Eisenbahn, des Dampfschiffes, Telegraphen, Telephons und dem ähnlicher Motore der Civilisation ist."

Das Spektroskop, vermittelst welcher diese Analyse vorgenommen wird, definirt genau die chemischen Bestandtheile der Sonne, in welcher die Gegenwart fast aller Metalle constatirt worden. Welch ein Genie wäre der Wohlthäter der Menschheit, der ein Spektroskop erfinden würde, um die Tugenden und Laster im Menschen zu definiren, die doch in demselben gleichfalls in ihrer Gesammtheit vertreten sind. Erst seit zwanzig Jahren bedient sich die Wissenschaft dieses mächtigen Mittels, das schon reiche Früchte zu Tage gefördert. Wie lange wird es noch dauern, bis die Menschheit ein ähnliches wohlthätiges Mittel zu seiner Verfügung haben wird. Dank der Spektralanalyse sind auf dem Gebiete der Astronomie riesige Resultate erzielt worden und das, was Jahrtausende zu vollbringen nicht vermögend waren, hat man vermittelst des kleinen Prismas des Spektroskops zu Stande gebracht.

Wo ist dieses mächtige kleine Prisma des moralischen Spektroskops?

Das Spektroskop gab die Möglichkeit, Spuren von Materien in den Poren glühend erhitzter Metalle zu entdecken; neue Körper zu finden, die Temperatur, ihren Druck und ihre Dichtigkeit zu bestimmen; eine qualitative Analyse derselben zu machen; Materien in den Himmelskörpern zu entdecken und die Schnelligkeit der Bewegung dieser Körper festzusetzen u. s. w.

Das Spektroskop der Zukunft, das ich mir denke, sollte in Bezug auf den Menschen dieselben immensen Vortheile bieten; die Möglichkeit geben, in den innersten Falten seines Herzens zu lesen, nicht à la Bishop bloß einzelne Gedanken, wenn sie schon im Hirn ganz gereift, zu errathen, sondern ihr Keimen, ihren Entwicklungsgang zu beobachten; eine qualitative Analyse derselben zu machen, die räudigen Schafe von den gesunden, die tugendhaften Gedanken von den lasterhaften abzusondern, die Entwicklung der ersteren zu befördern und das Aufkeimen der letzteren zu verhindern; die Bestandtheile des Herzens zu definiren mit seinen guten und bösen Regungen, mit seinen engelhaften und dämonischen Parcellen; die Schnelligkeit festzusetzen, mit welcher der Gedanke zur That wird; das Nebelhafte, Unbestimmte, Ungewisse, Schwankende in uns festzusetzen; die Granulationen oder Unebenheiten in unserem Charakter, die Flecken unseres Gemüthes zu bestimmen, ebenso wie das Spektroskop der Wissenschaft die Flecken an der strahlenden Quelle des Lichts, der Sonne, andeutet.

Und das Leben ist doch nur ein Traum, ein kurzer herber Traum. Gleich Buben in der Schule sind die Menschen, denen eine schwere Aufgabe zu lösen gegeben wurde. So erinnere ich mich, daß sich einst ein böswilliger Schulcamerad mit mir einen unzeitigen Scherz erlaubte. Ich hatte das vom Lehrer aufgegebene Rechenexempel überhört und bat meinen Nachbar, mir dasselbe zu dictiren. Der Schlingel dictirte mir, ohne eine Miene zu verziehen, folgende Aufgabe, die ich treuherzig, vertrauensvoll nachschrieb: „Wenn die Entfernung von Mitau nach Riga 33 Werst beträgt und die Pferde auf der Zwischenstation Olai einmal gefüttert werden, wobei der Conducteur der Diligence drei Schnäpse und zwei Glas Bier absorbirt, wieviel kostet dann ein Pfund Stearinlichte, vorausgesetzt, daß nicht Christoph Columbus, sondern Amerigo Vespucci die neue Welt entdeckt habe?" Und ich Unglücklicher machte mich an die Lösung dieses ungeheuerlichen Rechenexempels, obwohl mir der Zusammenhang zwischen den Hauptstädten Kur- und Livlands und den Schnäpsen des Conducteurs, der Entdeckung von Amerika und dem Preise der Stearinlichte nicht recht einleuchtete. Und ich rechnete und rechnete, daß mir die hellen Angsttrop-

fen von der Stirne liefen und als das übliche Glockensignal ertönte, welches das Ende der Lection verkündete, war ich noch weit vom Ziel und hatte noch immer den Preis der Stearinlichte in Bezug auf die Entdeckung von Amerika nicht gelöst. Und als der Lehrer mich so eifrig rechnen sah, da legte er liebevoll seine Hand auf meine heiße Kinderstirne und fragte theilnehmend, was mich so absorbire. Als ich ihm meine Verlegenheit erklärte, da lächelte er gutmüthig über den mir gespielten Schelmenstreich, drohte dem Schlingel mit dem Finger und befahl mir, die Diligence zwischen Riga und Mitau, die Schnäpse und das Bier der Kutscher, wie auch die Gebeine der beiden Genuesen hübsch ruhen zu lassen und mich nicht ferner um den Preis der Stearinlichte zu kümmern, sondern die gewährte Recreation zu benutzen.

Eben so liegt das Leben vor uns, wie ein neckisch aufgegebenes, unlösbares Rechenexempel. Wir quälen uns mit der Lösung ab, zermartern unser Gehirn, schlagen alle möglichen Handbücher und Tabellen nach, stellen endlose Reihen von Ziffern auf der weißen Papierfläche wie Soldaten auf dem Schlachtfelde auf, verschieben sie hin und her, addiren und subtrahiren, multipliciren und dividiren, löschen aus und fangen nochmals von Anfang an und wenn wir endlich vermeinen, der richtigen Lösung auf die Spur zu sein — da ertönt mit einem Male die Klingel: die Lection ist aus, das Leben hat ein Ende und der Sensemann fährt mit seiner kalten Knochenhand über die fieberglühende Stirne und der Todesengel senkt sich nieder und belächelt mit Nachsicht und Milde das eitle Bestreben des Sterblichen, der sich an die Lösung einer unlösbaren, blödsinnigen Aufgabe gemacht, die ihm ein neidischer Nachbar in die Feder dictirt, als ob dieselbe wirklich vom Katheder aus ertheilt worden. Und treuherzig machen wir uns an die Arbeit, um zu guter Letzt noch ausgelacht zu werden.

Die Kunst des gegenwärtigen Lebens besteht darin, so geschickt zu manipuliren, daß man Gebrechen als Tugenden hervorstreiche, Häßlichkeit für Schönheit gelten lasse und sich mit Mängeln brüste, als seien es Vorzüge. Freilich gehört dazu eine gewisse Dosis Unverfrorenheit, die nicht einem jeden gegeben ist. Wer diese Eigenschaft nicht in erklecklichem Maße besitzt, riskirt auch Schiffbruch zu leiden auf dem hochgehenden Meere des Lebens.

Denn was ist der eigentliche Hebel der modernen Gegenwart? Was ist das hauptsächliche Mobil, welches die niedrigsten Leidenschaften in Wallung bringt, das der Bestie den Triumph verschafft über den Menschen? Es ist immer das leidige Geld, der Mammon. Ueber denselben vergißt man Alles, Pflicht und Schuldigkeit, Ehre und Gewissen, Rechtsbewußtsein und Achtung vor dem Eigenthumsprincip; man gestattet, daß das Herz verknöchere in Egoismus und Selbstsucht. In der Jagd nach diversen Genüssen vergißt man seine Obliegenheiten, denkt nicht daran seine Schulden zu zahlen, seinen moralischen Verpflichtungen nachzukommen. In den diversen Vergnügungscentren ist es so zutraulich, so warm, so gemüthlich. Tausende Kerzen erstrahlen und ihr blendendes Licht bricht sich in den zahllosen Spiegeln, in welchen sich die im rasenden Tempo vorüberfausenden Paare reflectiren. Wohlgerüchte erfüllen die Luft, die von den Ausdünstungen der Rosen von Schiras gesättigt scheinen; rauschender Sammet, knisternde Seide, marmorweiße Schultern, strahlende Augen, blendende Arme, gleißende Edelsteine, Wespentaillen, Cendrillonfüßchen, üppige Locken, betäubender Zauber, trauliches Kosen, Liebesgeflüster, verführerisches Frou-Frou, schmetternde Töne des in reizendem Rythmus ertönenden Walzers, Dahinschweben über das Parquet, die stolze sich hingebende Schöne im Arm und man denkt gar nicht daran, daß da unten in Nacht und Kälte uns der Gläubiger erwartet, der da zu uns nicht herankommen kann und daher gezwungen ist, auszuharren bis wir herunterkommen, uns erinnern, daß es schon längst Zeit war, unsere Schuld zu berichtigen und den Aermsten zugleich für den erlittenen Zeitverlust entschädigen. . . .

Wie es so oft im Leben passirt, vergißt der Reiche den Armen, der Satte den Hungernden, der Hohe den Niedern, der Mächtige den Schwachen; denn wir haben ja Alle an so Vieles zu denken, daß es nicht Wunder nimmt, wenn man so Manches vergißt. Theater und Bälle, Concerte und Maskeraden, Eissport und Dejeuners, Soupers und Diners, Flensburger Austern und Straßburger Gänseleberpasteten, des écrevisses dans des cabinets particuliers und Ausfahrten in Troikas, wo das melodische Schellengeläute des Dreigespanns nur gar zu oft die sich anklagende Stimme des Gewissens übertäubt; Oper und Ballet, Schneider und Modistinnen, Roman und Wirklichkeit, Wahrheit und Dichtung, high life und demi monde, Liebensintriguen und Ehedramen, Haß und Eifersucht, Lug und Betrug, Jagd nach Orden und Titeln, Mißgunst, Neid, Habgier, Geiz, Verschwendung und wie alle diese Teufel heißen mögen, die dem tiefsten Pfuhl der Hölle entstiegen uns durch Satan auf den Hals gehetzt werden. Alles dieses absorbirt uns so sehr, daß wir wahrlich keine Zeit haben, an andere, vielleicht eben so wesentliche, ja noch weit wichtere Gegenstände zu denken.

Doch eine allen Menschen ohne Ausnahme eigene seltsame Schwäche besteht darin, daß man stets Anderen die Schuld für eigene Irrthümer und Vergehen aufbürden möchte; oder, wenn das in gewissen Fällen nicht gut möglich ist, so machen wir das Schicksal, die Natur, die Elemente, den Teufel verantwortlich. Alle klagen wir an, nur den Hauptschuldigen — uns selbst — lassen wir großmüthig ungeschoren. Wir sehen geduldig zu, wie uns Industrieritter plündern, wir unterwerfen uns gleich Schafen der unbarmherzigen Schur Seitens Leute, die genug Unverfrorenheit besitzen, um eine solche Operation durchzuführen und blöcken gar kläglich, anstatt zum Selbstschutze zu greifen. Und wir wundern uns, daß der Pauperismus wächst und mit ihm die Verbrechen steigen. Denn man sage was man wolle, man stelle noch so gelehrte Thesen auf, bringe noch so haarscharfe Deductionen vor — man kann nicht umhin zur Schlußfolgerung zukommen, daß vor allem das materielle Elend, die allgemeine Noth die Hauptschuld trägt. Die Majorität der socialen Excesse der Gegenwart erklärt sich ausschließlich durch Hunger. Im Magen ist der Sitz allen Uebels. Glauben Sie mir, daß für die Irländer ein derbes Stück Brot weit wünschenswerther ist, als die subtilste Homerule. Gebt ihnen zu essen und sie werden an keine Autonomie denken. Der Uebel größtes ist ein leerer Magen, der führt zu allem Bösen, er hat den Socialismus hervorgerufen, die Commune geboren, den Carbonari das Leben gegeben; er hat Dynamit und Gift, Dolch und Revolver zu dem gemacht, was sie geworden, zu Werkzeugen, die die moderne Cultur schänden.

Es sind freilich noch andere Umstände, die zusammenwirkten, um die Geißel der Gegenwart zu zeigen; doch schließlich muß man immer darauf zurückkommen, daß das Grundübel im leeren Magen sitzt, der sich revoltirt und zu allen Mitteln greift, um gefüllt zu werden. Doch das Füllen dieses, gebieterisch seine Forderungen präsentirenden, so wichtigen Bestandtheils des menschlichen Organismus ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen gar keine leichte Sache. Die ökonomische Noth, die abnormen socialen Verhältnisse, die Stockung im Handel, der Stillstand in der Industrie, allgemeines Mißtrauen, Unsicherheit der gegenwärtigen Zustände, Ungewißheit der nächsten Zukunft — was Alles ein unansbleibliches Resultat der verworrenen politischen Verhältnisse und des bis auf die äußerste Grenze zugespitzten bewaffneten Friedens ist, von dem man jeden Augenblick gewärtig sein kann, daß er in einen offenen Krieg übergehe — hat eine allgemeine Verarmung hervorgerufen, ein Proletariat geschaffen, dessen stets wachsendes Contingent höchst begründete Besorgnisse erweckt. Der Pauperismus tritt drohend auf: er verlangt seinen Sitz am Bankette des Lebens, will Theil nehmen an den Genüssen dieser Welt, will nicht mehr der ausgeschlossene Paria sein, der sich nährt von den Brosamen, die von dem Tische des

wohlbeleibten, satten Brahminen fallen. Der Pauperismus will sich selbst an den Tisch setzen und von der vollen Schüssel speisen, anstatt gleich einem Hunde die Knochenreste aufzulesen. So lange es Arbeit und Brot hatte, versöhnte sich das Proletariat mit dem Gedanken an die ungleiche Vertheilung der Güter auf Erden. Es murrte, äußerte zeitweilig seine Unzufriedenheit, protestirte hie und da mit kräftigen Worten, manchmal sogar mit kräftigen Thaten, aber es war doch zuletzt satt und der Satte raisonnirt nicht viel.

Doch da kam die schwere Zeit der bösen Noth, wo die Politik ihre Wirkung auf alle Lebensbedingungen zu äußern begann; wo das durch welterschütternde Ereignisse gestörte Gleichgewicht unseres Continentes ein beständiges Hin- und Herschwanken bedingte, eine stete Unsicherheit, ein unaufhörliches Mißtrauen in Bezug auf die nächste Zukunft. Und die böse Zeit der schweren Noth machte sich überall und bei Allen fühlbar. Das finanzielle Gleichgewicht im Wesen fast aller Staaten war eben so gestört, als im Haushalt der Einzelindividuen. Die unverhältnißmäßig anwachsenden Ausgaben konnten selbstverständlich durch die eben so sich unverhältnißmäßig vermindernden Einnahmen nicht bestritten werden und es begann eine Periode des universellen Pumpens. Staaten und Individuen pumpten so lange, bis sie über die Ohren in Schulden geriethen und insolvent wurden, abgesehen davon, daß bei Niemand mehr zu pumpen war, da factisch Niemand mehr etwas Anderes hatte, als Haufen von diversen farbigen, hübschen Papierfetzen mit mehr oder minder künstlerisch ausgeführten Vignetten bedruckt. Und der Communismus, Dank der ihm in Frankreich und England so generös erwiesenen Gastfreundschaft, erhob triumphirend sein schlangenumringeltes Medusenhaupt und ein in Schulden versunkenes, von Waffen starrendes Europa, stets bereit sich in gegenseitiger tödtlicher Umarmung zu erdrücken, bot einen gar dankbaren Boden für die verbrecherische Propaganda der internationalen, von der Zerstörungssucht alles Bestehenden angefressenen Partei. Und in Wort und That thaten diese selbstgeschaffenen Weltverbesserer das Unhaltbare der gegenwärtigen Zustände dar, suchen zu beweisen (sic!), daß mit dem untauglichen Alten ganz aufgeräumt werdes müsse, um brauchbares Neue zu schaffen und daß frisches Leben nur aus den Ruinen erblühen könne. Tabula rasa! ward die tolle Losung. Thörichte Verblendung! Hirnverrückter Wahn, welcher durch die falschen Lehren von Pseudohumanisten und Pseudoliberalen genährt wurde, die den glimmenden Funken zur hellen Flamme anfachten.

Und es begannen die Minirarbeiten; die sociale Basis wurde langsam, aber stetig untergraben, die Rechtsbegriffe auf eine sehr geschickte Weise verwirrt und der Proudhonsche Ausspruch „Eigenthum ist Diebstahl" praktisch verwerthet. Politische Schwärmer pfuschten gewöhnlichen Spitzbuben in's Handwerk; das Eigenthumsprincip ward vogelfrei erklärt und die Zahl der Defraudanten wuchs in erschrecklicher Weise an; eine wahre Sintfluth von Gaunern. Diese saubern Zustände wurden durch einen unauslöschlichen Durst nach Genüssen, einen wahren Heißhunger nach Vergnügungen gefördert. Alle lebten über ihre Mittel; der Luxus verbreitete sich immer mehr und die Möglichkeiten, seinen Anforderungen zu genügen, verringerten sich. Alle Mittel schienen gut, um gewisse Zwecke zu erreichen. Und so kamen abnorme Erscheinungen zu Tage, über deren Ursprung man nachgrübelte und sich die Köpfe zerbrach. Dieser Bild bietet fast ganz Europa dar.

Das sind die herben Früchte der allzurealistischen Geistesrichtung, durch deren gleißnerische Versprechungen man sich hiereißen ließ. Selbst die Wissenschaft hatte größtentheils aufgehört, die hehre Göttin der Weisheit zu sein, ist zur simplen Milchkuh herabgewürdigt worden. Man dringt nicht mehr in den Tempel der Weisheit; um seinen Geist zu bereichern, sondern um seinem Körper einen gewissen Comfort zu verschaffen; man studirt nicht mehr, man lernt nur, um gewisse Rechte zu erlan-

gen. Die Wissenschaft ist ein Nebending, der materielle Gewinn, den man aus derselben zu ziehen hofft, — die Hauptsache. Unmündige Kinder raisonniren und unreife Junglinge maßen sich die Rolle von Weltverbesserern an. Leute, die nicht zu gehorchen gelernt, wollen befehlen; Blinde urtheilen über die Gemälde Corregios, und Taube kritisiren die Tondichtungen von Mozart, finden sie gar zu schwärmerisch. Betrügerische Bankrotteure predigen Redlichkeit und spitzbübische Lieferanten werfen sich zu Sittenrichtern auf. Hetären beanspruchen den Tugendpreis und ein Chor von Rykows singen das bekannte Lied: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis in dein kühles Grab." Söhne hofmeistern die Väter, und Töchter halten ihren Müttern langathmige Vorlesungen über den Anstand. Sparsamkeit wird Geiz genannt und Verschwendungssucht zur Generosität erhoben. Diebe proclamiren die Heiligkeit des Eigenthums und Mörder schreiben tiefsinnige Dissertationen über die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens. Anarchisten beanspruchen den Titel der Wohlthäter der Menschheit und Dynamit wird als ein Universalmittel gegen alle socialen Gebrechen der Neuzeit erklärt. Religiöser Fanatismus hüllt sich in die Toga der Toleranz und Racenhader nimmt die Maske des Patriotismus vor.

Und die Weiber bleiben nicht hinter den Männern zurück, gehen ihnen, im Gegentheil mit dem „guten" Beispiel voran, wodurch sich auch die in der gesammten Culturwelt immer mehr an Ausdehnung gewinnende Epidemie der Ehelosigkeit erklärt; denn in der gegenwärtigen, bei dem weiblichem Geschlecht sich kundthuenden progressiven Ertwickelung excentrischer Lebensanschauungen, extrawaganter Forderungen und Prätensionen, unerfüllbarer Wünsche und Bestrebungen, werden die Ehen baldigst aufhören, ohne daß es drakonischer Erlasse und Verbote bedarf. Und wahrlich ich sage euch, es wird bald die Zeit kommen, wo die moderne Jungfrau der Gegenwart den Schmerzens- und Verzweiflungsschrei eines brittschen Königs der Vergangenheit parodiren und ausrufen wird „Ein Königreich für einen Mann!" und selbst zu diesem Preise wird sich Niemand finden, der die Rolle des Opferlammes zu übernehmen erbötig sein wird. Denn unsere Frauen und Mädchen treiben es immer toller, die moderne weibliche Erziehung und Sinnesrichtung wird immer verschrobener, so daß wir bald keine Gattinen, Mütter und Wirthinnen haben werden, sondern bloß Zwitterwesen, die zu keiner Kategorie zuzuzählen sind.

„Die Natur gab euch ein Gesicht und Ihr macht Euch ein anderes!" könnte man, wie Hamlet den Schauspielern zuruft, jetzt den Weibern zurufen. Doch nicht nur, daß man sich andere Gesichter macht; das was die Natur geschaffen, verunstaltet, indem man zu ergänzen und Lücken auszufüllen wähnt; nicht nur verkrüppelt man den Körper durch falsche Haare und Zähne, durch Chignon und Tournüre, durch Corset und naturwidrige Schuhform, sondern man verkrüppelt auch den Geist, entstellt die Seele, verknöchert das Herz, ruinirt das Gemüth, umnachtet den Verstand durch übertriebene Begriffe eigenen Werthes, durch Selbstüberschätzung und Selbstanbetung, durch falsche Begriffe vom Leben überhaupt und von der eigenen Bestimmung insbesondere, durch übertriebene Ansprüche und Emancipationsbestrebungen, durch Genußsucht und Frivolität einerseits, durch fälschlich aufgefaßten Wissensdrang und Ascetismus andrerseits.

Wenn unsere Urahnen Affen oder Austern gewesen, was werden unsere Urenkel sein? Ein tiefer Schauer überkömmt mich bei dem Gedanken und bein Zeus! ich möchte mein Enkel nicht sein und habe zu diesem Wunsche gar vollwichtige stichhaltige Gründe. Denn blutleer, hirnlos ist die Gegenwart, was kann die Zukunft bieten? Was kann man von der künftigen Generation erwarten, wenn die gegenwärtige von allgemeiner Anämie ergriffen ist? Zu welchen Hoffnungen ist man berechtigt in einer Zeitperiode, wo kleine Mädchen nervenkrank sind, kleine Knaben von hysterischen Anfällen ergriffen werden? Welch eine Prognose kann man den

kommenden Geschlechtern stellen, wenn man solche betrübende Symptome zu constatiren gezwungen ist? Welche Väter und Mädchen der Zukunft darf man von solchen Knaben und Mädchen der Gegenwart erwarten?

Es ist leider eine herbe, trostlose Wahrheit, die ich zu verkünden gezwungen bin: Es giebt keine Kinder mehr! Man hat Alles gethan, keine Anstrengung gespart, um das Kind zu tödten und man wagt es dann, Anforderungen an den Jüngling, den Mann zu stellen! Man vernichtet den freudigen Frühling der Kindheit und ist dann ganz erstaunt, wenn die Saat im Sommer der Jugend nicht aufgeht und wenn die Ernte im Herbste der Mannbarkeit mißräth und der Greis im Winter des Lebens hungert, wenn man überhaupt das Greisenalter erreicht, was an und für sich unter gegebenen Verhältnissen eine durchaus nicht so sehr wünschenswerthe und verlockende Perspective ist. Muthwillig zerstört man die junge Saat und ist ganz erstaunt, daß sie keine Früchte hervorbringt; man entblödet sich sogar nicht, sie der Undankbarkeit anzuklagen, da sie alle auf ihre Pflege verwandte Sorgfalt so schnöde vergolten, die gehegten Hoffnungen und Erwartungen getäuscht. Wollte Gott, ihr hättet euch weniger um die junge Pflanze bekümmert, sie wäre weit weit besser gediehen. Wollte der Himmel, ihr hättet sie der Mutter Natur übrrantwortet, anstatt sie im Treibhause groß zu ziehen und aus dem kräftigen Baume eine Zwergpflanze zu machen, wie es die dummen Chinesen anstellen, die auch der Natur derartig Gewalt anthun und durch geschickte Behandlung die kleinsten Bäume hervorbringen, ebenso wie sie die Füße ihrer Weiber verstümmeln, indem sie gewaltsam deren Dimensionen auf ein Minimum zu reduciren bestrebt sind.

Wenn das die Früchte der so viel gepriesenen Civilisation der Neuzeit sind, so fühlt man wahrlich die Versuchung herantreten, sich in die Barbarei des Alterthums zurückzuwünschen. Man fühlt sich wahrlich versucht in den Ruf auszubrechen: „O schöne Welt — Du bist abscheulich!" wenn man nicht die Hoffnung hätte, daß ein günstiger Umschwung doch endlich stattfinden müsse. Je schlechter — desto besser. Schon jetzt fängt man allmälig an, seine Verirrungen einzusehen und gewisse Irrlehren, die früher jugendliche Köpfe entflammten und begeisterten, lassen viele jetzt kalt, da man deren Hohlheit und Haltlosigkeit eingesehen; da man zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie nicht beleben, sondern ertödten; daß sie kein Heil, sondern nur Unglück bringen; daß der Organismus durch sie nicht gesundet, sondern noch mehr krankt; daß sie nicht erleuchten, sondern verdunkeln; daß sie nicht aufklären, sondern verwirren; daß sie nicht sociale Krebsschäden entfernen, sondern sie vermehren; daß sie endlich die öconomische Noth nicht lindern, sondern stärken und kräftigen, daß sie sich immer mehr verbreite, immer größere Verwüstungen anrichte.

„Wir haben den Glauben an uns selbst verloren, sagt N. J. Pirogow in seinen posthumen Memoiren, und das ist der Grund des Elends. Schon die Kinder auf den Schulbänken werden von dem unseligen Unglauben inficirt."

Diese Worte des berühmten Denkers und Humanisten enthalten eine tiefe bittere Wahrheit und können nicht genug beachtet werden. Die einstige Glaubensseligkeit ist geschwunden und hat verderblichen realistischen Anschauungen Platz gemacht. Mit dem immer mehr auf schwachen Füßen stehenden Glauben an die Gottheit, ist auch der Glaube an die Autorität untergraben und durch eine Alles zersetzende skeptische Kritik ersetzt worden. Nichts ist mehr heilig, und Principien, denen man früher freudig Altäre baute, werden jetzt verächtlich in den Staub getreten. Die realistische Anschauung hat gar zu sehr Oberhand gewonnen und hat nur Leiden in ihrem Gefolge gehabt. Der Materialismus hat die Ideale entthront und triumphirend ihre Stelle eingenommen und Alle beugen das Kniee vor dem

Götzen, tanzen einen wüthenden Cancan um das goldene Kalb, feiern Börsenorgien, industrielle Saturnalien und erkennen nur das Börsenbulletin als Autorität an.

Doch es sind untrügliche Anzeichen vorhanden, daß sich ein Umschwung zum Bessern vollzieht, man ist schon jetzt von Vielem zurückgekommen und das kann nicht umhin als ein gutes Symptom der Umkehr betrachtet zu werden. Man hat einsehen gelernt, daß die Menschheit keine Sprünge machen kann, wie solche auch die Natur nicht kennt, in welcher sich Alles stetig, langsam entwickelt. Wieviel Zeit und Sorge ist erforderlich, bis der in den Schooß der Mutter Erde gestreute Saame keime, aufgehe, sich entwickle und Früchte gebe. Der Regen muß den Saamen befruchten, die Sonne muß ihn erwärmen; es muß Frühling und Sommer und Herbst werden, bis man zur Ernte schreiten kann. Es wäre ein thörichtes Beginnen, hieße die Frucht im Keime ersticken, wollte man die Natur zwingen. Ebenso ist es beim Menschen. Nur eine naturgemäße Entwickelung kann von Dauer und heilsam sein. Das kann unseren selbstberufenen Weltverbesserern, die sich mit Hirngespinsten tragen, nicht zu dringlichst ans Herz gelegt werden.

V.

Und darum, trotz allem dem, trotz der düsteren Gegenwart, wollen wir eine heitere Zukunft erhoffen. Denn die Menschheit schreitet immer vorwärts und beginnen sich humanere Ansichten Bahn zu brechen. Davon hat man am besten Gelegenheit, sich zu überzeugen, wenn man sich das Leben und Treiben da draußen in der Welt etwas näher ansieht, wenn man die wunderbaren Erfolge des Fortschritts constatirt. Man muß den rührigen Schaffungsgeist des menschlichen Geistes anstaunen, man muß demselben die ihm gebührende enthusiastische Bewunderung zollen. Wenn man sieht, was die Hände der Menschen geschaffen, so beginnt man an seine Gottähnlichkeit zu glauben. Darum ist ein Lug-aus in die Welt sehr nützlich und es bewährt sich der alte Spruch: „Wenn man eine Reise thut, so kann man was erzählen", denn solange man an die heimathliche Scholle gebunden ist, beachtet man die Erscheinungen des sich vor unseren Augen abspielenden Lebens nicht, (eben so wie der Schweizer gleichgiltig an den mit ewigem Schnee bedeckten Bergtitanen vorübergeht, und das poetische Alpenglühen als etwas Alltägliches nüchtern betrachtet), während man dieselben in der Fremde mit größtem Interesse verfolgt.

Wenn man unseren Erdball von der Vogelperspective aus betrachtet, so kann man nicht umhin, zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Natur alles Mögliche gethan, um der gegenseitigen Annäherung der Glieder der großen Völkerfamilie jegliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Sie hat unendliche Meeresflächen geschaffen, welche die einzelnen Welttheile von einander trennen; sie hat himmelanstrebende Gebirge auf einander gethürmt, die als Scheidewand der Länder dienen; sie hat unwegsame Wüsteneien, reissende Flüsse in's Leben gerufen, die der Verbrüderung der Menschheit als Hemmschuh entgegenstehen, kurz, unsere Erde ist so geschaffen, als ob sich die Natur speziell die Aufgabe gestellt hätte, die Menschen von einander zu halten, wenigstens ihre Verschmelzung nach Kräften zu erschweren.

Doch da man bei der gütigen, schöpferischen Natur eine solche inhumane Absicht nicht voraussetzen kann, so ist man durch die Thatsache jedoch zu der Hypothese berechtigt, daß alle diese Hindernisse zu dem Zwecke angehäuft worden, um den Menschen zur unermüdlichen Thätigkeit, zum rastlosen Fleiße anzuspornen. Denn wenn dem Menschen, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, die gebratenen Tauben in den Mund flögen; wenn kein Stimulus vorhanden wäre, der ihn anspornt

und aufmuntert, es ihm zur Nothwendigkeit macht, sich jeden Schritt im Leben zu erkämpfen; wenn es keinen Kampf um's Dasein gäbe und die Existenz auf Erden ein behagliches Nichtsthun bildete, so würde der Mensch baldigst verkommen, seine Energie würde erlahmen, seine körperliche und geistige Elasticität sich verlieren und von Streben keine Spur vorhanden sein. Das wäre kein zielbewußtes, menschliches Leben mehr, sondern ein zweckloses, instinktives Dahinvegetiren, ohne Illusionen und Ideale, ohne Progreß und Cultur. Wozu kämpfen, wenn man keine Ideale kennt? Wozu arbeiten, wenn man keine Bedürfnisse hat, oder die geringen Ansprüche an's Leben sich auf eine leichte Weise befriedigen lassen?

Darum hat die weise Vorsehung, die den Menschen zu etwas Höherem bestimmt, ihm auch auf jedem Schritte des Lebenspfades Hindernisse in den Weg gestellt, die er nicht umgehen kann, die er nolens volens hinwegräumen muß, unter Anstrengung seiner geistigen und körperlichen Kräfte. Darum ist das Leben ein fortwährender Kampf und je härter der Kampf, desto schöner ist der Sieg, je schwerer man etwas erringt, desto süßer ist der Genuß des Besitzes. Ein Mensch, der zu kämpfen aufhört, hat zu leben aufgehört. Bei Völkern geht es so wie bei Individuen. Je stiefmütterlicher die Natur ein Land begabt, desto größer ist die Spannkraft der Bevölkerung. Holland entreißt dem nassen Elemente Gebiete, trocknet große Seen aus, um seiner Bevölkerung Ackerland zu schaffen und da, wo früher stolze Dreimaster die wogenden Fluthen mit ihrem Kiel durchschnitten, pflügt der geschäftige Bauer das Feld, streut den Samen aus, daß er aufgehe zu reichlicher Ernte. Finnland, in stetem Kampfe mit der rauhen Natur und seinem felsigen Boden begriffen, bekundet eine Zähigkeit und Vitalität, der man seine Bewunderung nicht versagen kann; trotzt dem Granit die geringste Erdschicht ab und prosperirt eben Dank dem unerbittlichen, erbitterten Kampf, den zu führen es gezwungen ist. Ebenso Norwegen, Island u. s. w.

Und wie haben sich die größten Reiche oft aus den kleinsten Anfängen durch vereinte Kräfte entwickelt, durch geniale Herrscher, die ihre Völker führten auf den Weg des Progresses und Gedeihens. Rußland, das riesige Hundertmillionenreich, ging aus den schwersten Prüfungen, aus blutiger Zwietracht, aus hartnäckigem Bruderkampf hervor als ein Großstaat, in dessen Bereich die Sonne nicht untergeht. Und gerade das, wodurch es zu Grunde gerichtet werden sollte, hat es gefestigt: Die Tatarenherrschaft hat die verschiedenen kleinen Ländchen zusammengeschweißt, verschmolzen zu einem großen, compacten Ganzen. Und Deutschland, das vom kleinen Preußen schrittweise aus einem geographischen Begriffe zu etwas Reellem, Großen gemacht worden, trotz allen Anfeindungen, ja vielleicht eben wegen derselben; Nordamerika, diese englische Strafcolonie, die zum mächtigen Großstaat herangewachsen; wie schwer ward da der Kampf mit den Rothhäuten und den Urwäldern, wo man auf jedem Schritte sein Leben gegen Bestien in Menschengestalt vertheidigen, wo man der Natur jeden Zollbreit Erde abringen, abtrotzen mußte; wo man Urwälder urbar zu machen gezwungen war, in Wüsteneien Eisenbahnen anlegte, und—neben dem sich schlangengleich windenden Eisenstrange entstanden mit Zauberschnelle volkreiche Städte, blühende Handels- und Industriecentren. Und das hat die Nothwendigkeit des Kampfes hervorgebracht; diese großen Resultate wären nie und nimmermehr errungen worden, wenn besagte Völker und Länder in günstigere Verhältnisse gestellt gewesen, von der Natur verschwenderisch dotirt worden wären. Der Kampf stählt den Mann; ist allein vermögend, die Wüste in ein Paradies zu verwandeln, während unter den besten Verhältnissen oft das Paradies zur Hölle wird, wie wir es an dem mit verschwenderischer Zärtlichkeit und Liebe von der Natur ausgestatteten Spanien sehen, das jetzt zu einem geistig verkommenen, finanziell ruinirten, politisch unbedeutenden Lande mit ganz erschöpften Hilfsquellen herabgesunken, von seiner

früheren Machtstellung herabgestiegen zu einem von Anarchie durchwühlten Staate dritten Ranges.

Und der Mensch in seinem Alles umfassenden Geiste hilft der Natur nach, richtet es sich nach seiner Bequemlichkeit ein; trennt, wo es ihm gerade paßt, das was die Natur verbunden; verbindet das, was sie getrennt, scheut sogar nicht vor dem grandiosen Gedanken zurück, die Wüste Sahara in ein wogendes Meer zu verwandeln, wie er das Harlemer Meer mit blühenden Städten und Dörfern üppigen Wiesen und grünenden Auen bevölkert. Durch die felsigen Eingeweide des Mont Cenis keucht die Locomotive, lange Eisenbahnzüge nach sich schleppend; das eherne Schienenband umgürtet die Cordillerengebirgskette, klimmt fast bis zu seinem Gipfel empor, ersteigt den Simplon und den Semmering; durch die Sandfläche von Suez, wo früher Karawanen mit schwerbepackten Kameelen zogen, eilen jetzt flüchtige Dampfer geschäftig dahin; unter den schweren Wellen der Themse brausen täglich hunderte Züge; lustige Ballons schwingen sich in den blauen Aether empor; Telegraphendrähte überspannen das Weltmeer oder ruhen in Gestalt riesiger Kabelschlangen auf dessen Grunde, von den Meeresbewohnern angestaunt; flinke Eisenbahnzüge brausen über die Dächer der Londoner höchsten Häuser dahin und wenn nicht die Eifersucht und das Mißtrauen der Völker wäre, so würde England und Frankreich binnem Kurzem durch einen Eisenbahntunnel auf dem Grunde des Canal Lamanche verbunden gewesen sein, eben so wie sich Frankreich mit Italien verbunden, durch den St. Gotthard die Bruderhand gereicht, und sich die keuchende, pustende Locomotive durch die riesigen Granitfelsen Bahn gebrochen hat; Telephondrähte werden baldigst den ganzen Erdball umspannen und man wird sich hoffentlich aus Petersburg mit einem Freunde in New-York oder Honkong, Madrid oder am Cap der guten Hoffnung unterhalten können und darin eben nichts Ungewöhnliches finden, wie in der elektrischen Erleuchtung des Atlantischen Oceans oder der Errichtung von schwimmenden Telegraphenstationen auf den bedeutendsten Heerwegen der Welt, dem Mittelländischen Meere, der Atlantica und dem großen Ocean.

Und Dank dem, vor Nichts zurückzuschreckenden, Alles für möglich und erreichbar haltenden Genius nähern sich die einzelnen Glieder der großen Völkerfamilie räumlich immer mehr. Es bleibt nur zu wünschen und zu hoffen übrig, daß diese so sehr erwünschte gegenseitige Annäherung sich auf alle Gebiete des Lebens, auf sociale und politische, auf commercielle und industrielle Sphären erstrecke und daß die Culturwelt aufhöre, ein von Waffen starrendes Kriegslager zu sein, daß die Menschheit ihre Ideale, als ihr kostbarstes Gut sorgfältig behüten und bewahren möge, da deren Verlust durch nichts auf der Welt ersetzt werden kann; daß uns der unerschütterliche Glaube an den endlichen Sieg dieser durch das Culturleben ausgearbeiteten Ideale bleibe; daß wir stets für Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit eintreten; das Licht gegen das Dunkel, die Aufklärung gegen die Ignoranz, die Liebe gegen den Haß, den Toleranz gegen die Unduldsamkeit schützen und schirmen und der ewigen Wahrheit zum entscheidenden Siege verhelfen.

Mögen uns diese Grundsätze als Ariadnefaden in dem Labyrinthe des irdischen Daseins dienen; sie seien die leuchtenden Leitsterne, die uns den wahren Weg andeuten; das Steuerruder, das uns ungefährdet durch Klippen und über Untiefen in den ersehnten Hafen der Ruhe führe; der zuverlässige Hoffnungsanker, den wir auswerfen, um sicher den Orkan sich austoben lassen und dem Anprall der schäumenden Wogen zu trotzen, die unsern Nachen an einen Felsenriff schleudern möchten, damit er an demselben zerschelle und wir elendlich zu Grunde gehen; endlich der rettende Leuchtthurm, der uns in düsterer Nacht, wo selbst unser Stern in grauser Finsterniß erloschen, von dräuend sich bäumenden, neidischen Wolken verhüllt, von Fern freund-

lich entgegenwinkt, uns andeutend, wo wir ein liebevolles und sicheres Asyl finden können.

Möge das herannahende hohe Fest der Resurrection, das zur Feier desselben im weiten russischen Reiche ertönende Geläute eine neue Ära von Friede und Liebe einläuten; möge es uns eine Periode geistigen Aufblühens, materiellen Gedeihens, allgemeiner freudiger Entwicklung schenken und die hehren Glockenklänge uns der so langersehnten und stets in die Ferne gerückten Völkerverbrüderung näher bringen. Mögen diese friedlichen, lieblichen Töne das dumpfe Waffengetöse ersticken, das von Zeit zu Zeit zu uns dringt und Furcht und Bangen hervorruft. Mögen diese festlichen Klänge zur Liebe und Eintracht gemahnen, uns daran erinnern, daß wir doch Alle Kinder sind eines Vaters und daß es verbrecherisch sie, einander zu hassen und zu bekämpfen, und daß die Quintessenz der Lebensweisheit in den wenigen Worten bestehe: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.

Wenn man doch diese Worte beherzigte; wenn das Fest der Resurrection zum Wiederauferstehungsfeste der allgemein Liebe würde, und wenn aus den alten häßlichen Ruinen der Vergangenheit ein neues, schönes Leben der Gegenwart erblühte. Mögen auch Wahrheit und Nächstenliebe, Pflichttreue und Opfermüthigkeit, Aufklärung und Eintracht ihre Auferstehung feiern, zu neuem schönen Leben erwachen. Eben so wie fast gleichzeitig mit dem hohen Feste der Resurrection die Natur ihre Auferstehung, ihr Erwachen aus langem Winterschlafe feiert, so wäre es zu wünschen, daß auch die besseren Gefühle in den Herzen der Völker und Einzelindividuen zu neuem Leben erwachen und den gegenseitigen Anfeindungen und Verdächtigungen, den Verläumdungen und Insinuationen, dem Hetzen und Intriguiren ein Ziel gesetzt werde.

Und wenn sich auch die Natur grämlich herbstlich zeigt, so blüht doch in unserem Herzen der frohe liebliche Frühling. Und wenn auch drohende Herbstwolken den Horizont verdüstern, die Frühlingssonne wird sie doch verscheuchen. Wir fühlen das neue, keimende, schöne Leben, das sich überall schon kundthut, wenn auch noch gewaltsam durch rauhe, klimatische Verhältnisse zurückgehalten. Wir hoffen und glauben, daß schöne freudige Tage baldigst anbrechen werden und daß die strahlende Sonne doch siegend das graue, sie neidisch verhüllende Gewölk durchbrechen wird. Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond. Eben so wie die Newa die sie während langer Monde zur Unbeweglichkeit verdammenden Eisfesseln gesprengt und ihre noch unlängst zu Tode erstarrten Wellen jetzt in munterer Lebendigkeit dahinrollen; eben so wie es sich im dunklen Schooß der Mutter Erde zu regen beginnt und die ausgestreute Saat sich vorbereitet zu goldiger Ernte aufzugehen; eben so wie bereits sich Bäume und Sträucher mit frischen Säften füllen und das junge zarte Grün bald vorwitzig wißbegierig hervorlugen wird — ebenso wird sich hoffentlich auch im Leben der Völker eine neue mildere Regung bemerkbar machen; humanere Ansichten werden sich den Platz erkämpfen, den man ihnen bis jetzt versagt, mildere Regungen werden sich kund thun und man wird hoffentlich baldigst zu der Ueberzeugung kommen, daß es genug sei, des grausamen Spiels mit dem Wohl und Wehe von Millionen, mit dem geistigen Gedeihen und materiellen Aufblühen einer Culturwelt.

Und die Blüthen meiner Hoffnungen werden durchaus nicht geknickt, wenn sich auch zuweilen ein rauher Reif darüber legt; der in meinen Herzen rumorende Frühling wird durch keine Widerwärtigkeiten verscheucht; das in meiner Seele tönende Lerchengeschmetter, eine schönere Zukunft verkündend, verstummt nicht, und die in meinem Gemüthe erblühten Veilchen fahren fort zu duften und mit ihren frommen blauen Augen scheinen sie Trost zu spenden, mir zuzurufen, nicht zu verzagen, sondern zu hoffen.